

N. M. Karamsin

Briefe eines reisenden Russen

Nikola Verlag


UNIVERSITY OF TORONTO
VELUT ARBOR ÆVO




NICOLAI KARAMSIN.

Briefe eines reisenden Russen

von

N. M. Karamsin

Aus dem Russischen von
Johann Richter

1922

Rikola Verlag
Wien Berlin Leipzig München

Druck der Offizin der Waldheim-Eberle

Vorwort

Nikolai Michailowitsch Karamsin (1766 bis 1826) unternahm in den Jahren 1789 und 1790 eine Reise nach Deutschland, die Schweiz, Frankreich und England. Über seine Erlebnisse und Eindrücke berichtet er an seine Freunde in Moskau, das Ehepaar Pleschtschejew, in ausführlichen Briefen, von denen er, so persönlich sie auch gehalten sind, doch literarischen Erfolg erwartet. Diese Briefe sind ein kulturgeschichtliches Dokument, denn sie geben getreue Bilder von Land und Leuten, Sitten und Anschauungen ihrer Zeit; wir lernen Gelehrte, Dichter und Künstler in ihrem Alltagsleben kennen und begegnen Begriffen und Einrichtungen, die heute Gemeingut geworden sind, in ihrer Werdezeit.

Was Karamsins Briefe für die Russen bedeuteten und bedeuten, möge ein Auszug aus der Festrede dartun, die der Akademiker F. J. Buskajew anläßlich der Feier des 100. Geburtstages Karamsins am 1. Dezember 1866 in der Moskauer Universität hielt:

„... durch seine Briefe aus dem Auslande hat Karamsin die ersten ausführlichen Berichte über die europäische Zivilisation in unsere Literatur gebracht; diese Berichte waren umso lehrreicher, da sie sich auf die letzten Jahre des vergangenen Jahrhunderts bezogen, als die Herrschaft der französischen Richtung neuen Ideen weichen mußte, die sich in der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts weiter entwickelten. So verloren die „Briefe eines russischen Reisenden" auch in der Periode, als Puschkin wirkte, nicht ihre zeitgemäße Bedeutung, sondern besitzen sie zum Teil auch noch jetzt.

Denn in ihnen sind zuerst viele Begriffe und Meinungen ausgesprochen, die zu unserer Zeit Besitz jedes gebildeten Menschen geworden sind.

Die außergewöhnliche zivilisatorische Kraft dieser Briefe beruhte, abgesehen von der hohen Begabung und den umfangreichen Kenntnissen des Autors, in hohem Grade auf der Form dieser literarischen Gattung selbst. Statt systematischer Traktate über Geschichte und Statistik der westlichen Völker, über ihre Literatur, Kunst und Wissenschaft erscheint vor den Lesern ständig die sympathische Persönlichkeit eines Russen, der, soweit es am Ende des verflossenen Jahrhunderts möglich war, eine hohe Bildung besaß, im höchsten Grade eindrucksfähig und begabt war, der mit jedem Schritte auf seinem Wege heranreift, unermüdlich aus Büchern und aus dem Gespräch mit den Berühmtheiten jener Zeit lernt und, seinen Fortschritten entsprechend, die Früchte seiner Entwicklung an einige Freunde weitergibt. Aber der enge Freundeskreis sollte sich auf das ganze russische Lesepublikum erweitern, sobald die „Briefe eines russischen Reisenden" veröffentlicht wurden. Ihre zahlreichen Leser in allen Teilen unseres Vaterlandes wurden unmerklich in den Ideen der europäischen Zivilisation erzogen, sie gelangten gleichsam selbst mit dem heranreifenden jungen russischen Reisenden zur Reife, sie lernten mit seinen Augen die Bildung betrachten, mit seinen edlen Gefühlen fühlen, seine schönen Träume träumen.

Wenn der russischen Literatur, die von der Zeit Peters des Großen an reorganisatorisch arbeitete, die Aufgabe zufiel, die Früchte der Aufklärung des Westens zu uns zu bringen, so hat Karamsin seine Bestimmung glänzend erfüllt. Er erzog in sich den M e n s ch e n, um danach — mit vollem Bewußtsein — den russischen Patrioten zu verkörpern. Die Liebe zur Menschheit war für ihn die Grundlage für vernünftige Liebe zur Heimat und die westliche Aufklärung war ihm teuer, weil er die Kraft in sich fühlte, sie in seinem Vaterlande einzubürgern ..."

Karamsins Reisebriefe stehen ebenso wie seine Novellen unter dem Einflusse des Sentimentalismus, ja, eine der letzteren, die „Arme Lise", hat in Rußland ähnliche Wirkungen hervorgerufen, wie der

„Werther" in Deutschland. Freilich stellte der Sentimentalismus in Westeuropa eine Begleiterscheinung des sozialen Aufschwungs der Bourgeoisie dar, während er in Rußland literarische, vom Westen übernommene Mode war; aber diese literarische Mode hat den Blick der russischen Dichter und Denker auf die Seele ihres eigenen Volkes, auf seine Freuden und Leiden gelenkt, sie hat den Boden geschaffen, auf dem statt der bis dahin unselbständigen, ausländische Vorbilder nachahmenden Literatur ein nationales, selbständiges Schrifttum entstand.

Als reifer Mann hat Karamsin seinem Volke die „Geschichte des russischen Staates" gegeben, ein Monumentalwerk der russischen Literatur und Geschichtswissenschaft.

Die „Briefe eines reisenden Russen" bis zum Pariser Brief vom 27. März 1790 wurden im „Moskauer Journal" 1791/92 veröffentlicht. 1799 bis 1801 erschien eine vollständige Sonderausgabe. Außerdem sind die Reisebriefe in den Gesamtausgaben der Werke Karamsins enthalten. – Schon 1799 bis 1802 hat Johann Richter die Briefe in deutscher, von Karamsin selbst revidierter Übersetzung, geschmückt mit Kupfern in der Manier Chodowieckys, bei Johann Friedrich Hartknoch in Leipzig in sechs Bändchen erscheinen lassen. Diese Ausgabe ist die Grundlage des vorliegenden Neudrucks; um aber den Stoff übersichtlicher zu gestalten, wurde das Werk in vier Teile zerlegt: 1. Die Reise durch Deutschland; 2. Die Reise durch die Schweiz; 3. Die Reise durch Frankreich; 4. Die Reise durch England. 1867 erschien die französische Übersetzung: Lettres d'un voyageur russe en France, en Allemagne et en Suisse (1789—1790) traduites du russe, accompagnées de notes et d'une notice sur l'auteur. V. S. Poroschin, Paris 1867.

Die Zeittafel für die Jahre 1789 und 1790 gibt Anhaltspunkte für die politischen Verhältnisse jener Zeit, das alphabetische Personen- und Sachregister enthält Daten, so weit sie für die zu erläuternden Stellen in Betracht kommen.

Dr. Viktor Püttner.

Wer mit sich selbst in Lieb' und Frieden lebet,
Der findet Freud' und Liebe überall

Erster Teil

Reise durch Deutschland

Twer, den 18. May 1789.

So bin ich denn von euch getrennt, ihr Lieben! Mein Herz hängt an euch mit seinen zartesten Gefühlen, und ich entferne mich immer weiter von euch!

O Herz! wer weiß es jemals, was du willst? Wie viele Jahre ist das Reisen mein liebster Gedanke gewesen! Rief ich nicht begeistert aus: endlich reisest du einmal? War es nicht alle Morgen mein erster, und beim Einschlummern mein letzter froher Gedanke: Du reisest? Wie lange Zeit hab' ich mich durchaus mit weiter nichts beschäftigen können, als mit der Reise? Hab' ich nicht Tage und Stunden gezählt? – Und nun, da endlich der so heiß ersehnte Tag erschien, wie ängstlich ward mir zu Mute, als es mir zum erstenmale recht lebendig vor der Seele stand: Du mußt dich von den Menschen trennen, die dir auf der Welt die Liebsten sind, du mußt von allen scheiden, was, so zu sagen, dein ganzes moralisches Dasein bisher ausmachte! Worauf ich blickte – der Tisch, an welchem ich einige Jahre hindurch meine unreifen Gedanken und Empfindungen aufs Papier warf – das Fenster, in welchem ich oft in düstre Melancholie versunken saß, und wo mich nicht selten die aufgehende Sonne noch traf, das gotische Haus, der liebe Gegenstand meiner Blicke in den nächtlichen Stunden – mit einem Worte, alles, was mir in die Augen fiel, war eine teure Erinnerung an die verflossenen Jahre meines Lebens, wo ich, in schöner Muße, nur denken und empfinden konnte. Von leblosen Dingen nahm ich Abschied, wie von alten Freunden. Und gerade in dem Augenblick, als ich gerührt und erschüttert da stand, kamen meine Leute, weinend und bittend, daß ich sie doch nicht vergessen

und bei meiner Rückkehr ins Vaterland wieder annehmen möchte. Das Weinen steckt an, meine Freunde, und vorzüglich in solchen Fällen.

Aber ihr seid mir teurer, als alles, und von euch sollt ich scheiden. Mein Herz war so von Empfindungen überwältigt, daß ich zu sprechen vergaß. Doch was brauch' ich euch das zu sagen? — Die Minute, in welcher wir uns Lebewohl sagten, war so herbe, daß tausend süße Minuten in der Zukunft kaum hinreichen, sie zu bezahlen.

Der liebe Ptrw. begleitete mich bis vor die Stadt. Dort umarmten wir uns, und zum ersten Male, sah ich Tränen in seinen Augen — Ich setzte mich in die Kibitke und blickte zurück auf Moskwa, wo ich so vieles Teure zurückließ. Mit nassen Augen rief ich: Lebe wohl! Die Glocke*) tönte, die Pferde zogen an — und euer Freund war nun allein und verwaist in der Welt; verwaist und einsam war seine Seele.

Alles Vergangene ist Traum und Schatten. Ach! wo seid ihr Stunden, in welchen meinem Herzen so wohl wurde, in eurer Mitte, ihr Lieben? Wenn dem allerglücklichsten Menschen auf einmal die Zukunft enthüllt würde, so müßte sein Herz vor Schrecken erstarren, und seine Zunge in demselben Augenblicke verstummen, in welchem er sich den glücklichsten der Sterblichen nennen wollte.

Auf dem ganzen Weg stieg nicht *ein* froher Gedanke in meiner Seele auf, und auf der letzten Station vor Twer ward mein Kummer so mächtig, daß ich froh war, in dem Gasthofe des Dorfes, den Karrikaturen des Königs von Frankreich und des römischen Kaisers gegenüber, *mein Herz*, wie Shakespeare sagt, *ausweinen zu können*. Da erschien mir alles Vergangene in einem so traurigen Lichte — Doch es ist genug! Mein Kummer kehrt zurück — Lebt wohl! Gott schenke euch viel Freude! Lebt wohl bis Petersburg! — Erinnert euch an den Freund, aber ohne alle bittre Empfindung! — Lebt wohl!

---

*) Die Postpferde haben in Rußland gewöhnlich eine kleine Glocke. In Deutschland würde man sagen: Der Schwager stieß ins Horn.

Petersburg, den 26. Mai 1789.

Nach einem Aufenthalte von fünf Tagen, meine Freunde, reis' ich in einer Stunde von hier nach Riga ab.

In Petersburg bin ich nicht sehr lustig gewesen. Als ich zu meinem Freunde ** kam, fand ich ihn sehr bekümmert. Dieser verdienstvolle und liebenswürdige Mann schloß mir sein Herz auf; es ist zarter als ich vermutete, und er ist unglücklicher, als ich fürchtete. „Meine Umstände sind den Deinigen geradezu entgegengesetzt," sagte er mit einem Seufzer, „dein Hauptwunsch ist erfüllt: Du reisest, um zu genießen und dich zu vergnügen; und ich gehe, um den Tod zu suchen, der allein meinen Kummer endigen kann." Ich wagte es nicht, ihn zu trösten, und zeigte ihm nun die herzlichste Teilnahme an seinem Kummer. „Glaube nicht, mein Freund," sagte ich zu ihm, „daß du vor dir einen Menschen siehest, der mit seinem Schicksale durchaus zufrieden ist. Indem ich das eine Gut erlange, verlier' ich ein andres, und meine Seele trauert." Wir klagten zusammen über das unglückliche Los der Menschheit, oder wir schwiegen. Des Abends gingen wir gewöhnlich in den Sommergarten, und waren immer mehr in Gedanken, als wir sprachen. Jeder dachte an das Seinige.

Gegen Mittag ging ich an die Börse, um den Engländer, meinen Bekannten, aufzusuchen, von dem ich Wechsel empfangen sollte. Dort kam mir der Einfall, indem ich auf die Schiffe sah, zu Wasser nach Danzig, Stettin oder Lübeck zu reisen, um desto eher in Deutschland zu sein. Der Engländer riet mir das nämliche, und suchte den Kapitain auf, der in einigen Tagen nach Stettin absegeln wollte. Die Sache, wie es schien, war gemacht; aber es war nicht so. Man sagte mir, daß mein Reisepaß auf der Admiralität unterschrieben werden müßte. Ich meldete mich dort; aber man wollte ihn nicht unterschreiben, und zwar deswegen, weil er von der moskowischen, und nicht von der petersburgischen, Gouvernementsregierung ausgestellt, und darinnen nicht angegeben sei, daß ich zu Wasser reisen würde. Meine Vorstellungen halfen zu nichts. Ich kannte den Vorteil nicht, und so mußte ich denn zu Lande reisen, oder einen andern Paß in Petersburg nehmen. Ich entschloß mich zu dem ersten, ging, und be-

stellte Postpferde, die auch schon da sind. Und so lebt wohl, geliebte Freunde! Wenn wird mir doch wieder wohl werden! Bis jetzt bin ich noch immer voll Kummer. Lebt wohl!

Riga, den 31. May 1789.

Gestern bin ich in Riga angekommen und im Hôtel de Petersbourg abgetreten. Der Weg war höchst beschwerlich. Es war nicht genug an der traurigen Stimmung meines Herzens, deren Ursachen ihr kennt; es mußte noch ein starker Regen fallen, ich mußte aus Petersburg mit abwechselnden Fuhrwerken fahren, und nirgends erhielt ich eine gute Kibitke. Alles ärgerte mich. Überall, schien es, forderte man mir zu viel ab; auf jeder Station hielt man mich übermäßig lange auf. Doch nirgends war ich verdrießlicher, als in Narwa. Ich kam ganz durchnäßt in dieser Stadt an. Meine Betten, Kissen und alles war mit Kot bespritzt. Mit Mühe erhielt ich zwei Bastdecken zu Kauf, um mich damit auf irgend eine Art gegen den Regen zu schützen, und bezahlte dafür eben so viel als für ein paar lederne. Man gab mir eine elende Kibitke und jämmerliche Pferde, und kaum waren wir eine halbe Werst gefahren, so brach die Achse; die Kibitke fiel in den Kot und ich mit ihr. Mein Elias ritt mit dem Fuhrmann zurück nach einer neuen Achse, und ich stand da unter dem stärksten Regen. Das war noch nicht genug. Irgend ein Polizeibeamter kam und fing an zu lärmen, daß meine Kibitke da mitten im Wege läge. „Stecke sie in die Tasche", rief ich mit angenommener Kaltblütigkeit, und hüllte mich in meinen Mantel. Gott weiß, wie mir in diesem Augenblicke zu Mute war. Alle angenehmen Ideen von Reisen waren aus meiner Seele verwischt. O! wäre es da möglich gewesen, mich zu euch zu versetzen, meine Freunde! Ich verwünschte heimlich die unruhigen Wünsche des menschlichen Herzens, die uns von Gegenstand zu Gegenstande fortreißen, von den wahren Genüssen zu den scheinbaren, sobald die ersten aufhören, neu für uns zu sein — die unsere Gedanken auf Trugbilder richten, und uns antreiben, die Freude in der ungewissen Zukunft zu suchen.

Alles hat sein Ziel. Wenn die Welle gegen das Ufer stößt, so kehrt sie wieder zurück, oder sie stürzt in den Abgrund, wenn sie zuvor die Wolken berührte. — In demselben Augenblick, da mein Herz so voll war, kam ein wohlgekleideter Knabe von ungefähr dreizehn Jahren auf mich zu, und sagte mit einem angenehmen, herzlichen Lächeln, auf deutsch: „Ihre Kibitke ist zerbrochen? Ich bedaure Sie innig. Ist's Ihnen nicht gefällig, bei uns einzutreten? Das ist unser Haus. Mein Vater und meine Mutter lassen Sie bitten." — „Ich danke Ihnen, mein Herr; aber ich kann nicht von meiner Kibitke weggehen, und überdies bin ich ein wenig gar zu reisemäßig gekleidet, und durch und durch naß." — „Wir werden jemanden zu Ihrer Kibitke stellen; und wer wird auf den Anzug eines Reisenden sehen? Kommen Sie, lieber Herr, kommen Sie." — Dabei lächelte er so einladend, daß ich genötigt war, das Wasser von meinen Kleidern zu schütteln — es versteht sich, um mit ihm zu gehen. Wir faßten uns bei der Hand, und liefen aus allen Kräften nach einem großen steinernen Hause, wo ich in einem Saale des ersten Stockwerks eine zahlreiche Familie um einen Tisch versammelt fand. Die Wirtin schenkte Tee und Kaffee ein. Man nahm mich so freundlich auf, nötigte so herzlich, daß ich allen Verdruß vergaß. Der Wirt, ein Mann bei Jahren, auf dessen Gesichte die Gutherzigkeit deutlich geschrieben stand, fragte mich, mit der Miene der aufrichtigsten Teilnahme, über meine Reise. Ein junger Mann, sein Neffe, der unlängst aus Deutschland zurückgekommen war, sagte mir, wie man am vorteilhaftesten von Riga nach Königsberg reisen könne. Ich blieb über eine Stunde da; unterdessen hatte man die Achse gebracht, und alles war fertig. „Nein, warten Sie noch", sagte man mir — und die Wirtin brachte auf einer Schüssel drei Brote. „Unser Brot sei gut, sagt man, versuchen Sie es." — „Gott sei mit Ihnen," fiel der Wirt ein, indem er meine Hand faßte, „Gott sei mit Ihnen!" Ich dankte ihm mit tränenden Augen, und wünschte, daß er in Zukunft noch oft harmvolle, von ihren Freunden getrennte Reisende mit seiner Gastfreundschaft erheitern möge.

Gastfreiheit! heilige Tugend, die im Jugendalter des Menschengeschlechts so gewöhnlich war, und in unsern Tagen so selten geworden

ist, wenn ich dich jemals vergesse, dann müssen mich meine Freunde vergessen; ich müsse lebenslang, ein heimloser Wanderer, umherirren, ohne jemals einen zweiten Kramer zu finden. Ich nahm Abschied von dieser liebenswürdigen Familie, setzte mich in die Kibitke und fuhr davon, herzlich vergnügt, so gute Menschen gefunden zu haben.

Die Post von Narwa bis Riga wird die deutsche Post genannt, weil die Postkommissärs auf den Stationen Deutsche sind. Die Posthäuser sind aber immer die nämlichen, klein, von Holz und in zwei Hälften geteilt, wovon die eine für die Passagiere ist und die andere von dem Postkommissär bewohnt wird, bei welchem man alles finden kann, was zur Stillung des Hungers und Durstes nötig ist.

Die Stationen sind nicht groß; einige betragen nur zehn bis zwölf Werste. Die Postknechte sind verabschiedete Soldaten, deren einige sich noch an Münnich erinnern. Da sie gern plaudern, so vergessen sie die Pferde anzutreiben; und so bin ich von Petersburg bis hieher fünf Tage unterwegs gewesen. Auf einer Station bei Dorpat war ich genötigt zu übernachten, weil Herr S., der aus Italien kommt, alle Pferde nahm. Ich sprach über eine halbe Stunde mit ihm und fand einen liebenswürdigen und schätzbaren Mann an ihm. Er machte mir vor den preußischen Sandwegen bange und riet mir, lieber über Polen und Wien zu reisen; aber ich will meinen Reiseplan nun nicht mehr ändern. Nachdem ich ihm glückliche Reise gewünscht hatte, warf ich mich aufs Bett, konnte aber nicht schlafen. Endlich kam der Lette und meldete mir, daß meine Kibitke fertig sei.

Zwischen den Esten und Letten habe ich keinen Unterschied weiter entdecken können, als die Sprache und die Kleidung. Die einen tragen schwarze Röcke, die andern graue. Die Sprachen sind ganz verschieden; die Letten haben in der ihrigen viel deutsche und einige slawonische Wörter. Ich habe bemerkt, daß sie alle deutschen Wörter sehr weich aussprechen, welches zu beweisen scheint, daß ihr Gehör sehr zart ist.

Sieht man aber auf ihre Langsamkeit, Trägheit und Schwerfälligkeit, so muß man sie, gerade herausgesagt, für Dummköpfe halten. Die Edelleute, mit welchen ich Gelegenheit hatte zu sprechen, schalten auf ihre Faulheit und nannten sie schläfrige Leute, die ohne Zwang

durchaus nichts täten; und wahrscheinlich treibt man sie auch nicht wenig, denn sie arbeiten viel und ein Bauer in Livland oder Estland bringt seinem Herrn viermal mehr ein, als einer unserer kasanischen oder simbirskischen Bauern.

Diese armen Leute, die alle Werkeltage, aus Not und Zwang, arbeiten, sind dafür auch an Feiertagen ausgelassen lustig, deren es aber in ihrem Kalender leider! nur wenig gibt. Die Krüge oder Wirtshäuser, mit welchen der Weg besäet ist, waren bei meiner Durchreise gewöhnlich voll lustiger Bauern, die das Pfingstfest feierten. Bauern und Edelleute bekennen sich zur lutherischen Kirche. Ihre Kirchen sind den unserigen ähnlich, ausgenommen, daß auf ihnen kein Kreuz, sondern ein Hahn steht, welcher sie an den Fall Peters erinnern soll. Die Predigten werden in ihrer Sprache gehalten, doch verstehen die Pastoren alle deutsch.

An schönen Ansichten sind diese Gegenden sehr arm. Nichts als Wald, Sand und Sumpf. Es gibt weder hohe Berge, noch weite Ebenen und umsonst sucht man Dörfer wie bei uns. Hier sieht man zwei Bauernhöfe zusammen, dort drei, oder vier, nebst einer Kirche. Die Häuser der Bauern sind größer, als bei uns; gewöhnlich sind sie in zwei Hälften geteilt. Die eine dient zur Wohnung und in der andern liegt das Getreide. Wer nicht mit Postpferden fährt, kehrt in den Krügen ein. Doch hab ich unterwegens fast keinen einzigen Reisenden getroffen; so leer ist die Straße um die jetzige Zeit.

Von den Städten kann ich nur wenig sagen, da ich mich nirgends aufgehalten habe. In Jamburg, einem kleinen Städtchen, das durch seine Tuchfabrik bekannt ist, gibt es ein ansehnliches steinernes Gebäude. Der deutsche Teil von Narwa, oder das eigentlich sogenannte Narwa, besteht größtenteils aus steinernen Häusern; der andere Teil, der durch den Fluß von diesem getrennt ist, wird Iwangorod genannt. In jenem ist alles auf deutschem, in diesem hingegen alles auf russischem Fuß. Hier war ehemals unsere Grenze — o Peter, Peter!

Als ich Dorpat erblickte, rief ich: ein herrliches Städtchen! Alles war feiertagsmäßig. Männer und Frauen gingen Arm in Arm um

die Stadt spazieren und in den nahegelegenen Lustwäldern erblickte man fröhliche Pärchen.

Der hiesige Oberpastor ist der Bruder des unglücklichen Lenz. Er ist bei jedermann beliebt und hat gute Einkünfte. Erinnert er sich wohl an seinen Bruder? — Ich sprach über diesen mit einem livländischen Edelmann, einem liebenswürdigen und geistreichen Manne: „Ach! mein Herr," sagte er seufzend, „das, was dem einen Ruhm und Glück schafft, macht den andern unglücklich. Wer sieht nicht in den Gedichten des sechzehnjährigen Lenz und überhaupt in allem, was er bis zum fünfundzwanzigsten Jahre geschrieben hat, die Morgenröte eines großen Geistes? Wer glaubt nicht einen jungen Klopstock, einen jungen Shakespeare zu sehen? aber eine schwarze Wolke hat diese schöne Morgenröte bedeckt, und die Sonne ist nie aufgegangen. Das tiefe Gefühl, ohne welches Klopstock nicht Klopstock und Shakespeare nicht Shakespeare geworden wäre, hat ihn zu Boden gestürzt. Andere Umstände und Lenz wäre unsterblich!"

So wie man nur nach Riga kommt, sieht man sogleich, daß es eine Handelsstadt ist. — Viel Buden, viel Volk auf den Straßen, der Fluß mit Schiffen und Fahrzeugen verschiedener Nationen bedeckt, die Börse voll Menschen, überall hört man deutsch sprechen, hie und da auch russisch, und überall rechnet man nach Talern und nicht nach Rubeln. Die Stadt ist eben nicht schön; die Straßen sind enge — aber die Häuser sind von Stein und zum Teil recht artig. Der Wirt des Gasthofes, wo ich abstieg, war außerordentlich dienstfertig; er trug meinen Paß selbst in das Polizeiamt und suchte mir einen Fuhrmann, den ich für dreizehn Dukaten bis Königsberg bedungen habe. Mit mir zugleich reiset ein französischer Kaufmann, der von demselben Fuhrmann vier Pferde vor seinen Reisewagen gemietet hat. Den Elias schick' ich von hier nach Moskwa zurück. Geliebte Freunde, immer, immer denk' ich an euch. Noch bin ich in Rußland und schon längst, scheint es mir, sei ich in fremdem Lande — denn schon längst hab' ich euch verlassen. Lebt wohl. — Bleibt gesund und zufrieden! Auf der Reise nach Memel schreib' ich einige Zeilen für euch und schicke sie von dort aus. Lebt wohl!

In einem Kruge, den 1. Juni 1789.

Noch hatt' ich meinen letzten Brief an euch, meine Teuren, nicht geendigt, als die Pferde schon angespannt waren. Auch kam der Wirt, mir zu sagen, daß die Tore in einer halben Stunde geschlossen würden. Ich wollte den Brief noch vollenden, mußte den Wirt bezahlen, einpacken und dem Elias einige Aufträge geben. Der Wirt brachte die Rechnung; sie betrug für einen Aufenthalt von vierundzwanzig Stunden über neun Rubel. Ich hatte nicht Zeit diese Apothekerrechnung durchzugehen; ich konnte nur bezahlen. Noch wundere ich mich, wie ich in der Eile nichts vergessen habe. Endlich war alles fertig, und wir fuhren aus dem Tore. Da nahm ich Abschied von dem gutherzigen Elias — er reiste zu euch, ihr Lieben —

Es fing an, dunkel zu werden. In der Vorstadt hielten unsere Fuhrleute an. Ich mußte mich mit etwas beschäftigen, und so fiel mir's ein, meine Dukaten zu zählen. Drei oder vier Leute, die vorbeigingen, fragten mich, wohin ich reise? „Nach England", antwortete ich. Sie wunderten sich, wie man sich zu einer so weiten Reise entschließen könne und wünschten mir Glück auf den Weg.

Eine Kibitke jagte vor uns vorbei, und zwei junge Deutsche, die auf den Seiten der Kibitke saßen, und in den Händen Bouteillen und Pfeifen hielten, schrien mir zu: „Guten Abend, mein Herr." Wir fuhren hinter ihnen drein.

Der Abend war still und kühl. Ich schlief fest ein und merkte nicht, wie wir in den Krug kamen, wo wir die Nacht zubringen wollten. Da ich erwachte und mich umsah, bemerkte ich, daß neben der unserigen noch eine Kibitke in dem bedecktem Hofe stand. Es war dieselbe, die in der Vorstadt von Riga vor uns vorbeigefahren war. „Da sind noch mehr Reisegefährten", dachte ich, und schlief wieder ein. Die aufgehende Sonne erweckte mich mit ihren Strahlen. Wir fuhren weiter und kamen an ein kleines Haus mit einem Schlagbaum, welches die Grenze macht. Ich ging mit dem Pariser Kaufmann zu dem Major, der uns sehr höflich aufnahm und, nach Besichtigung unserer Pässe und Sachen, passieren ließ.

Wir betraten nun Kurland und der Gedanke, daß ich außer dem

Vaterlande sei, erzeugte in meiner Seele sonderbare Empfindungen. Auf alles, was mir in die Augen fiel, blickte ich mit besonderer Aufmerksamkeit, obgleich die Gegenstände an sich ganz gewöhnlich waren. Ich empfand eine Freude, meine Lieben, die ich seit unserer Trennung noch nicht gefühlt hatte. Sehr bald erblickten wir Mitau. Die Ansicht dieser Stadt ist eben nicht schön; für mich aber war sie reizend. „Das ist die erste ausländische Stadt", dacht' ich, und meine Augen suchten etwas besonderes und neues. Am Ufer des Flusses Aa, über welchen wir auf einem Floße setzten, steht der Palast des Herzogs, — kein kleines Gebäude, aber, von außen wenigstens, gar nicht prächtig. Die Fenster waren fast alle zerbrochen, oder herausgenommen, und man sah, daß inwendig gebaut wurde. Der Herzog wohnt auf seinem Lustschlosse, nicht weit von Mitau. Das Ufer des Flusses ist mit Holz belegt, mit welchem der Herzog ausschließlich handelt; dies ist eine beträchtliche Revenue. Die Soldaten, die auf der Wache standen, schienen, dem Ansehen und der Kleidung nach, Invaliden. Was die Stadt anbetrifft, so ist sie ziemlich weitläufig, aber nicht schön. Die Häuser sind fast alle klein und ziemlich unansehnlich. Die Straßen sind eng und schlecht gepflastert, und hie und da sieht man Gärten und wüste Plätze.

Wir traten in dem Gasthofe ab, den man für den besten hält. Sogleich umgaben uns Juden mit verschiedenen Kleinigkeiten. Der eine bot eine Pfeife an, der andere ein altes Lutherisches Gebetbuch und Gottscheds Grammatik; der dritte ein Fernglas, — und jeder versicherte, daß er seine Ware „solchen guten Herrschaften" für den billigsten Preis lassen wolle. Die Deutschen, die mit uns gekommen waren, gingen aus zu ihren Bekannten; die Französin, die mit dem Pariser Kaufmann reiset, eine Frau von ungefähr fünfundvierzig Jahren, trat an den Spiegel und brachte ihre grauen Haare in Ordnung und ich ging mit dem Kaufmann, nachdem wir das Mittagessen bestellt hatten, die Stadt besehen — und wir sahen — wie ein junger Offizier alte Soldaten exerzierte und hörten — wie eine alte stutznasige Deutsche in einem Häubchen ihren besoffnen Mann, einen Schuster, ausschalt.

Wie wir zurückkamen, aßen wir mit gutem Appetit und nach dem Essen hatten wir noch Zeit, Kaffee und Tee zu trinken und uns dabei recht satt zu schwatzen. Ich erfuhr da von meinem Reisegefährten, daß er von Geburt ein Italiener sei, daß er aber in seiner frühesten Jugend aus seinem Vaterlande nach Paris gekommen sei, um sich der Handlung zu widmen. Er ist viel gereist, und nach Rußland ist er teils Geschäfte halber gekommen, teils um die ganze Strenge des Winters kennen zu lernen. Jetzt reiset er wieder nach Paris, wo er für immer zu bleiben gedenkt. Für alles bezahlten wir in dem Gasthofe jeder einen Rubel.

Hinter Mitau fand ich die schönsten Gegenden. Dies Land ist ungleich besser als Livland, durch welches man mit verbundenen Augen gefahren zu sein eben nicht bedauern darf.

Es begegneten uns Fuhrleute aus Liebau und Preußen. Was für Equipagen! ein ungeheuer langer Wagen, mit sechs Pferden bespannt, — sehr große Pferde, mit Schellen behangen, die unaufhörlich ein unerträgliches Geräusch machen.

Nachdem wir fünf Meilen gefahren waren, kehrten wir in dem Kruge ein, wo wir übernachten. Der Hof, wo die Fuhren und Pferde stehen, ist gut bedeckt, die Zimmer sind reinlich, und in jedem steht ein Bett zum Dienste der Reisenden.

Der Abend ist angenehm. Einige Schritte von dem Wirtshause fließt ein klarer Bach. Das Ufer ist mit zartem Grase bedeckt und hie und da mit dicht belaubten Bäumen eingefaßt. Ich sagte mich von dem Abendessen los und spazierte nach dem Tee ans Ufer. Die Sonne ging vor mir unter. Ich erinnerte mich an einen Abend in Moskwa, an welchem ich mit Pt. bei dem Androniewschen Kloster spazieren ging und mit außerordentlichem Vergnügen auf die untergehende Sonne blickte. Hätt' ich wohl damals gedacht, daß ich gerade über ein Jahr die schönen Abende in einem kurländischen Kruge genießen würde? Noch eine andere Erinnerung wurde wach. Ich fing einmal an, einen Roman zu schreiben und bereisete darinnen mit der Phantasie gerade die Gegenden, die ich jetzt wirklich zu durchreisen gedenke. In dieser Gedankenreise verließ ich Rußland und übernachtete in einem

Kruge — und dies geschieht jetzt in der Tat. Doch schrieb ich dort, daß der Abend sehr stürmisch und unangenehm gewesen sei, daß der Regen keinen trockenen Faden an mir gelassen habe und daß ich mich am Kamine habe trocknen müssen. Das ist nun aber jetzt anders; der Abend ist still und heiter. Dieses erste Nachtlager war unglücklich für den Roman; ich fürchtete, das schlechte Wetter möchte fortdauern und mir meine Reise verleiden — und so warf ich den ganzen Roman ins Feuer. — Dies geschah in meiner ehrwürdigen Wohnung an den Reinen Teichen*). Ich legte mich unter die Bäume ins Gras, nahm mein Taschenbuch, Feder und Tinte heraus und schrieb, was ihr jetzt gelesen habt.

Unterdessen kamen auch unsere Deutschen ans Ufer, legten sich neben mich ins Gras und schmauchten ihr Pfeifchen. Aus langer Weile fingen sie an, auf die Russen zu schimpfen. Ich hörte auf zu schreiben und fragte sie ganz gleichgültig: ob sie weiter in Rußland gekommen wären, als bis nach Riga? „Nein", antworteten sie. „Wenn das ist, meine Herren," sagte ich, „so können Sie über die russische Nation nicht urteilen, da Sie nur in einer Grenzstadt gewesen sind." Sie hielten es nicht für ratsam, ihre Meinung zu verfechten und ich fand es nicht für gut, sie gründlicher zu widerlegen.

Da ich aus ihren Reden hörte, daß sie mich für einen Franzosen nahmen, so hielt ich es für Pflicht, sie aus ihrem Irrtume zu reißen; aber sie wollten mir lange nicht glauben, indem sie es für unmöglich hielten, daß wir Russen auch Deutsch und Französisch sprächen. In dem Verfolge der Unterhaltung erzählte mir der eine, daß er das Glück gehabt habe, in Holland gewesen zu sein, und daß er da viel Gutes gelernt habe. „Wer die Welt kennen lernen will," sagte er, „der muß nach Rotterdam reisen. Dort lebt man herrlich, und alles fährt auf Schaluppen. Nirgends sieht man, was man dort sieht. Glauben Sie mir, mein Herr, in Rotterdam bin ich erst zum Menschen geworden." O du Gimpel! dachte ich, stand auf, ging noch ein wenig auf der Wiese herum und kehrte dann in den Krug zurück, wo ich diese Zeilen schrieb.

*) Tschistü Prudü (reine Teiche) ist eine Gegend in Moskwa.

Polangen den 14. Juni 1789.

Nachdem wir Kurland in einer Strecke von mehr als zweihundert Wersten durchreist sind, so haben wir die polnische Grenze berührt und befinden uns jetzt in einem prächtigen Kruge, wo wir die Nacht zubringen werden. Gewöhnlich fahren wir des Tages zehn Meilen, oder siebenzig Werste. In den Wirtshäusern haben wir bisher immer zu essen und zu trinken gefunden und zwar alles ziemlich wohlfeil. Unser Essen bestand gewöhnlich in Suppe, Braten mit Salat und Eiern und dafür bezahlten wir etwa ein jeder zwanzig Kopeken. Überall ist Kaffee und Tee zu haben. Doch freilich ist alles nicht sonderlich. Der Weg ist ziemlich leer. Außer einigen Fuhrleuten und altmodischen Berlinen, in welchen die kurländischen Edelleute zu einander zu Gaste fahren, sind uns durchaus keine Reisenden begegnet.

Übrigens ist der Weg nicht langweilig. Überall sieht man fruchtbare Felder, Wiesen und Gehölze — hie und da erblickt man kleine Dörfer oder zerstreut liegende Gesinde (Bauernhäuser).

Mit dem französischen Italiener vertrage ich mich sehr gut. Zur Französin hab' ich kein Herz, denn ihre Physiognomie und ihr Betragen gefallen mir garnicht. Sonst muß ich sie wegen ihrer Reinlichkeit und Ordnung im Anzuge loben. Kaum sind wir wo angekommen, so muß unser Fuhrmann Gawrila, den sie Gabriel nennt, ihren Toilettenkasten ins Zimmer bringen und dann pomadiert, pudert, wäscht und putzt sie sich wenigstens eine Stunde, so daß wir immer mit dem Essen auf sie warten müssen. Wir beratschlagten lange, ob wir die beiden Deutschen mit an unseren Tisch nehmen wollten. Ich wollte erst gern wissen, wer sie wären, und endlich erfuhr ich, daß sie Kaufleute wären, die mit Wein handeln. Aller Argwohn verschwand nun und seit dieser Zeit essen sie mit uns. Da aber der Italiener und die Französin nicht Deutsch, sie aber nicht Französisch verstehen, so bin ich ihr Dolmetscher. Der Deutsche, der in Rotterdam zum Menschen geworden ist, versichert zwar, daß er zuvor vollkommen Französisch verstanden, daß er es aber seit einiger Zeit gänzlich wieder vergessen habe, und, um mich und seinen Reisegefährten noch mehr

zu überzeugen, wiederholt er bei jedem Komplimente, daß er der Französin macht: Obligé Madame.

Auf der polnischen Grenze sind wir eben nicht streng visitiert worden; ich gab den Besuchern (Visitatoren) ungefähr vierzig Kopeken und sie taten nur einen Blick in meinen Koffer, indem sie versicherten, daß sie sich auf mein Wort verließen, daß ich nichts neues habe. Die See ist von dem Kruge nicht weiter als zweihundert Faden entfernt. Ich saß über eine Stunde am Ufer und sehe auf die Fläche des wogenden Wassers. Ein majestätischer und melancholischer Anblick! Umsonst suchte mein Auge Schiffe oder Boote. Der Fischer wagte sich nicht auf's Meer, aus Furcht, der heftige Wind möchte sein Booot zerschmettern.

Morgen nehmen wir das Mittagsbrot in Memel, und dort geb' ich diesen Brief auf die Post.

Memel, den 15. Juni 1789.

Ich erwartete, daß man uns auf der preußischen Grenze anhalten würde; aber das geschah nicht. Wir kamen in Memel um elf Uhr an und traten im Gasthofe ab.

Die Stadt ist nicht groß; die Häuser sind von Stein, aber es gibt nur wenig ansehnliche. Die Zitadelle ist sehr stark befestigt und doch haben sie unsere Russen im Siebenjährigen Kriege genommen.

Memel ist eine ansehnliche Handelsstadt. Das kurische Haff, an dessen Ausfluß in die Ostsee sie liegt, ist sehr tief. Der Hafen liegt voller Schiffe, die größtenteils Hanf und Holz für England und Holland laden.

Von Memel nach Königsberg gibt es drei Wege. Am Strande rechnet man achtzehn Meilen, und über Tilsit dreißig. So beträchtlich der Unterschied aber auch ist, so wählen die Fuhrleute doch fast immer die letztere Straße, um ihre Pferde zu schonen, die in dem tiefen Sande des Strandes zu sehr leiden. Alle Fuhrleute, die von hier nach Königsberg fahren, müssen einen Schein lösen und Geleite bezahlen. Unser Gabriel bezahlte drei Taler, indem er vorgab, er führe längs dem Strande; in der Tat aber fuhren wir über Tilsit.

Hätte er die Wahrheit gesagt, so hätte er fast doppelt so viel geben müssen. Denn da es auf die Anzahl der Pferde und Meilen ankommt, so hätte er statt achtzehn dreißig Meilen bezahlen müssen. Der dritte Weg ist zu Wasser über das Haff; bei gutem Wetter unstreitig der kürzeste, denn man kann in sieben Stunden in Königsberg sein. Unsere Deutschen, die den Fuhrmann nur bis Memel bedungen hatten, reisen zu Wasser, welches beiden nicht mehr als zwei Dukaten kostet! Gabriel wollte mich und den Italiener — mit welchem er entweder durch Zeichen, oder vermittels eines Dolmetschers, der ich bin, spricht — bereden, mit ihnen zu reisen; aber wir zogen eine bequeme und sichere Reise einer unbequemen und unsicheren und manchmal stürmischen und gefährlichen vor.

Kaum waren wir hier angekommen, so meldeten sich die Besucher, und damit unsere Sachen nicht durchwühlt würden, gaben wir ihnen einige Groschen.

Zu Mittag aßen wir sehr schmackhafte Fische, woran Memel einen Überfluß hat; und da man uns sagte, daß die Wirtshäuser in Preußen sehr ärmlich seien, versorgten wir uns mit gutem Brote und mit Wein. Jetzt ist es Zeit, meine Freunde, den Brief auf die Post zu bringen, denn schon legt man die Pferde vor. Was mein Herz macht, fragt ihr? — ich danke dem Himmel! es ist ruhiger geworden. Bald denk' ich an euch, meine Lieben, — nur nicht mit dem Harme, wie sonst — bald träum' ich von der Zukunft, und immer erscheint sie mir in rosenfarbnem Lichte. Lebt wohl! Lebt gesund und zufrieden, und denkt euch euren pilgernden Freund als — den Ritter von der lustigen Gestalt. Lebt wohl!

In einem Kruge, eine Meile hinter Tilsit,
den 17. Juni 1789, um 11 Uhr in der Nacht.

Alles schläft um mich her. Auch ich hatte mich niedergelegt; da ich aber über eine Stunde umsonst auf Schlaf gewartet hatte, so entschloß ich mich aufzustehen, Licht anzumachen und einige Zeilen an euch zu schreiben.

Ich bin sehr froh, daß ich nicht einwilligte, von Memel zu Wasser zu reisen. Die Gegenden, durch welche wir gekommen sind, haben viel Reizendes. Hier zeigte sich unsern Augen ein herrliches Saatfeld; dort eine blumenreiche Wiese, dort kleine Lustwälder und Gesträuche, die gleichsam mit geschmackvoller Symmetrie hie und da verteilt zu sein scheinen. Niedliche Dörfer in der Entfernung verschönern und beleben die Ansicht. Qu'il est beau ce pays — ci! rief ich mit dem Italiener um die Wette aus. Überhaupt scheint es, als wenn das Land in Preußen noch besser bearbeitet wäre, als in Kurland; auch ist das Brot bei guten Jahren in der hiesigen Gegend außerordentlich wohlfeil.

Von Tilsit wird das Getreide zu Wasser nach Königsberg gebracht. Tilsit ist ein sehr artig gebautes Städtchen, das mitten in einer fruchtbaren Ebene am Flusse Memel liegt, und außer Getreide noch mit Holz einen beträchtlichen Handel treibt, das gleichfalls von hier zu Wasser nach Königsberg geschafft wird.

Bei dem Stadttore hielt man uns an. Die Wache bestand aus Bürgern, weil die Truppen, welche die hiesige Garnison ausmachen, noch nicht von der Revue zurückgekehrt waren. Ein dicker Bürger, unter dessen Bauch ein kleiner Degen herumbaumelte und der eine zerbrochene und mit Bindfaden zusammengebundene Flinte auf der Schulter hielt, machte mit stolzem Blicke drei Schritte vorwärts und schrie mir mit fürchterlicher Stimme zu: „Wer sind Sie?" Da ich mit Betrachtung seiner auffallenden Physiognomie und Gestalt beschäftigt war, so antwortete ich nicht sogleich. Er blies sich auf, verdrehte die Augen, und rief noch fürchterlicher: „Wer seid Ihr?" Ich mußte ihm mehrmals meinen Namen wiederholen und jedesmal schüttelte er den Kopf, weil er sich wahrscheinlich über den fremden russischen Namen wunderte.

Mit dem Italiener gab's noch eine längere Geschichte. Umsonst entschuldigte sich dieser mit seiner Unkunde des Deutschen. Die dickwanstige Schildwache wollte durchaus, daß er ihm auf alle Fragen antworten sollte, die er wahrscheinlich mit vieler Mühe auswendig gelernt hatte. Endlich riefen sie mich zu Hülfe, und kaum konnt' ich es dahin bringen, daß man uns passieren ließ.

In der Stadt zeigte man mir einen Turm, der an verschiedenen Stellen von russischen Kugeln durchlöchert war.

In den preußischen Wirtshäusern ist weder Fleisch noch gutes Brot zu haben. Die Französin macht uns gewöhnlich des oeufs au lait, oder Eierkuchen, woraus denn, nebst Milchsuppe und Salat, unser tägliches Mittags- und Abendbrot besteht. Dafür trinken wir aber auch jeden Tag über zehn Tassen Kaffee, den wir noch überall angetroffen haben.

Kaum waren wir in dem Wirtshause angekommen, wo wir übernachten, als wir Pferdegetrampel hörten. Nach einer halben Minute erschien ein Mann in einem dunkeln Frack, mit einem ungeheuren Hute und einer sehr langen Reitgerte. Er näherte sich dem Tische, sah uns an — die Französin war gerade mit ihrer Abendtoilette beschäftigt, der Italiener durchsah meine Reisekarte und ich trank Tee — nahm seinen Hut ab, wünschte uns einen guten Abend und sagte zu der Wirtin, die eben ins Zimmer trat: Guten Abend, Lieschen. Wie geht's?

Lieschen (eine hagere Frau von ungefähr dreißig Jahren): Ach! Herr Leutnant, sein Sie willkommen! Woher des Landes?

Leutnant: Aus der Stadt, Lieschen. Der Baron von M. schrieb mir, daß Komödianten bei ihm wären. „Komm, Brüderchen! komm," schrieb er, „die Spaßvögel sollen uns für unsere Groschen genug zu lachen machen." Hol mich der T . . ! Hätt' ich gewußt, was diese Komödianten für Kerls wären, gewiß wär' ich nicht gekommen.

Lieschen: Ih! Ew. Gnaden, sind Sie denn kein Liebhaber von Komödien?

Leutnant: O! ich bin Liebhaber von allem, was belustigt, und habe schon genug vollwichtige Taler in meinem Leben für den Doktor Faust mit dem Hanswurst bezahlt.

Lieschen: Ja, der Hanswurst soll sehr lustig sein. Aber was spielten denn die Komödianten, Herr Leutnant?

Leutnant: Eine Komödie, in welcher es durchaus nichts zu lachen gab. Der eine schrie, der andere schnitt Gesichter, der dritte verdrehte die Augen — und am Ende kam doch nichts Gescheites heraus.

Lieschen: Waren viel Leute in der Komödie, Herr Leutnant?

Leutnant: Als wenn es wenig Narren in Tilsit gäbe.

Lieschen: Waren der Herr Bürgermeister mit seiner Frau Gemahlin auch da?

Leutnant: Als wenn das der letzte wäre! Der dicke Narr gähnte und seine aufgeblasene Ehehälfte rieb sich ohne Unterlaß mit dem Schnupftuche die Augen, als wäre ihr Tabak hineingekommen, und stieß ihren Mann einmal über das andere in die Augen, damit er nicht einschliefe und aufhören möchte, das Maul aufzusperren.

Lieschen: Sie bleiben doch immer ein Spaßvogel, Herr Leutnant.

Leutnant (indem er sich setzte, und seinen Hut auf den Tisch neben meine Teekanne legte): Um Verzeihung, mein Herr. Ich bin müde, Lieschen; gieb mir einen Krug Bier.

Lieschen: Sogleich, Herr Leutnant.

Leutnant (zu seinem eintretenden Bedienten): Kaspar, stopfe mir eine Pfeife! (Zur Französin.) Darf ich Sie fragen, Madame, ob Ihnen der Tabaksrauch nicht zuwider ist?

Die Französin: Monsieur! Qu'est ce, qu'il demande, monsieur Nicolas? (So nennt sie mich.)

Ich: S'il peut fumer. — Rauchen Sie immer, Herr Leutnant, ich nehme es auf mich.

Die Französin: Dites qu'oui.

Leutnant: Ah! Madame versteht nicht Deutsch. Das ist schade. Woher kommen Sie, mein Herr, wenn ich fragen darf?

Ich: Aus Petersburg, Herr Leutnant.

Leutnant: Ich freue mich, mein Herr; ich freue mich. Was hört man von den Schweden und Türken?

Ich: Das alte Lied, Herr Leutnant. Die einen und die anderen laufen vor den Russen.

Leutnant: Der T . . hole mich! Die Russen stehen, wie eine Mauer. Ich sage es Ihnen im Vertrauen, mein Herr, hätte es mir mein König nicht ausgeredet, so wäre ich schon längst nicht von

den letzten der russischen Stabsoffiziere. Ich habe überall Freunde. Mein Neffe ist ältester Adjutant bei dem Fürsten N. Er schreibt mir von allem. Warten Sie, ich werde Ihnen seinen letzten Brief vorlesen. Der T . . hole mich! Ich hab' ihn zu Hause vergessen. Er beschreibt die Einnahme von Otschakow. Fünfzehntausend Mann sind auf dem Platze geblieben, mein Herr, fünfzehntausend!

Ich: Nicht doch, Herr Leutnant.

Leutnant: Wie, mein Herr? (Mit einem spöttischen Lächeln.) Sie sind wahrscheinlich dabei gewesen?

Ich: Und wenn das auch nicht ist, so weiß ich doch gewiß, daß nur achttausend Türken und tausend fünfhundert Russen geblieben sind.

Leutnant: Ich streite nicht gern, mein Herr; aber was ich weiß, das weiß ich (indem er dem Kruge zusprach, den die Wirtin unterdessen gebracht hatte). Verstehen Sie mich, mein Herr?

Ich: Wie es Ihnen beliebt, Herr Leutnant.

Leutnant: Ihre Gesundheit, mein Herr! — Ihre Gesundheit, Madame! — (Zu dem Italiener.) Ihre Gesundheit! — Dein Bier ist ziemlich gut, Lieschen! — Hören Sie, mein Herr, — jetzt nennen Sie mich Herr Leutnant; wissen Sie, weswegen?

Ich: Weil Sie die Wirtin so nennt.

Leutnant: Deswegen, mein Herr, weil ich (indem er seinen Hut aufsetzte) meinem Könige Adieu gesagt und vor der Zeit zum Abschied gegangen bin. Sonst sagten Sie jetzt zu mir (indem er seinen Hut wieder abnahm) „Ihr Diener, Herr Major." Verstehen Sie mich? — Hol mich der T . . ! wär ich nur nicht bis über die Ohren in mein Annchen verliebt gewesen! — Aber sie glich auch in der Tat einer aufgeblühten Rose; und noch ist sie nicht häßlich, ob sie gleich schon vier Kinder geboren hat. Sag' einmal Lieschen, wie gefällt Dir mein Annchen?

Lieschen: Ih! Herr Leutnant, als wenn Sie nicht selbst wüßten, daß sie hübsch wäre! Da muß ich Ihnen doch einen Spaß erzählen; wie Sie neulich in der Osterwoche hier vorbei nach der Stadt fuhren, übernachtete ein junger Herr aus Königsberg bei mir — ein recht

braver Herr, der für jede Kleinigkeit recht kavaliersmäßig bezahlte. Zu essen verlangte er nicht viel –

Leutnant: Nun, wo bleibt denn der Spaß?

Lieschen: Dieser hübsche Herr also stand vor der Türe und sah die Frau Leutnantin, die in der Halbchaise zur rechten Hand saß. Nicht wahr, Herr Leutnant?

Leutnant: Nun? und was sagte er denn?

Lieschen: „Das ist doch eine Frau", sagte er – Hahahaha!

Leutnant: Der war nicht dumm – hahahaha!

Ich: Und so vermochte Sie die Liebe, Ihren Abschied zu nehmen, Herr Leutnant?

Leutnant: Die verdammte Liebe! – Kaspar, die Pfeife! – Ich hoffte, die Wahrheit zu gestehen, auf eine gute Mitgabe. Der alte T., hieß es, besäße goldene Berge. Das Mädchen ist brav, dacht' ich, laß uns heiraten! Der Alte gab mir seine Tochter mit Freuden; aber die Kleine wollte durchaus keinen Offizier im Dienste heiraten. „Mamsell Annchen," sagte ich zu ihr, „ich liebe dich, wie meine Seele; aber ich liebe auch den Dienst." In ihren schönen Augen schimmerten Tränen. Ich stampfte mit dem Fuße – und nahm meinen Abschied. Was geschah? Den Tag nach der Hochzeit zahlte mir mein teuerer Herr Schwiegerpapa, anstatt der goldenen Berge, dreihundert Taler aus! Das war doch eine Mitgabe!

Was sollt' ich machen? Ich sprach derb mit ihm und hernach schlossen wir bei einer Bouteille Rheinwein einen ewigen Frieden. Der Alte war in der Tat ein guter Mann, Gott hab' ihn selig! Wir lebten recht freundschaftlich zusammen. Er starb in meinen Armen und hinterließ uns einen Edelhof.

Doch ist es Zeit die Unterredung abzubrechen, die schon mehr als zwei Blätter füllt. Der gesprächige Herr Leutnant schwatzte bis gegen zehn Uhr einen ganzen Sack voll, den ich, um Gabriels Pferde zu schonen, zurücklasse. Unter anderem riet er mir, da er hörte, daß ich von Königsberg mit der ordinären Post fahren würde, ernstlich: immer den Platz in der Mitte zu wählen, und zweitens: wenn Damen in der Gesellschaft wären, sie ja auf der ganzen Reise mit Tee und

Kaffee zu traktieren. Zuletzt wünscht' er mir noch, daß ich mit Nutzen reisen möchte, wie der Baron Trenk, mit welchem er genau bekannt zu sein vorgab. Der Herr Leutnant steckte endlich seine Pfeife in den Stiefel, setzte sich mit seinem Kaspar zu Pferde, und jagte davon, indem er mir noch zurief: Glückliche Reise, mein Herr! — Was schreibt man nicht in schlaflosen Stunden nieder!

Lebt wohl bis Königsberg!

Königsberg, den 19. Juni 1789.

Gestern des Morgens um sieben Uhr bin ich hier angekommen, meine teuren Freunde, und nebst meinen Reisegefährten bei Schenk abgetreten. An dem Tore schrieb man unsere Namen auf und der Visitator begleitete uns nach dem Quartier, um unsere Sachen zu untersuchen. Dies kostete wieder einige Groschen. Gleich nach meiner Ankunft ging ich aus, die Stadt zu besehen.

Königsberg, die Hauptstadt Preußens, gehört unter die größten Städte Europas, denn ihr Umfang beträgt über fünfzehn Werste. Ehemals gehörte sie zu den berühmten Hansestädten und auch jetzt noch ist ihr Handel von Bedeutung. Der Fluß Pregel, an welchem sie liegt, ist zwar nicht breiter als 150 bis 160 Fuß, aber seine Tiefe ist so beträchtlich, daß große Kauffarteischiffe auf ihm gehen. Man zählt über 4000 Häuser und ungefähr 40.000 Einwohner — wie wenig nach der Größe des Orts! Doch scheint es jetzt hier sehr volkreich, weil sich viele Fremde zum Jahrmarkte eingefunden haben, der morgen anfängt. Ich sah mehrere schöne Häuser, doch waren sie keineswegs mit den Palästen in Moskwa und Petersburg zu vergleichen, obgleich Königsberg im ganzen doch wohl etwas besser als Moskwa gebauet ist.

Die hiesige Garnison ist so zahlreich, daß man überall Uniformen erblickt. Mir scheint es nicht, daß die preußischen Soldaten besser mondiert sind, als die unserigen und besonders gefällt mir ihr zweieckiger Hut nicht. Die Offiziere aber sind äußerst nett gekleidet und doch erhalten sie — die Kapitäns ausgenommen — nur wenig mehr

Gage, als die unsrigen. Ich hatte gehört, daß es unter den Preußen nicht solche junge Offiziere gäbe, wie bei uns; aber ich habe hier wenigstens zehn gesehen, die nicht über fünfzehn Jahre alt waren; doch waren es in der Tat nur Fähnrichs nud Leutnants. Die Uniformen sind dunkelblau, hellblau und grün, mit roten, weißen und orangefarbnen Aufschlägen.

Gestern hab' ich an der Wirtstafel gespeist, an welcher es von alten Majoren, dicken Kapitänen, stämmigen Leutnants und unbärtigen Fähnrichen wimmelte. Der Gegenstand der Unterhaltung war die letzte Revue. Dann ergossen sich von allen Seiten Offiziersspäße, z. B „aus welcher Ursache, Herr Rittmeister, werden jetzt Ihre Laden auch den Tag über zugemacht? Wahrscheinlich beschäftigen Sie sich mit etwas anderm als mit Briefschreiben? Hahahaha!" — „Du hast Recht, von Krebs; die ganze Welt weiß, was bei mir vorgeht", usw. aber übrigens sind sie sehr artig. Kaum zeigte sich unsere Französin, so standen alle auf, und bei Tische bedienten sie sie, trotz französischen Kavalieren. So lustig und interessant dies alles war, so hielt ich es doch für besser, ein andermal allein auf meinem Zimmer zu essen, wo sich durch das offene Fenster die aromatischen Düfte der Pflanzen und Blumen in meine deutsche Suppe senken.

Gestern Nachmittag war ich bei dem berühmten K a n t, einem scharfsinnigen und feinen Metaphysiker, der Malebranche und Hume, Leibnitz und Bonnet stürzte — K a n t, den einst der jüdische Sokrates, der verstorbene M e n d e l s s o h n, den a l l e s z e r m a l m e n d e n K a n t nannte. Ich hatte keinen Brief an ihn; aber Kühnheit gewinnt Städte und mir öffnete sie die Türe des Philosophen. Ein kleiner hagerer Greis, von einer außerordentlichen Zartheit und Weiße, empfing mich. Ich sagte zu ihm: Ich bin ein russischer Edelmann, der deswegen reiset, um mit einigen berühmten Gelehrten bekannt zu werden — und darum komm' ich zu K a n t. Er nötigte mich sogleich zum Sitzen und sagte: „Meine Schriften können nicht jedermann gefallen. Nur wenige lieben die tiefen metaphysischen Untersuchungen, mit welchen ich mich beschäftigt habe." Wir sprachen erst eine halbe Stunde über verschiedene Gegenstände: von Reisen, von China, von Entdeckun-

gen neuer Länder 2c. Ich mußte dabei über seine geographischen und historischen Kenntnisse erstaunen, die allein hinreichend schienen, das ganze Magazin eines menschlichen Gedächtnisses zu füllen, und doch ist dies bei ihm nur Nebensache. Darauf brachte ich das Gespräch, doch nicht ohne Sprung, auf die moralische Natur des Menschen und folgendes hab' ich von seinem Urteile darüber gemerkt:

„Unsere Bestimmung ist Tätigkeit. Der Mensch ist niemals ganz mit dem zufrieden, was er besitzt, und strebt immer nach etwas anderm. Der Tod trifft uns noch auf dem Wege nach dem Ziele unserer Wünsche. Man gebe dem Menschen alles, wonach er sich sehnt, und in demselben Augenblicke, da er es erlangt, wird er empfinden, das dieses Alles nicht alles sei. Da wir nun hier kein Ziel und Ende unseres Strebens sehen, so nehmen wir eine Zukunft an, wo sich der Knoten lösen muß; und dieser Gedanke ist dem Menschen um so angenehmer, je weniger Verhältnis hienieden zwischen Freude und Schmerz, zwischen Genüssen und Entbehrungen, stattfindet. Ich für meine Person erheitere mich damit, daß ich schon über sechzig Jahre alt bin, und daß das Ende meines Lebens nicht mehr fern ist, wo ich in ein besseres zu kommen hoffe. Wenn ich mich jetzt an die Freuden erinnere, die ich während meines Lebens genossen habe, so empfinde ich kein Vergnügen; denk' ich aber an die Gelegenheiten, wo ich nach dem Moralgesetz handelte, das in mein Herz geschrieben ist, so fühl' ich die reinste Freude. Ich nenne es das Moralgesetz; andere das Gewissen, die Empfindung von Recht und Unrecht — man nenne es wie man will; aber es ist. Ich habe gelogen; kein Mensch weiß es; und ich schäme mich doch. — Freilich ist die Wahrscheinlichkeit des künftigen Lebens noch immer keine Gewißheit; aber wenn man alles zusammennimmt, so gebietet die Vernunft, daran zu glauben. Was würde auch aus uns werden, wenn wir es so zu sagen mit den Augen sähen? Würden wir dann nicht vielleicht durch den Reiz desselben von dem rechten Gebrauche des Gegenwärtigen abgezogen werden? Reden wir aber von Bestimmung, von einem zukünftigen Leben, so setzen wir dadurch schon das Dasein eines ewigen und schöpferischen Verstandes voraus, der alles zu irgend etwas, und zwar zu etwas

gutem schuf. Was? Wie? — Hier muß auch der erste Weise seine Unwissenheit bekennen. Die Vernunft löscht hier ihre Fackel aus und wir bleiben im Dunkeln. Nur die Einbildungskraft kann in diesem Dunkel herumirren und Phantome schaffen."

Ehrwürdiger Mann! Verzeihe, wenn ich deine Gedanken in diesen Zeilen entstellt habe.

Er kennt Lavater und hat mit ihm korrespondiert. „Lavater", sagte er, „ist sehr liebenswürdig, in Rücksicht seines guten Herzens; aber seine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft macht, daß er sich durch Phantome blenden läßt, an Magnetismus und dergleichen glaubt." Ich erwähnte seiner Feinde. „Sie werden sie kennen lernen," sagte Kant, „und Sie werden finden, daß sie allzumal gute Menschen sind."

Er schrieb mir die Titel von zweien seiner Schriften auf, die ich noch nicht gelesen habe: Kritik der praktischen Vernunft und Metaphysik der Sitten — und dieses Zettelchen werd' ich verwahren, wie ein heiliges Andenken.

Indem er meinen Namen in sein Taschenbuch schrieb, wünschte er, daß sich endlich einmal alle meine Zweifel lösen möchten. Darauf schieden wir.

Das, meine Freunde, ist eine kurze Beschreibung einer für mich äußerst interessanten Unterredung, die über drei Stunden dauerte. — Kant spricht geschwind, leise und unverständlich; ich mußte alle meine Gehörnerven anstrengen, um zu verstehen, was er sagte. Er bewohnt ein kleines unansehnliches Haus. Überhaupt ist alles bei ihm alltäglich, ausgenommen seine Metaphysik.

Die hiesige Kathedralkirche ist prächtig. Mit großer Aufmerksamkeit betrachtete ich dort die alten Waffen, Panzer und Helme des ruhmwürdigsten unter den Markgrafen von Brandenburg und des tapfersten unter den Helden seiner Zeit. Wo seid ihr — so träumte ich — wo seid ihr, dunklen Jahrhunderte! Jahrhunderte der Barbarei und des Heroismus? Vor eurer Finsternis bebt die Erklärung unsers Jahrhunderts furchtsam zurück. Nur die Söhne der Begeisterung wagen es, eure Schatten aus dem Abgrunde der Vergangenheit

hervorzurufen – ähnlich dem Ulysses, der die Schatten seiner Freunde aus den dunklen Wohnungen des Todes ans Licht rief – um in ihren hohen Gesängen, das Andenken der wunderbaren Umwandlungen der Völker zu erhalten. So träumt' ich über eine Stunde, indem ich mich auf eine Säule gelehnt hatte. An der Mauer ist die schwangere Gemahlin des Markgrafen abgebildet, die sich, ihre Umstände vergessend, auf die Knie wirft und mit herzlicher Inbrunst den Himmel für die Erhaltung des Helden anfleht, der ins Feld zog, um die Feinde zu bekriegen. Schade, daß die Kunst dem schönen rührenden Gegenstande nicht entspricht! – Auch sieht man hier eine Menge verschiedenfarbiger Fahnen – Trophäen der Markgrafen!

Mein Lohnlakai, ein Franzose, der mich herumführte, versicherte mir, daß von hier aus ein unterirdischer Gang zu einer alten Kirche außerhalb der Stadt, die über zwei Meilen entfernt ist, führe, und zeigte mir eine kleine Tür mit einer Treppe, die unter die Erde zu führen schien. Ist es wahr, oder nicht? Ich weiß es nicht; aber das weiß ich, daß man in dem Mittelalter bei jeder Gelegenheit solche unterirdische Gänge angebracht hat, um seine Reichtümer und sein Leben vor der Hand des Stärkeren zu schützen.

Gestern Abend hab' ich von meinem Reisegefährten, dem Herrn F. Abschied genommen, dessen Freundschaft ich nie vergessen werde. Ich weiß nicht, wie ihm zu Mute war; aber mir kam es sehr schwer an, mich von ihm zu trennen. Er ist mit der Französin nach Berlin gereist, wo ich ihn vielleicht noch sehen werde.

Heute bin ich bei unserem Konsul Herrn J. gewesen, der mich sehr freundschaftlich aufnahm. Er hat mir mancherlei erzählt, das ich mit großem Vergnügen anhörte. Er lebt schon lange in Deutschland und spricht sehr gut deutsch; dessen ungeachtet hat er sich nicht im geringsten germanisiert, sondern seinen russischen Nationalcharakter gänzlich erhalten. Er gab mir einen Brief an den Postdirektor, in welchem er ihn ersuchte, zu befehlen, daß mir der beste Platz auf dem Postwagen eingeräumt würde.

Gestern bin ich von ungefähr mit einem jungen reisenden Franzosen bekannt geworden, der sich für einen der geschicktesten Zahnärzte aus-

gibt. Er hatte erfahren, daß bei dem Gastwirte Schenk Fremde angekommen wären, und zwar Franzosen; und so kam er zu Herrn F. mit einem ganzen Sack voll Komplimente. Ich war gerade da, und so wurden wir bekannt. „In Paris", sagte er, „hab' ich meinesgleichen; darum mocht' ich nicht dort bleiben. Ich ging nach Berlin, wo ich die deutschen Zähne geheilt und geputzt habe; aber dort gibt es nichts als Knicker und Geizhälse; und deswegen verließ ich Berlin. Jetzt reis' ich nach Warschau. Die polnischen Herrschaften, hör' ich, verstehen das Verdienst und die Talente zu schätzen. Wir wollen es versuchen! Wir wollen heilen und putzen! Dann geh' ich nach Moskwa, in Ihr Vaterland, mein Herr, wo ich gewiß mehr vernünftige Leute, als irgendwo anders finden werde."

Heute, da ich kaum mit meinem Mittagessen fertig war, erschien er bei mir mit einem Heft Papiere, und, indem er mich versicherte, daß er auf den ersten Blick wisse, was an einem Menschen sei, und daß er schon das vollkommenste Vertrauen zu mir habe, fing er an, mir — eine Abhandlung von den Krankheiten der Zähne vorzulesen.

Unterdessen trat mein Lohnlakai ins Zimmer, und meldete mir, daß in einem Wirtshause daneben ein russischer Kurier abgestiegen sei. Es wäre ein Kapitän von der Garde. Allons le voir! sagte der Franzose, und steckte seine Abhandlung in die Tasche. Wir gingen zusammen — und anstatt eines Gardekapitäns fand ich einen Wachtmeister von der Garde zu Pferde, den Herrn **, einen jungen Mann, der nach Kopenhagen geht. Dies ist seine erste Kurierreise, und er versteht kein Wort deutsch, worüber sich die preußischen Offiziere, die uns auf der Treppe vor dem Hause umringt hatten, sehr wunderten. In der Tat ist es nicht leicht, im Auslande zu reisen, wenn man nichts weiter als französisch spricht, das doch nicht jedermann versteht. Während wir hier zusammen sprachen, erhielt einer von den Umstehenden einen Brief aus Berlin, worin man ihm meldete, daß die Post unweit dieser Stadt beraubt worden ist. Der Postillion und der Schirrmeister sind dabei getötet, und einige tausend Taler sind gestohlen worden. In der Tat keine angenehme Zeitung für Reisende, die dahin

wollen. Doch ist es wahrscheinlich, daß die Regierung nach einem solchen Vorfalle Maßregeln nehmen wird, die Reisenden zu schützen. — Ich wünschte meinem Landsmanne eine gute Reise!

In dem alten Schlosse, das auf einer Anhöhe steht, besehen die Reisenden gewöhnlich das Zeughaus und die Bibliothek, in welcher man einige Folianten und Quartanten zeigt, deren Einband mit Silber beschlagen ist. Hier ist auch der sogenannte Moskowiter-Saal, der 166 Schritte lang und 30 Schritte breit ist, und, ungeachtet dieser beträchtlichen Größe, ist das Gewölbe durch keine Säulen oder Pfeiler unterstützt. Man zeigt dort einen achteckigen Tisch, der 40.000 Taler kostet. Warum man diesen Saal Moskowiter-Saal nennt, hab' ich nicht erfahren können. Jemand meinte, vielleicht deswegen, weil sonst die russischen Kriegsgefangenen hier gesessen hätten. Doch ist dies nicht sehr wahrscheinlich.

Es gibt hier artige Gärten, in welchen man mit Vergnügen spaziert, und in großen Städten sind öffentliche Lustörter durchaus nötig. Der Handwerker, der Künstler, der Gelehrte, erholen sich nach geendigter Arbeit in der frischen Luft, ohne daß sie nötig haben, vor die Stadt zu gehen. Überdies erfrischen und reinigen die Ausdünstungen der Gärten die Luft, die in großen Städten doch immer nicht ganz rein ist.

Der Jahrmarkt fängt an. Alles legt seinen besten Staat an, und haufenweise strömt das Volk durch die Straßen. Auf der Treppe vor den Häusern bewirtet man die Gäste mit Tee und Kaffee.

Meinen Koffer hab' ich schon mit der Post vorausgeschickt. Wer auf der ordinären Post fährt, kann sechzig Pfund mit sich nehmen, wofür er nichts zu bezahlen hat. Ich nehme weniger mit.

Adieu! Mein Landsmann Gabriel, der, um mich seiner Worte zu bedienen, noch keine Arbeit gefunden hat, meldet mir, daß die Post bald abgehen wird.

Ich liebe euch, meine Freunde, wie ehemals; doch ist mir die Trennung von euch nicht mehr so bitter, wie zuvor. Ich fange an, des Reisens zu genießen. Zwar seufz' ich noch manchmal, wenn ich an euch

denke; aber ein sanfter Wind bewegt das Wasser, ohne es zu trüben. So ist das menschliche Herz; und in diesem Augenblicke dank' ich Gott, daß es so ist. – Nur daß ihr glücklich seid, meine Freunde, und euch meinetwegen niemals beunruhigt. In Berlin hoff' ich Briefe von euch vorzufinden.

Marienburg, den 21. Juni. (In der Nacht.)

Die preußischen sogenannten Postkaleschen sind dem, was wir Kaleschen nennen, durchaus nicht ähnlich. Sie sind nichts weiter, als lange Fuhrwagen, mit zwei Sitzen, ohne Riemen und Federn. Ich wählte einen Platz auf dem vordersten Sitze, den ich mit meinen Kissen polsterte. Meine beiden Reisegefährten aber, ein Kapitän und ein Leutnant, saßen hinten auf den Felleisen, auf welche sie ihre Mäntel gelegt hatten. Ich glaubte, mein Platz sei der beste; aber die Folge zeigte, daß ihre Wahl besser gewesen war. Der Bediente des Kapitäns und der Schirrmeister nahmen den zweiten Sitz ein. Ich hatte Platz und saß weich. Die traurigen Gedanken, die beim Anblick unserer gotischen Equipage in meiner Seele aufstiegen, zerstreuten sich bald wieder. Denn indem wir durch die Stadt fuhren, sah' ich überall das angenehme Bild eines Feiertages – überall wandelten lustige Menschen. Die Offiziere, meine Reisegefährten, waren sehr höflich, und die Unterhaltung, die sich zwischen uns entspann, machte mir viel Vergnügen. Wir sprachen von dem Kriege mit den Schweden und Türken, und der Kapitän lobte aus vollem Herzen die Tapferkeit unserer Soldaten, die, wie er meinte, wohl nicht viel schlechter wären als die preußischen. Darauf erzählte er Anekdoten aus dem vorigen Kriege, die, wie sich's versteht, am Ende allemal das Lob der preußischen Krieger enthielten. Er wünschte sehr, daß der König endlich einmal des Friedens überdrüssig würde. „Es ist Zeit," rief er, „einmal wieder loszuschlagen. Unsere Soldaten haben lange genug auf der faulen Bank gelegen. Wir brauchen Übung, Übung!" Mein friedliebendes Herz trauerte. Ich bekämpfte den Krieg mit meiner ganzen Beredsamkeit, indem ich seine Schrecken schilderte; das Ächzen,

das Geschrei der unglücklichen Opfer, die in Strömen von Blut ihren Geist aushauchen, die Verwüstungen der Länder, die Angst der Väter und Mütter, der Weiber und Kinder, der Freunde und Verwandten; die verwaisten Musen, die sich verstecken, so wie sich die Vögel bei stürmischem Wetter in dichte Gesträuche bergen usw. Mein unbarmherziger Kapitän lachte und rief einmal über das andere: „Wir haben Übung nötig! Wir brauchen Übung!" Endlich ward ich gewahr, daß ich mich der Arbeit der Danaiden unterzogen hatte – und schwieg. Ich richtete nun meine ganze Aufmerksamkeit auf die angenehmen Gegenden, durch welche wir fuhren. Der Postillion fuhr gegen meine Erwartung fast immer in Trab, und so kamen wir, ohne es zu merken, auf der Station an, wo wir kaum Zeit hatten, etwas Abendbrot zu essen. Die Nacht war angenehm. Ich schlief einige Male ein, aber nicht auf lange, und jetzt sah ich ein, was meine Reisegefährten für Vorteile vor mir voraus hatten. Auf den Felleisen lagen sie wie auf Betten, und ich mußte sitzend schlummern. Bei Tagesanbruch kamen wir auf die nächste Station. Um uns ein wenig nach einer so unruhigen Nacht zu erquicken, tranken ich und der Kapitän wenigstens fünf Tassen Kaffee ein jeder, welcher uns in der Tat wieder herstellte.

Die Gegenden, durch welche wir fuhren, waren gar nicht angenehm, und der Weg war schlecht. H e i l i g e n b e i l, eine kleine Stadt, sieben und eine halbe Meile von Königsberg, brachte mir die Zeiten ins Gedächtnis, wo diese Gegenden noch von Heiden bewohnt wurden. Hier erhob sich damals eine majestätische Eiche, ein stummer Zeuge des Werdens und Vergehens vieler Jahrhunderte und ein Heiligtum für die alten Bewohner dieses Landes. Unter ihrem Schatten beteten sie den Götzen K u r ch a an, brachten ihm Opfer, und priesen ihn in ihren rohen Hymnen. Das immer währende Geräusch der Blätter dieses natürlichen Tempels erfüllte das Herz mit heiligem Schauer, und dies war nach den heidnischen Priestern die eigentliche Verehrung der Götter. Darum verbargen die Druiden ihre Gebräuche in das Dickicht der Haine; und die Stimme der griechischen Orakel erscholl aus tiefem Dunkel. Die deutschen Ritter, die im dreizehnten Jahrhunderte Preußen mit dem Schwerte eroberten, zertrümmerten die heidnischen

Altäre und errichteten auf ihren Ruinen christliche Tempel. Die stolze Eiche, der ehrwürdige Greis im Reiche der Bäume, der Stürmen und Wirbelwinden trotzte, fiel nun gleichfalls unter der alles zerstörenden Hand der Sieger, die jedes Denkmal des Heidentums vernichteten — ein unschuldiges Opfer! — Die abergläubische Sage erzählt, daß es lange Zeit unmöglich gewesen sei, diese Eiche zu fällen. Jede Axt sprang von ihrer dichten Rinde, wie von einem Diamant. Endlich habe sich ein Beil gefunden, das diesen Zauber löste und den Baum von der Wurzel trennte. Zum Andenken an dieses wohltätige Beil heiße nun der Ort: H e i l i g e n b e i l. Jetzt trinkt man in diesem h e i l i g e n B e i l e gutes Bier und ißt gutes Weißbrot, und zur Ehre desselben hab' ich einige Semmeln gekauft, die in der Tat sehr weiß sind.

B r a u n s b e r g, wo wir zum dritten Male Pferde wechselten, ist ein ziemlich volkreiches Städtchen. Wir aßen dort im Posthause zu Mittag und tranken Kaffee.

„Hier lebte und starb C o p e r n i k u s", sagte der Kapitän zu mir, als wir durch einen kleinen Flecken fuhren. — „So ist das F r a u e n-b u r g?" — „Ja, das ist es."

Wie sehr tat mir's leid, daß ich die Zimmer nicht sehen konnte, die dieser berühmte Mathematiker und Astronom bewohnte, und wo er die Umdrehung der Erde um ihre Achse und um die Sonne fand, da man bis auf ihn geglaubt hatte, die Erde stehe im Mittelpunkte des Planetensystems fest, welche Meinung auch in der Folge Tycho de Brahe wieder verteidigte. So lebten durch das System des Nicolaus Copernikus die Ideen des Pythagoras wieder auf, über welche die Griechen spotteten, weil sie ihren Sinnen mehr glaubten, als dem Philosophen.

C o p e r n i k u s war glücklicher als G a l i l ä i. Der Aberglaube, der zu seiner Zeit noch überall herrschte, zwang ihn nicht, wie diesen, die erkannte Wahrheit abzuschwören. Er starb ruhig in seiner friedlichen Wohnung; aber Tycho de Brahe mußte sein philosophisches Schloß und das Vaterland verlassen. Die Wissenschaften hatten, wie die Religion, ihre Märtyrer.

Gegen Abend kamen wir nach Elbing, keine große, aber eine sehr artig gebaute Stadt, die guten Handel treibt. Die Garnison besteht aus zwei bis drei Regimentern. Die Post mußte hier ziemlich lange warten und wir gingen unterdessen ins Kaffeehaus, wo — außer dem Wirte und den Gästen — alles so ziemlich rein war. Seit Königsberg hab' ich auch noch keinen einzigen wohlgekleideten Menschen gesehen. Zwei spielten Billard. Der eine, ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, trug einen grünen Rock, graue Weste und eine schmierige Perücke; der andere, ein junger Mensch, hatte einen ganz bunten kurzen Frack an und trug einen runden Hut. Der erste spielte sehr schlecht und ärgerte sich bei jedem Stoße. Der andere wollte sich über ihn lustig machen und lachte bei jedem Fehler, den er machte, aus vollem Halse. Dann sah er bald auf uns, bald in den Spiegel, um sein beschmutztes unendlich dickes Halstuch zu recht zu machen. Eine Karikatur nach der anderen trat in die Stube und alle forderten sogleich Bier und Pfeifen. Ich war sehr verdrießlich, dabei fühlte ich ein starkes Wallen im Blute, das wahrscheinlich vom Kaffee und dem Schütteln des Postwagens herkam.

Als wir uns aufsetzten, fanden wir auf dem Postwagen einen jungen Offizier und eine alte Frau, die sich als unsere Reisegefährten ankündigten, und um unsere Freundschaft baten. Dadurch wurde es denn ziemlich enge auf dem Postwagen. Die Offiziere freuten sich des neuen Kameraden, mit dem sie über die letzte Revue sprechen konnten. Das alte Weib war eine geborene Schwedin und da sie hörte, daß ich ein Russe sei, hob sie die Hände gegen Himmel und rief: „Ach! ihr Bösewichter, ihr ruiniert unsern armen König!" Die Offiziere lachten und ich lachte mit, doch nicht so recht aus gutem Herzen.

Unterdessen hatte der herrliche Abend meine Seele zu angenehmen Eindrücken gestimmt. Auf beiden Seiten des Weges breiteten sich blumenreiche Wiesen aus. Die Luft war frisch und rein; zahlreiche, hie und da auf dem samtenen Grase zerstreute Herden feierten mit ihrem Blöken und Brüllen den Untergang der Sonne. Junge Bäuerinnen melkten die Kühe und sogen den heilsamen Duft der frischen Milch ein, die in allen hiesigen Dörfern das wichtigste Produkt ist.

Die Bewohner derselben gehören, wenn ich nicht irre, zur Sekte der Wiedertäufer. Man lobt diese Leute wegen ihrer strengen Sitten, ihrer Liebe zum Frieden und ihrer Ehrlichkeit. Nie heben sie ihre Hand auf gegen den Nächsten. Das vergossene Blut eines Menschen, sagen sie, schreit gegen Himmel. Die Stille der einbrechenden Nacht schloß endlich meine Augen. Jetzt sind wir in Marienburg, wo ich Zeit genug hatte, diese Zeilen zu schreiben. Diese Stadt ist nur deswegen merkwürdig, weil vor Zeiten die Großmeister des Deutschen Ordens auf dem hiesigen Schlosse residierten. Meine Feindin, die alte Schwedin, wurden wir hier los; dagegen ist ein langer Offizier eingestiegen, der jetzt neben mir sitzt. Es fängt an, Tag zu werden. Lebt wohl! Aus Danzig schreib' ich euch wieder.

Danzig, den 23. Juni 1789.

Die Post ist in dem preußischen Flecken Stolzenberg, der auf einem hohen Berge bei Danzig liegt, eingekehrt, und Danzig liegt zu unseren Füßen, wie auf einer Schüssel, so daß man die Dächer zählen kann. Diese schöne und regulär gebaute Stadt, der Hafen, die Schiffe in demselben, die weißen schimmernden Segel, die in verschiedenen Entfernungen auf der wogenden, unübersehbaren Fläche des Wassers schwimmen — alles das zusammen, meine Lieben, macht ein Gemälde, das die Seele erhebt, und wie ich noch keines sah. Zwei Stunden hab' ich es unbeweglich, in tiefer Stille und süßem Vergessen meiner selbst, betrachtet.

Aber der Glanz dieser Stadt hat seit einiger Zeit sehr abgenommen. Der Handel, welcher die Freiheit liebt, sinkt täglich mehr unter dem Drucke des mächtigen Nachbars. So wie die Karthäuser, wenn sie einander in dem einsamen Dunkel ihrer Wohnungen begegnen, anstatt des Grußes mit sterbender Stimme sich zurufen: memento mori! so seufzen sich die Einwohner dieser Stadt mit der Miene der Verzweiflung zu: Danzig, Danzig, wo ist dein Ruhm? — Der König von Preußen hat einen ungeheuren Zoll auf alle Waren gelegt, die von hier in See gehen, von welcher Danzig fünf bis sechs Werste entfernt liegt.

Die Schottländer, die ihre Heringe hierher bringen, genießen in Danzig alle Rechte eines Bürgers, weil einmal der Schottländer Douglas der Stadt einen wichtigen Dienst geleistet hat. Diejenigen Danziger, die ich sprach, konnten mir nicht bestimmt sagen, ob dieses Recht jetzt nicht eingeschränkt sei, und worin der Dienst des Schottländers Douglas eigentlich bestanden habe. Ein solcher Beweis von Dankbarkeit macht der Stadt Ehre.

Hätt' ich gewußt, daß sich die Post hier so lange aufhalten würde, so hätt' ich einige Merkwürdigkeiten Danzigs besehen können. Jetzt ist es zu spät; man spannt schon an. Vorzüglich gern hätt' ich das berühmte Gemälde Eichels in der hiesigen Hauptkirche gesehen, welches das jüngste Gericht vorstellt. Ein König von Frankreich, — ich weiß nicht welcher — hat 100.000 Gulden dafür geboten. Auch hätt' ich gern den Professor Trendelenburg gesprochen, um ihm für seine griechische Grammatik zu danken, die mir bisher schon viele Dienste geleistet hat, und in Zukunft noch leisten soll.

Das prächtigste Gebäude in der Stadt ist das Rathaus. Fast alle Häuser sind von fünf Stockwerken und die besondere Reinlichkeit der Fenster verschönert die Ansicht. Danzig hat eigene Münze, die aber außerhalb der Stadt nicht gangbar ist, und selbst in der Stadt zieht man das preußische Geld vor.

Auf der westlichen Seite Danzigs erheben sich drei Sandberge, die ungleich höher sind, als die Türme der Stadt. Im Fall einer Belagerung kann eine Batterie von hier aus die Stadt in Grund und Boden schießen. Auf einem dieser Berge, dem Hagelsberge, ist vor Zeiten ein Raubschloß gewesen, das weit umher Schrecken verbreitet hat. Dort zeigt man auch die Gräber der Russen, die im Jahre 1734, als Graf Münnich die Stadt stürmte, geblieben sind. Die Belagerten wußten, auf welcher Seite man stürmen würde, und so zogen sie alle ihre Stärke auf dieser Seite zusammen und fochten wie Verzweifelte. Es ist bekannt, daß Danzig von der Partei des Stanislaus Lesczinsky und gegen August den Dritten war, den Rußland unterstütze. Doch unterwarf es sich endlich.

Meine Reisegefährten, die Offiziere, wollten die Festungswerke

besehen; aber die Schildwachen wiesen sie zurück und drohten zu schießen. Sie lachten über die übertriebene Strenge und gingen zurück. Die Soldaten sind größtenteils alt und schlecht gekleidet. Den Posten eines Kommandanten vertraut der Magistrat gewöhnlich einem fremden Generale, der eine große Gage zieht.

Auf der ersten Station von Danzig.

In Danzig wurde unsere Reisegesellschaft durch einen Offizier, einen jungen französischen Kaufmann und einen Magister verstärkt. Für sie und den Bedienten des Kapitäns nahm der Schirrmeister noch eine unbedeckte Fuhre in Danzig. Der Offizier setzte sich zu uns auf die Postkalesche, wo auch noch ein Platz blieb, den der Magister einnehmen wollte. Aber der Franzos fing zu lärmen an und bewies sein Näherecht. In der Tat entschied auch der Schirrmeister den Prozeß zu dessen Vorteile, weil er sich eher auf der Post hatte einschreiben lassen, als der Magister. Dieser flehte nun inständigst, daß wir doch ein wenig zusammenrücken möchten, damit er bei uns sitzen könne, indem er auf eine gelehrte Weise dartat, daß ihm bei dem Schirrmeister und dem Bedienten die Zeit lang werden müßte; aber er predigte tauben Ohren. Der Franzos, der für die Reise sehr gut gekleidet war, setzte sich triumphierend zwischen die beiden Offiziere, indem er spottend den armen Magister bedauerte, der nun naß werden müßte, denn es fing eben an zu regnen. Der Offizier, unser neuer Reisegefährte, der geräumiger sitzen wollte, sah ihn scheel an und fing an zu drängen. Der Franzos stellte ihm sehr höflich vor, daß es ihm zu enge würde. „Desto schlimmer für Sie", antwortete der Offizier mit Bitterkeit und blies ihm Wolken von Tabaksrauch unter die Nase. Der Franzos nießte, hustete und fragte endlich, was das heißen sollte. „Das soll es heißen, daß Sie sich auf den Beiwagen zu dem Magister packen." — „Mein Herr", sagte der Franzose mit einem stolzen Blick — „mein Herr," antwortete der Offizier ärgerlich, „man sagte Ihnen, daß Sie sich von uns fortscheren." — Der Franzos versicherte mit Nachdruck, daß er eben so viel Recht habe auf dem Post-

wagen zu sitzen, als er; aber der Offizier, ein schlechter Jurist, blies ihm Asche und Feuer aus seiner Pfeife ins Gesicht, indem er sagte: der Vesuv werfe gewöhnlich nach dem Rauche auch Flammen aus. Der Franzos hatte nichts zu tun, als sich abzuschütteln. Darauf stieß ihm der Offizier mit seinem Degengefäße in die Seite und der Franzose versicherte nochmals, daß er den Postwagen auf keinen Fall verlassen würde. Die Angriffe dauerten aber fort und da er endlich sah, daß er mit Geduld nichts ausrichte, so bat der arme Teufel den Offizier mit Tränen in den Augen, ihn wenigstens bis zur nächsten Station in Ruhe zu lassen; dort wolle er sich auf den Beiwagen setzen. Die andern Offiziere, die sich satt gelacht hatten, fingen an den Märtyrer zu bedauern und redeten ihrem Kameraden zu, sich mit diesem Versprechen zu begnügen. Ich lachte auch; aber herzlich bedauerte ich den armen Franzosen, der jedoch sogleich alles vergaß, und wieder lustig wurde.

Jetzt bereitet man uns, während die Pferde gewechselt werden, ein leichtes Abendessen.

Wie wir aus Danzig fuhren, erblickt' ich das Meer, das rechter Hand in blauer Ferne schimmerte. Übrigens fiel mir nichts Merkwürdiges weiter in die Augen, ausgenommen ein weitläuftiger Spaziergang, wo man aber nur wenig Leute sah, denn der Himmel war rund um mit dicken Wolken umzogen. Durch die Mitte desselben geht eine große Straße und an den Seiten sind Alleen zum spazieren.

Die Offiziere hatten sich beredet, den Magister zu attackieren; aber er schlug den ersten Angriff mit solcher Geschicklichkeit ab, daß sie ihn gern in Ruhe ließen. Er geht nach Italien, um die Denkmäler des Altertums zu sehen, und versteht, wie er sagt, mehrere morgenländische Sprachen. Er zeigte mir einen Brief von dem Grafen ..., der ihm ein Exemplar des Korans geschickt hatte, das in Petersburg gedruckt war. Wir beide stimmen untereinander besser zusammen, als mit den Offizieren*).

*) In der Folge habe ich eine Nachricht von dem Magister Rinck in dem Intelligenzblatte der Literaturzeitung gelesen. Es wird da von ihm gesagt, daß er ein schätzbarer Gelehrter sei.

Stolpe, den 24. Juni 1789.

Die Reisenden sprechen immer mit großer Mißbilligung von der Grobheit der preußischen Postillione. Auch hat der jetzige König durch eine Kabinettsordre befohlen, daß die Postmeister den Reisenden höflich begegnen und keinen über eine Stunde auf der Station aufhalten sollen; den Postillionen aber wird jedes eigenmächtige Anhalten unterweges streng untersagt. Denn die Grobheit der letzteren war unerträglich. Bei jeder Schenke kehrten sie ein, um einen Krug Bier zu trinken, und die armen Reisenden mußten stundenlang warten, oder sie durch Geld herauszulocken suchen. Dieser Befehl hat zwar gute Folgen gehabt; doch wird er nicht ganz pünktlich erfüllt. Wir waren zum Beispiel kaum noch eine Meile von Stolpe entfernt, als wir wenigstens eine Stunde auf die Postillione warten mußten, die ganz ruhig im Wirtshause aßen und tranken, ohne auf unser Schreien zu achten. Da wir hier anlangten, so gingen alle meine Reisegefährten auf den Postmeister los, und forderten, daß er sie bestrafen solle – „mit einem Verweise?" fragte der Postmeister – „mit dem Stocke", antworteten die Offiziere. – „Ich habe nicht das Recht, sie zu schlagen." – „Dummer Schnack!" sagte der Kapitän, „ich selbst werde mit ihnen fertig werden." Dabei stieß er auf eine fürchterliche Weise mit seinem Stocke auf den Boden. „Gewalt! Gewalt!" schrie der Postmeister, „man will mich prügeln, man will mich schlagen." Auf einmal änderte der Kapitän seinen Ton, und sagte ganz sanft: „Prügeln will ich Sie nicht, aber ich werde Ihretwegen in Berlin mit dem Minister sprechen." So wie er das gesagt hatte, verließ er das Zimmer und alle folgten ihm. „Ich lasse das nicht so sitzen", murmelte der Kapitän zwischen den Zähnen. „Nein, das kann man nicht so lassen", sagten die Offiziere. Unterdessen kamen die Postillione, als wenn sie von nichts wüßten, und forderten Trinkgeld. „Fort!" schrie der junge Leutnant und fuhr mit geballter Faust auf sie los; aber der Kapitän hielt ihn zurück und sagte kaltblütig: „Wir wollen uns nichts zu schulden kommen lassen." Die Postillione gingen hinaus, – die Türe wurde zugemacht; aber bald darauf öffnete sie sich wieder ganz leise – wir alle wandten die Augen dahin und

erblickten den Kopf des Postmeisters. „Was beliebt?“ fragte der Kapitän in barschem Tone. Der Postmeister schob sich nun vollends zur Tür herein und fing an Kratzfüße und Komplimente vor dem Kapitän zu machen und nannte ihn einmal über das andere: „Herr Kapitän“, und versicherte, daß er ihn sehr schätze, und er kenne den Major von seinem Regimente, er kenne seine Familie, und wisse, daß er Recht habe, und die Postillione, die von Stolpe aus führen, wären völlig in seiner Gewalt usw. — Der Kapitän wurde gelassener, lächelte, und antwortete auf alles: „Gut, gut, Herr Postmeister.“ Der Magister und ich lächelten gleichfalls; aber die Offiziere sagten heimlich untereinander: „Der Narr! Der Poltron!“

Übrigens kann ich euch nichts Merkwürdiges weiter melden, meine Freunde, ausgenommen, daß es in dem Flecken Lupow, wo wir zu Mittag gegessen haben, sehr gute Forellen und vortrefflichen Bischoff gibt. Wenn ihr also einmal nach Lupow kommt, meine Lieben, so erinnert euch, daß euer Freund hier aß, und — laßt euch Forellen und Bischoff geben. Hier geht der Offizier ab, der den armen Franzosen so quälte, und dieser bleibt nun bei uns. Adieu!

Stargard, den 26. Juni 1789.

Von Stargard, wo wir zu Abend essen, kann ich euch nur das mit Wahrheit sagen, daß es eine artige Stadt ist, und daß man die hiesige Marienkirche unter die höchsten in Deutschland rechnet. Wir fuhren durch die beiden kleinen Städte Köslin und Körlin. In der ersten fällt der große viereckige Platz in die Augen, auf welchem die Statue Friedrich Wilhelms steht. „Du verdienst diese Ehre“, dacht' ich, indem ich die Inschrift las. Ich weiß nicht, wen man mit mehrerem Rechte groß nennen kann, den Vater oder den Sohn, obgleich alle diesem letzteren den Beinamen des Großen beilegen. Es kommt aber hiebei auf die Taten an, wodurch ein Fürst seinem Vaterlande Nutzen schaffte — nicht auf Gelehrsamkeit, auf witzige Ausdrücke, auf Autorschaft. Wer hat so viele Ausländer ins Land gezogen? Wer hat es mit Fabriken, Manufakturen und Künsten bereichert?

Wer hat Preußen bevölkert? Wer hat immer den Krieg vermieden? Wer hat sich allen Überfluß versagt, damit seine Untertanen nicht Mangel an dem Notwendigen litten? – Wer tat dies alles? – Dies alles tat Friedrich Wilhelm, dessen Statue ich in dem Städtchen gesehen habe, wo uns eine freundliche Wirtin mit einem guten Mittagessen bewirtete. Das sind undankbare Reisende, die ein solches Mahl und eine so gute, zutätige Wirtin vergessen. Ich wenigstens will dich nicht vergessen, freundliche Deutsche! Wenn ich einst an das Monument Friedrich Wilhelms gedenke, so will ich immer auch deiner liebreichen Aufnahme, deiner angenehmen Blicke und deiner freundlichen Worte gedenken.

„Werden wir denn Krieg haben, meine Herren Offiziere?" fragte ein alter Gastwirt in Körlin meine Reisegefährten. „Ich glaube nicht," antwortete der Kapitän. „Gebe Gott, daß das wahr ist", sagte der Gastwirt, „ich fürchte nicht die österreichischen Husaren, aber wohl die russischen Kosaken. O! was sind das für Leute!" – „Aber woher kennst du sie?" fragte der Kapitän. – „Woher? Waren sie denn nicht hier in Körlin? Nichts entgeht ihrer Pike und dabei haben sie ein so fürchterliches Ansehen, daß mir noch die Haut schaudert, wenn ich daran gedenke." – „Da ist ein russischer Kosak!" sagte der Kapitän, indem er auf mich zeigte. „Ein russischer Kosak!" schrie der Wirt, und sprang in die Höhe, daß er sich mit dem Hinterkopf an die Wand stieß. Wir alle lachten, und der Wirt ächzte. „Für diesen Spaß sollen sie mir desto teurer bezahlen, meine Herren", sagte der Wirt, indem er der Magd die Kaffekanne aus der Hand nahm.

Ich habe ein altes Raubschloß besehen. Es liegt auf einer Anhöhe und ist auf allen Seiten mit tiefen Gräben umgeben, die sonst voll Wasser gewesen sind. Hier auf dem hohen Turme saßen die Mutter und die Tochter am Nährahmen, und schauten aus dem Fenster, indes der Mann und der Vater, wie ein hungriger Löwe in Wäldern und Fluren herumstrich, um Beute zu suchen. „Er kommt! Er kommt!" schrieen sie – und die Brücken knarrten, und ließen sich nieder – sie knarrten noch einmal und hoben sich wieder – und der Räuber war nun sicher in den Umarmungen seines Weibes und seiner Tochter.

Nun breitete man den geraubten Reichtum aus und die Weiber jauchzten vor Freuden. Die unglücklichen Reisenden, die diesen Tag in die Hand des Bösewichts gefallen waren, wurden in das Burgverließ gestoßen, das tief unter der Erde lag, wo sie Dunkel und eine verdorbene Luft umfing, die das Atemholen erschwerte, und wo sie das Gerassel der Ketten bewillkommte. Manchmal eilte der unglückliche Vater zu diesem breiten Graben, und erhob seine Stimme gegen die hohen Türme: „Gebt mir den Sohn zurück und nehmt alles was ich habe. Die bedauernswürdige Mutter grämt sich Tag und Nacht, die kummervolle Braut weint unaufhörlich. Gebt der Mutter den Sohn und der Braut den Bräutigam zurück."

„Halt ein, Phantasie!" sagte ich zu mir selbst, und — bezahlte einem ausgetrockneten Alten und einem verkrüppelten Jungen, die mir das Schloß gezeigt hatten, zwei Groschen. Es steht schon seit langem leer und fängt an zu verfallen.

Jetzt deckt man den Tisch für uns. Es ist ein Abschiedsmahl. Alle meine Reisegefährten, außer dem Kapitän, gehen von hier nach Stettin, wohin mich der Weg nicht führt. Wahrscheinlich sehen wir uns nie wieder; und, die Wahrheit zu gestehen, ist dieser Gedanke für mich eben auch nicht traurig. Ich würde die Vorsehung nicht Mutter nennen, wenn ich immer mit solchen Menschen leben müßte, die von nichts reden können, als von Revüen, und was dahin gehört. Selbst ihre Sprache ist sonderbar. Ob sie gleich nicht französisch verstehen, so mischen sie doch eine Menge französischer Wörter ins Gespräch, die sie auf eine ganz eigene Weise aussprechen; z. B.: da war eine Precipice — ich habe eine schöne Ture gemacht — ich wollte es schanschiren u. dergl.

Ein junger Mensch hat unsere Gesellschaft vermehrt. Er ist der Sohn eines Postmeisters und reist auf die Universität. Die Offiziere nannten mich im Scherz D o k t o r; da er dies hörte, so wollte er mir seine Gelehrsamkeit zeigen, und fragte mich, wie man wohl das lateinische Wort ratio ins Deutsche übersetzen könne. Dann fing er an vom G e i s t e der S p r a c h e n zu reden usw. Der Magister hatte uns nämlich schon verlassen, sonst würde ihn dieser bald stumm gemacht

haben. Die Offiziere fanden keinen Geschmack an diesem gelehrten Postmeisterssohne und suchten ihn auf alle Weise zum Narren zu haben. Als wir hier ankamen, zog er ein Paar ungeheure Sporen aus der Tasche und legte sie auf den Tisch. Die Offiziere, die es sonderbar fanden, daß ein junger Mensch, der auf die Universität geht, um zu studieren, Sporen, anstatt der Bücher, in der Tasche trägt, fingen an zu lachen. Der Franzose sprang mit der Lorgnette herbei und betrachtete die Sporen mit großer Aufmerksamkeit. Das Gelächter wurde stärker. „Was finden Sie an ihnen?" fragte der Kapitän. — „Bekannte Züge," antwortete der Franzose ganz ernsthaft, „es kommt mir vor, als hätt' ich sie schon irgendwo einmal gesehen; doch nein — ich besinne mich — ich habe sie nur abgebildet gesehen — in den Kupfern zum Don Quixote." Jetzt lachten die Offiziere unmäßig, und der Student ward böse. Nachdem wir uns satt gelacht hatten, wandte sich der Kapitän an mich und sagte: „Wenn Sie einmal Ihr Reisejournal herausgeben, so bitt' ich Sie, vergessen Sie die Sporen nicht!" „Vergessen Sie die Sporen nicht!" schrieen alle Offiziere und ich versicherte sie, daß ich ihren Wunsch erfüllen würde.

Noch muß ich der Fragen erwähnen, die in den preußischen Toren gewöhnlich sind. In jedem, noch so kleinen Städtchen und Flecken hält man die Reisenden bei der Ein- und Ausfahrt an und fragt sie: Wer sie sind? Woher sie kommen? Wohin sie reisen? Einige scherzhafte Reisende treiben damit ihren Spaß. Sie geben sich entweder ganz lächerliche Namen, oder nennen sich bei der Ankunft so, und bei der Abreise anders, wodurch dann wunderliche Rapporte entstehen. So nennt sich z. B. der eine Luzifer, der andere Mammon, der dritte heißt in dem einen Tore Abraham und in dem anderen Isaak. Ich hatte keine Lust zu scherzen, und deswegen baten mich die Offiziere bei solchen Gelegenheiten zu tun, als wenn ich schliefe, damit sie für mich antworten könnten. Und so machten sie denn einmal aus mir den Herrn Barakomenewerus, der von dem Berge Ararat käme; dann den Aristides, der aus Athen verjagt sei; ein andermal den Alcibiades, der nach Persien reise, und endlich gar den Doktor Pangloß.

Berlin, den 30. Juni 1789.

Gestern, meine Freunde, bin ich in Berlin angekommen und heute hab' ich zu meiner großen Freude einen Brief von euch erhalten, den ich mit so großer Ungeduld erwartete. Die Nachricht, daß ihr euch wohl befindet, hat mich erheitert und beruhigt. Aber warum trauert ihr? Das war nicht unsere Abrede! Wenn ihr in Zukunft so grausam gegen euch und euren Freund sein werdet, der trotz der Entfernung von einigen tausend Wersten noch immer den wärmsten Anteil an euren augenblicklichen Unannehmlichkeiten nimmt; so wird er, zur Vergeltung sich vom Morgen bis zum Abend betrüben.

Mein letzter Brief an euch war aus Stargard. Wir fuhren von da um Mitternacht weg. Außer dem Kapitän hatt' ich noch zwei Reisegefährten, einen Offizier, der ins Reich auf Werbung ging und einen stargardischen Kaufmann. Ich hatte mich hinten auf mein Felleisen gesetzt und konnte nun die Füße bequem ausstrecken und mich legen, indem ich die Kissen unter den Kopf nahm. Mein Rücken wurde wieder gerade, die Wallung im Blute legte sich, der stoßende Postwagen schien mir eine einschläfernde Wiege, und indem ich mich für den glücklichsten Sterblichen pries, schlief ich fest ein und wachte nicht eher auf, bis auf der nächsten Station, wo man mich weckte, Kaffee zu trinken.

Ungefähr zehn Meilen vor Berlin verließ uns der Kapitän. Wir nahmen von einander Abschied, wie alte Freunde, und ich mußte ihm mein Wort geben, ihn in Königsberg zu besuchen, wenn ich wieder zurück durch diese Stadt reise. „Wir müssen uns wenigstens noch einmal in diesem Leben sehen," sagte er, indem er mir die Hand drückte, „besuchen Sie mich und erzählen Sie mir dann, was Sie in der Welt sahen." – „Gut, gut, Herr Kapitän! Bleiben Sie unterdessen gesund." – Und so trennten wir uns. In der letzten Nacht unserer Reise, da wir uns Berlin näherten, fing ich an, daran zu denken, was ich dort tun wollte und wen ich sehen würde. Des Nachts sind alle Bilder unserer Phantasie lebendiger und so stellte ich mir den liebenswürdigen A. so lebhaft und deutlich vor, wie er mir mit seiner Pfeife entgegenkam und ausrief: „Was seh' ich? Bist du es, Bruder

Ramsey? Willkommen in Berlin!" Daß sich meine Arme ausstreckten, ihn zu umfangen; aber anstatt des teuren Freundes, der in diesem Augenblick so weit von mir entfernt war, hätt' ich bald ein nasses Frauenzimmer umarmt, die mit uns auf dem Postwagen saß. „Aber wie ist das nasse Frauenzimmer zu Ihnen gekommen?" Das sollen Sie erfahren. Nach Sonnenuntergang fing es an zu regnen und die Nacht war stockfinster. Auf einmal hielt der Postwagen still; der Schirrmeister, der bei uns saß, sah heraus und fing an mit jemandem zu murmeln; darauf kehrte er sich zu uns und sagte: „Meine Herren, erlauben Sie, daß ein ehrliches Frauenzimmer einsteigen darf, um mit auf den nächsten Flecken zu fahren. Der Regen hat sie bis auf die Haut durchweicht und sie fürchtet krank zu werden." — „Ist sie hübsch", fragte der Werbeoffizier. — „Jetzt ist es dunkel", antwortete der Schirrmeister. — „Nun, laß sie kommen", sagte der Offizier. — Ich und der Kaufmann waren es gleichfalls zufrieden. Das Frauenzimmer stieg ein, und war in der Tat durch und durch naß, so daß wir von ihr so weit wegrückten, als wir konnten. Der Offizier ließ sich mit ihr ins Gespräch ein und erfuhr, daß sie seit fünf Jahren an einen Schneider verheiratet sei, drei Kinder habe und ihren Mann so liebe, daß sie sich nie von ihm zu trennen wünsche; sie erzählte ferner, daß sie bei ihrem Onkel, einem reichen Kaufmann, der mit ausländischen Waren handle, zu Abend gegessen habe und daß sie zu Fuß nach Hause gegangen wäre, um den schönen Abend zu genießen, da es gar nicht nach Regen ausgesehen habe; auch habe sie von ihrem Onkel ein Buch mitgenommen, „Trenks Leben", in welchem sehr wunderbare Begebenheiten beschrieben würden, und zwar sei alles wahr und wirklich so geschehen. Die Tochter ihres Onkels, die schon neunzehn Jahre alt sei, habe eine ganze Nacht nicht geschlafen, um dies Buch zu lesen, und die folgende Nacht sei ihr Trenk mit Ketten belastet im Traume erschienen und sie habe so geschrieen, daß ihr Vater mit Licht herbeigelaufen sei, um zu sehen, was ihr fehle, usw. — Dies ist die Geschichte von der nassen Frau!

„Aber, wenn ich ihn nun nicht in Berlin finde", fiel mir auf einmal ein und in demselben Augenblicke fuhr eine Kalesche bei uns

vorbei. Kaum konnt' ich mich enthalten, zu schreien: Halt! – „Das ist er gewiß," dacht ich, „das ist er gewiß! Lebe wohl, Teurer! Reise glücklich in unser Vaterland zu deinen Freunden! Du wirst auch meine Lieben sehen – du wirst sie sehen, und kannst ihnen nichts von mir sagen." Unterdessen kamen wir auf die Station. Ich ging sogleich zum Postmeister, ihn zu fragen, wer in der Kalesche gesessen habe. – „Ein russischer – Kaufmann aus Riga", antwortete er. Ich hätte vor Freuden springen mögen, daß es nicht A. war.

In einiger Entfernung von Berlin fängt eine herrliche Kastanienallee an und der Weg wird besser und munterer.

Von der Ansicht Berlins kann ich nicht urteilen, weil der unaufhörliche Regen in die Ferne zu sehen verhinderte. Am Tore wurden wir angehalten. Ein Sergeant kam an den Postwagen und fragte: „Wer sind Sie? Woher kommen Sie? Was führt Sie nach Berlin? Wo werden Sie wohnen? Werden Sie lange hier bleiben? Wohin reisen Sie von hier aus?" Auf alle diese Fragen mußt' ich antworten.

„Eine herrliche Stadt!" rief ich, indem wir durch die geraden Straßen fuhren. Der Wagen hielt am Posthause. Hier fragt' ich nun vor allen Dingen den Postsekretär, wo A. wohne. – „Wie so," antwortete er mit einer Kaltblütigkeit, die geradezu mit meiner Ungedyld kontrastierte, „er ist nicht mehr hier." – „Er ist nicht hier?" – „Nein, mein Herr!" anwortete er, und fuhr fort die Briefe zu ordnen. – „Und wo ist er denn?" – „Er ist nach Frankfurt am Main gereist. Gehen Sie zu Ihrem Popen, er kann Ihnen mehr von ihm sagen, als ich." – „Es ist hart!" rief ich aus, und warf mich, die Hand gegen die Stirne in einen Stuhl. Der Sekretär sah mich lächelnd an. „Sie glaubten ihn wahrscheinlich hier zu finden?" fragte er. – „Ja, mein Herr, ich glaubt' es, und – habe mich getäuscht." – Mit diesen Worten sprang ich auf und wollte gehen. „Warten Sie noch," sagte der Sekretär, „man muß erst ihr Felleisen durchsehen." Man brachte das Felleisen, durchsuchte es, und nachdem ich dem Visitator ein Achtgroschenstück in die Hand gedrückt hatte, ließ ich mich in den Gasthof Roi d'Angleterre führen. Ein Soldat nahm meine Sachen, und ich folgte ihm, indem ich dachte: „Mußt' er auch gerade

jeßt wegreisen, da ich hier ankomme? Es war also nichts, als ein Traum, als ich mir vorstellte, wie ich ihn hier sehen und was ich ihm sagen würde? Es tut weh, sich so zu betrügen."

„Ich bedaure, mein Herr," sagte Herr Blum, der Wirt „Zum König von England", in der Brüderstraße, „ich bedaure, daß ich keinen Platz mehr für Sie habe. Alle Zimmer in meinem Hause sind besetzt. Ich glaube, Sie wissen's, daß unser König Gäste hat. Seine Schwester, die Erbstatthalterin, ist hier. In Berlin wird's jetzt lustig zugehen, und viele Herrschaften sind deswegen hier angekommen. Glauben Sie wohl, daß ich heute wohl schon zehn Fremde abgewiesen habe?" — „Und also, Herr Blum?" — „Sie kommen aus Rußland?" „Aus Rußland. Also?" — „Alles sieht bei Ihnen kriegerisch aus?" „Ja, Herr Blum, bei uns ist Krieg. Und also bleibt mir nichts übrig als — —" „Hören Sie, so eben ist ein Zimmer bei mir leer geworden und Sie können es beziehen. Was machen denn die Türken?" — „Lassen Sie mir das Zimmer anweisen, und hernach, wenn es Ihnen gefällig ist —" „Sehr gut! Sehr gut! Kommen Sie." — Er brachte mich nun in ein kleines Zimmer mit einem einzigen Fenster. „Ist es nicht recht artig, ist es nicht recht niedlich?" — „Ich bin zufrieden, Herr Blum." Darauf kam der Barbier, der Perückenmacher, und Herr Blum ging nicht von der Stelle und sprach unaufhörlich und endlich fiel es ihm auch ein, mir zu erzählen, was man bei uns in Rußland mache. „Hören Sie, Herr Blum," sagte ich, „dies alles hat man Ihnen wahrscheinlich am ersten April alten oder neuen Stils geschrieben." — „Wie, mein Herr?" — „Wie es Ihnen gefällig ist", antwortete ich, nahm meinen Stock, gab Herrn Blum die Hand, und ging aus.

Der Mensch ist zur Geselligkeit und Freundschaft geboren. — Diese Wahrheit fühlte mein Herz lebhaft, als ich zu D. ging. Wie sehr wünscht' ich nur etwas von den liebenswürdigen Eigenschaften unseres A. in ihm zu finden. Wie wünschte ich, ihn lieben zu können und mit ihm aus der ganzen Fülle meines freundschaftlichen, aufrichtigen Herzens reden zu können! Dem Himmel sei Dank! Ich fand, was ich wünschte. Ich fand an D. einen liebenswürdigen, gutherzigen und auf-

richtigen Mann! Er liebt sein Vaterland und ich liebe es auch. Er liebt A. und ich liebe ihn auch. Er ist von Natur offenherzig und ich bin es auch. Mußten wir also nicht bald bekannt werden? Wir schwatzten bis zum Abend und er begleitete mich nach Hause.

Kaum waren wir auf der Straße, so mußte ich mir die Nase zuhalten, vor dem Gestanke, den die Unreinigkeiten aller Art verursachen, die man in die Kanäle schüttet. Warum reinigt man sie nicht? Oder haben die Berliner keinen Geruch? D. führte mich Unter die Linden; in der Tat ein herrlicher Spaziergang. In der Mitte sind Alleen zum spazieren und an den Seiten ist Pflaster. Lebt man hier reinlicher, oder verbessern die Düfte der Linden die schlechte Luft — ich fühlte wenigstens hier nicht den geringsten unangenehmen Geruch. Die Häuser sind zwar nicht so hoch, wie einige in Petersburg, aber sie sind sehr schön. In den Alleen, die über tausend Schritte lang sind, spazierten viele Menschen. Wir gingen einige Male auf und ab und dann brachte mich mein Landsmann nach Hause.

Kaum hatte ich mich in meinem Zimmer niedergesetzt, um Tee zu trinken, als Herr Blum mit einem Papiere erschien. „Sie müssen dies beantworten", sagte er, indem er mir das Papier reichte. Ich fand hier dieselben Fragen, die man am Tore getan hatte, mit einer vermehrt, nämlich: zu welchem Tore ich hereingekommen sei? Diese Fragen waren gedruckt, und ich mußte unter jede die Antwort schreiben. „Dies kommt in die Polizei," sagte Herr Blum, „und dort untersucht man, ob Sie am Tore dasselbe gesagt haben, was hier niedergeschrieben ist. Alsdann setzt man Sie in die Zeitungen."

Heute morgen ging ich mit D. in der Stadt herum. Berlin ist in Hinsicht der regelmäßigen Straßen und der prächtigen Gebäude gewiß eine der schönsten Städte Europas. Auch tragen die großen Plätze rc. zur Verschönerung der Stadt vieles bei. Auf dem ersten stehen vier marmorne Bildsäulen berühmter preußischer Generale: Schwerins, Keiths, Winterfelds und Seidlitzens.

Schwerin hält die Fahne in der Hand, mit welcher er sich in dem heißen Treffen bei Prag unter die Feinde warf, indem er seinem Regimente zurief: „Kinder, mir nach!" Er starb hier den Tod des

Helden und der König bedauerte den Verlust dieses geschickten und tapferen Generals mehr, als die Niederlage von zwanzigtausend Soldaten. – Als er Friedrich Keithen in seine Dienste nahm, sagte er: „Ich habe viel gewonnen." Friedrich kannte die Menschen. Keith leistete ihm wichtige Dienste. – Man sagt, daß der Graf Peter Alexandrowitsch Rumänzow Winterfelden ähnlich sieht. Ich bin nie so glücklich gewesen, unseren transdanubischen Helden zu sehen, und deswegen konnte ich die Ähnlichkeit in dem Marmor, der Winterfelden vorstellt, nicht suchen. – Seidlitz, ein feuriger und rascher Krieger, war Friedrichs Liebling. Doch tadelt man, bei dem gerechten Lobe, daß man seinen Verdiensten beilegt, einige Schwächen an ihm, von welchen man sogar behauptet, daß sie die Ursache seines frühzeitigen Todes gewesen sind. Er starb nicht auf dem Felde der Ehre, sondern auf einem qualvollen Krankenlager. Der König trauerte über seinen Tod, wie über den Tod seines Lieblings. Auf diese Weise wollte Friedrich das Andenken seiner Heerführer auf die Nachwelt bringen. Der junge Krieger fühlt beim Anblicke ihrer Bildsäulen den Wunsch, den Helden nachzueifern, um auch dereinst im Andenken der Nachwelt zu leben. Ich selbst blicke gern auf die Monumente berühmter Männer und erinnere mich dabei mit Vergnügen ihrer Taten. Auf der sogenannten langen Brücke, die über die Spree führt, steht die metallene Bildsäule Friedrich Wilhelms des Großen. Als die Russen hier waren, hieben einige Soldaten zum Zeitvertreib mit ihren Säbeln auf dies Denkmal. Man zeigte mir noch die Spuren davon, deren Anblick keine angenehmen Erinnerungen bei den Berlinern erregt.

Darauf gingen wir auf die königliche Bibliothek. Sie ist groß und weitläufig – und das ist auch alles, was ich davon sagen kann. Vorzüglich ist mir ein herrliches anatomisches Werk mit Abbildungen aller Teile des menschlichen Körpers aufgefallen, wofür der verstorbene König 700 Taler bezahlt hat. Es sind mehrere orientalische Handschriften hier, die ich aber nur obenhin angeblickt habe. Man zeigte mir auch ein deutsches Manuskript von Luther; ich konnte aber fast gar nichts herausbringen, da ich noch nie Handschriften aus diesem Zeit-

alter gesehen hatte. Es ist eigentlich verboten, Bücher mit nach Hause zu geben; doch kann ein bekannter Mann, der dem Kustos der Bibliothek etwas dafür gibt, welche bekommen. Und auf diese Art nahm D. für mich Nicolais „Beschreibung von Berlin", die ich gern durchsehen wollte. Bibliothekar ist jetzt D. Biester, der auch in diesem großen Gebäude wohnt.

Die Tischgesellschaft bei Herrn Blum bestand aus dreißig Personen – Offizieren, fremden und einheimischen Kaufleuten, und ansehnlichen sächsischen Baronen, die nach Berlin zu den Festlichkeiten gekommen waren. Jetzt bereitet sich alles zum Empfange der Erbstatthalterin, die übermorgen mit dem König aus Potsdam hier eintreffen wird. Und dies, sowie die Räuber, die bei Oranienburg die Post überfallen haben, sind jetzt die einzigen Gegenstände der Unterhaltung. Nach Tisch brachte mir D. einen Brief von euch, meine Freunde, und eine Stunde darauf gingen wir in den Tiergarten. Er erstreckt sich von Berlin bis nach Charlottenburg und enthält verschiedene Alleen. Einige derselben gehen in der Länge durch, andere in der Quere und noch andere schräge und durchkreuzen sich. Ein herrlicher Lustort! Lang suchte ich die Allee, von welcher mir einstens A. folgendes schrieb: „Ich habe im Tiergarten eine lange Allee gefunden, die aus alten Fichten besteht. Das Dunkel und das unveränderliche Grün der Bäume erregt in der Seele eine gewisse heilige Ehrfurcht. Ich werde nie einen Morgen vergessen, an welchem ich allein im Tiergarten herumging und versunken in dem Strome meiner Einbildungskraft, die, wie du weißt, gern ins Dunkle malt, auf einmal in dieser Allee stand. Bis an diesen Ort hatte mir die Morgensonne geleuchtet und nun verschwand hier alles Licht. Ich erhob die Augen und sah vor mir diesen dunkeln Gang. Nur in der Ferne beim Ausgange schimmerte das Tageslicht. Ich blieb stehen und schaute lange. Endlich kam mir ein Gedanke. – Ist dies nicht, dachte ich, ist nicht dieses Dunkel ganz das Bild deines Zustandes, wenn du einst, getrennt von dem Körper, die unbekannte Bahn betreten wirst? Dieser Gedanke wurde so lebendig in mir, daß ich mich schon dachte, wie ich, von dieser irdischen Bürde befreit, dem schimmernden Lichte zueile. –

Von dieser Zeit an besuchte ich allemal, wenn ich in den Tiergarten komme, diese Allen und da denke ich oft an Dich." – Liebenswürdiger Schwärmer! Ich dachte auch an Dich, da ich in diese Allee trat, und vielleicht stand ich an derselben Stelle, wo Du Dich meiner erinnertest. Vielleicht stehst Du auch einst wieder hier, aber dann bin ich weit, weit von Dir entfernt.

Im Tiergarten sind viele Kaffeehäuser. Wir gingen in eines derselben, um unsern Durst mit Weißbiere zu löschen, das mir aber gar nicht schmecken wollte.

Der Garten des Prinzen Ferdinand, in welchen wir aus dem Tiergarten gingen, steht jedem ordentlich gekleideten Menschen offen. Aber ich nehme nicht tausend solcher Gärten für den einzigen Tiergarten. Der Prinz ging selbst herum und erwiderte unsere Verbeugung mit einer finstern Miene. – Es schlägt eins.

Den 1. Juli.

Nachdem ich heute morgen bei Herrn M. gewesen war, an welchen ich einen Brief aus Moskwa hatte, so ging ich zu dem bekannten Schriftsteller und Buchhändler Nicolai. Er wohnt gleichfalls in der Brüderstraße. Er nahm mich mit einer solchen ungezwungenen Höflichkeit auf, wie sich von einem deutschen Gelehrten und Buchhändler gar nicht erwarten ließ. „Man kennt Sie auch in Rußland," sagte ich zu ihm, „und weiß, daß Ihnen die deutsche Literatur zum Teil ihre Fortschritte dankt; und ich habe, bei meiner Ankunft in Berlin, geeilt, den Freund Lessings und Mendelssohns zu sehen." – „Ich danke Ihnen", antwortete er lächelnd, und nötigte mich auf das Sopha. Mit einem Reisenden ist's am natürlichsten vom Reisen zu sprechen. Da also Nicolai hörte, daß ich in die Schweiz reisen würde, so unterhielt er mich von dem Vergnügen, welches die Betrachtung dieses merkwürdigen Landes gewährt, wo er vor einigen Jahren selbst gewesen war. Darauf lenkte ich das Gespräch auf den Jesuitism.

Ihr müßt nämlich wissen, daß man seit einiger Zeit in Deutsch-

land – oder vielmehr in Berlin, und Nicolai ist zuerst darauf verfallen – anfängt, in Reden und Schriften zu behaupten, als wenn es heimliche Jesuiten gäbe, die sich aus allen Kräften bemühten, Europa von neuem zu beherrschen; als wenn Cagliostro und andere seines gleichen Emissäre der Jesuiten wären, die deswegen in die Welt geschickt würden, um leichtgläubige Menschen durch große Versprechungen zu blenden und sie so in die Gewalt der geheimen jesuitischen Obern zu bringen u. s. w. Seitdem suchte man nun überall, unter Gelehrten und Ungelehrten, unter Geistlichen und Soldaten, verkappte Jesuiten. Auch roch man in den Schriften mancher Schriftsteller etwas Jesuitisches. Ein fürchterlicher Krieg erhob sich und die von Gedike und Biester herausgegebene Berlinische Monatsschrift wurde der Tummelplatz der Streiter. Man schmolz in der Folge den Katholizism mit dem Jesuitism zusammen und bewies, daß dieser und jener bekannte protestantische Gelehrte ein heimlicher Katholik sei. Man warnte vor diesen gefährlichen Leuten u. s. w. Diejenigen, welche man meinte, wurden böse, fingen an zu schimpfen und schrieen, die Berliner phantasierten. Und dies alles dauert bis jetzt noch fort. Nicolai sagte mir folgendes darüber: „Es ist notorisch, daß die Jesuiten überall Verbindungen und sogar ihre eigenen Banken und Bankiers hatten. Und wenngleich ihre Gesellschaft äußerlich unter dem Papste stand, so war doch ihr Zweck geheim und nur im Innern des Ordens bekannt. Konnte der Papst, indem er den Orden aufhob, auch ihn gänzlich vernichten? Stand es in seiner Gewalt, die innern Obern oder die Bewahrer der Geheimnisse dahin zu bringen, daß sie ihr Ziel aufgaben? Sind nun alle geheimen Kanäle, deren sie sich bedienten, verstopft? Haben ihre Banken aufgehört? – Ich habe nur Vermutungen vorgelegt und wollte nichts weiter, als die Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand lenken. Meine Hypothese, schien es, konnte manche Erscheinungen unserer Zeit erklären. – Was aber den Katholizism betrifft, so hat jeder Protestant Ursache zu wünschen, daß er sich nicht weiter ausbreite. Wir können, Gott sei Dank! über alles urteilen, wir können unsere Vernunft gebrauchen; aber der Geist des Katholizism leidet durchaus keine Freiheit im

Denken, und schlägt die Vernunft in Fesseln. Wenn sie die Werke der Deutschen lesen, so merken Sie gewiß einen großen Unterschied zwischen denjenigen Schriften, die in protestantischen Ländern erscheinen, und zwischen jenen, die in katholischen Provinzen herauskommen. In welchen ist mehr Aufklärung?" – „Das ist alles recht gut," sagte ich, „warum aber mit einer solchen Animosität gegen einige achtungswürdige Männer bloß deswegen schreiben, weil sie die Existenz geheimer Jesuiten bezweifeln und nicht glauben wollen, daß die Katholiken den Protestanten gefährlich werden könnten? Soll ich's Ihnen gestehen, ich habe die Antwort des D. Biester an Garve, der doch unstreitig einer Ihrer ersten Philosophen ist, und seine Meinung mit solcher Bescheidenheit vorgetragen hatte, nicht ohne Unwillen lesen können." – „Doch hat jetzt Garve einige seiner Gedanken über diesen Gegenstand geändert und wir sind deswegen mit Fleiß zusammengekommen. Man darf durchaus nicht glauben, daß die Katholiken ganz aufgehört hätten, Proselyten zu machen. Der Lehrsatz ihrer Kirche ist bekannt, daß außer ihr kein Heil sei, und sie suchen also aus einer gewissen Menschenliebe, das Gebiet der Kirche zu erweitern. Mit einem Worte, Vorsicht war nötig. Übrigens verantwortet jeder für sich. Wenn einige zu weit gegangen sind, so bin ich nicht schuld. Nur ist es auch wahr, daß man uns manches falsch auszulegen sucht, wozu Stark*) und Konsorten ihre Ursachen haben. Auch ist es möglich, daß die Sache, die aus guten Absichten angefangen ist, einige üble Folgen haben kann; stiftet sie aber doch ungleich mehr Gutes, so bleibt es immer eine gute Sache."

Morgen reist Nicolai ins Bad. „Das Reisen ist für mich Arznei", sagte er. Nachdem ich ihm meinen Namen auf eine Karte geschrieben hatte, wünschte ich ihm glückliche Reise und er entließ mich eben so höflich, als er mich empfangen hatte. – Ich bedaure sehr, daß er weg-

*) Doktor Stark ist hessen-darmstädtischer Hofprediger. Ihn eben haben die Berliner als einen heimlichen Katholiken, Jesuiten und Schwärmer beim Publikum denunziert. Er verklagte deswegen die Herausgeber der Berlinischen Monatsschrift, verlor aber seinen Prozeß und schrieb nun ein dickes Buch gegen seine Angeber.

reist, denn ich hätte gern, in den Stunden seiner Muße, noch über manches mit ihm gesprochen. Zwar gesteh' ich, daß mein Herz den Ton nicht gut heißen kann, in welchem die Herren Berliner schreiben. Wo soll man Duldung suchen, wenn sogar die Philosophen, die Aufklärer — so nennen sie sich wenigstens — so viel Haß gegen diejenigen zeigen, die anders denken, als sie? Das ist nach meiner Meinung der wahre Philosoph, der mit jedem in Frieden lebt und der auch diejenigen liebt, die anders denken, als er. Es ist Pflicht, die Verirrungen des menschlichen Verstandes mit edlem Eifer anzuzeigen, aber fern sei alle Bosheit! Sage dem Menschen, daß er irrt und worin; aber schmähe nicht sein Herz und sprich ihm deswegen nicht allen Verstand ab. O! Menschen, Menschen, unter welchen Vorwänden quält ihr euch nicht?

Lavater ist einer von denen, welche die Berliner bei jeder Veranlassung necken, und nach ihnen ist er, wenn kein Jesuit, doch wenigstens ein großer Schwärmer. Ich bin kein Anhänger von Lavater und in sehr vielen Stücken denk ich anders als er; aber doch bin ich überzeugt, daß man seine Physiognomischen Fragmente auch dann noch lesen wird, wenn man schon längst vergessen hat, daß irgendwo der achtbare Doktor Biester gelebt hat. Doch lassen wir sie.

Im Äußerlichen hat Nicolai nichts besonders Anziehendes; aber doch liegt etwas Achtungerregendes darin. Er ist lang, hager, braun; und Lavater sagt in der Phisiognomik von ihm, daß seine hohe Stirne viel Scharfsinn verrät.

Bei Herrn Blum wohnt auch ein junger schwedischer Kaufmann. Heute, indem wir bei Tische saßen, kam der schwedische Legationssekretär und rief ihn hinaus. Nach fünf Minuten kam unser Schwede mit einem heitern Lächeln zurück, und erzählte der ganzen Tischgesellschaft, daß die Schweden einen Vorteil über die Russen erhalten hätten. Der dänische Legationssekretär, der mit uns speiste, fing an, über seinen patriotischen Eifer zu spötteln. Die preußischen Offiziere wollten die genaueren Umstände dieses Vorfalles wissen; aber der Schwede wußte sie selbst nicht. „Wie kann man also Ihrer Erzählung

glauben?" sagte der Däne*), „wir wollen erst die Bestätigung erwarten." — „Was für Bestätigung?" schrie der Schwede, „ich bin Ihnen Bürge dafür." — Der Däne lachte und der Schwede wurde hitzig. Unterdessen trat Herr Blum zu mir und bat mich inständig, mich nicht in das Gespräch einzulassen. „Was brauchen Sie sich drein zu mengen?" sagte er, „Sie sehen, daß der Schwede sehr hitzig ist. Bewahre mich Gott! wenn etwas zwischen Ihnen in meinem Hause vorfiele." Ich versicherte ihn, daß es nicht dazu kommen sollte. Nach Tische aber konnt ich's nicht länger aushalten. Ich trat zu dem Schweden und ließ mich mit ihm ins Gespräch ein. Sogleich flog Herr Blum herbei und sah bald auf mich, bald auf den Schweden, indem er sich fertig hielt, das Feuer im ersten Ausbruche zu ersticken. Aber es blieb alles friedlich, der Schwede war in Rußland gewesen und hatte mich sogleich an meiner Uniform für einen Russen erkannt. „Zu Anfang des Krieges", sagte er, „schickte man mich aus Petersburg fort, ob ich gleich gern dort geblieben wäre." — „Beklagen sie sich über Ihren König," antwortete ich, „der uns den Krieg so ohne alle gerechte Ursache ankündigte." — Hier zupfte mich Blum beim Rocke, weil er fürchtete, der Schwede möchte böse werden; aber er sagte lächelnd: „Die Könige handeln nicht nach den Regeln, die für uns andere Privatleute Gesetze sind." — „Das sagt Friedrich", murmelte ein preußischer Major zwischen den Zähnen, der noch bei Tische saß. — Hier kam D. zu mir und Herr Blum war sehr froh, daß ich auf mein Zimmer ging; er fürchtete noch immer ein Duell.

Nach dem Essen war ich in der Garnisonkirche, um die Monumente berühmter Krieger zu besehen. Dort ist K l e i s t neben S c h w e r i n und W i n t e r f e l d, der liebenswürdige Kleist, der unsterbliche Sänger des Frühlings, der Held und Patriot. Wißt Ihr sein Ende? — Im Jahre 1759 in der heißen Schlacht bei Kunnersdorf kommandierte er ein Bataillon, nahm drei Batterien und führte seine Soldaten unter dem stärksten Kanonenfeuer gegen die vierte. Es wurden ihm zwei Finger der rechten Hand abgeschossen. Er nahm den Degen in die

---

*) In der Folge wies sich's wirklich aus, daß es ein falsches Gerücht war.

linke. Eine Kugel zerschmetterte ihm die linke Schulter, er nahm den Degen wieder in die rechte Hand. Und in demselben Augenblicke, wo der tapfere Kleist auf die feindliche Batterie steigen wollte, zerschmetterte ihm eine Kartätschenkugel den Fuß. Er fiel und schrie noch seinen Soldaten zu: Kinder, verlaßt den König nicht! Die Kosaken kamen, zogen ihn aus und warfen ihn in einen Sumpf. Wer wird sich nicht wundern, daß er in diesem Augenblicke noch recht herzlich über die sonderbare Physiognomie und die Handgriffe eines Kosaken lachen konnte, der ihm die Kleider abzog. Endlich schlief er aus Mattigkeit ein und ruhte so sanft, als läge er in seinem Zelte. In der Nacht fanden ihn unsere Husaren. Sie zogen ihn aufs Trockene und legten ihn auf Stroh ans Feuer. Auch bedeckten sie ihn mit einem Mantel und einer von ihnen wollte ihm sogar einige Taler in die Hand stecken; da er aber dies Geschenk nicht nehmen wollte, so warf es der Husar mit einer ärgerlichen Miene auf den Mantel und sprengte mit seinen Kameraden davon. Gegen Morgen sah Kleist einen unserer Offiziere, den Baron Budberg, und sagte ihm seinen Stand und Namen. Der Baron ließ ihn sogleich nach Frankfurt bringen. Dort verband man ihm seine Wunden und er besprach sich unterdessen ganz heiter mit dem Philosophen Baumgarten, einigen anderen Gelehrten und unseren Offizieren, die ihn besuchten. Nach einigen Tagen starb er mit der Standhaftigkeit eines Stoikers. Alle unsere Offiziere, die sich in Frankfurt befanden, waren bei seiner Beerdigung. Einer von ihnen bemerkte, daß auf seinem Sarge der Degen fehlte. Sogleich legte er den seinigen mit den Worten darauf: „Ein so braver Offizier darf nicht ohne Degen begraben werden.“ — Kleist gehört unter meine Lieblingsdichter. Der Frühling würde nicht die Reize für mich haben, wenn nicht Kleist und Thomson seine Schönheiten so trefflich beschrieben hätten.

Den 2. Juli.

Heute morgen ist der König mit seiner Schwester, der Erbstatthalterin, hier angekommen. Ihr könnt euch nicht vorstellen, wie pompös ihr Empfang war. Die ganze Bürgerschaft stand unter

dem Gewehre und kein Elsternheer kann so bunt sein, als diese Front. Die Offiziere unterschieden sich von den Gemeinen nur dadurch, daß ihre Zöpfe höher gebunden waren. Während sie die Erbstatthalterin erwarteten, ging die Brantweinflasche herum; und schon sah man hier und da Köpfe zusammenstoßen. Die Hauptleute gingen umher und ermahnten ihre Mitbürger „das Gewehr ja recht hübsch zu präsentieren". — „Natürlich, natürlich," schrien diese, „wir wollen gewiß nicht auf die Nase fallen." — Es war unmöglich sich des Lachens bei dieser Farce zu enthalten. — Die Kaufmannschaft in roten Kleidern unter der Anführung eines Bankiers war der Erbstatthalterin entgegengeritten. — Und dafür, daß ich über die Berlinischen Bürger gelacht und die Erbstatthalterin mit ihrem Bruder, dem König von Preußen, gesehen hatte, wurde ich durch und durch naß. Jetzt fangen hier Schmausereien und Lustbarkeiten an; und dann gibts vielleicht gar eine Hochzeit. — Jetzt geh' ich ins Theater.

Um 10 Uhr in der Nacht.

Seit langem bin ich nicht so angenehm erschüttert worden als heute im Schauspielhause; man führte „Menschenhaß und Reue" von Herrn Kotzebue, einem Einwohner Revals, auf. Baron Meinau, ein Mann von dreißig Jahren, heiratet die fünfzehnjährige Eulalia. Sie leben einige Jahre glücklich. Eulalia verehrt in ihrem Gemahl den verständigen Mann und er sucht ihr alles mögliche zu Gefallen zu tun. Aber auf einmal verliert er bei einer unglücklichen Gelegenheit sein halbes Vermögen. Er muß sich nun einschränken und diese neue Wirtschaft gefällt natürlich Eulalien nicht. Um diese Zeit fängt ein junger Mann, der dem Baron sein ganzes Glück zu verdanken hat, an, sich nach und nach in das Herz Eulaliens einzuschleichen. Und wodurch? — Weder durch vorzügliche Schönheit, noch durch außerordentlichen Verstand, noch durch seltene Tugend; sondern dadurch, daß er jeder weiblichen Laune frönt, jeden ihrer Wünsche, noch ehe er entsteht, errät, ihr schmeichelt und jedes Vergnügen zu verschaffen sucht. In einem jungen weiblichen Herzen ist keine standhafte Neigung

zu suchen. Die Liebe zu diesem jungen Menschen erstickt in Eulaliens Herzen die Liebe zu ihrem Gemahl und verblendet sie so sehr, daß sie die Tugend, ihren Mann und ihre Kinder vergißt und mit dem Verführer entflieht. Dieser Schlag war für Meinau durchaus unerwartet. Er verläßt sein Haus, flucht den Menschen, flieht vor ihnen und schweift ohne Zweck aus einem Lande ins andere. Unterdessen verläßt der flatterhafte Jüngling, nachdem seine Leidenschaft befriedigt ist, Eulalien. Da öffnen sich ihre Augen, sie fühlt ganz das Schreckliche ihrer Lage und alle Schande und alles Unglück eines lasterhaften Weibes. Endlich geht sie, unter dem angenommenen Namen Frau Müller, als Haushälterin in das Haus der Gräfin Wintersee und lebt auf dem Lande in einer beständigen Einsamkeit und in unablässigem Kummer. Nur manchmal wagt sie einige Erheiterung in stillen Wohltaten zu suchen. — Das Ungefähr führt den Baron Meinau in dieses Dorf. Er bleibt dort einige Zeit, und lebt in einem kleinen Häuschen, am Ende des Tiergartens, läuft in den Wäldern herum, liest Zimmermanns Buch über die Einsamkeit und verwünscht jedes menschliche Wesen. Hier fängt das Stück an. Der Graf und die Gräfin Wintersee kommen aufs Land. Baron von der Horst, der Bruder der Gräfin, der mit ihnen kommt, verliebt sich in Madame Müller und entdeckt sich seiner Schwester darüber. Die Gräfin liebt ihre Haushälterin, und da sie weiß, daß sie von keinem niedrigen Stande ist, so widersetzt sie sich dem Entschlusse ihres Bruders, sie zu heiraten, nicht und nimmt es sogar über sich, mit ihr über seine Liebe zu sprechen. Hier erzählt denn Eulalia der Gräfin ihre Geschichte. „Sie werden mich verachten,“ sagt sie, „es mag sein. Die Gerechtigkeit des Himmels verlangt von der aufrichtigen Reue ein Opfer. Ich bringe es, indem ich freiwillig Ihre gute Meinung von meinem Herzen zerstöre.“ — Aber die Gräfin umarmt sie und versichert sie ihrer Freundschaft. — Unterdessen hat Meinau Gelegenheit, dem Grafen Wintersee einen wichtigen Dienst zu leisten. Dieser letztere stürzt nämlich ins Wasser und Meinau rettet ihn. Der Graf schickt nun seinen Schwager, um ihn zu sich einzuladen. Der Baron von Horst findet in dem Einsiedler seinen alten Freund, bringt ihn dahin, ihm zu erzählen, was ihm seit ihrer Tren-

nung begegnet ist und läßt sich von ihm versprechen, den Grafen zu besuchen. Meinau kommt, sieht Eulalien, und in demselben Augenblick stürzt er zurück nach der Tür. Eulalia fällt in Ohnmacht – und mit diesem Auftritte endigt sich der vierte Aufzug. Horst, der nun erfährt, daß Eulalia seines Freundes Weib ist, hält es für seine Pflicht, sie wieder zu vereinigen. Eulalia trägt ihm auf, ihren Gemahl um die Erlaubnis zu bitten, zu ihm zu kommen und ihre Kinder sehen zu dürfen. Meinau will anfangs nichts davon hören, wieder mit ihr zusammen zu leben. „Ein Weib," sagt er, „die ihren Mann einmal verraten konnte, kann ihn auch zum zweitenmal verraten. Und was wird die Welt von mir sagen, wenn ich wieder mit ihr erscheine?" Endlich entschließt er sich, Eulalien das letztemal zu sehen und dann will er sich mit seinen Kindern, die er aus der Stadt hat kommen lassen, nach einem Orte entfernen, wo es unmöglich ist mit seinem untreuen und doch immer noch zärtlich geliebten Weibe jemals zusammen zu treffen. Eulalia kommt. Nichts kann schöner und rührender sein, als diese Szene. Meinau wird erschüttert. „Bösewicht, du hast einen Engel verführt", sagte er, indem er sich an ihren Verführer erinnert. Eulalia sucht keine Versöhnung. Sie hält sich eines solchen Gemahls nicht würdig. In dem Augenblick aber, wo sie sich auf ewig Lebewohl sagen wollen, springen die Kinder herbei, werfen sich in die Arme ihrer Eltern, und Meinau, bis ins innerste des Herzens gerührt, verzeiht Eulalien. Schluchzend stürzt sie sich in die ausgebreiteten Arme ihres Mannes – und der Vorhang fällt.

Noch nie hat ein Stück süßere Eindrücke in mir zurückgelassen, als dieses. Ich will nicht behaupten, daß es über alle Kritik erhaben sei. Es muß zum Beispiel vielmehr jedermann sonderbar vorkommen, daß Horst, nachdem er die Geschichte seines Freundes gehört hat, ihn ersucht, bei Madame Müller für ihn zu werben. Aber dabei hat es soviel Rührendes und Vortreffliches, daß der Zuschauer die Kritik vergißt. – Herr Fleck spielt die Rolle Meinaus mit solcher Empfindung, daß jedes Wort von ihm ans Herz geht. Ich wenigstens habe noch keinen solchen Schauspieler gesehen. Große natürliche Anlagen vereinigen sich in ihm mit großer Kunst. Madame Unzelmann

stellte Eulalien sehr rührend vor. In ihrem ganzen Spiele herrscht eine gewisse zärtliche Schwermut, die sie dem Zuschauer allein schon teuer macht. Man kann sich unmöglich der Tränen enthalten, wenn sie, nachdem sie der Gräfin ihr Herz entdeckt hat, zu ihren Füßen stürzt und ausruft: „Verstoßen Sie mich nicht! Verstoßen Sie mich nicht!“ — Und wo sie kommt, auf ewig von ihrem Gemahle Abschied zu nehmen.

Ich glaube, die Deutschen würden nicht solche Schauspieler haben, wenn sie nicht Lessing, Goethe, Schiller und andere dramatische Schriftsteller gehabt hätten, die in ihren Schauspielen den Menschen so lebendig darstellen, wie er ist, indem sie alle seine Schattierungen seiner Natur nachbilden, ohne alle überflüssige Verzierung, ohne alle französische Schminke, die einen Menschen von reinem natürlichem Geschmacke unerträglich ist. Wenn ich Shakespeare und die bessern Schauspieldichter der Deutschen lese, so kann ich mir immer ganz lebhaft vorstellen, wie der Schauspieler darstellen muß; les' ich aber ein französisches Trauerspiel, so find' ich nur selten, wie der Schauspieler gut, oder so spielen kann, daß er mich rührt. — Als ich das Theater verlassen hatte, trocknete noch auf der Straße die letzte süße Träne. Glaubt Ihr es wohl, meine Freunde, daß ich den heutigen Abend unter die glücklichsten meines Lebens rechne? Man sage mir nun noch, daß die schönen Künste keinen Einfluß auf unser Glück haben. Nein! Ich werde immer ihre Wirkungen segnen, so lange ein Herz in dieser Brust schlägt und so lange dies Herz Empfindung hat.

Den 4. Juli.

Gestern Morgen um sechs Uhr ritt ich mit D. nach Potsdam. Nichts kann so langweilig sein, als dieser Weg. Überall tiefer Sand und nirgends ein auffallender oder angenehmer Gegenstand für die Augen. Aber die Ansicht Potsdams und vorzüglich Sanssoucis ist über die Maßen schön. Wir stiegen in einem Wirtshause vor der Stadt ab und nachdem wir ein wenig ausgeruht und das Mittag-

essen bestellt hatten, gingen wir in die Stadt. Am Tore schrieb man unsere Namen auf; aber in Ansehung der übrigen Fragen und Untersuchungen ist es jetzt nicht mehr so strenge wie ehemals. Der verstorbene König, der in Potsdam wohnte, wollte von allen Ankommenden die genaueste Nachricht haben. – Auf dem Paradeplatze, dem mit römischen Säulenordnungen umgebenen Palaste gegenüber, exerzierte die Garde. Schöne Leute! und herrlich gekleidet! Die Ansicht des Palastes von der Gartenseite ist vortrefflich. Die Stadt ist durchaus schön gebaut und auf der sogenannten Römerstraße sind die prächtigsten Gebäude, die zum Teil nach den schönsten römischen Palästen gebaut sind. Der verstorbene König ließ die Häuser auf seine Kosten errichten und dann verschenkte er sie. Jetzt stehen diese herrlichen Gebäude entweder leer, oder sind von Soldaten bewohnt. Denn die Zahl der Einwohner Potsdams ist nicht groß. Die Ursache davon ist die Abwesenheit des Hofes, denn der jetzige König zieht Charlottenburg vor. Ist ihm Potsdam nicht vielleicht deswegen zuwider, weil er dort als Kronprinz manche Unannehmlichkeiten und manchen Verdruß hatte? – Solltet ihr es wohl glauben, daß man ein ganzes Haus von zwei Stockwerken jährlich für fünfzig Rubel mieten kann? Und doch findet sich niemand, der sie mietet. An den Türen der größten Häuser hängen Patrontaschen, Soldatenwesten und dergleichen. Mit einem Worte, Potsdam gleicht einer Stadt, aus welcher sich die Einwohner entfernten, weil sie von der Annäherung des Feindes hörten, und wo nur die Garnison zurückgeblieben ist, um sie zu verteidigen. Diese Leere ist sehr traurig und niederschlagend.

In Potsdam ist eine russische Kirche, die unter der Aufsicht eines alten russischen Soldaten steht, der hier seit der Regierung der Kaiserin Anna lebt. Wir konnten ihn kaum auffinden. Der schwache Greis saß auf einem großen Lehnstuhle und da er hörte, daß wir Russen wären, so streckte er uns die Hände entgegen und rief mit zitternder Stimme: „Gott sei Dank! Gott sei Dank!" Er wollte anfangs russisch sprechen; aber wir konnten nur mit Mühe einander verstehen. Wir mußten ihm fast jedes Wort wiederholen und was ich und mein Freund miteinander sprachen, davon

verstand er durchaus nichts und wollte es sogar nicht glauben, daß wir russisch sprächen. „Es scheint," sagte er, „als hätte sich die Sprache bei uns in Rußland sehr verändert, oder vielleicht hab' ich sie auch vergessen." — Das eine und das andere ist wohl wahr, antworteten wir. Darauf sagte er: „Kommen Sie in die Kirche, wir wollen zusammen beten, wenn auch schon heute kein Feiertag ist." Der Greis konnte kaum die Füße fortschleppen. Meine Seele ward vor Ehrfurcht erfüllt, als sich die Tür der Kirche öffnete, wo seit so langer Zeit die tiefste Stille herrschte, die nur dann und wann durch die schwachen Seufzer und die matte Stimme des betenden Alten unterbrochen wird, der des Sonntags hieher kommt, das Heiligste der Bücher zu lesen und sich dadurch zur Ewigkeit vorzubereiten. Alles war reinlich in der Kirche. Die Kirchengefäße und Bücher werden in einem Kasten verwahrt und von Zeit zu Zeit durchsieht sie der Alte unter Gebet. „Oft", sagte er „betrübe ich mich von Herzen, wenn ich daran denke, daß nach meinem Tode, der gewiß nicht mehr weit entfernt ist, niemand nach dieser Kirche sehen wird." Über eine Stunde blieben wir an diesem heiligen Orte; dann nahmen wir Abschied von dem ehrwürdigen Greise und wünschten ihm — ein sanftes Ende.

Nach Tisch ritten wir nach Sanssouci. Dieses Lustschloß liegt auf einer Anhöhe, von welcher man die Stadt und die umliegenden Gegenden übersieht. — Ein außerordentlich schönes Gemälde! Hier lebte Friedrich, nicht der König, sondern der Philosoph — kein Stoiker oder Cyniker, sondern ein Philosoph, der das Vergnügen liebte und es in den schönsten Künsten und in den Wissenschaften zu finden wußte. Er wollte hier Einfalt mit Pracht vereinigen. Das Haus ist klein und niedrig, aber jeder, der es sieht, wird gestehen, daß es vortrefflich ist. Die innere Zimmerverzierung ist reich und geschmackvoll. In dem runden Marmorsaale muß man die Säulenordnung, die Malerei und den ausgelegten Fußboden bewundern. Die Zimmer, wo sich der König mit verstorbenen und lebenden Philosophen unterhielt, sind mit Zedernholz getäfelt. Von der Anhöhe stiegen wir auf Rasenstufen, die einander so geschickt decken, daß es von unten scheint, als sähe man nur einen grünen Berg, in den schönen Garten hinab, der mit marmornen Figu-

ren und Gruppen ausgeziert ist. Hier wandelte Friedrich mit seinem Voltaire und D'Alembert. – Wo bist du jetzt? dacht' ich – eine Klafter Erde faßt deine Asche. – Dein Lieblingsaufenthalt, zu dessen Verschönerung du die geschicktesten Künstler riefest, steht jetzt verwaist und leer." – Aus dem Garten gingen wir in den Park, wo sogleich auf der linken Seite der Hauptallee das japanische Häuschen in die Augen fällt. Weiterhin, jenseits der steinernen Brücke sieht man zu beiden Seiten vortreffliche Tempel. Darauf besahen wir den neuen Palast, den Friedrich mit wahrer königlicher Pracht erbaute. Das Innere übertrifft noch das Äußere an Glanz und man erstaunt eben so sehr über den Reichtum der Verzierung, als man den überall herrschenden Geschmack bewundert. Dieser Palast kostete dem König über sechzig Millionen Taler. Ich war leider! nicht in dem Zustande, um dies herrliche Werk der Baukunst recht zu betrachten. Mein Blut wallte; ich hatte Kopfschmerzen und konnte mich kaum aufrecht erhalten. Wir verließen also Sanssouci und ritten zurück ins Wirtshaus wo wir zu Mittag gegessen hatten, um noch ein wenig auszuruhen.

Der Tag neigte sich und wir mußten an die Rückkehr denken. Ein Glas Wasser mit Wein hatte mich erfrischt. Wir ritten auf dem Charlottenburgischen Wege nach Berlin zurück; denn ich hatte Lust dies Städtchen zu sehen. Mein Freund war zwar noch niemals hier geritten, aber jedermann versichterte uns, daß es unmöglich wäre, den Weg zu verfehlen. Je weiter wir ritten, desto schlimmer ward mir. Wohl sechsmal stieg ich ab und ruhte im Grase. Endlich überfiel uns die Nacht in einem großen Walde und ich wurde jetzt so schwach, daß ich weder mehr reiten, noch weitergehen konnte; mit geschlossenen Augen lag ich, wie halbtot, unter einem Baume. Im Walde herrschte tiefe Stille. Mein Freund stand neben mir und hielt beide Pferde, überlegend, was er mit mir anfangen solle. Endlich fiel ihm ein, mich zu verlassen, ein Dorf in der Nähe zu suchen, dort eine Fuhre anzunehmen und mich so nach Berlin zu schaffen. Aber wie konnt' ich allein bleiben, des Nachts im Walde und so schwach? Wenn mich Menschen in dieser Lage fanden, was mußten sie denken? Was konnten

sie nicht mit mir machen? Mein ganzes Vermögen trug ich bei mir, wenn sie mich nun bestohlen hätten? Mit einem Worte, ich bat meinen Reisegefährten, mich nicht zu verlassen. So verfloß über eine Stunde. Darauf stand ich auf, drückte meinem lieben, braven Freunde die Hand und versicherte ihm, mir sei besser. Eine halbe Werst gingen wir zu Fuß, und dann setzten wir uns wieder auf. Ein unleidlicher Durst quälte mich, und ich hätte gern für ein Glas Wasser die Hälfte meiner Dukaten gegeben. Bis Charlottenburg hatten wir noch ziemlich weit. Einige Male glaubten wir es zu sehen, wir ritten weiter und sahen — Wald und Dunkel. Endlich kamen wir an und mit einer Begierde, die ich noch nie in meinem Leben empfand, goß ich das kalte Wasser in mich. Bis Berlin war es noch eine Meile, und da ich nach Hause verlangte, so ritten wir durch die Alleen des Tiergartens weiter. Der Mond ging hinter uns auf. Sein helles Licht schimmerte durch die grünen Blätter. Die stille und reine Luft war mit den balsamischen Düften der Linden geschwängert. Und in diesem Augenblicke konnt' ich klagen, da Mutter Natur rund um mich her Wohlgerüche verbreitete? — Diese Nacht, meine Freunde, wird mir unvergeßlich bleiben.

Das Tor war schon geschlossen, als wir in Berlin ankamen, doch ließ man uns ein. Heute morgen erwachte ich völlig gesund und nachdem ich mich angekleidet hatte, ging ich zu Herrn M. Er brachte mich zu F o r m e y, dem Sekretär der Berlinischen Akademie, der uns sehr höflich aufnahm. Dieser Greis ist immer noch brav und munter. Er las uns einen Brief vor, den er aus P. von seinem Anverwandten bekommen hatte, der ihm alle Wochen ziemlich weitläufig schreibt. „Sie glauben nicht," sagte er, „mit welchem Vergnügen ich alles dies lese." Herr F o r m e y war mit V o l t a i r e bekannt und er erzählte uns einige Anekdoten, die sich auf seinen Aufenthalt in Berlin bezogen. — Künftigen Donnerstag wird eine Versammlung der Akademie sein, zu welcher Formey so gütig war, mich einzuladen. Dann gingen wir zu seinem Schwiegersohne Herrn M., einem Professor, der eine große Pensionsanstalt hält und gleichfalls Mitglied der Akademie ist. Er zeigte uns das Mineralienkabinett und die Bibliothek der Schwester Friedrichs. Diese besteht aus französischen, englischen, italienischen

und deutschen Büchern philosophischen, historischen und poetischen Inhalts.

Nach Tisch hatt' ich die Ehre, dem Grafen N. vorgestellt zu werden, der mich über den Plan meiner Reise fragte. Bei ihm fand ich den K. R., der mich gleichfalls mit einigen Fragen beehrte. Als ich nach Hause kam, schrieb ich einige Zeile an euch, meine Freunde, und dann ging ich in die Oper. Das Opernhaus ist groß und sehr schön. Dort sah' ich die ganze königliche Familie und die Erbstatthalterin mit ihrer Tochter. Man gab die Oper „Medea", und die Todi sang. Ich hatte diese berühmte Sängerin schon in Moskwa gehört, und ich gestehe — vielleicht zu meiner Schande — daß ihr Gesang mein Herz nicht rührt. Für mich ist es etwas Unangenehmes, die Anstrengung zu sehen, mit welcher sie singt. Da ich übrigens nur Liebhaber der Musik und nicht Kenner bin, so kann ich ihre Geschicklichkeit nicht schätzen. Die Dekorationen sind prächtig.

Den. 5. Juli.

Heute bin ich bei dem deutschen Horaz, dem alten Ramler, gewesen. Einer der schätzbarsten Deutschen! „Ihre Schriften", sagt' ich zu ihm, „werden bei uns unter die klassischen gerechnet." Es schien ihm angenehm, zu hören, daß man seine Verse auch in Rußland liest und ihren Wert kennt. Ramler hat sich mit dem Geiste der alten und vorzüglich der lateinischen Dichter genährt. In seinen Oden ist wahre Begeisterung, ein hoher Schwung der Gedanken und eine feurige Sprache. Nur eignet er sich auch manchmal fremde Begeisterung an und leihet sein Feuer vom Horaz und anderen alten Dichtern, aber immer auf eine geschickte Weise. Jetzt hat er schon ein Zeitalter der Dichtkunst durchlebt. In seinen neuesten Gedichten muß man die Rundung, die Reinigkeit und die Harmonie, oder die Geschicklichkeit in dem Mechanischen der Poesie bewundern. Doch vermißt man das dichterische Feuer, das gewöhnlich mit den Jahren verfliegt. Es scheint, daß er dies selbst fühlt und deswegen jetzt nur wenig arbeitet. Seit einiger Zeit besteht seine Hauptbeschäftigung im Übersetzen der römischen Dich-

ter, wo er fast immer das Versmaß der Originales beibehält. Diese Übersetzungen, die in der Berlinischen Monatsschrift erscheinen, können zum Muster guter Übersetzungen dienen. „Jetzt," sagte er zu mir, „beschäftige ich mich mit dem Martial. Nur wenige seiner Epigramme sind noch ins Deutsche übersetzt. Lessing hat einige übertragen, ohne doch den Martial zu nennen." Noch bei Lebzeiten Geßners hat er angefangen, seine Idyllen in Verse zu bringen. „Ich ahme den Sokrates nach," schrieb er an den Verfasser, seinen Freund, „der in seinem Alter die Fabeln Aesops in Verse brachte." Die besseren Kritiker sind mit seiner Arbeit nicht ganz zufrieden. Die Leichtigkeit und Einfalt der geßnerischen Idyllen, sagen sie, verliert sich im Hexameter. Überdies herrscht eine gewiße Harmonie in den Idyllen des schweizerischen Theokrits, die dem Wohlklange der Verse nichts nachgibt. Aber Ramler meint, wie er auch zu mir sagte, daß Geßners Idyllen nur deswegen nicht ganz vollkommen wären, weil sie der Verfasser nicht in Hexametern geschrieben habe. Seine Verse liest er noch im Manuskripte einer Freundin vor, die zwar keine Gelehrte ist, aber ein natürliches, feines Kunstgefühl hat. „Manchmal", sagte er, „widersprech' ich ihr, wenn sie etwas in meinen Gedichten findet, das ihr nicht ansteht; aber sie antwortet: Sagen Sie, was Sie wollen, ich kann sie nicht mit Gründen widerlegen, aber ich verlasse mich auf meine Empfindung. Und endlich, wenn ich recht nachdenke, find' ich, daß sie recht hat, und bekenne mich schuldig." — Mir fiel Aspasia ein, welcher die athieniensischen Dichter ihre Werke zur Beurteilung brachten. Sie trauten den Ohren Aspasiens mehr, als den ihrigen. Und ich glaube, daß überhaupt die Frauenzimmer fähiger sind, die Schönheiten der Dichtkunst zu fühlen, als die Männer. — Ramler ist gegen die griechischen mythologischen Namen, die der Graf Stollberg, Voß und andere in ihren Übersetzungen beibehalten haben. „Wir sind schon an die lateinischen gewöhnt," sagte er, „warum sollen wir ohne Not etwas Neues lernen?" Er liebt das Theater sehr und alles, was ich von ihm über die Kunst der Darstellung hörte, hat mir sehr gefallen. Der berühmte Eckhof behauptete, daß ein Schauspieler nicht zu empfinden brauche, um gut vorzustellen; und

wenn ich nicht irre, so sagt Engel in seiner Mimik das nämliche, Aber Ramler glaubt das Gegenteil, und, wie es scheint, mit größerem Rechte, als jene. In dem Gespräch über die Leipziger Gelehrten erwähnte ich Weiße. „Weiße", sagte er, „ist mein bester Freund", und zeigte mir sein Porträt an der Wand. Da ich Abschied von ihm nahm, schenkte er mir zum Andenken seine Ode auf den jetzigen König; doch ist es mehr eine Kantate, wozu der Stoff aus den Psalmen genommen ist. — Ramler ist groß, hager, und hat eine lange Nase. Er spricht gedehnt und ausgesucht.

Von ihm ging ich ins Theater. Man gab „Don Carlos", ein Trauerspiel von Schiller. Die unglückliche Liebe des Prinzen zu seiner Stiefmutter Elisabeth, die zuvor seine Braut war, ist der Inhalt dieses Trauerspieles. Der Charakter des Königs Philipp, von welchem die Geschichte so viel Gutes und so viel Böses sagt, der unter dem Vorwande, die Ketzerei auszurotten, so viel Menschenblut vergoß, der bei der Nachricht von der Vernichtung seiner Flotte durch Stürme, kaltblütig sagte: „Ich schickte sie gegen die Engländer und nicht gegen die Elemente. Der Wille Gottes geschehe!" und dieses Unglück mit der Standhaftigkeit eines Helden trug. — Dieser Charakter ist mit großer Kunst gezeichnet. Der edle und in seinen Leidenschaften feurige Don Carlos rührt den Zuschauer bis ins innerste der Seele. Der geistvolle und edelmütige Marquis Posa, der Freund des Prinzen, der in ihm die Liebe zur Tugend und das Streben nach großen Taten, welches seine unglückliche Leidenschaft erstickt hatte, wieder anfacht, ist von dem Verfasser als ein Muster eines wahrhaft großen Mannes aufgestellt. Das Stück hat rührende und außerordentliche Szenen. Den König machte Fleck, und ich ward heute noch mehr überzeugt, daß er ein großer Schauspieler ist. Mattausch, ein junger Schauspieler, hatte die Rolle des Carlos und er drückte die Lebhaftigkeit und das Feuer dieses Charakters außerordentlich gut aus. Überdies sieht er wohl aus. Den Marquis Posa spielte Unzelmann, ganz ohne Gefühl! Für diesen Schauspieler schickt sich die Rolle des alten Generals in „Menschenhaß und Reue", der aus langer Weile Fliegen tot schlägt, ungleich besser, als der interessante Posa.

Auch die Rolle der Königin wurde von einer jungen Schauspielerin sehr mittelmäßig ausgeführt; aber dafür stellte Mad. Unzelmann die junge Prinzessin, die in Don Carlos verliebt ist, äußerst rührend vor. Dieses Trauerspiel ist eines der besten deutschen Stücke und im ganzen vortrefflich. Der Verfasser schreibt im Geiste Shakespeares, nur ist er gleich Shakespeare, zu reich an Bildern, die zwar immer das Genie charakterisieren, im Schauspiele aber nicht so ganz an ihrem Platze sind.

Berlin den 6. Juli.

Führe mich zu Moriz", — sagte ich heute morgen zu meinem Lohnbedienten. — „Wer ist das, Moriz?" — „Wer das ist? Philipp Moriz, der Schriftsteller, der Philosoph, der Pädagog, der Psycholog." — „Warten Sie, warten Sie! Sie sagen zu viel auf einmal; man muß ihn im Adreßkalender unter irgend einem Titel suchen; er ist also, (indem er ein Buch aus der Tasche zog) er ist also ein Philosoph, wie Sie sagen? — Wir wollen sehen", — die Einfalt dieses guten Menschen, der mit einer wichtigen Miene die Blätter seines alles umfassenden Kalenders umschlug und durchaus die Rubrik: Philosoph, finden wollte, machte mich zu lachen. „Suche ihn lieber unter den Professoren," sagte ich, „da der Titel: Liebhaber der Weisheit in Berlin nicht so bekannt ist." — „Karl Philipp Moriz wohnt in" — „führe mich zu ihm."

Ich hatte für Moriz durch die Lektüre seines Anton Reiser eine große Achtung gefaßt. Dies ist ein sehr interessanter psychologischer Roman, worin er seine eigenen Begebenheiten, Gedanken und Empfindungen und die Entwicklung seiner Seelenkräfte beschreibt. Confessions de J. J. Rousseau, Stillings Jugendgeschichte und Anton Reiser, ziehe ich allen systematischen Psychologien der Welt vor. Einem Menschen von starker Empfindung und wißbegieriger Seele ist es schwer, an einem Orte auszuhalten. Die unbegrenzte Tätigkeit seiner Seele verlangt immer neue Gegenstände und neue Nahrung.

Deswegen hat Moriz von seiner Professorgage einige Louisdor

erspart und ist nach England und darauf nach Italien gereist, um neue Ideen und neue Empfindungen zu sammeln. Die ausführliche und man kann sagen originelle Beschreibung seiner ersten Reise, die er unter dem Titel: Reisen eines Deutschen in England, herausgegeben hat, habe ich mit großem Vergnügen gelesen. Von seinen Reisen in Italien, woher er unlängst zurückgekehrt ist, weiß das deutsche Publikum noch nichts.

Ich stellte mir Moriz — ich weiß nicht warum — als einen Mann von vierzig Jahren vor; aber wie erstaunt ich nicht, in ihm einen jungen Mann von nicht mehr als dreißig Jahren mit frischen und roten Wangen zu finden! Sie sind noch so jung, sagte ich zu ihm, und haben schon so viel Vortreffliches geschrieben? — Er lächelte. Ich blieb über eine Stunde bei ihm und wir sprachen über verschiedene Materien. „Nichts ist angenehmer als reisen", sagte Moriz. „Alle Ideen, die man aus Büchern erhält, kann man tote nennen in Vergleichung mit jenen, die man durchs Anschauen bekommt. — Wer ein aufgeklärtes Volk sehen will, welches durch seine Industrie auf die höchste Stufe der Verfeinerung gestiegen ist, der muß nach England reisen; wer aber die Alten recht verstehen lernen will, der muß Italien sehen." Er fragte mich über unsere Sprache und Literatur und ich mußte ihm einige Verse von verschiedenem Maße vorlesen, deren Harmonie ihm sehr gefiel. „Vielleicht", sagte er, „kommt einmal die Zeit, wo wir auch Russisch lernen werden; aber da müssen sie erst etwas Vorzügliches schreiben." Da entflog ein unwillkürlicher Seufzer meinem Herzen! — Allen neuern Sprachen zieht er die deutsche vor, denn in keiner derselben, sagte er, gibt es so viel versinnlichende Wörter, als in dieser letztern. Man muß gestehen, daß Moriz einer der größten Kenner der deutschen Sprache ist und daß sie vielleicht noch niemand so philosophisch untersucht hat, als er. Sehr interessant ist seine kleine Abhandlung „Über die Sprache in psychologischer Hinsicht", die er in seinem psychologischen Magazine bekannt gemacht hat. „Immer", sagt er, „müssen wir die Wahrheit mit vereinigten Kräften suchen; sie verbirgt sich vor dem einzelnen Forscher und der ermattende Philosoph nimmt oft den Schatten

der Wahrheit für ihr Wesen." – Moriz ist mit Campe, einem berühmten deutschen Pädagogen, im Streite. Dieser hat ihn öffentlich in den Zeitungen darüber zur Rede gestellt, daß er aus der Verbindung mit ihm getreten ist und ihm seine Bücher nicht mehr in Verlag gibt. „Ich wollte ihm in demselben Tone antworten," sagte Moriz, „und hatte schon zwei Bogen voll geschrieben; aber ich besann mich, warf das Geschriebene ins Feuer und legte dem Publikum meine Verteidigung ganz kaltblütig vor." – Ihr seid sonderbare Menschen, dachte ich, unmöglich könnt ihr in Frieden leben. Es ist fast nicht ein einziger berühmter Schriftsteller in Deutschland, der nicht irgend einmal eine öffentliche Fehde mit einem andern Gelehrten gehabt habe; und das Publikum liest diese Streitschriften mit Vergnügen. – Adieu, Herr Professor! –

Darauf wollte ich Engel, den Verfasser des „Philosophen für die Welt" und der „Mimik", besuchen; aber ich fand ihn leider! nicht zu Hause. Nach Tisch war ich in der Porzellanfabrik, die, in Rücksicht der Reinheit und Festigkeit des Porzellans, unter die ersten in Europa gehört. Man zeigte mir eine Menge vortrefflicher Stücke, bei welchen man sich nicht enthalten konnte, die Kunst der Menschenhände zu bewundern.

Im Theater gab man heute Schröders Familiengemälde, „Der Vetter von Lissabon", ein Stück, das mir durchaus nicht gefiel, vielleicht deswegen, weil man schlecht spielte – und die „Zwei Jäger", eine Operette. In diesem Stücke machte die Schauspielerin, die im „Don Carlos" die Rolle der Königin hatte, das Milchmädchen. Was für ein Kontrast! Doch spielte sie das Milchmädchen ungleich besser als die Königin.

Berlin den 7. Juli.

Die Sitten der hiesigen Einwohner sind zum Teil sehr verschrieen. Herr Zimmermann nennt Berlin Sodom und Gomorrha; doch ist es noch nicht untergegangen; noch hat es der Zorn des Himmels nicht in Asche verwandelt. In der Tat scheint Herr Zimmermann, da

er dieses schrieb, vergessen zu haben, daß es in jeder Herde räudige Schafe gibt und daß sich von diesen nicht auf die ganze Herde schließen läßt. Es ist schon schwer, einzelne Menschen nach ihren Tugenden und Lastern gegen einander gleichsam zu berechnen, und noch schwerer mag's bei ganzen großen Städten sein. Mit einem Worte, wäre der Herr Leibarzt und Ritter nicht parteiisch gewesen, hätten ihm gewisse Leute in Berlin nicht üble Laune gemacht, so würde er wahrscheinlich nicht in einem so unphilosophischen, misantropischen und dem Kosmopoliten und Philantropen so anstößigen Tone gesprochen haben.

Man sagt, daß die Zahl der liederlichen Frauenspersonen in Berlin sehr groß sei. Wenn sie aber die Regierung nicht duldete, so würde vielleicht mehr Liederlichkeit in den Familien sein oder man müßte aus Berlin einige tausend Soldaten, eine Menge unverheirateter und müßiger Menschen fortschicken, die nicht nach Rousseaus System erzogen sind, und die doch nach ihren Umständen nicht heiraten können.

Man hat mir erzählt, daß eines Abends diese berlinischen Bachantinnen, wie Furien auf einen armen Orpheus gestürzt sind, der einsam in den dunkeln Alleen des Tiergartens spazierte, daß sie ihm Geld und Uhr abgenommen und ihn sogar ganz ausgezogen haben würden, wenn nicht herbeieilende Leute diese verächtlichen Kreaturen genötigt hätten, davonzulaufen. Erzählte man mir aber auch tausend solcher Anekdoten, so möcht' ich doch immer noch nicht das Anathema über eine so herrliche Stadt, wie Berlin ist, ausrufen.

Man lobt die Berliner wegen ihrer Betriebsamkeit und frugalen Lebensart. Selbst reiche und vornehme Leute verschwenden ihr Vermögen nicht in eitlem Luxus, sondern halten in Kleidung, Tafel, Equipage usw. eine strenge Ökonomie. Ich habe zum Beispiel den alten F... auf einem Pferde gesehen, auf welchem ich mich geschämt hätte durch die Stadt zu reiten, und in einem Rocke, der wenigstens in der ersten Hälfte des Jahrhunderts gemacht war. Der jetzige König lebt zwar glänzender als sein Vorfahr; aber die ihn umgebenden Großen leben größtenteils noch auf dem alten Fuß. An öffentlichen Orten sieht man viele wohlgekleidete junge Leute und im Putze der Damen bemerkt man viel Geschmack.

Berlin, den 8. Juli.

Wenn sich aus den Nationalflüchen auf den Nationalcharakter schließen ließe, so würde der Reisende aus dem Lieblingsfluche der Deutschen: „S c h w e r e n o t“ die Folge ziehen, daß die Deutschen viel G a l l e hätten. Aber was für Resultate würden denn wohl unsere russischen Lieblingsflüche*) geben? Auf den Straßen findet man hier Mietwagen, wie bei uns die Droschken und Schlitten der Iswoschtschiks**). Für acht Groschen kann man in der Stadt hinfahren, wohin man will. Wagen und Pferde sind sehr gut.

Es ist gewiß, daß ein Reisender immer in den ersten und besten Gasthöfen abtreten muß, nicht allein um besser bedient zu werden, sondern auch um wohlfeiler zu leben. Jedes Ding hat da seinen bestimmten Preis und niemand wird geschnellt. In schlechten Kneipen hingegen sucht man so viel als möglich von den Gästen zu ziehen, vorzüglich wenn man Dukaten in der Börse wittert. Bei Herrn Blum bezahle ich für das Mittagessen, das aus vier Schüsseln besteht, 80 Kopeken; für die Portion Kaffee 15 Kopeken; für das Zimmer täglich 50 Kopeken und der Lohnlakai bedankt sich allemal, wenn ich ihm für den Tag einen halben Rubel gebe.

Heute hab' ich berechnet, daß mir die Reise von Königsberg bis nach Berlin nicht mehr als fünfzehn Dukaten kostet. Auf der ordinären Post bezahlt man für die Meile sechs Groschen oder 30 Kopeken und gibt dem Postillone ein kleines Trinkgeld.

Zwei Meilen von Dresden, d. 10. Juli 1789.

Und so ist euer Freund schon in Sachsen? Den 8. Juli schickte ich mein Paket von Berlin aus an euch ab und glaubte damals wenigstens

*) Die gewöhnlichsten Nationalflüche der Russen beziehen sich fast immer auf die Liederlichkeit der Mutter desjenigen, dem man den Fluch an den Hals wirft, oder — welches am Ende auf eines herauskommt — auf seine uneheliche Geburt.

**) I s w o s c h t s c h i k s sind die Mietkutscher, welche im Sommer mit kleinen Bankwagen (Droschken) oder mit Schlitten auf den Straßen Moskwas und Petersburgs halten.

noch eine Woche dort zu bleiben; aber l'homme propose, dieu dispose. Noch denselben Abend wurde mir so bange zu Mute, daß ich mich nicht zu fassen wußte. Ich schlich durch die Straßen, den Hut in die Augen gedrückt, und zählte mit dem Stocke die Steine; aber die Bangigkeit meines Herzens wollte sich nicht verlieren. Ich kam in den Tiergarten, ging aus einer Allee in die andere, aber ich wurde nicht heiterer. „Was soll ich tun?" fragte ich mich selbst, indem ich am Ende der langen Lindenallee stehen blieb, den Hut aus den Augen rückte und auf die Sonne blickte, die in stiller Majestät am westlichen Horizonte leuchtete. Zwei Minuten suchte ich eine Antwort am blauen Himmel und in meiner Seele; in der dritten fand ich sie. „Reise weiter, reise weiter!" wiederholte ich bei mir selbst und beschrieb mit meinem Stocke eine große Schlange in der Luft, gleich dem Korporal Trim in „Tristram Shandy", als er von der Freiheit spricht. Unsere Empfindungen glichen sich gewiß. „Ja, gutmütiger Trim, nothing can be so sweet, as liberty! Nichts geht über die Freiheit!" dachte ich, indem ich mit geschwinden Schritten nach der Stadt zueilte. Wer noch nicht in den Käfig eingeschlossen ist, wer, gleich den Vögeln unter dem Himmel, hier und da und da und hier sein kann, der kann noch seines Daseins froh werden und glücklich sein. Er muß glücklich sein.

Und also entschloß ich mich, ohne die feierliche Versammlung der Berliner Akademie abzuwarten, den andern Tag weiter zu reisen. Ich sollte zwar noch Herrn K. besuchen, der mich durch Herrn M. hatte einladen lassen; allein dies konnte mich nicht aufhalten. Den letzten Abend brachte ich noch sehr angenehm mit dem liebenswürdigen D. zu und den Tag darauf packte ich meinen Koffer, bezahlte Herrn Blum und reiste nach Sachsen. Ich fuhr mit der ordinären Post, die hier aus einer offenen Fuhre besteht. Meine Reisegesellschaft bestand aus zwei Studenten und einem Leipziger Kaufmann.

Auf der zweiten Station nahm ich Extrapost. Der verdammte Postwagen hatte mich so zerstoßen, daß ich bis jetzt noch Schmerzen in der Brust fühle. Überdies habe ich noch eine Schmarre über dem Auge und muß Gott danken, daß ich meine beiden Augen behalten habe.

Der Weg auf der sächsischen Grenze geht nämlich fast immer durch Wald und da der Postwagen sehr hoch und unbedeckt ist, so müssen sich die darauf sitzenden ohne Unterlaß niederducken, um nicht den Kopf an einem Baume zu lassen. Ich schlummerte des Abends und bekam von einem weit heraussstehenden Äste eine solche Ohrfeige, daß mir die Funken aus den Augen sprangen. Dies bewog mich denn, die lustigen Studenten zu verlassen.

Die Extrapost ist fast viermal teurer als die ordinäre. Man bekommt eine Halbchaise mit zwei Pferden und bezahlt für die Meile einen Taler.

Die sächsischen Postillione unterscheiden sich von den preußischen bloß durch ihre Röcke, denn diese haben blaue und jene gelbe. Übrigens schonen sie ihre Pferde ebenso, zechen ebenso gern in den Schenken und sind ebenso grob.

Die Wege in Sachsen sind sehr schlecht und von Berlin bis hierher habe ich auch noch nicht eine einzige schöne Gegend bemerkt. Nur das Land scheint hier besser bearbeitet zu sein, als im brandenburgischen. Das ist wenigstens gewiß, daß die sächsischen Bauern überhaupt viel wohlhabender sind, als die preußischen.

Ich muß euch doch einen Auftritt beschreiben, der angenehme Eindrücke in mir zurückgelassen hat.

In einem Flecken oder Städtchen, wo ich heute Mittag die Pferde wechselte, hielt mich der Postmeister ziemlich lange auf. Ich ging auf dem Hofe herum und dachte — ich weiß nicht woran? — Nur das weiß ich, daß das Rasseln eines Wagens, der vor dem Posthause still hielt, den Faden meiner Gedanken zerriß. Ich ging auf die Treppe und erblickte eine junge schöne und zarte Blondine, in einem niedlichen schwarzen Hute und in einem grünen Amazonenkleid, mit einem weißen Schnupftuche in der Hand, die mit einem alten buckligen, langnäsigen Kerl aus dem Wagen stieg, dessen Figur unter den Hogarthischen Karikaturen stattlich paradieren konnte. Er gab ihr den Arm und wie sie vor mir vorbei gingen, nahm ich den Hut ab und verbeugte mich vor der Schönen — die Wahrheit zu sagen, nicht allzutief, um ihr reizendes Gesichtchen auch nicht eine Sekunde aus den Augen zu

verlieren. Der Postmeister empfing die Gäste im Vorhause, plapperte eine Menge Komplimente her und eilte, nachdem er sie ins Zimmer geführt hatte, selbst nach Quellwasser, welches die Schöne zur Erfrischung ihrer Reize nötig hatte. Die Türe machte sich zu und ich blieb allein im Vorhause. Aber sollte sich denn diese Tür nicht wieder öffnen lassen? dachte ich und machte sie ganz leise auf. Die Schöne stand vor dem Spiegel und wischte sich mit dem weißen Schnupftuch den Staub aus dem noch weißeren Gesichte und ihr Reisegefährte saß in einem Lehnstuhle und gähnte. „Verzeihen Sie," sagte ich, „ich habe hier ein Buch vergessen." Der bucklige Kavalier winkte mit dem Kopfe und zeigte mir das Buch, das auf dem Tische lag. Die Schöne kehrte sich um und sah mich mit solchen hellen und durchdringenden Augen an, daß ich gewiß errötet wäre, wenn ich irgend etwas Unrechtes in Gedanken gehabt hätte; aber ich blickte mit ruhiger Unschuld in ihre herrlichen blauen Augen, auf ihre regelmäßige griechische Nase, auf ihre Rosenlippen und auf die Rosen und Lilien ihrer Wangen und ergötzte mich an ihren Reizen ebenso sehr, als ein junger Bildhauer an einer Statue Michel Angelos, oder ein Maler an Raphaels Gemälden. Die Schöne setzte sich und ich stand vor ihr und hatte immer noch nicht mein Buch genommen. „Der Tag ist sehr heiß", sagte sie mit einer sehr angenehmen Stimme und sah ihren Reisegefährten und mich an. Jener gähnte und ich wiederholte ihre Worte: „Der Tag ist sehr heiß." Darauf erfolgte ein Stillschweigen von einigen Minuten, das ich mit der Frage unterbrach: „Reisen Sie vielleicht nach Dresden, mein Fräulein?" „Nein," antwortete sie, „wir fahren aufs Land zu einem Freunde; aber Sie reisen wahrscheinlich dahin?" — „Ja, mein Fräulein; ich glaube morgen ganz früh dort zu sein." — „Sie sind ein Ausländer, wenn ich fragen darf?" — „Ja, mein Fräulein." „Gewiß ein Engländer, denn die Engländer sprechen gewöhnlich gut deutsch." — „Verzeihen Sie, mein Fräulein, ich bin ein Moskowiter." — „Ein Moskowiter? Ach mein Gott! In meinem ganzen Leben habe ich noch keinen Moskowiter gesehen." — „Ich habe schon welche gesehen", sagte der bucklige Kavalier und gähnte. — „Aber sagen Sie mir doch, was führt Sie zu uns?" —

„Die Wißbegierde, mein Fräulein." — „So müssen Sie sehr wißbegierig sein; denn wahrscheinlich haben Sie manches Liebe in ihrem Vaterlande zurückgelassen?" — „Genug, mein Fräulein, genug; denn ich habe Vaterland und Freunde verlassen." Gott weiß, wie weit uns diese Unterhaltung noch geführt hätte, wäre nicht der Postmeister mit Wasser gekommen und hätte mir zugleich gemeldet, daß meine Equipage fertig sei. Ich verbeugte mich tief vor der Schönen und sie wünschte mir eine glückliche Reise.

Eine herrliche Wiese, ein herrliches Wäldchen, ein herrliches Mädchen — kurz alles Vortreffliche freut mich, wo und unter welcher Gestalt ich es finde. Das Bild der schönen Sächsin drückte sich in meine Seele — eine Zierde der Gemäldegalerie meiner Einbildungskraft. — Auf dieser letzten Station habe ich mich entschlossen, die Nacht zu bleiben. Jetzt schlägt es zehn Uhr und um vier Uhr habe ich mich zu wecken befohlen. Ich gehe zu Bette. Gute Nacht!

Dresden, den 12. Juli.

Der Morgen war herrlich. Die Vögel sangen und die jungen Hirsche spielten am Wege. Auf einmal lag Dresden vor mir auf einer weitläufigen Ebene, durch welche die stille Elbe fließt. Die grünen Hügel auf der einen Seite des Flusses, die majestätische Stadt und eine weite fruchtbare Ebene — dies machte zusammen eine herrliche Ansicht. In einer sehr heiteren Stimmung kam ich nach Dresden und auf den ersten Blick schien mir diese Stadt noch schöner als Berlin zu sein. Ich stieg im Posthause ab und nachdem ich mich umgekleidet hatte, ging ich zu Herrn P., an welchen ich einen Brief aus Moskwa hatte. Er nahm mich sehr höflich auf und erbot sich, mir mehrere interessante Bekanntschaften in Dresden zu machen; da ich aber nur drei Tage hier bleiben und folglich nicht Zeit haben werde, von diesen Bekanntschaften Gebrauch zu machen, so konnte ich ihm nur für seinen guten Willen danken. Wir gingen zusammen in der Stadt herum, Dresden übertrifft wohl Berlin noch etwas in Rücksicht der großen Gebäude, aber die Straßen sind viel enger. Man zählt

35.000 Einwohner in Dresden, welches wirklich nicht viel für die Weitläufigkeit der Stadt und für die Größe der Häuser ist. In der Tat sieht man auch wenig Leute auf den Straßen und selten findet sich ein Haus, woran nicht ein Zettel hinge, mit der Nachricht, daß hier Zimmer zu vermieten sind. Für zwei oder drei artig möblierte Zimmer bezahlt man nicht mehr, als monatlich sieben bis acht Rubel. Hie und da sieht man noch die Spuren der Verwüstung, welche die preußischen Kugeln im Jahre 1760 anrichteten.

Über eine Stunde stand ich auf der Brücke, welche die sogenannte Neustadt von Alt-Dresden trennt, und konnte nicht satt werden, das herrliche Gemälde zu betrachten, welches die beiden Stadtteile und der schöne Fluß machen. Diese Brücke, die 670 Schritte lang ist, wird für die beste in Deutschland gehalten. An den Seiten sind Wege für die Fußgänger und Plätze zum Ausruhen.

Herr P. wollte, daß ich bei ihm essen sollte. „Sie müssen meine Familie sehen", sagte er. Eine Frau von ungefähr vierzig Jahren, mit einer Achtung einflößenden Miene und ein junges Mädchen von 20 Jahren, die zwar nicht schön, aber hübsch und sehr zart war, empfingen uns. „Das ist meine ganze Familie", sagte Herr P. und ich küßte beiden die Hand. Das Essen war zwar frugal, aber man konnte satt werden. Der Wirt und die Wirtin fragten mich über Rußland und ihre Fragen waren so vernünftig, daß mich die Antworten gar nicht in Verlegenheit setzten. Herr P. ist zwar kein Gelehrter von Profession; aber er hat viel gelesen und bei einer Flasche alten Rheinweins, den uns die Wirtin selbst brachte, sprach er mit vieler Wärme von den Werken einiger deutschen Dichter. Die reizende Charlotte schwieg größtenteils; aber ihre Blicke und ihr Lächeln waren sehr beredt. Nach Tische spielte sie auf Befehl ihres Vaters das Clavecin und ich hätte ihr gern bis auf den Abend zugehört. — Von hier ging ich auf die berühmte Gemäldegalerie, die unter die ersten in Europa gezählt wird. Ich war über drei Stunden dort, aber ich hatte lange nicht Zeit genug, um alle Gemälde zu betrachten. Nicht drei Stunden, sondern einige Monate sind nötig, um die Schätze dieser Galerie gehörig zu besehen. Mit vorzüglicher Aufmerk-

samkeit besah ich folgende Gemälde: Raphaels*) Maria, die das Kind Jesus in der Hand hält und vor welcher der heilige Sixtus und die heilige Barbara knien. Correggios**) Nacht, über welche so

*) Raphael, das Haupt der römischen Schule, wird einstimmig für den ersten in seiner Kunst gehalten. Keiner von allen Malern hat die Schönheit der Antike so gefaßt, keiner hat die Anatomie so fleißig studiert, als Raphael — und deswegen kommt ihm auch keiner in der Zeichnung gleich. Aber die Kenntnis, die er durch dieses Studium von der Bildung des menschlichen Körpers erlangte, hätte ihn gewiß nicht allein zu einem so großen Maler gemacht, wenn ihm die Natur nicht einen schöpferischen Geist verliehen hätte, ohne welchen der Maler nichts weiter ist, als ein elender Kopist. Ein himmlisches Feuer belebt seinen Pinsel, wenn er die Gottheit darstellt. In den Zügen seiner Helden sieht man die unüberwindliche Mannheit; in den Gemälden der Venus und Roxane hat er alle weiblichen Reize vereinigt und in seiner Maria erblickt man Schönheit, Unschuld und Heiligkeit ineinander verschmolzen. Das Gesicht der Tyrannen, die er darstellte, erregt Entsetzen und in seinen Märtyrern bewundert man die lebhaften Züge himmlischer Geduld. Doch sind seine Gemälde nicht alle von gleichem Wert. Die letzteren sind ungleich besser als die ersteren. Die Verklärung Christi wird für sein bestes Werk gehalten. Dieser große Künstler starb eines frühzeitigen Todes. Seine zu große Neigung zum anderen Geschlechte verleitete ihn zur Liederlichkeit und stürzte ihn in eine unheilbare Krankheit. Er war zu Urbino 1480 geboren und starb zu Rom 1520.

**) Correggio, der erste lombardische Maler, stieg fast ohne alle Anleitung zu der hohen Stufe der Vollkommenheit in seiner Kunst empor; er war nie aus seinem Vaterlande gekommen und hatte fast gar keine guten Gemälde oder Antiken gesehen. Sein Pinsel ist das non plus ultra der Zartheit und Annehmlichkeit. Zwar ist seine Zeichnung nicht ganz richtig, aber doch sehr geschickt. Seine Köpfe sind vortrefflich und das Kolorit unvergleichlich. Das Fleisch hat er sehr lebendig darzustellen gewußt und seine Gesichter sind sehr angenehm. Mit einem Worte, seine Gemälde erregen Bewunderung. Und hätte er die vortrefflichen Werke der Kunst in Rom und Venedig gesehen, so würde er wahrscheinlich in der Zeichnung richtiger gewesen sein und hätte dann vielleicht sogar Raphael übertroffen. — Sein ganzes Leben brachte er in Armut zu, war bescheiden, mit wenigem zufrieden und ein Freund aller Menschen. Die Ursache seines Todes ist merkwürdig. Er hatte in Parma eines seiner Gemälde verkauft und dafür einen Sack mit Kupfergeld erhalten, den er selbst nach Hause trug. Der Tag war heiß und er hatte vier Meilen zu gehen. In der Freude, daß er seine Familie nun auf einige Zeit vor Mangel schützen könne, fühlte er keine Müdigkeit; aber wie er nach Hause kam, legte er sich aufs Bett und bekam das hitzige Fieber, das seinem Leben nach einigen Tagen ein Ende machte. Er ward geboren im Jahre 1532 und starb 1588.

viel geredet und geschrieben worden ist und bei welcher man am meisten über die Mischung des Lichtes und des Schattens staunt.

Von Michel Angelo*) ein Gemälde, das einen zum Tode Verurteilten und im Hintergrunde eine Stadt vorstellt.

Von Julio Romano**) einen Pan, der einen jungen Hirten auf der Flöte unterrichtet, die spielende Cäcilia, die mit Heiligen umringt ist usw.

Von Veronese***) die Auferstehung, den Raub der Europa usw.

---

*) Michel Angelo war ein großer Architekt, Maler und Bildhauer. Die von ihm erbaute Kuppel der Peterskirche in Rom ist ein Beweis seiner Geschicklichkeit in der Baukunst. Seine Gemälde sind nicht so angenehm, als sie Bewunderung verdienen, weil er immer das Schwere und Außerordentliche dargestellt hat. Als ein guter Anatomiker hat er sich zu sehr bemüht, die Muskeln in ihrer wahren Gestalt darzustellen und sein Fleisch ist zu rot. Wenn er aber auch in Ansehung des Pinsels nicht der erste ist, so hat ihn doch gewiß niemand in Ansehung der Zeichnung übertroffen. Als Bildhauer aber war er noch größer. Sein Kupido, sein Bacchus und ein junger Satyr von ihm werden unter die besten Werke des Meisels gerechnet. Michel Angelo war sehr witzig. Als ihn einmal der Papst Julius ganz unwillig fragte, warum er nicht zu den Gemälden aus dem alten Testamente Gold genommen hätte, so wie es ältere Maler getan hätten, so antwortete er mit einer untertänigen Miene, daß die heiligen Männer, die er gemalt habe, den Glanz der Kleider für eine falsche Zierde gehalten hätten. Um dem Raphael zu verstehen zu geben, er habe seine Galathea im farnesischen Palaste gesehen, so zeichnete er mit Kohle den Kopf eines Faunen auf die Wand, den man dort bis jetzt noch zeigt. Raphael sagte, als er ihn sah: „Niemand als Michel Angelo hat diesen Kopf zeichnen können." Wenn man sein Gemälde „Die Kreuzigung Christi" von ihm zeigt, so erzählt man gewöhnlich, er habe einen Menschen getötet, der ihm zum Modell hat dienen müssen, um recht natürlich einen sterbenden Heiland vorzustellen. Aber diese Anekdote ist gar nicht wahrscheinlich. Er war 1474 geboren und starb 1564.

**) Julio Romano, der beste Schüler Raphaels, hatte eine fruchtbare Einbildungskraft und war sehr geschickt in der Zeichnung. Alle seine Figuren sind sehr gut. Nur schade, daß er der Antike mehr folgte, als der Natur. Man kann sagen, daß seine Zeichnungen gar zu regelmäßig sind und deswegen sind auch alle seine Gesichter einander so ähnlich. Das Fleisch malte er, wie Michel Angelo, zu rot; auch sein Kolorit ist dunkel. Er ward 1492 geboren und starb 1546.

***) Die Gemälde des Paul Veronese zeichnen sich durch das Leben und die Annehmlichkeit der Figuren, sowie durch die Lebhaftigkeit des Kolorits aus. Die Natur war sein Original, aber er verbesserte ihre Mängel wie ein großer Künstler.

Von Annibal Caracci*) einen durch die Luft fliegenden Genius des Ruhms, Maria mit dem Kinde, Matthäus und Johannes usw.

Tintorets**) Apollo mit den Musen, den Sturz der Engel usw.

Von Bassano***) die Israeliten in der Wüste, die Familie Noahs usw.

Giordani†) Raub der Sabinerinnen, den sterbenden Sokrates, Susanna im Bade usw.

Unter anderem erzählt man von ihm folgende Anekdote: Einmal überfiel ihn unterwegs in der Nähe von Venedig ein Sturm mit Regen, und er war genötigt, ein Obdach im Landhause des Prokurators Pisani zu suchen. Dieser nahm ihn so freundlich und höflich auf, daß er einige Tage nicht wieder wegkommen konnte. In diesen Tagen malte er heimlich die „Familie des Darius", ein Gemälde, das zwanzig Figuren in Lebensgröße enthält und versteckte es unter dem Bette. Als er Abschied nahm, sagte er zu dem Prokurator, daß er dort etwas als einen kleinen Beweis seiner Dankbarkeit für die freundschaftliche Aufnahme hinterlassen habe. Er ward 1532 geboren und starb 1588.

*) Wenige Maler haben solch eine reiche Einbildungskraft gehabt als Annibal Caracci und noch wenigere haben ihn in der Zeichnung übertroffen. Auch ist in seinen letzteren Gemälden, die er in Rom gearbeitet hat, das Kolorit sehr schön. Das schönste Werk seines Pinsels ist die farnesische Galerie in Rom, an welcher er acht Jahre gearbeitet hat und für welche man ihn doch sehr schlecht bezahlte. Denn er hatte viel Neider und Feinde. Er war 1560 geboren und starb 1609. Man begrub ihn neben Raphael, welchen er mehr als alle anderen Maler schätzte.

**) Tintoret, ein venetianischer Maler, suchte in seinen Gemälden Michel Angelos Vortrefflichkeit mit Titians Vorzügen zu vereinigen, das heißt, er ahmte den ersten in der Zeichnung nach und den anderen suchte er im Kolorite zu erreichen; denn Titians Kolorit wird für das beste gehalten. Seine Gemälde sind von sehr ungleichem Werte; und deswegen hat man von ihm gesagt, daß er manchmal mit einem goldenen, ein andermal mit einem silbernen und manchmal mit einem eisernen Pinsel gemalt habe. Er ward 1512 geboren und starb 1594.

***) In Bassanos Gemälden muß man die Lebhaftigkeit des Kolorits bewundern; aber in der Zeichnung ist er kein Muster, so wie alle venezianischen Maler. Das Fleisch malt er sehr gut; aber seine Draperie taugt nichts. In Landschaften war er vorzüglich. Er ward 1570 geboren und starb 1592.

†) In allen Gemälden Giordanis herrscht eine besondere Leichtigkeit des Pinsels. Da er aber gar zu viel gemalt hat, so sind alle seine Gemälde nicht fertig

Von Rosa*) sein eigenes Porträt, und eine Landschaft mit Bäumen, wo ein sitzender Greis mit zwei anderen, welche stehen, spricht.

Von Poussin**) Noahs Opfer, eine Landschaft mit zwei sitzenden Nymphen und dem Narziß, der sich im Wasser bespiegelt, und noch eine andere, mit einer nackenden schlafenden Nymphe, die von zwei Männern hinter einem Baume belauscht wird.

Von Rubens***), eine sitzende Maria mit dem Kinde, welchem die Engel Früchte bringen, das jüngste Gericht, den auf dem Schiffe während des Sturmes schlafenden Christus, den Raub der Proserpina, den betrunkenen Silen mit den Nymphen, Venus und Adonis, den bestraften Kupido, den ein Frauenzimmer auf den Händen hält, während ihn eine andere mit der Rute züchtigt; Neptun, der das Meer besänftigt.

und seine Zeichnung ist überhaupt nicht regelmäßig. Sein Hauptmuster war Paul Veronese; aber er verstand auch alle anderen besseren Maler so täuschend nachzuahmen, daß selbst Kenner seine Nachahmungen für Originale nahmen. Er ward 1632 in Neapel geboren und starb 1705.

*) Salvator Rosa, ein neapolitanischer Maler, war stärker in Landschaften als in Historienstücken. Seine Figuren sind größtenteils unregelmäßig; doch bemerkt man in ihnen einen kühnen Pinsel und viel Leben. Bäume, Berge und überhaupt Ansichten malte er vortrefflich. Er ward 1615 geboren und starb 1673.

**) In den Gemälden Nicolas Poussins, eines berühmten französischen Malers, findet man erhabene Gedanken und einen lebhaften Ausdruck der Leidenschaft. Seine Zeichnung ist regelmäßig, aber das Kolorit taugt nichts. Darin ist er den römischen Malern ähnlich, die das Kolorit gewöhnlich vernachlässigen. Seine Landschaften sind sehr schön. Er ward 1594 geboren und starb 1663.

***) Rubens wird mit Recht der flandrische Raphael genannt. Was für ein Dichtergeist strahlt aus seinen Gemälden! Was für ein Reichtum der Gedanken! Was für Harmonie des Ganzen! Was für ein Kolorit! Welche Gesichter! Welch eine Draperie! Er hat die Antike gar nicht studiert, sondern nur immer die Natur nachgeahmt. Doch ist nicht die regelmäßige Zeichnung in seinen Gemälden, welche die römische Schule auszeichnet.

Rubens ist nicht allein als Maler berühmt, sondern auch als Staatsmann. Er war es z. B., der als Gesandter in England Karl I. zum Frieden mit Spanien bestimmte. Nach seiner Rückkehr nach Flandern verheiratete er sich mit Helena Fourment, einer berühmten Schönheit, die ihm oft zum Modell diente. Er wurde 1577 geboren und starb 1640.

Van Dyks*) Porträte Karls II. und Jacobs II., den heil. Hieronymus, zu dessen Füßen ein Löwe liegt usw., und endlich die Gemälde von Mengs, von welchem sehr viele hier sind.

Unter anderen zeichnen sich einige vortreffliche Perspektiven und so natürliche Fruchtstücke aus, daß man nach den Weintrauben und den anderen Früchten langen möchte, um sie zu essen. Die schönsten Stücke sind aus Modena nach Dresden gekommen, z. B. die Nacht des Correggio und andere. Der König von Polen, August der Dritte, war ein großer Liebhaber der Kunst und schonte kein Geld, um gute Stücke zu kaufen.

Der Aufseher erzählte uns, daß man vor einigen Wochen zehn der schönsten Gemälde aus der Galerie gestohlen habe; aber zum Glück waren die Diebe bald ausgefunden und so die Gemälde wieder an ihren alten Ort gebracht worden. Beim Fortgehen gab ich dem Herrn Aufseher einen holländischen Dukaten für seine Bemühung.

Nun hatte ich noch das sogenannte Grüne Gewölbe zu besehen; dies ist eine Sammlung von Kostbarkeiten und Seltenheiten, vorzüglich von edlen Steinen, die vielleicht in der ganzen Welt nicht ihresgleichen hat. Der Blick auf dieses prächtige Kabinett des Kurfürsten von Sachsen und der Vorzug, in Zukunft sagen zu können: ich habe die Rarität gesehen, kostet mich wieder einen holländischen Dukaten. Man hat mir erzählt, daß ein vornehmer Franzose, der diese Kostbarkeiten besah, zum Kurfürsten gesagt habe: „Schön, sehr schön; aber was kostet das Ew. Durchlaucht?"

Nach der Gemäldegalerie und dem Grünen Gewölbe ist die Bibliothek das Merkwürdigste in Dresden und jeder Reisende, der einige Ansprüche auf Gelehrsamkeit macht, hält es für

---

*) Van Dyk, ein Schüler Rubens, ist der erste Porträtmaler in der Welt. Sein Kolorit gibt dem Kolorit seines Meisters nichts nach und seine Köpfe und Hände sind vortrefflich; aber in der Historienmalerei war er nicht so stark, weil ihm der dichterische Geist fehlte, der Rubens beseelte. Der König Karl I. rief ihn nach England, wo er durch seine Arbeiten hätte reich werden können, wenn er ordentlicher gelebt und sich nicht mit der Alchymie abgegeben hätte. Er ward 1599 geboren und starb 1641.

notwendig, sie zu besehen, das heißt, auf die langen Reihen der Bände zu schauen und auszurufen: was für eine große Büchersammlung! – Unter den griechischen Manuskripten zeigt man eine sehr alte Handschrift einer Tragödie des Euripides, welche der gewesene moskowische Professor Matthäi auf die Bibliothek verkauft hat. Für dieses und noch einige andere Manuskripte hat er von dem Kurfürsten über 1500 Taler erhalten. Gegen Abend war ich im Zwingergarten, der zwar nicht groß, aber ziemlich artig ist; und darauf habe ich zu Hause das niedergeschrieben, was ihr jetzt gelesen habt.

Unser Gesandter befindet sich jetzt nicht in Dresden; er ist nach Karlsbad gereist.

Den 12. Juli.

Heute habe ich der Messe in der Hofkapelle beigewohnt. Der prächtige Tempel, der rauschende und schöne, von der Orgel begleitete Gesang, die gegen Himmel ausgestreckten Arme der Priester, alles dieses erregte in mir einen angenehmen Schauer. Mir schien es, als wäre ich in der Versammlung der Engel und hörte die Stimmen der heiligen Chöre, die den Unaussprechlichen priesen. Meine Knie beugten sich unwillkürlich, ich sank nieder und betete aus vollem Herzen.

Den 12. Juli um 10 Uhr in der Nacht.

Nach Tisch war ich bei unserem jungen Popen, wo ich auch den russischen Legationssekretär kennen lernte. Von da ging ich ein wenig in der Stadt herum und dann in den sogenannten großen Garten. Eine lange Allee führte mich auf eine große Wiese. Hier sah ich zur Linken die Elbe und eine Kette hoher Berge, die sich auf der einen Seite des Flusses weit in die Ferne erstrecken und mit Wald bedeckt sind, aus welchem hie und da Dächer und Turmspitzen hervorblicken. Zur Rechten lagen fruchtbare Felder und rings um mich her zog sich ein frisches mit Blumen besetztes Grün. – Dies herrliche Gemälde

ward von den sanften Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet. Ich schaute und genoß, und — vergoß Tränen der Freude. Liebreiche Natur, zärtliche Mutter! mit welchen unaussprechlichen Freuden erfüllst du das Herz deiner Kinder, wenn sie zu dir kommen und in deinen Armen Trost suchen! Noch nie habe ich so lebhaft gefühlt, daß wir hier sind, zu genießen und glücklich zu sein, und nie ist wohl mein Herz so rein und gut und so voll Dank gegen den Schöpfer gewesen, als in diesem Augenblick. Wenn in dem großen All der Schöpfung nichts verloren geht, so werden auch die Tränen nicht verloren sein, die aus meinen Augen auf diese Wiese fielen und vielleicht tilgten sie einige schwarze Flecken im Buche meines Lebens.

Und ihr, blumenreiche Ufer der Elbe, ihr grüne Wälder und Hügel! ihr sollt auch dann noch von mir gepriesen werden, wenn ich einst, heimgekehrt in mein fernes, nördliches Vaterland, in den Stunden der Einsamkeit des Vergangenen gedenke.

Meißen den 13. Juli 1789.

Heute früh entschloß ich mich nach Leipzig auf der gelben Kutsche zu reisen. Um 10 Uhr mußten wir fertig sein. Ich übergab dem Schaffner (so nennt man den Begleiter der Post in Sachsen) mein Felleisen und sagte ihm, daß ich die Post vor dem Tore erwarten würde; und so wanderte ich schon um 9 Uhr zu Fuß aus Dresden. Mein Lohnlakai verstand sich für einige Groschen dazu, mir zum Wegweiser zu dienen.

Mit raschen Schritten eilte ich aus der Stadt; aber kaum war ich im Freien, so blieb ich fast bei jedem Schritte stehen, mit Wohlgefallen die schöne Natur und die Früchte der Industrie betrachtend. Der Weg geht längs der Elbe, auf deren linken Ufer man Berge erblickt, die dicht mit grünen Birken und Ellern besetzt sind, und auf dem rechten breitet sich eine fruchtbare Ebene voll Felder und Dörfer aus, die in der Ferne von Weinbergen begrenzt wird. Heiter, wie der Himmel, war meine Seele. Überall um mich her sah ich Segen, Glück und Friede. Die Vögel, die über mir durch die reine Luft hinflogen,

waren mir ein Bild der Fröhlichkeit und der Unbekümmernis. Sie fühlen ihr Dasein — dachte ich — sie fühlen und genießen es. Die Landleute, die ich auf den Wiesen erblickte, schienen mir die glücklichsten der Sterblichen zu sein, die alles, was der Mensch braucht, im Überfluß besäßen. Gesund bei der Arbeit, froh und glücklich in der Stunde der Erholung, umringt von einer friedlichen Familie sitzt der glückliche Landmann neben seinem treuen Weibe und schaut auf die spielenden Kleinen. Alle seine Wünsche, alle seine Hoffnungen gehen nicht über die Grenzen seines Feldes hinaus. Das Feld grünt und seine Seele grünt auch. Eine junge Bäuerin, die ich in der Ferne erblickte, kam mir wie eine arkadische Schäferin vor. Sie eilt zu ihrem Schäfer, träumte ich, der sie unter dem Schatten des Kastanienbaumes, dort rechter Hand bei den Weinbergen, erwartet. Er fühlt einen elektrischen Schlag in seinem Herzen, er steht auf und sieht seine Geliebte, welche ihm von weitem mit ihrem Stabe droht. Wie eilt er ihr entgegen! Die Schäferin lächelt, sie geht rascher, immer rascher, und stürzt — in die offenen Arme ihres geliebten Schäfers. Darauf erblickte ich sie, wie sie neben einander unter dem Kastanienbaum saßen und wie sie sich küßten, gleich einem Paare zärtlicher Tauben.

Ich setzte mich endlich nieder und wartete auf den Postwagen. Er kam und der Schaffner hatte mir den Platz am Fenster aufgehoben, damit ich, wie er sagte, die schönen Ansichten genießen könnte. Meinte er es wirklich so oder nicht — wir wollen es diesmal nicht untersuchen. Meine Reisegesellschaft bestand aus sechs Personen: zwei ansehnlichen Frauenzimmern in schwarzen Hüten, einem alten Magister oder Dorfprediger in einer fuchsroten Perücke, einem Kaufmanne und zwei jungen Studenten, einem Leipziger und einem Prager. Dieser letztere saß neben mir und ließ sich sogleich ins Gespräch mit mir ein — und worüber meint Ihr wohl? — Fast unmittelbar fing er von Mendelssohns Phädon, von Seele und Körper an zu sprechen. „Phädon", sagte er, „ist vielleicht das scharfsinnigste philosophische Werk; doch stützt der Verfasser alle seine Beweise für die Unsterblichkeit der Seele auf eine einzige Hypothese. Viel Wahrscheinlichkeit, aber wenig Überzeugung und diese letztere

sucht man überhaupt fast in allen Werken der alten und neuern Philosophen vergebens." – „Man muß sie in dem Gefühle seines Herzens suchen", sagte ich. – „O mein Herr," erwiderte der Student, „die Überzeugung des Herzens ist noch keine philosophische Überzeugung; sie ist nicht zuverlässig. Jetzt fühlen wir sie und nach einer Minute ist sie verschwunden und ihre Stelle ist nicht mehr zu finden. Die Überzeugung muß sich auf Gründe stützen und diese Gründe müssen wieder auf den angebornen Begriffen des reinen Verstandes ruhen, von welchen jede ewige und unveränderliche Wahrheit herstammt. Diese Überzeugung sucht der Gelehrte in seinem einsamen Zimmer, im Dunkel der Nacht, beim schwachen Schimmer der Lampe, des Schlafes und der Erholung vergessend! Wenn wir gewiß wüßten, was die Seele selbst in sich ist, so würde sich uns alles enthüllen, aber" – Da zog ich aus meinem Taschenbuche einen Brief des schätzbaren Lavaters hervor und las dem Studenten folgende Stelle: „Das Auge ist so organisiert, daß es sich nicht selbst beschauen kann, ohne Spiegel. So fühlt auch unser Ich sich nur im Du. Das Gefühl der Existenz, die Persönlichkeit, die Seele, – alles dieses ist nur durch das da, was außer uns da ist, durch die Phänomene oder Erscheinungen, die sich uns zeigen." – „Vortrefflich, vortrefflich!" sagte der Student, „aber glaubt er denn, daß" – Hier hielt der Wagen, der Schaffner öffnete die Tür und sagte: „Meine Herren und Damen, ist's Ihnen gefällig zu speisen?"

Wir traten ins Wirtshaus, wo wir den Tisch schon gedeckt fanden. Man gab uns eine Biersuppe mit Zitronen, einen Kalbsbraten mit Salat und Butterbrot, wofür jeder ungefähr vierzig Kopeken bezahlte.

Der Weg bis nach Meißen ist sehr angenehm. Das Land ist überall aufs sorgfältigste bearbeitet. Die Weinberge, die man zuvor nur in der Ferne erblickte, nähern sich immer mehr der Elbe und endlich scheidet sie nur der Weg von diesem Flusse. Hier erheben sich fast perpendikular große Felsen, von denen einige – was bewirkt nicht die Betriebsamkeit? – mit der Erde bedeckt und in Gärten verwandelt sind, in welchen die besten sächsischen Weintrauben wachsen. Auf dem jenseitigen Ufer

der Elbe erblickt man zerstörte Raubschlösser. Dort nisten jetzt Fledermäuse und der Wind peift durch die Ruinen.

Ein alter Dichter sagt:

> Est locus, albiacis ubi Misna rigatur ab undis
> fertilis et viridi Lotus amoenus humo.

Und an diesem Orte bin ich jetzt. Meißen liegt zum Teil auf einem Berge, zum Teil im Tale. Die umliegenden Gegenden sind vortrefflich; nur die Stadt selbst ist gar nicht schön. Die Straßen sind ungerade und schlecht gepflastert; die Häuser, die fast alle im gotischen Stile erbaut sind, beurkunden den sonderbaren Geschmack der verflossenen Jahrhunderte. Die Hauptkirche ist ein großes, durch sein Alter ehrwürdiges Gebäude. Das antike Schloß liegt auf einem Berge. Einst wohnten hier die Helden aus dem Stamme Wittekinds, dieses berühmten sächsischen Fürsten, der die Freiheit seines Vaterlandes so tapfer verteidigte und den sich Karl der Große nicht durch die Gewalt der Waffen, sondern nur durch die Macht der Großmut unterwarf. Jetzt wird in diesem Schlosse das berühmte sächsische Porzellan gemacht. Um die Fabrik zu sehen, muß man mit einem Billett des Oberaufsehers versehen sein.

Hr. Matthäi war hier einige Jahre lang der Rektor der Fürstenschule; aber vor ungefähr sechs Wochen hat er Meißen verlassen und ist nach Wittenberg gegangen. Er findet gewiß überall eine Stelle, denn man hält ihn in Deutschland für einen der besten Philosophen.

Jetzt geht die Reise weiter und so muß ich wohl von der Feder bis Leipzig Abschied nehmen.

Leipzig, den 14. Juli 1789.

Der Weg von Meißen aus geht anfangs längs der Elbe. Der stille und majestätische Fluß rauscht zur Rechten und zur Linken erheben sich hohe Felsen, die mit grünen Gebüschen bekränzt sind, aus welchen an einigen Stellen graue mit Moos bedeckte Steine hervorragen.

Als wir ungefähr eine halbe Meile gefahren waren, stieg ich mit dem Prager Studenten aus und wir gingen einige Werst zu Fuß,

denn der Wagen ging sehr langsam. Der Student fragte mich, ob ich verheiratet sei und da ich diese Frage mit Nein beantwortete, fing er an von den Weibern zu sprechen, aber nicht eben zu ihrem Lobe. „Auf dem Grabe meines Freundes," sagte er, „den die unglückliche Liebe zu einem flatterhaften und leichtsinnigen Mädchen unter die Erde brachte, habe ich geschworen, dies gefährliche Geschlecht zu fliehen und ewig unverheiratet zu bleiben. Die Wissenschaften erfüllen meine ganze Seele und ich danke dem Himmel, daß ich mein Glück in mir selbst finde." — „Desto besser für Sie", antwortete ich. Es zogen sich schwarze Wolken zusammen und wir setzten uns wieder ein. Der Magister und der Leipziger Student waren unterdessen über theologische Materien in Streit geraten. Dieser letztere brachte manche Zweifel vor, aber der Magister nahm es auf sich, sie alle zu lösen; doch hatte er, nach des Studenten Meinung, keinen einzigen gelöst. Dies brachte ihn gewaltig auf. „Endlich," sagte er, indem er sich mit der Hand die erhitzte Stirne wischte, „endlich fange ich an, mich zu erinnern, daß es Leute gibt, die für die Wahrheit gar keinen Sinn haben. Ihre Köpfe kann man mit einem Gefäße ohne Boden vergleichen, in das sich nichts gießen läßt, oder mit einer eisernen Kugel, in welche nichts eindringt und von welcher alles abspringt." — „Dergleichen Köpfe", unterbrach ihn der Student, „stecken gewöhnlich in fuchsroten Perücken und gucken aus den Kanzeln hervor." — „Mein Herr," schrie der Magister, indem er seine Perücke hin und her rückte, „von wem sprechen Sie?" — „Von denselben Leuten, von welchen Sie selbst zu sprechen angefangen haben", antwortete der Student ganz gelassen. — „Es ist besser, ich schweige", sagte der Magister. — „Wie es Ihnen beliebt", erwiderte der Student.

Unterdessen war es Nacht geworden. Der Magister nahm die Perücke ab, legte sie neben sich, und setzte eine Nachtmütze auf. Darauf stimmte er mit rauher unharmonischer Stimme ein Abendlied an; der Leipziger Student fiel ein, und sie machten, gleich einem Paare jähnender Esel, ein solches Duo, daß wir uns die Ohren zustopften. Zum Glück hörten sie bald auf; alles ward nun still auf dem Postwagen und ich schlummerte ein.

Bei Tagesanbruch wurden die Pferde gewechselt und als wir ausstiegen, um im Wirtshause Kaffee zu trinken, wollte der Magister seine Perücke wieder aufsetzen; aber sie war nicht da. Er suchte sie neben sich, unter den Füßen – vergebens! Jetzt erhob er ein Geschrei: „Wohin kann sie gekommen sein? – Was soll ich machen ohne Perücke? – Wie kann ich Armer mich so in der Stadt zeigen?" Darauf ging er dem Schaffner zu Leibe und forderte, daß er ihm seine Perücke durchaus wieder schaffe. Der Schaffner fing an zu suchen; aber fand sie eben so wenig. Unterdessen lachte der Leipziger Student voll Schadenfreude über die Verzweiflung des armen Magisters; doch endlich schien er ihn zu bedauern und riet ihm, in seinen Taschen zu suchen. – „Wie sollte sie dahin kommen?" sagte der Magister, steckte aber doch die Hand mechanisch in die Tasche und siehe! er zog die Atzel heraus! – Welch' ein Moment für den Maler! Der Magister sperrte vor Überraschung und Freude das Maul auf, hielt die Perücke vor sich und vermochte kein Wort aufzubringen. – „Sie suchen das Pferd und reiten darauf", sagte der Schaffner ärgerlich. Aber die Seele des Magisters war in diesem Augenblicke so voll, daß nichts von außen in sie hinein ging und des Schaffners Sprichwort flog entweder vor seinen Ohren ganz vorbei, oder ging wenigstens durch und durch, das ist, nach der Hypothese Malebranches von der Entstehung der Ideen, es zeichnete in sein Gehirn kein besonderes Zeichen, oder es berührte, nach Bonnet, keine Jungferfieber (fibre vierge). Das stumme Staunen des Magisters hielt über eine Minute an; endlich fing er an zu lachen und setzte die Perücke auf, indem er zugleich versicherte, er habe sie gewiß nicht selbst in die Tasche gesteckt, aber wie sie dahin gekommen sei, das wisse der Teufel und – hier sah er den Leipziger Studenten an und schwieg.

Ohne weitere Zufälle kamen wir heute Nachmittag um vier Uhr in Leipzig an.

Hier, meine Teuren, wünscht' ich einst meine Jugend zuzubringen; hieher gingen vor mehreren Jahren meine Gedanken. Hier wollte ich mich zur Aufsuchung der Wahrheit vorbereiten, nach welcher

mein Herz von der frühesten Jugend an sich sehnte. – Aber die Vorsehung fand es für gut, diesen Wunsch nicht zu erfüllen. Wenn ich mir vorstelle, w i e ich die Jahre hätte zubringen k ö n n e n, in welchen unsere Seele sich bildet; und wenn ich bedenke, w i e ich sie zugebracht h a b e, so trauert mein Herz und meine Augen füllen sich mit Tränen. – Das Vergangene ist unwiederbringlich! –

Um 11 Uhr in der Nacht.

Ich bin dem Posthause gegenüber bei M. abgetreten, wo ich ein reinliches helles Zimmer und einen überaus dienstfertigen und gesprächigen Wirt habe. Während ich mein Felleisen auspackte, erzählte er mir von der in seinem Hause eingeführten Ordnung, von seiner Uneigennützigkeit und Ehrlichkeit. „Alle, die bei mir gewohnt haben, sind mit mir zufrieden gewesen. Ich habe freilich keinen großen Profit; aber ich besitze einen guten Ruf und mein Gewissen ist rein und ruhig. Wer aber ein gutes Gewissen hat, der ist glücklich auf dieser Erde; er fürchtet nichts, er erblaßt vor nichts." – In demselben Augenblicke donnerte es heftig, und Herr M. erschrack und wurde blaß, wie der Tod. „Was fehlt Ihnen?" fragte ich. „Nichts," antwortete er stotternd, „aber man muß die Fenster zumachen, daß kein Zugwind entsteht." – Noch habe ich in diesem Sommer kein Gewitter erlebt, wie das heutige war. In einigen Minuten war der Himmel mit Wolken bedeckt. Blitz auf Blitz! Schlag auf Schlag! Sturm und Hagel heulten durch die Luft. – Nach einer halben Stunde war alles vorbei. Die Sonne erheiterte wieder den Himmel und die Erde und mein Wirt fing von neuem an, die Unerschrockenheit und Ruhe desjenigen zu preisen, der, so wie er, niemanden schnellt und folglich ein gutes Gewissen hat.

Ich blieb bis zum Abendessen auf meinem Zimmer und schrieb an Euch, meine Freunde. Bei Tische ward ich mit einem Herrn v. K l e i st bekannt, der Gemeinderat in preußischen Diensten war, durch verschiedene unangenehme Umstände aber genötigt wurde, seinen Dienst und Preußen zu verlassen. Jetzt, nachdem er jede täuschende Hoffnung

aufgegeben hat, lebt er hier in philosophischer Ruhe, im Schoße der Freundschaft und im Umgange mit aufgeklärten Männern. Ein schätzbarer Mann!

Die vorige Nacht habe ich auf dem Postwagen sehr unruhig zugebracht. Jetzt fallen mir die Augen zu.

Den 15. Juli.

Heute morgen habe ich mit Herrn Melly, einem jungen Kaufmanne aus Genf, Bekanntschaft gemacht. Ich hatte einen Brief von dem englischen Kaufmanne Sch. in Petersburg an ihn. Er empfing mich sehr höflich und nahm es auf sich, einen meiner holländischen Wechsel zu verkaufen und den andern gegen einen französischen zu vertauschen. — Von ihm weg ging ich in das theologische Auditorium, wo ich eine Menge Anwesender, aber nur wenig Zuhörer, fand. Die Rede war von einigen hebräischen Wörtern. Da dies nicht meine Sache ist, so kehrte ich an der Tür wieder um.

Darauf durchstrich ich die Stadt und die Alleen, die sich um sie herziehen, indem ich die Gegenstände um mich her betrachtete. Die eigentliche Stadt ist gar nicht groß; aber mit den Vorstädten, die auch mehrere Gärten enthalten, nimmt sie einen ziemlichen Bezirk ein. Die Lage Leipzigs ist nicht so malerisch, als die von Dresden; denn es liegt mitten in einer großen Ebene. Da aber diese Ebene sehr gut bearbeitet und mit Fruchtfeldern, Gärten, Lustwäldern und Dörfern, in zierlicher Abwechslung, bedeckt ist, so findet das Auge mannigfaltige Veränderungen und ermüdet nicht leicht. Die Lage Dresdens ist herrlich und die von Leipzig artig. Jene kann man mit einem Frauenzimmer vergleichen, bei welcher jeder auf den ersten Blick ausruft: Was für eine Schönheit! — Und diese ist einem Mädchen gleich, die jedermann gefällt, aber nur nach und nach; die alle einstimmig loben, nur ohne Begeisterung, und von welcher man mit einer stillen und angenehmen Bewegung der Seele sagt: Sie ist reizend!

Die Häuser sind hier eben so hoch, als in Dresden; sie haben

größtenteils vier Stockwerke. Die Straßen sind gar nicht breit und es ist gut, daß man nicht viel in Kutschen fährt, sonst müßten die Fußgänger befürchten, gerädert zu werden. Noch habe ich in Deutschland keine so volkreiche Stadt gesehen, als Leipzig. Der Handel und die Universität locken eine Menge Fremde hieher.

Nach Tisch war ich bei Herrn Beck, einem jungen, aber durch seine Talente und Kenntnisse sehr vorzüglichen Professor. Ich übergab ihm einen Brief, den ich an M. R. hatte, der sonst bei ihm wohnte, jetzt aber nicht mehr in Leipzig war. Herr Beck erzählte mir nämlich, daß R. vor einiger Zeit einen Ruf zu einer Predigerstelle auf dem Lande von einem Edelmanne erhalten, bei seiner Ankunft aber von den geistlichen Herren viel Widerstand erfahren habe. Sie hätten ihn endlich in einem strengen Examen zu verwirren und aus der Fassung zu bringen gesucht. Auch sei R. endlich außer sich gekommen, habe seinen Hut ergriffen, den hochgelehrten Herren Examinatoren in Zukunft mehr Nächstenliebe angewünscht, und sei fortgegangen. Darauf sei er verschwunden und man wisse nicht wohin.

Professor Beck ist ein stiller, bescheidener Mann, der in seinen Urteilen sehr behutsam ist und sehr zierlich und rein spricht. Von ihm erfuhr ich zuerst, was für ein Aufsehen die „Reisen des jungen Anacharsis" vom Abbée Barthelemy gemacht haben. „Kaum war dies Buch erschienen," sagte Beck, „so beugten alle französischen Literatoren die Knie und gestanden, daß nun das alte Griechenland interessant für uns sei; denn noch nie ist Griechenland, das wir auch in seinen Ruinen und in den wenig zahlreichen Denkmälern des Ruhms, die auf unsere Zeiten gekommen sind, bewundern, noch nie ist es so vollkommen beschrieben worden." — Der Göttingische Professor Heyne, einer der ersten Kenner der griechischen Literatur und Altertümer, hat dies Werk Barthelemys in den Göttingischen Anzeigen rezensiert und dadurch den Ruhm desselben auch in Deutschland gegründet. Herr Beck erwartet sein Exemplar mit der größten Ungeduld.

Keiner unter den Leipziger Gelehrten ist so berühmt, als Doktor

Platner. Er ist ein eklektischer Philosoph, der die Wahrheit in allen Systemen sucht und sich an keines derselben bindet. In einigen Stücken stimmt er z. B. mit Kant überein, in andern mit Leibnitz; oder widerspricht hier dem einen und dort dem andern. Er schreibt sehr deutlich und wer nur einige Kenntnis der Logik und Metaphysik hat, kann ihn leicht verstehen. Seine Aphorismen werden sehr geschätzt und demjenigen, der sich in das Labyrinth der philosophischen Systeme begeben will, können sie zum Faden der Ariadne dienen. Ich hatte Lust, ihn persönlich kennen zu lernen und so ging ich von Professor Beck zu ihm. Er wohnt in der Vorstadt in einem Gartenhause. Beim Eintritt in den Garten begegnete mir seine junge Frau. Ich erfuhr von ihr, daß der Herr Doktor zu Hause sei. Der Bediente ging mich zu melden, während ich im Vorhause wartete. Nach zwei Minuten erschien er selbst, ein langer hagerer Mann von ungefähr vierzig Jahren, mit einem durchdringenden Blick, einer gelehrten Miene, und von erhabenem Anstand. „Herr Kleist hat mir schon von Ihnen gesagt", redete er mich an, indem er mich in sein Kabinett führte; „aber ich gestehe Ihnen, daß ich jetzt beschäftigt bin; ich habe Briefe zu schreiben. Seien Sie so gütig, morgen um diese Zeit wieder zu kommen." — Ich bat um Verzeihung, daß ich zur ungelegenen Zeit gekommen war und empfahl mich. Indem ich nach der Tür ging, fragte er, mich begleitend: „Welcher oder welchen Wissenschaften haben Sie sich vorzüglich gewidmet?" — „Den schönen Wissenschaften", antwortete ich und errötete — ich weiß wohl, worüber; und vielleicht wisset auch Ihr es, meine Freunde.

Darauf ging ich in den öffentlichen Gärten und in der Allee herum. Richters Garten ist weitläufig und schön. Beim Eintritt in diesen Garten überreichte mir ein Mädchen von ungefähr zwölf Jahren in einem weißen Korsettchen, einen Blumenstrauß. Dies gefiel mir außerordentlich. Ich dankte und gab ihr — zwei Groschen!!

In dem Wendlerischen Garten besah ich das Monument Gellerts. Es ist aus weißem Marmor und vom Professor

Oeser. Bei dem Blicke auf dieses Denkmal eines tugendhaften Mannes, das ihm die Freundschaft errichtete, erinnerte ich mich lebhaft an die glücklichen Zeiten meiner Kindheit, wo Gellerts Fabeln fast meine ganze Bibliothek ausmachten. Wie manche bittere Träne erpreßte mir sein Inkle und Yariko! und wie herzlich lachte ich oft über den grünen Esel! – Auch ward mir's erinnerlich, wie der Professor, der uns die Moral nach Gellerts moralischen Vorlesungen vortrug, manchmal mit Wärme ausrief: Werdet dereinst so meine Lieben, wie es Gellert euch lehrt, und ihr werdet glücklich sein! – Diese Erinnerungen hatten mein Herz erweicht. Die Geschichte meines verflossenen Lebens zeigte sich mir gleichsam im Bilde. Viel Schatten und Dunkel! Und was wartet meiner noch in der Zukunft?

Von hier ging ich nach der Johanniskirche, wo Gellerts Schüler und Freunde ein anderes Denkmal errichtet haben, das die Religion vorstellt, welche das aus Metall gegossene und mit Lorbeerzweigen umkränzte Bildnis Gellerts der Tugend überreicht. Ein vortrefflicher Gedanke! Die Statuen der Religion und Tugend sind von weißem Marmor. Am Fußgestelle liest man folgende von seinem Freunde Heyne verfertigte Inschrift: „Dem Lehrer und Muster der Tugend und Religion widmen dieses Denkmal seine Freunde und Zeitgenossen, die Zeugen seiner Verdienste waren." – Schön und herzerhebend muß eine solche Inschrift für jeden gefühlvollen Menschen sein, die nicht Schmeichelei, sondern Wahrheit aufzeichnete. Alle, die den verstorbenen Gellert kannten, nennen ihn einstimmig einen tugendhaften Mann. Sein ganzes Leben war der stärkste Beweis gegen die Meinung derer, die in jedem Winkel des menschlichen Herzens das Laster finden und deswegen die Tugend für einen leeren Namen halten; so wie gegen die Behauptung anderer, daß die Religion die Menschen nicht besser mache. Alles was in und an mir gutes ist, sagte Gellert mehrmals zu seinen Freunden, verdanke ich dem Christentume. Seine ganze Lebensbeschreibung schließt mit den Worten: Ungewiß ist die Bewunderung und die Unsterblichkeit, welche die Arbeiten seines Dichtergenies erwarten können, da

sich vielleicht der Geschmack der Nation in der Folge verändert; aber unveränderlich und unvergänglich wird der Ruhm seines moralischen Charakters bleiben, gleich der Religion und Tugend, die ewig dieselben sind.

„Nein, Herr Wirt, ich werde heute Abend nicht zu Tische kommen. Ich will mich ins Fenster setzen, und Weißens Elegie auf Gellerts Tod und Kramers und Denis Oden auf ihn lesen. Ich werde lesen, empfinden, und vielleicht — Tränen vergießen. Ich weihe den heutigen Abend dem Andenken des Tugendhaften! Hier lebte er und lehrte hier die Tugend."

Den 16. Juli.

Heute morgen wohnte ich den ästhetischen Vorlesungen Platners bei. Die Ästhetik ist die Wissenschaft des Geschmacks. Sie handelt von dem Empfindungsvermögen überhaupt. Baumgarten war der erste, der sie von den übrigen Wissenschaften trennte, und als eine besondere Disziplin aufstellte, welche der Logik die höheren Kräfte der Seele, den Verstand und die Beurteilungskraft, überläßt und sich bloß mit der Richtung des Empfindungsvermögens und des Empfundenen, d. i. mit der Einbildungskraft und ihren Wirkungen, beschäftigt. Mit einem Worte, die Ästhetik lehrt das Schöne empfinden und genießen.

Ein großer Saal war so vollgepfropft mit Zuhörern, daß kein Apfel zur Erde kommen konnte. Ich fand kaum noch Platz unter der Tür. Platner stand schon auf dem Katheder und sprach. Alles war still und aufmerksam. Nicht das geringste Geräusch verhinderte die Stimme des Dozenten, sich im ganzen Saale auszubreiten. So weit ich von ihm stand, so verlor ich doch kein Wort. Er sprach vom Genie. „Das Genie", sagte er, „beschäftigt sich mit nichts, als mit dem Großen und Wichtigen, mit der Natur und der Menschheit. Und so ist die Philosophie, im erhabensten Sinne dieses Wortes, die eigentliche Wissenschaft desselben. Zwar befaßt es sich auch manchmal mit anderen Wissenschaften, aber nur immer in Rücksicht auf die Philosophie. Es besitzt eine besondere Fähigkeit, die verborgenen

Ähnlichkeiten, die Analogien und geheimen Übereinstimmungen der Dinge zu finden und deswegen bemerkt es oft da Verbindungen, wo der gewöhnliche Mensch nichts sieht, und das, was dem alltäglichen kurzsichtigen Menschen eine Kleinigkeit däucht, erscheint ihm wichtig. Leibnitz, der große Leibnitz, durchreiste Deutschland und Italien und durchwühlte in allen Archiven bestaubte, vermoderte, und von den Motten zernagte Papiere; und weswegen? — Um Materialien zur Geschichte des Braunschweigischen Hauses zu sammeln! — Aber der scharfsinnige Leibnitz sah den Zusammenhang dieser Geschichte mit verschiedenen Gegenständen, die für die ganze Menschheit wichtig sind. Überhaupt bemerkt man in allem, was ein großer Mann unternimmt, einen besonderen Enthusiasmus, welcher die Taten des Genies vor den Unternehmungen gemeiner Menschen gleichsam beseelt und auszeichnet. Ich stelle Ihnen Franklin als Beispiel auf, nicht den Gelehrten, sondern den Staatsmann Franklin. Mit welcher Wärme verteidigt er die beleidigten Rechte der Menschheit! In diesem Augenblicke hört er auf, für sich zu leben und vergißt sein eigenes Glück über dem Wohle aller. Mit welchem Eifer sieht man ihn nach seinem großen Ziele, dem Wohle der Menschheit streben!"

Dieser Geist des Enthusiasmus zeichnet die Werke aller großen Geister besonders aus. Könnte man ihn z. B. aus Mendelssohns philosophischen Briefen oder aus Jerusalems Betrachtungen wegnehmen, so würden in den ersten nichts mehr als scholastische Spitzfindigkeiten und in den andern nur theologische Dogmen zurückbleiben; aber ausgestattet mit diesem Geiste erheben diese Schriften die Seele des Lesers.

Platner spricht so freimütig und unbefangen, als wäre er in seinem Kabinette und eben deswegen gefällt er so. Alle Zuhörer, so viel ich bemerken konnte, hörten ihm mit der größten Aufmerksamkeit zu. Auch sagt man, daß kein Professor in Leipzig von den Studenten so geliebt und geehrt wird, als Platner. Als er das Katheder verließ, machten sie ihm, wie einem Könige, einen geräumigen Weg bis zur Tür. „Ich habe nicht geglaubt, Sie hier zu sehen," sagte er mir, —

„hätte ich's gewußt, daß Sie kommen würden, so hätte ich Ihnen einen Platz bereiten lassen." — Er beschied mich nochmals zu Tische zu sich und setzte hinzu, er werde mich zum Abendessen an einen Ort führen, wo ich einige interessante Leute sehen würde.

Den 16. Juli.

Man sagt, daß der Aufenthalt in Leipzig sehr angenehm ist und ich glaube es. Einige der hiesigen reichen Kaufleute geben oft Diners, Soupers, Bälle usw. Die jungen Stutzer aus der Zahl der Studenten, erscheinen bei solchen Gelegenheiten in ihrem Glanze. Man spielt Karten, man tanzt, man macht Cour, wie überall bei diesen Festen. Außerdem gibt es noch besondere gelehrte Gesellschaften oder Klubs; da unterhält man sich von gelehrten und politischen Neuigkeiten, beurteilt Bücher usw. Auch ist ein Theater hier. Nur reiset die Schauspielergesellschaft den Sommer über nach anderen Städten und kommt erst gegen den Herbst in der Michaelismesse wieder zurück nach Leipzig. Wer sich gern lustig macht, findet rings um Leipzig die angenehmsten Lustörter. Wer gern seinem Gaumen etwas zu gute tun will, hat hier die außerordentlich schmackhaften Lerchen, die köstlichen Kuchen, den herrlichsten Spargel und eine Menge Früchte, vorzüglich Kirschen, die sehr gut und jetzt so wohlfeil sind, daß man für zehn Kopeken eine ganze Schüssel voll bekommt. Überhaupt ist es in Sachsen wohlfeil zu leben. Für den Tisch, den Wein nicht mitgerechnet, bezahle ich ungefähr dreißig Kopeken; und ebensoviel täglich für das Zimmer; und dies waren auch die Preise in Dresden.

Fast auf jeder Straße findet man mehrere Buchladen und doch werden die meisten Leipziger Buchhändler reich, worüber ich mich wundere. Zwar sind viele Gelehrte hier, die Bücher brauchen; aber dies sind größtenteils Schriftsteller oder Übersetzer, die den Buchhändler, wenn sie sich eine Bibliothek anschaffen, nicht mit Gelde, sondern mit Manuskripten bezahlen. Überdies gibt es in jeder deutschen Stadt von einiger Bedeutung öffentliche Lesebibliotheken, aus welchen man für geringes Geld Bücher aller Arten

zum Lesen erhalten kann. — Aus ganz Deutschland versammeln sich hier die Buchhändler auf den Messen, deren jährlich drei gehalten werden, nämlich zum Neujahr, zu Ostern und zu Michaelis, um ihre Verlagsartikel gegeneinander zu vertauschen. Für ehrlos werden diejenigen unter ihnen gehalten, die fremden Verlag nachdrucken und dadurch den rechtmäßigen Verlegern, die das Manuskript von dem Verfasser kauften, Schaden verursachen. Deutschland, wo der Buchhandel so wichtig ist, bedarf über diesen Punkt besondere und strenge Gesetze. Vielleicht wünscht ihr zu wissen, wie die Schriftsteller von den Buchhändlern bezahlt werden? — Dies kommt auf die Berühmtheit des Verfassers an. Ist er dem Publikum noch nicht von einer vorteilhaften Seite bekannt, so erhält er für den Bogen nicht mehr als einige Taler; hat er aber schon einen gewissen Ruf, so wird ihm der Bogen wohl mit acht bis zehn Talern bezahlt.

Um 11 Uhr in der Nacht.

Um die bestimmte Stunde ging ich zu Platner. „Sie werden wahrscheinlich bei uns bleiben", sagte er, indem er mich auf einen Stuhl dem seinigen gegenüber nötigte. — „Nur auf einige Tage", antwortete ich. — „Nur? Und ich glaubte, Sie wären gekommen, Leipzig zu benützen. Mit Vergnügen würden Sie die hiesigen Gelehrten bei Ihren Fortschritten in den Wissenschaften unterstützt haben. Sie sind noch jung und verstehen deutsch; anstatt von Stadt zu Stadt herumzureisen, würden Sie in der Tat besser tun, länger an einem Orte, wie Leipzig, zu bleiben, wo schon so viele Ihrer Landsleute Aufklärung suchten, und — wie ich hoffe — nicht vergebens." — „Ich würde es für ein besonderes Glück halten, wenn ich Ihren Unterricht genießen könnte, Herr Doktor; aber die Umstände, meine Verhältnisse." — „Wenn das ist, so bleibt mir nichts übrig, als zu bedauren." — Er erinnerte sich an K. R. und andere Russen, die hier studiert haben. „Alle", sagte er, „sind meine Schüler gewesen; nur war ich damals noch nicht das, was ich jetzt bin." — „Wenigstens hatten Sie Ihre Aphorismen noch nicht geschrieben." — Und jetzt

wollte ich ihn, bei Gelegenheit der Aphorismen, um Erklärung einiger Stellen in denselben bitten; aber gerade kam man mit Universitätsangelegenheiten zu ihm. Denn er ist jetzt Rektor. — „Ich habe nur selten Muße," sagte er, „doch müssen Sie heute mit mir zu Abend essen. Lassen Sie sich um acht Uhr in den ‚Blauen Engel' führen." Ich nahm diese Einladung mit Dank an und ging noch einmal in den Richterschen Garten. Das Mädchen im weißen Korsettchen brachte mir wieder Blumen und erhielt wieder ihre zwei Groschen.

Um acht Uhr fand ich mich in dem „Blauen Engel" ein. Man führte mich in ein großes Zimmer, wo der Tisch für zwanzig Personen gedeckt stand, das aber übrigens noch ganz leer war. Nach einer halben Stunde erschien Platner mit seinen gelehrten Freunden. Er stellte mich einem jeden vor und sagte mir ihre Namen, doch waren sie mir allzumal unbekannt, außer dem alten Oeser und dem Bürgermeister Müller. Wir setzten uns zu Tische. Das Mahl war echt attisch, nur daß wir den Wein nicht aus bekränzten Bechern tranken, sondern aus gewöhnlichen sächsischen Spitzgläsern. Alle waren heiter und gesprächig und um mich ins Gespräch zu ziehen, befragte man mich über unsere Literatur. Wie wunderte man sich, als ich erzählte, daß zehn Gesänge der Messiade ins Russische übersetzt wären. „Ich hätte nicht geglaubt," sagte ein junger Professor der Dichtkunst, „daß es möglich wäre, Klopstocks Ideen in Ihrer Sprache auszudrücken." — „Ich versichere Sie überdies," versetzte ich, „daß die Übersetzung größtenteils wörtlich und doch deutlich, ist." Zum Beweise, daß unsere Sprache den Ohren nicht unangenehm sei, las ich ihnen russische Verse von verschiedenem Maße vor und sie fühlten die ausdrucksvolle Harmonie derselben. Indem ich von unseren Originalwerken sprach, nannte ich zwei epische Gedichte: Die Rossiade und den Wladimir, die den Namen ihres Verfassers*) in der Geschichte der russischen Dichtkunst unvergeßlich machen müssen.

Platner spielte die erste Rolle bei Tische, das heißt, er lenkte die Unterhaltung. Wenn man, nicht ohne Grund, den deutschen Ge-

*) Der Verfasser dieser Gedichte ist der Geheime Rat Scheraskow, Kurator der moskowischen Universität. A. d. Ü.

lehrten überhaupt, eine gewisse Schwerfälligkeit im Umgange vorwirft, so muß man wenigstens Dr. Platner (und gewiß noch viele andere) ausnehmen. Platner ist ein wahrer Weltmann. Er spricht gern und spricht gut. In seiner Rede merkt man eine gewisse Kühnheit, die ihm das Gefühl seines Wertes gibt. Der alte Oeser ist liebenswürdig durch seine Herzlichkeit. Alle bezeigten ihm Achtung und hörten seine Anekdoten und belachten sie, weil sie merkten, daß er Lachen erregen wollte. Einst hatte er beschlossen, zur Krönung der Kaiserin Elisabeth nach Rußland zu reisen; aber er besann sich wieder anders. – Um zehn Uhr standen wir vom Tische auf, wünschten einander gute Nacht und gingen auseinander. Platner gab es nicht zu, daß ich meinen Teil für das Abendessen bezahlte, welches mir nicht ganz lieb war. Auf diese Art speisen die vorzüglicheren Leipziger Gelehrten wöchentlich einmal zusammen und bringen den Abend in angenehmen Gesprächen zu.

Ihr seht, meine Freunde, daß ich Männer kennen lerne, die meine ganze Achtung verdienen, verständige, gebildete, gelehrte, berühmte Männer – aber fremd meinem Herzen. Wer unter ihnen bedarf meiner auch nur im geringsten? Jeder derselben hat seine Geschäfte und Verhältnisse und keiner bekümmert sich um den armen Fremdling. Keiner würde es morgen gewahr werden, wenn auch die heutige Nacht auf ihren schwarzen Fittigen meiner Seele aus dieser Welt trüge. Nicht der geringste Seufzer würde sie begleiten und kaum, – kaum würdet Ihr die Auflösung Eures Freundes erfahren. Lebt wohl!

Den 17. Juli.

Um sechs Uhr morgens trat ich heute mit ruhigem und heiterem Geiste ins Freie, entzückt über die Natur, die prächtig geschmückt in ihrem grünen Gewande vor mir da lag. Ich warf mich in das Gras einer balsamischen Wiese, badete mich in ihrem Taue und sog ihre Frische mit vollen Zügen in mich. Ich genoß den Morgen und – war glücklich.

Die Sonne stand schon hoch am Horizonte und an der sengenden

Hitze ihrer Strahlen merkte ich, daß der Mittag herannahe. Ich stand auf. Das Dorf, in welchem Weiße wohnt, lag vor mir. Ich ging darauf zu und in dem ich einer jungen, mir begegnenden Bäuerin einen guten Morgen wünschte, erkundigte ich mich, wo Herr Weiße wohne. „Dort rechter Hand in dem großen Hause mit dem Garten", antwortete sie, und ging ihren Weg.

Weiße, der Liebling der dramatischen und lyrischen Muse, der in Rücksicht seines Herzens ebenso schätzbare Dichter, als in Ansehung seines Geistes, der Freund der Tugend und aller Guten, der Kinderfreund, der durch Lehre und Beispiel die Regeln einer guten Erziehung in Deutschland verbreitet hat. — Weiße bringt den Sommer auf einem kleinen Dorfe, zwei Werfte von Leipzig unter ehrlichen Landleuten und mit seiner Familie zu. „Er spaziert im Garten," sagte mir ein Dienstmädchen, die mir im Vorhause begegnete, „treten Sie nur ins Zimmer, ich werde Sie melden." — Ich ging in die Stube, und sah durchs Fenster, wie der liebenswürdige Weiße — ein kleines Männchen, in einem roten Schlafrock und weißem Hute — mit schnellen Schritten, die Allee herauf nach dem Hause eilte, um den Moskowiter zu empfangen, der seiner wartete. Er trat in dem nämlichen roten Schlafrocke ins Zimmer, nur hatte er jetzt eine Haarbeutelperücke auf. — Ich hatte dein Porträt mit Aufmerksamkeit betrachtet, liebenswürdiger Weisse, und hätte dich unter einer Menge von Tausenden erkannt. — Weisse ist schon über sechzig Jahre alt, aber nach seinem frischen Gesichte mit roten Backen, traut man ihm kaum fünfzig zu und aus jedem seiner Züge leuchtet das gute Herz.

Er empfing mich freundlich, herzlich und einfach; er bedauerte, daß ich zuerst zu ihm gekommen sei und nicht er zu mir und daß gerade eine so große Hitze sei, traktierte mich mit Limonade usw.

Ich erzählte ihm, daß einiges aus seinem Kinderfreunde ins Russische übersetzt sei und daß ich selbst sein Drama „Das Denkmal in Arkadien", übersetzt habe. — In Deutschland wird viel für Kinder und junge Leute geschrieben; aber unter allen Schriftstellern für die Jugend schreibt keiner so gut, als Weisse. Er ist selbst Vater,

und ein zärtlicher Vater, der sich ganz der Bildung junger Herzen gewidmet hat. Von allen Seiten erhielt er Danksagungen, als er seine Wochenschrift herausgab. Die Kinder dankten ihm für das Vergnügen, welches ihnen diese Lektüre gewährte und die Väter hielten sich ihm wegen des Nutzens verbunden, den seine Schriften ihren Kindern brachten. Jetzt gibt Weisse „Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes" heraus, welches eine Fortsetzung seines „Kinderfreundes" und ein sehr nützliches und angenehmes Buch für junge Leute ist.

Er spricht von seinen Werken mit der größten Bescheidenheit, doch ohne alle verstellte Demut, die mir eben so zuwider ist als Eigenlob. – Mit welcher Empfindung spricht er von seinem häuslichen Glücke! „Ich danke Gott," sagte er mit Tränen in den Augen, „er hat mich die reinsten Freuden des Lebens genießen lassen und ich würde es wagen, mein Glück vollkommen zu nennen, wenn die Vorsehung die Gesundheit meiner Tochter wiederherstellte, die schon seit einigen Jahren krank ist und an deren Krankheit die Kunst der Ärzte bisher gescheitert ist." Mit einem Worte, wenn ich Weisse sonst als Schriftsteller liebte, so liebe ich ihn jetzt, da ich ihn persönlich kenne, noch mehr als Menschen.

Er besitzt eine handschriftliche Geschichte unseres Theaters, die aus dem Russischen übersetzt ist. Dmitrewsky hat sie während seines Aufenthaltes in Leipzig verfaßt und einer der damals auf der Universität studierenden Russen hat sie ins Deutsche übersetzt und Herrn Weisse ein Geschenk mit dieser Übersetzung gemacht, der sie nun, wie eine Seltenheit, in seiner Bibliothek aufbewahrt. Beim Weggehen sagte er mir: „Reisen Sie glücklich und genießen Sie alles, was einem reinem Herzen Freude gewähren kann. Ich werde suchen, Sie noch in Leipzig zu sprechen." – „Und der Abend Ihres Lebens möge heiter sein", antwortete ich, indem ich mich an La Fontaines Vers erinnerte: sa fin (das Ende des Weisen) est le soir d'un beau jour. Ich verließ ihn in der zufriedensten und heitersten Stimmung meines Herzens. Der Anblick des Guten ist ein Glück für den, bei welchem die Empfindung des Schönen noch nicht abgestumpft ist.

Als ich in die Stadt zurückkam, ging ich in einen Buchladen und kaufte mir Ossians „Fingal" und den „Vicar of Wakefield", um unterwegs etwas zu lesen zu haben.

Um 12 Uhr in der Nacht.

Den heutigen Abend habe ich sehr angenehm zugebracht. Gegen sechs Uhr führte mich Herr Melly in einen Garten vor der Stadt. Wir fanden eine Menge Menschen da, Studenten und Philister*). Einige saßen im Schatten der Bäume und lasen, oder hatten wenigstens ein Buch in der Hand, als würdigten sie die Vorübergehenden keines Blicks. Andere saßen tabakrauchend im Kreise und schützten sich vor den Strahlen der Sonne durch dicke Rauchwolken, die kräuselnd in die Höhe stiegen und sich über ihren Köpfen sammelten.

Noch andere spazierten mit Damen am Arme in dunkeln Alleen. – Die Musik ertönte unaufhörlich; und dafür sammelte ein Mensch, der mit einem Teller herumging, beliebige Beiträge von den Anwesenden.

Herr Melly setzte mich in Verwunderung, als er auf einmal Russisch zu sprechen anfing. „Ich habe mich vor vier Jahren in Moskwa aufgehalten," sagte er, „und ob es gleich schon ziemlich lange ist, daß ich aus Rußland weg bin, so habe ich doch Ihre Sprache noch nicht ganz vergessen." Zu uns gesellten sich auch Schneider und Hodi, welche die Fürstin Baloselsky, die sich jetzt in Leipzig befindet, auf ihren Reisen begleiten. Den ersteren hatte ich schon in Moskwa gesehen und wir freuten uns jetzt einer des andern, wie alte Bekannte. Herr Melly bewirtete uns mit einem artigen Abendessen und wir blieben bis um Mitternacht da; dann kehrten wir zusammen in die Stadt zurück. Die Tore waren schon geschlossen und

*) So werden die Bürger und Handwerker von den Studenten genannt und Herrn Adelung beliebt es, dieses Wort unter die Verdorbenen zu rechnen und es von dem lateinischen balistarii herzuleiten, welches Stadtsoldaten und gemeine Bürger bedeutet.

wir mußten ein jeder etliche Kopeken bezahlen, daß man sie öffnete. Denn in Leipzig ist das Gesetz: Entweder kehre beizeiten in die Stadt zurück oder bezahle Strafe.

Den 19. Juli.

Heute Morgen erhielt ich auf einmal zwei Briefe von A., deren Inhalt mir gar nicht angenehm ist. Ich finde ihn nicht mehr in Frankfurt; er reist auf einige Wochen nach Paris und wünscht, daß ich ihn entweder in Mannheim oder in Straßburg erwarte. Aber leider! ist es mir rein unmöglich, seinen Wunsch zu erfüllen. So stürzte den das Luftschloß von Vergnügen und Genugtuung zusammen, das ich auf die Zusammenkunft mit dem geliebten Freunde gebaut hatte; und ich werde auf meiner ganzen Reise keinen einzigen Menschen sehen, der meinem Herzen teuer ist. Dieser Gedanke machte mich traurig und ich schweifte unstet und zwecklos in der Stadt und der Allee herum. Da begegnete mir Br., ein junger Student, mit welchem ich hier bekannt geworden bin. Wir gingen zusammen in das Rosenthal, einem schönen und großen Park bei Leipzig. Hier hat sich der berüchtigte Betrüger Schröpfer erschossen. Die echte Lebensgeschichte dieses Mannes, wenn sie jemand geben könnte, müßte gewiß sehr interessant sein. Lange Zeit war er Markör in einem Kaffeehause in Leipzig und kein Mensch bemerkte etwas Außerordentliches an ihm. Auf einmal verschwand er und erst nach einigen Jahren erschien er wieder in Leipzig als Baron Schröpfer. Er mietete ein großes Haus, nahm eine Menge Bediente an und gab sich für einen Weisen aus, dem die Natur und die Geister untertan wären. Durch prahlende Versprechungen großer Kenntnisse lockte er eine Menge leichtgläubiger Menschen an sich und von allen Seiten strömten ihm Lehrlinge zu. Einige glaubten wirklich, Dinge von ihm zu lernen, die man auf keiner Universität lernt; andere aber fanden Gefallen an seiner guten Tafel. Oft erhielt er durch die Post große Pakete unter der Adresse: An den Baron Schröpfer und die Banquiers hatten Aufträge, ihm große Summen auszuzahlen. Er

sprach von seinen Geheimnissen, die er in Italien erlernt zu haben vorgab, mit hinreißender Beredsamkeit und wenn er nun die Einbildungskraft seiner Zuhörer erhitzt hatte, so zeigte er ihnen Geister und die Schatten verstorbener Bekannten.

„Komm und siehe", rief er allen zu, die zweifeln wollten; — man kam und sah in der Tat — Schatten und verschiedene Schreckbilder, die den Furchtsamen das Haar emportrieben. Nur muß man bemerken, daß seine wärmsten Anhänger nicht etwa Gelehrte oder Männer waren, die sich gewöhnt hatten, logisch zu urteilen; denn dergleichen Leute, die ihrem Verstande mehr trauten, als ihren Sinnen, konnte Schröpfer durchaus nicht leiden; sondern die Zahl seiner Schüler und Jünger bestand größtenteils aus Edelleuten und Kaufleuten, die mit den Wissenschaften durchaus unbekannt waren. Ferner zeigte er wohl seine Kunststücke, aber er lehrte sie niemanden; und endlich tat er seine Wunder nur zu Hause bei sich, in einigen besonders dazu eingerichteten Zimmern. Br. erzählte mir folgende Anekdote von ihm: Ein gewisser M. kam mit seinen Freunden gleichfalls zu Schröpfer um seine Geisterbannereien zu sehen. Er fand schon eine Menge Gäste vor sich, denen man unaufhörlich Punsch reichte. M. wollte nicht trinken, aber Schröpfer nötigte ihn sehr, wenigstens ein Glas zu trinken; doch M. weigerte sich standhaft. Endlich führte man sie alle in einen großen, mit schwarzem Tuche ausgeschlagenen Saal, dessen Fensterladen zugemacht waren. Schröpfer stellte die Zuschauer auf einen Haufen und beschrieb einen Kreis um sie her, den er durchaus nicht zu überschreiten befahl. Einige Schritte von ihnen stand ein kleiner Altar, auf welchem Spiritus brannte, welches die einzige Beleuchtung im Saale war. Vor diesem Altare warf sich Schröpfer mit entblößter Brust und in der Hand ein großes blitzendes Schwert haltend, auf die Knie und betete mit lauter Stimme mit einer solchen Herzlichkeit und Wärme, daß M., der in der Absicht gekommen war, den Betrüger und den Betrug zu entlarven, in seinem Herzen fromme Schauder und Regungen der Andacht empfand. Feuer blitzten in den Augen des Betenden und seine Brust hob sich gewaltig. Er sollte den Schatten eines unlängst

verstorbenen bekannten Mannes rufen. Nach Endigung des Gebets, rief er den Geist mit folgenden Worten: „O, du seliger Geist, der du in der körperlosen, den Augen der Sterblichen unbekannten Welt wohnest, vernimm die Stimme deiner von dir verlassenen Freunde, die dich zu sehen wünschen, verlaß auf einige Zeit deinen neuen Aufenthalt und zeige dich ihren Augen usw." Darauf empfanden die Zuschauer wie einen elektrischen Schlag durch alle Nerven, hörten einen Knall, der einem Donner glich, und sahen über dem Altare einen leichten Dampf, der nach und nach immer dichter ward, bis er die Figur eines Menschen erhielt; doch bemerkte M. keine große Ähnlichkeit mit dem Verstorbenen. Die Figur schwebte über dem Altare und Schröpfer, blaß wie der Tod, schwang das Schwert um den Kopf. M. entschloß sich, aus dem Kreise herauszutreten und zu Schröpfer hinzugehen; aber dieser, der sein Vorhaben merkte, stürzte auf ihn los, hielt ihm das Schwert vor die Brust und rief mit fürchterlicher Stimme: „Du bist des Todes, Unglücklicher, wenn du auch nur einen Schritt weiter vortrittst." M. erschrak so vor dem schrecklichen Tone, in welchem Schröpfer sprach, und vor dem blitzenden Schwerte, daß die Knie unter ihm wankten. Der Schatten verschwand endlich und Schröpfer war so abgemattet, daß er ausgestreckt dalag. Er ließ nun die Zuschauer in ein anderes Zimmer führen, wo man ihnen Früchte reichte. – Viele Vernünftigere kamen zu Schröpfer wie ins Theater; sie wußten, daß seine geheimen Künste nichts weiter als Scharlatanerie waren, aber die ernsthafte Komödie, die er vorstellte, machte ihnen Vergnügen. So dauerte dies einige Zeit; aber auf einmal war Schröpfer mehreren Kaufleuten in Leipzig schuldig und zwar solchen, die gar keine Lust hatten, seine Geister zu sehen und ihre Bezahlung mit Ungestüm verlangten. Wechsel erhielt er nicht mehr, die Bankiers gaben ihm keinen Groschen und so jagte sich der Unglückliche, zum Äußersten gebrachte M a g u s, im Rosentale eine Kugel durch den Kopf. Noch bis jetzt weiß niemand, woher er das Geld bekam und zu was für einen Zweck er den Geisterbanner spielte. Nach der Hypothese der Berliner war er ein Werkzeug der g e h e i m e n J e s u i t e n, die durch ihn den menschlichen Verstand wieder in Fesseln schla-

gen wollten, so wie durch Cagliostro, der in der Tat ein zweiter Schröpfer ist. Wenn dies wahr ist, — woran ich doch sehr stark zweifle — so kann man, mit Erlaubnis der Herren geheimen Jesuiten, behaupten, daß sie sich umsonst schmeicheln, Europa durch Scharlatanerien zu unterjochen, zu einer Zeit, wo die Gesetze der Vernunft überall öffentlich vorgetragen werden und die Aufklärung immer weiter sich ausbreitet, von welcher doch ein einziger Funken ein ganzes Chaos von Irrtümern zu erleuchten vermag. — Man könnte glauben, daß Schröpfer von seinen Anhängern Geldsummen zog; aber es ist auch nicht ein einziger bekannt, von welchem er Geld genommen hätte.

Heute Nachmittag verlasse ich Leipzig. — Diesen Augenblick erhalte ich ein Billett von Platner, in welchem er seinen Wunsch erklärt, daß ich mich irgend einmal länger in Leipzig aufhalten und ihm Gelegenheit geben möge, meinen Dank zu verdienen. Professor Beck, dem ich wegen seiner freundschaftlichen Gefälligkeit sehr verbunden bin, hat es auf sich genommen, einen Hofmeister für P. zu besorgen. Er wird mir nach Zürich schreiben. Lebt wohl, meine Freunde, lebt wohl! Ich bin sehr traurig, daß ich A. nicht sehen soll.

Weimar, den 26. Juli.

Auf dem Wege von Leipzig nach Weimar ist mir nichts Bemerkenswertes vorgekommen, als eine herrliche Ebene, in welcher die Stadt Naumburg liegt, und ein Dorf, wo uns die Kinder eine Menge Blumen in den Postwagen warfen — ich sage: uns, denn ich reiste bis Buttelstädt mit einem jungen Franzosen, der zur Suite des französischen Gesandten in Dresden gehörte. Es versteht sich übrigens, daß die Kinder für ihre Blumen Geld wollten. Wir warfen ihnen einige Groschen zu und sie schrien uns mit lauter Stimme ihren Dank nach. Der Franzose, der auch nicht ein Wort Deutsch verstand, und dem ich als Dolmetscher diente, weinte fast, als wir uns trennten. Übrigens war er mir weiter gar nicht interessant. Bei Tagesanbruch kamen wir in Buttelstädt an, wo mir der Postmeister eine kleine

bequeme Halbchaise bis Weimar gab. Und da ich dem Postillion ein Geschenk mit einem porzellanenen Pfeifenkopf machte, den ich in der berlinischen Fabrik gekauft hatte, so brachte er mich aus Dankbarkeit ziemlich schnell nach Weimar.

Die Lage Weimars ist artig. Die umliegenden Dörfer mit ihren Feldern und Gehölzen gewähren eine anmutige Aussicht. Die Stadt ist nur klein und außer dem herzoglichen Palaste, gibt es hier weiter keine großen Gebäude. Als man mich am Stadttore befragt hatte, befragte ich auch meinerseits den wachthabenden Sergeanten: „Ist Wieland hier? Ist Herder hier? Ist Goethe hier?" — „Hier, hier, hier", antwortete er und ich befahl dem Postillion, nach dem Gasthof „Zum Elefanten" zu fahren.

Der Lohnlakai wurde nun sogleich abgefertigt, um sich zu erkundigen, ob Wieland zu Hause sei? — „Nein," war die Antwort, „er ist bei Hofe." — Ob Herder zu Hause sei? — „Nein, er ist bei Hofe." — Ob Goethe zu Hause sei? — „Nein, er ist bei Hofe." — „Bei Hofe, bei Hofe", spottete ich halbbürgerlich dem Bedienten nach, nahm meinen Stock und ging in den dicht an der Stadt liegenden Park. Ein schönes Lustwäldchen, das man den Stern nennt, gefiel mir besonders, doch noch mehr zog mich das wilde, dunkle Ufer eines rauschenden Baches an sich, unter dessen Geräusche ich, auf einem bemoosten Steine sitzend, das erste Buch von Fingal las. Diejenigen, welche mir im Garten begegneten, betrachteten mich mit einer Aufmerksamkeit, die in großen Städten, wo man bei jedem Schritte auf unbekannte Gesichter stößt, nicht gewöhnlich ist.

Der Lohnlakai meldete mir endlich, daß Herder zu Hause sei; ich ging also zu ihm. „Herder", sagt ein deutscher Schriftsteller, „hat nur einen Gedanken, und dieser ist das Weltall." In seiner Urkunde des menschlichen Geschlechtes verstehe ich vieles nicht, aber was ich verstehe, das finde ich auch vortrefflich. In was für einem Gemälde stellt er die Schöpfung dar! Welche orientalische Pracht! In einer seiner neuesten Schriften, die „Gott" betitelt ist, zeigt er, daß Spinoza ein tiefdenkender Philosoph und eifriger Verehrer der Gottheit war, der ebensoweit von Pantheismus als Atheismus entfernt

blieb. — Bei dieser Gelegenheit teilt er seine eigenen Ideen von der Gottheit und von der Schöpfung mit. Herrliche trostvolle Gedanken. Das Lesen dieses Buches hat mir einige frohe Stunden gewährt. Manche Stellen, die mir besonders gefielen, habe ich mir abgeschrieben und ich setze euch eine her, die ich gerade in meinem Taschenbuche finde und die besonders schön ist. Der Verfasser spricht vom Tode:

„Sehen Sie die Blume an, wie sie zu ihrer Blüte eilet. Sie zieht den Saft, die Luft, das Licht, alle Elemente an sich und arbeitet sie aus, damit sie wachse, Lebenssaft bereite und eine Blüte zeige; die Blüte ist da und sie verschwindet. Sie hatte alle ihre Kraft, ihre Liebe, ihr Leben, daran gewandt, daß sie Mutter werde, damit sie Bilder ihrer selbst zurücklasse und ihr kräftiges Dasein vermehrend, fortpflanze. Nun aber ist auch ihre Erscheinung dahin: sie hat solche im rastlosen Dienste der Natur verzehrt und man kann sagen, daß sie vom Anfange ihres Lebens an auf ihre Zerstörung gearbeitet habe. Was ist aber in ihr zerstört, als eine Erscheinung, die sich nicht länger halten konnte, die, da sie den höchsten Punkt der Linie erreicht hatte, in welchem eben die Gestalt und das Maß ihrer Schönheit lag, wieder hinabwärts eilte. Dies tat sie nicht etwa — welches ein trauriges Bild wäre — jüngeren, lebendigen Erscheinungen, als eine jetzt tote, Platz zu machen, als eine Lebendige vielmehr brachte sie mit aller Freude des Daseins das Dasein derselben hervor und überließ es, in einem Keim der weisesten schönen Gestalt, dem ewig blühenden Garten der Zeit, in welchem auch sie blüht. Denn sie selbst ist mit dieser Erscheinung nicht gestorben; die Kraft ihrer Wurzel dauert fort; aus ihrem Winterschlaf wird sie wieder erwachen und aufstehen in neuer Frühlings- und Jugendschöne, die Tochter ihres Daseins, die jetzt ihre Freundinnen und Schwestern sind, an ihrer jungfräulichen holden Seite. Es ist also kein Tod in der Schöpfung. Er ist ein *Hinwegeilen dessen, was nicht bleiben kann*, d. i. *Wirkung einer ewig jungen, rastlosen, dauernden Kraft*, die ihrer Natur nach, keinen Augenblick müßig sein, stille stehen, untätig bleiben konnte, immer und immer arbeitet sie auf die reichste, schönste Weise zu ihrem und zu so viel Anderer Dasein, als

sie Dasein hervorzubringen vermochte. — Können Sie sich ein schöneres Gesetz der Weisheit und Güte, in dem was Veränderung heißt, denken, Theano, als daß sich alles zum neuen Leben, zu neuer Jugendkraft im raschesten Laufe dränge, und daher jeden Augenblick verwandle?"

In dieser Schrift Herders ist alles deutlich, verständlich und übereinstimmend. Nicht die brausende Phantasie des Jünglings wirbelt hier in ungewissen Höhen und blitzt — gleich einem nächtlichen glänzenden Meteore, das im Augenblick wieder verschwindet — im Dunkeln; sondern der reife Gedanke eines weisen Mannes wird sanft — wie auf den leichten Fittichen eines Zephirs — in den Tempel der ewigen Wahrheit getragen — ein leichter Streif bezeichnet seinen Weg. Seine Paramythien sind ein zartes Produkt einer blühenden Phantasie, das, beseelt von griechischem Geiste, lieblich ist, wie der Tau des Morgens.

Herder kam mir im Vorhause entgegen und empfing mich so freundlich, daß ich den berühmten Schriftsteller und den großen Geist vergaß und nur den liebenswürdigen, höflichen Mann in ihm sah. — Er erkundigte sich nach den politischen Verhältnissen Rußlands, doch mit großer Bescheidenheit. Darauf lenkte sich das Gespäch auf Literatur und da er hörte, wie sehr ich die deutschen Dichter liebe, so fragte er mich, welchen von allen deutschen Dichtern ich vorzöge? — Diese Frage setzte mich in Verlegenheit. Endlich antwortete ich stotternd: „Ich halte Klopstock für den erhabendsten der deutschen Sänger." — „Und zwar mit Recht," sagte Herder, „doch wird er weniger gelesen, als andere Dichter und ich kenne mehrere, die beim zehnten Gesange der Messiade mit dem Vorsatze aufgehört haben, dies berühmte Gedicht nie wieder anzurühren." Er lobte Wieland, aber besonders Goethe; er ließ durch seinen kleinen Sohn die neue Ausgabe von den Werken dieses letzteren holen und las mir mit vieler Empfindung einige kleine Gedichte vor, worunter ihm vorzüglich das Lied „Meine Göttin" gefiel. „Das ist wahrhaft griechisch," sagte er, nachdem er's gelesen hatte, „und welche Sprache! Welche Reinheit und Leichtigkeit!" —

Herder, Goethe und andere, die mit dem Geiste der alten Griechen vertraut sind, haben auch ihre Sprache nach der griechischen gebildet, wodurch sie die reichste und die bequemste für den Dichter geworden ist. Und darum haben auch weder Franzosen noch Engländer so vortreffliche Übersetzungen der Griechen, als jetzt die Deutschen. Homer ist bei ihnen Homer. Sie besitzen dieselbe ungekünstelte und edle Einfalt der Sprache, welche die alten Zeiten auszeichnete, als noch die Königinnen an den Brunnen gingen und die Könige ihre Schafe selbst zählten. Diese Einfalt nannten die Griechen mit einem herrlichen Worte: ἁπλοτης. — Ich nahm von Herder, der ein außerordentlich liebenswürdiger Mann ist, Abschied bis auf den anderen Tag.

Die Jakobskirche, in welcher das Basrelief zum Andenken des verstorbenen Musäus, des Verfassers der physiognomischen Reisen und der Volksmärchen der Deutschen, befindlich ist, konnte ich unmöglich unbesucht lassen. Unter dem Basrelief steht eine Urne auf einem Buche, welche die Inschrift hat: Dem unvergeßlichen Musäus. Empfindsame Amalie! *) Die Nachwelt wird dir danken, daß du Talente zu würdigen wußtest!

Den 21. Juli.

Gestern bin ich zweimal bei Wieland gewesen und beide Male hieß es, er wäre nicht zu Hause. Heute ging ich wieder zu ihm und zwar des Morgens um acht Uhr; und diesmal traf ich ihn. „Der Wunsch, Sie zu sehen, hat mich nach Weimar gebracht", war meine Anrede. — „Das verlohnt sich nicht der Mühe", antwortete er mit kaltem Blicke und mit einer Zurückhaltung, die ich von Wieland nicht erwartet hatte. Darauf fragte er, wie ich in Moskwa so gut deutsch habe lernen können? Ich erzählte ihm, daß ich genug Gelegenheit gehabt habe, mit Deutschen umzugehen und zwar mit Leuten, die ihre Sprache vollkommen verstanden. Ich nannte bei dieser Gelegenheit

---

*) Die verwitwete Herzogin von Weimar, des regierenden Herzogs Mutter.

Lenz und nun lenkte sich das Gespräch auf diesen unglücklichen Mann, den Wieland einst recht gut gekannt hatte. Unterdessen standen wir immer, woraus ich dann natürlich schließen mußte, daß Wieland nicht gesonnen sei, mich lange aufzuhalten. „Wahrscheinlich", sagte ich, „bin ich zur ungelegenen Zeit gekommen?" — „Ja," antwortete er, „und überdies arbeiten wir gewöhnlich des Morgens." — „So erlauben Sie mir, zu einer anderen Zeit zu kommen; bestimmen Sie nur die Stunde. Ich versichere Sie nochmals, daß ich bloß nach Weimar gekommen bin, um Sie zu sehen." — Wieland: Aber was wollen Sie von mir? Ich: Ihre Schriften haben den Wunsch in mir erzeugt, den Verfasser derselben persönlich kennen zu lernen. Ich verlange weiter nichts von Ihnen, als die Erlaubnis, Sie zu sehen. — Wieland: Sie setzen mich in Verlegenheit. Soll ich aufrichtig sprechen? — Ich: Sie werden mich verbinden. — Wieland: Ich bin kein Freund von neuen Bekanntschaften und am wenigsten von Bekanntschaften mit Leuten, die mir durchaus unbekannt sind. Ich kenne Sie nicht. — Ich: Das gestehe ich; aber was fürchten Sie von mir? — Wieland: Es ist jetzt in Deutschland Mode geworden, zu reisen und dann seine Reise zu beschreiben. Dergleichen Reisebeschreiber, deren Anzahl nicht gering ist, ziehen von Stadt zu Stadt und suchen mit berühmten Leuten nur deswegen zu sprechen, um das, was sie von ihnen hören, drucken zu lassen. Was unter vier Augen gesprochen wurde, wird dann vor dem Publikum ausposaunt und dadurch haben schon manche gelitten. Ich bin meiner nicht ganz gewiß; bisweilen bin ich gar zu offen. — Ich: Erinnern Sie sich, daß ich kein Deutscher bin und für das deutsche Publikum unmöglich schreiben kann. — Wieland: Was nützt es aber, daß wir bekannt werden? Gesetzt, wir würden einer dem andern interessant, müssen wir uns nicht bald wieder trennen? Denn wahrscheinlich werden Sie hier nicht bleiben. — Ich: Um das Vergnügen zu haben, Sie näher kennen zu lernen, könnte ich mich auch mehrere Tage in Weimar aufhalten und bei unserer Trennung würde ich mich freuen, Sie als Vater im Schoße Ihrer Familie und als Freund unter Freunden gesehen zu

haben. — Wieland: Sie sind sehr aufrichtig. Ich muß mich also hüten, daß Sie nicht vielleicht von dieser Seite etwas Schlechtes an mir finden. — Ich: Sie scherzen. — Wieland: Nicht ganz. Auch würde ich mir ein Gewissen daraus machen, wenn Sie bloß meinetwegen hier blieben. Vielleicht würden Sie in andern deutschen Städten, z. B. in Gotha, mehr Vergnügen und Unterhaltung finden. — Ich: Sie sind ein Dichter und ich liebe die Dichtkunst, wie angenehm würde es mir sein, wenn Sie mir erlaubten, auch nur eine Stunde über diese das Leben versüßende Kunst, mit Ihnen zu schwatzen. — Wieland: Ich weiß kaum, was ich Ihnen antworten soll; vielleicht können Sie mein Lehrer in der Dichtkunst sein. — Ich: O! Zu viel Ehre! — So muß ich also für immer von Ihnen Abschied nehmen. — Wieland (indem er mich lächelnd anblickte): Zwar bin ich kein Physiognomiker; aber Ihre Miene flößt mir ein gewisses Zutrauen ein. Mir gefällt Ihre Aufrichtigkeit und niemals noch sah ich einen Russen, der Ihnen glich. Ich habe Ihren Sch. gekannt, ein feiner Mann, der mit dem Geiste dieses Greises, (indem er auf die Büste von Voltaire zeigte) innigst vertraut war; und überhaupt ahmen Ihre Landsleute immer die Franzosen nach, aber Sie — Ich: Ich danke Ihnen. — Wieland: Wenn es Ihnen also gefällig ist, einige Stunden mit mir zuzubringen, so kommen Sie heute Nachmittag um halb drei Uhr wieder. — Ich: Ich muß befürchten — Wieland: Was? — Ich: Daß Ihnen mein Besuch beschwerlich sein wird. — Wieland: Ich versichere Sie, daß es mir angenehm ist und ersuche Sie, zu glauben, daß Sie nicht der einzige aufrichtige Mensch in der Welt sind. — Ich: Leben Sie wohl! — Wieland: Um halb drei Uhr erwarte ich Sie. — Ich: Ich werde kommen. Leben Sie wohl.

Dies ist eine getreue Darstellung meiner ersten Unterredung mit Wieland, die anfangs meine Eigenliebe aufs empfindlichste beleidigte; deren Schluß mich aber ein wenig beruhigte. Doch fühlte ich noch eine ziemliche Wallung im Blute, als ich von Wieland weg zu Herder ging, und entschloß mich, erst den andern Tag aus Weimar zu reisen.

Herder nahm mich mit derselben sanften Freundlichkeit, mit demselben gefälligen Lächeln und der nämlichen aufrichtigen, patriarchalischen Miene auf, wie gestern. Wir sprachen von Italien, woher er unlängst zurückgekommen war, und wo die Überbleibsel der Kunst aus dem Altertume würdige Gegenstände seiner Neugierde gewesen waren. Auf einmal kam mir der Gedanke: wie wenn du aus der Schweiz nach Italien gingest, einen Blick auf die mediceische Venus, den Belvederischen Apollo und den Farnesischen Herkules würfest, die majestätischen Ruinen des alten Roms betrachtetest und wenn auch zu keinem andern Zwecke, als um über die Nichtigkeit der Dinge unterm Monde zu seufzen — und dieser Gedanke machte, daß ich mich auf eine Minute gänzlich vergaß.

Ich gestand Herder, indem ich das Gespräch auf seine Schriften lenkte, daß mir seine „Urkunde des menschlichen Geschlechts" größtenteils unverständlich wäre. „Dies Buch", antwortete er, „habe ich als Jüngling geschrieben, als meine Einbildungskraft noch in ihrer ganzen Kraft war und dem Verstande von ihren Wegen noch keine Rechenschaft ablegte." — „Ihren Geist", sagte ich beim Abschiednehmen zu ihm, „kannte ich aus Ihren Schriften; aber ich wünschte auch Ihr Bild in meiner Seele zu haben und deswegen kam ich zu Ihnen. Jetzt habe ich Sie gesehen und bin zufrieden. Leben Sie wohl!"

Herder ist nicht groß, und braun von Gesicht. Seine Stirne und seine Augen verraten viel Geist. — Doch ich fürchte, daß Ihr mich endlich für einen physiognomischen Hexenmeister halten werdet. Sein Ansehen ist zwar ernsthaft, aber freundlich, und in seiner Miene, ist durchaus nichts Gezwungenes und keine Spur von Streben, etwas zu scheinen. Er spricht langsam und verständlich; seinen Worten gibt er einen gewissen Nachdruck, doch ohne alle Affektation. Manchmal entdeckt sich im Gespräche der bescheidene Liebling der Musen, aber der große Gelehrte und der tiefdenkende Metaphysiker bleibt immer künstlich versteckt.

Wie angenehm war es für mich, meine Freunde, nun den Mann persönlich kennen zu lernen, den wir nur aus seinen Werken kannten

und schätzten, und den wir uns so oft vorzustellen versuchten! Jetzt, glaube ich, werden mir die Produkte seines Geistes noch mehr Vergnügen gewähren, da ich mir, bei dem Lesen derselben, das Ansehen und die Stimme des Verfassers vergegenwärtigen kann.

Um 9 Uhr des Abends.

Zur bestimmten Stunde ging ich zu Wieland. Seine liebenswürdigen Kinder umringten mich auf der Treppe. „Der Vater erwartet Sie", sagte der eine. „Der Vater erwartet Sie", rief die andere. „Kommen Sie zu ihm", sagten zwei auf einmal. „Wir werden Sie führen", setzte der erste hinzu. Ich küßte sie der Reihe nach und sie führten mich zum Vater.

„Verzeihen Sie," redete ich ihn an, „wenn Ihnen mein voriger Besuch nicht ganz angenehm war. Ich hoffe, daß Sie das nicht für Dreistigkeit auslegen werden, was eine Folge des Enthusiasmus war, den Ihre vortrefflichen Schriften in mir hervorgebracht haben." — „Sie brauchen nicht um Verzeihung zu bitten," antwortete er; „ich freue mich, daß die Flamme des Dichtergeistes sich in so fernen Gegenden entzündet, da sie anfängt in Deutschland zu verlöschen." — Wir setzten uns darauf und es entspann sich eine Unterhaltung, die von Minute zu Minute lebhafter und interessanter für mich wurde. Von seiner Liebe zur Dichtkunst sagte er: „Und wenn mich auch die Vorsehung auf eine wüste Insel gesetzt hätte, so würde ich doch alles das geschrieben und mit demselben Fleiße gearbeitet haben, was ich geschrieben habe, in dem Glauben, daß die Musen meine Gesänge hörten." Er wünschte zu wissen, ob ich etwas geschrieben habe und ob vielleicht einige meiner Kleinigkeiten ins Deutsche übersetzt werden? Ich fand in meinem Taschenbuche die Übersetzung des „Traurigen Frühlings". Nachdem ich gelesen hatte, sagte Wieland: „Ich bedaure Sie, wenn ihre Stimmung oft so ist, wie Sie hier geschrieben haben. — Sagen Sie mir," fuhr er fort, — „denn Sie haben den Wunsch bei mir erregt, Sie näher kennen zu lernen — sagen Sie mir, was ist Ihr Ziel?" — „Ein stilles und ruhiges Leben," ant-

wortete ich; „nach Beendigung meiner Reisen, die ich unternommen habe, um einige angenehme Eindrücke zu sammeln und meine Seele mit neuen Vorstellungen zu bereichern, werde ich in Frieden mit der Natur und allen guten Menschen leben, überall das Schöne suchen und mich daran ergötzen, in fröhlicher Erinnerung des Angenehmen und im leichten Vergessen des Unangenehmen und Verdrüßlichen." — „Wer die Musen liebt," sagte Wieland, „und von ihnen geliebt wird, der ist selbst in der Einsamkeit nicht müßig und findet überall eine angenehme Beschäftigung; er trägt die Quelle seiner Zufriedenheit, die Dichterkraft, in sich, welche ihn glücklich macht." — Die Unterhaltung berührte auch Philosophen. „Keiner unter den Systematikern", sagte Wieland, „vermag seine Leser so zu fesseln, als Bonnet, und vorzüglich Leser von einer lebhaften Einbildungskraft. Er schreibt deutlich, angenehm, und macht, daß man ihn und seine Philosophien lieb gewinnt." — Von Kant sprach er mit Achtung, doch zerbricht er sich, wie es scheint, nur selten den Kopf mit seiner Metaphysik. Er zeigte mir eine neue Schrift seines Schwiegersohnes, des Professors Reinhold: „Versuch einer neuen Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens", die nur so eben die Presse verlassen hatte, und die Erläuterung der Kantischen Philosophie beabsichtigt. „Lesen Sie das Buch durch," sagte Wieland, „wenn Sie an dergleichen Sachen Geschmack finden." — „Ihr Agathon und Oberon sind mir lieber," antwortete ich, „doch blick ich wohl auch manchmal aus Neugierde in das Gebiet der Philosophie." „Und ist denn Agathon kein philosophisches Buch?" versetzte er, „in ihm finden Sie die wichtigsten Probleme der Philosophie gelöst." — „Das ist wahr," erwiderte ich, „und so verzeihen Sie mir."

Mit liebenswürdiger Offenheit entdeckte mir Wieland seine Gedanken über einige der wichtigsten Gegenstände für den Menschen. Er verwirft nichts und behauptet nichts; nur macht er einen Unterschied zwischen Vermutung und Überzeugung. Man könnte ihn einen Skeptiker, in der besseren Bedeutung dieses Wortes, nennen.

Es schien ihm angenehm zu hören, daß einige seiner vorzüglichen Werke ins Russische übersetzt wären. „Aber wie sind die Über-

setzungen?" fragte er. — „Sie können dem unmöglich gefallen, der das Original kennt", war meine Antwort. — „Das ist schon mein Los," sagte Wieland, „auch die französischen und englischen Übersetzer haben mich verunstaltet."

Um sechs Uhr stand ich auf. Er drückte mir die Hand und wünschte mir recht herzlich Glück und Zufriedenheit. „Sie haben mich gesehen," fuhr er fort, „wie ich in der Tat bin. Leben Sie wohl, und mit der Zeit lassen Sie etwas von sich hören. Ich werde Ihnen immer antworten, wo Sie auch sind." — Er umarmte mich und schien gerührt; dies setzte mich in dieselbe Stimmung. Auf der Treppe drückten wir uns nochmals die Hände und trennten uns — vielleicht auf immer; aber nie, nie werd' ich ihn vergessen. Ihr hättet sehen sollen, meine Freunde, mit welcher Offenheit und Wärme dieser fast sechzigjährige Mann spricht, und wie sich im Gespräche alle Züge seines Gesichtes beleben. Sein Geist hat noch nicht gealtert und seine Kraft ist noch nicht erloschen. In Clelie und Sinibald, seinem neuesten Gedichte, findet man eben die Fülle und Üppigkeit des Dichterwerkes, die Oberon, Musarion und seine anderen Werke auszeichnet. Es scheint sogar, daß er in den letzten Früchten seiner Muse der Vollkommenheit immer näher und näher kommt. Seit fünfunddreißig Jahren ist er in Deutschland als Schriftsteller bekannt, und schon seine ersten Versuche zogen die Aufmerksamkeit des Publikums auf ihn. Die strenge Kritik, die damals in Deutschland zu herrschen anfing, fand zwar in diesen ersten Ausflügen des Genies noch manche Mängel; allein sie konnte dem Verfasser die Kunst der Darstellung, eine reiche Einbildungskraft und ein lebhaftes Gefühl nicht absprechen. Doch fängt sich die eigentliche Epoche seines Ruhms von der Bekanntmachung seiner „Komischen Erzählungen" an, die in ihrer Art vortrefflich sind, und im Deutschen damals für einzig galten. Man muß den Witz, den Geschmack, die Schönheit der Sprache, die Kunst der Erzählung, die in diesen Gedichten herrschen, bewundern. Darauf erschienen Gedichte auf Gedichte von ihm, und das letzte schien immer das beste. Auch hat ihn Deutschland schon längst, als einen seiner ersten Sänger anerkannt. Er ruht auf seinen Lorbeern, doch schlum-

m e r t er nicht. Wenn die Franzosen ihre sonstige schlechte Meinung von der deutschen Literatur aufgegeben haben, die, in der Tat, damals nicht ganz unbegründet war, als die Deutschen sich nur mit trockener Gelehrsamkeit beschäftigten, wenn die vorzüglichsten und unparteiischsten der französischen Gelehrten jetzt gestehen, daß die Deutschen sie nicht nur in vielen Stücken erreicht, sondern sogar in manchen übertroffen haben; so haben dies gewiß zum Teil Wielands Schriften mit bewirkt, ob sie gleich nicht sonderlich gut ins Französische übersetzt sind.

G o e t h e habe ich nur gestern im Vorbeigehen am Fenster gesehen; ich blieb stehen, und betrachtete ihn einige Minuten. Ein wahres griechisches Gesicht! Heute morgen, da ich ihn besuchen wollte, fand ich ihn nicht. Er war ganz früh nach Jena gefahren. – In Weimar leben auch noch andere berühmte Schriftsteller, wie z. B. B e r t u c h, B o d e und andere. Der erstere ist der Übersetzer des „Don Quichotte" und Herausgeber des „Magazins der spanischen und portugiesischen Literatur", und der zweite hat vortreffliche Übersetzungen von „Yoriks empfindsamer Reise", dem „Tristram Shandy" und einigen andern vorzüglichen Werken geliefert. Die Herzogin A m a l i a liebt die Talente. Sie ist es, die W i e l a n d an ihren Hof rief und ihm die Erziehung der jungen Herzoge übertrug. Auch zog sie Goethe nach Weimar, der sich durch seinen „W e r t h e r" berühmt gemacht hatte, und H e r d e r erhielt durch sie die Stelle eines Generalsuperintendenten in Weimar. – Lebt wohl, meine Freunde; die helle Nacht lockt mich aus dem Zimmer. Ich ergreife meinen Wanderstab und gehe, die schlummernde Natur zu belauschen und den gestirnten Himmel mit meinen Blicken zu durchwandern.

Weimar, den 22. Juli.

Ich habe hier manche Anekdoten von unserem L e n z gehört. Er kam nach Weimar, seines Freundes G o e t h e wegen, mit welchem er zusammen in Straßburg studiert hatte. Man nahm ihn als einen Mann von Talenten sehr gut auf; aber bald zeigte sich viel Sonderbares an ihm. So erschien er zum Beispiel einmal bei Hofe auf

dem Balle maskiert und im Domino, mit dem Hute auf dem Kopfe; und als nun aller Augen auf ihn hinstarrten und das Ah! der Verwunderung von allen Seiten erschallte, trat er ganz ruhig und unbefangen zu einer der vornehmsten Damen, und nahm sie zum Tanz auf. Der junge Herzog, der ein Liebhaber von Farcen war, freute sich über diese lustige Erscheinung, die ihm etwas zu lachen gab; aber die betitelten Herren und Damen, die den Weimarischen Hof ausmachten, meinten, daß dem naseweißen Lenz wenigstens der Kopf vor die Füße gelegt werden müsse. — Gleich nach seiner Ankunft in Weimar war Lenz in alle jungen und schönen Damen verliebt, und auf eine jede machte er Verse. Die junge Herzogin trauerte damals über den Tod ihrer Schwester. Lenz schrieb bei dieser Gelegenheit ein herrliches Gedicht, worin er nicht vergaß, sich mit dem Ixion zu vergleichen, der sich erkühnt, die Gemahlin Jovis zu lieben. Einmal begegnet er der Herzogin auf der Straße, und, anstatt eine Verbeugung zu machen, wirft er sich auf die Knie, und streckt die Hände in die Höhe, welche Stellung er nicht eher verläßt, bis die Herzogin vorüber ist. Den Tag darauf erhielten alle Bekannten Zettel von ihm, auf welchen er vor der Herzogin kniend und die Hände emporstreckend abgebildet war. Doch weder die Dichtkunst noch die Liebe füllten seine Seele gänzlich. Er konnte sich noch mit einer Reform beschäftigen, die, wie er glaubte, das Militär seiner Durchlaucht erfahren müßte; und reichte darüber dem Herzog verschiedene Pläne ein. Bei alledem duldete man ihn in Weimar, und die Damen fanden ihn angenehm. Endlich veruneinigte er sich mit Goethe, und dieser brachte es dahin, daß er Weimar verlassen mußte. Eine gewisse Dame nahm ihn mit auf ihr Landgut; wo er ihr einige Tage den Shakespeare vorlas, und dann in die weite Welt ging. — Die Suppe wartet auf mich. Nach Tisch reise ich nach Erfurt. Lebt wohl.

Erfurt, den 22. Juli.

Sogleich nach meiner Ankunft in dieser Stadt ging ich in das Benediktiner Kloster auf dem Petersberge. Ich er-

suchte den ersten Mönch, der mir begegnete, mir den Ort zu zeigen, wo Graf Gleichen begraben liegt. Der dicke Pater (NB. das Kloster ist reich) sagte mit heiserer Stimme, ich möchte zu dem Pater Küster gehen; er führte mich durch einen langen Gang, wo ich durch ein dämmerndes Halbdunkel Kruzifixe und verlöschende Lampen erblickte. Hier verließ mich mein Führer, um den Pater Küster zu suchen. Es ist schwer zu beschreiben, was ich empfand, da ich so allein in der tiefen Stille dieses dunklen Kreuzganges herumging, und auf die Kruzifixe, auf die Lampen und verschiedene alte Gemälde blickte, die mancherlei schreckliche Szenen vorstellten. Mir kam es vor, als wär ich in der finsteren Wohnung des Fanatism. Meine Einbildungskraft stellte mir dies Ungeheuer in seiner ganzen Häßlichkeit dar; es erschien mir mit vor Wut emporstehenden Haaren, mit Schaum vor dem Munde, mit flammenden, wilden Augen, und einem Dolche in der Hand, der gerade auf mein Herz gerichtet war. Ich fing an zu zittern, und ein kalter Schauder machte das Blut in meinen Adern erstarren. Aus der Tiefe vergangener Jahrhunderte donnerten höllische Flüche in meine Ohren – zu meinem Glück kam der Pater in diesem Augenblick zurück, und die Bilder meiner Phantasie verschwanden. „Der Pater Küster", sagte er, „sitzt mit den andern Mönchen beim Abendtische." – „Aber können sie mir nicht selbst Gleichens Grabmal zeigen?" – „O ja," sagte er, „wenn Sie nichts weiter sehen wollen." – Als wir in die Kirche kamen, nahm er zwei breite, zusammengefügte Bretter auf und ich erblickte einen Stein – doch ich will Euch erst die Geschichte Gleichens erzählen.

Als ein heiliger Eifer die Ungläubigen aus dem gelobten Lande zu vertreiben, ganz Europa ergriff, und die frommen Ritter mit dem Kreuze gezeichnet, nach dem Orient strömten, da verließ auch der Reichsgraf Gleichen sein Vaterland, und zog mit seinen Freunden und Landsleuten nach Asien. Ich werde nicht seine männlichen und großen Taten beschreiben, nur das will ich sagen, daß die tapfersten Ritter der Christenheit seinen Heldenmut bewunderten. Aber es gefiel dem Himmel, den Glauben des Helden zu prüfen. Graf Gleichen geriet in die Gefangenschaft der Ungläubigen, und ward der Sklave

eines vornehmen Mohamedaners, der ihm seine Gärten anvertraute. Der unglückliche Graf begoß nun Veilchen und Glockenblumen, Lilien und Rosen. — Seufzend ertrug der Held lange die schwere Gefangenschaft; aber vergebens wären alle seine Seufzer und Gelübde geblieben, wenn nicht eine schöne Sarazenin, die liebliche Tochter seines Herrn, ihn mit Augen der zärtlichsten Liebe zu betrachten angefangen hätte. Oft hörte sie, verhüllt durch die Finsternis der Nacht, seine Trauergesänge; oft sah sie ihn betend Tränen vergießen, und ihre schönen Augen füllten sich gleichfalls mit Tränen. Die schüchterne Scham, die eigentümliche Tugend junger Mädchenherzen, erlaubte ihr lange Zeit nicht, sich zu erklären, oder dem Sklaven auf irgend eine Art zu zeigen, wie viel Teil sie an ihm nähme. Endlich loderte der Funke zur Flamme empor, die Scham verbarg sich, die Liebe ließ sich nicht länger im Herzen verbergen, und in feurigen Strömen ergoß sie sich aus ihrem Munde in die Seele des erstaunten Grafen. Ihre Engelsunschuld, ihre blühende Schönheit, und der Gedanke, durch sie vielleicht die Freiheit zu erlangen — alles dies machte, daß er seine Gemahlin vergaß. Er schwur der Sarazenin ewige Liebe, unter der Bedingung, daß sie sich dazu verstände, Vater und Vaterland zu verlassen, und mit ihm nach Europa zu flüchten. Ach! sie hatte schon Vater und Vaterland vergessen. Der Graf war ihr alles. Die Schöne eilt fort, bringt einen Schlüssel, öffnet die geheime Tür, die auf's Feld führt, und flieht mit ihrem Geliebten davon. Die stille Nacht, die sie in ihren dunklen Mantel hüllt, begünstigt ihre Flucht. Glücklich gelangten sie im Vaterlande des Grafen an. Die Untertanen begrüßen freudig ihren Herrn und Vater, den sie für verloren hielten, und mit Neugierde betrachten sie seine schlanke Reisegefährtin, deren Gesicht ein Schleier verbirgt. Bei ihrer Ankunft im Schlosse stürzt sich die Gemahlin des Grafen in seine Umarmung. „Daß du mich wieder siehst, geliebtes Weib,“ sagt der Graf, „das hast du dieser zu verdanken (indem er auf seine Befreierin zeigt), sie hat meinetwegen Vater und Vaterland verlassen.“ — Der Graf bedeckt sein tränendes Auge mit den Händen, und die Sarazenin läßt den Schleier fallen, wirft sich der Gräfin zu Füßen und sagt: „Ich

bin deine Untertanin." – „Du bist meine Schwester", antwortete diese, und zieht sie in ihre Umarmung; „mein Gemahl wird der deinige sein; wir werden sein Herz teilen." – Der Graf, erstaunt über die Großmut seiner Gemahlin, drückt sie an seine Brust. Eine Umarmung vereinigt alle drei, und sie schwören, sich bis ins Grab zu lieben. Der Himmel segnete dies dreifache Band, und selbst der Papst bestätigte es. Friede und Zufriedenheit wohnten in dem Hause des Grafen, und die treuen Ehegatten wurden nach ihrem Tode in ein Grab gelegt, das in der Kirche des Benediktiner-Klosters zu Erfurt befindlich ist. Ein großer Stein deckt es, auf welchem sie der Meisel eines gefühlvollen Künstlers abgebildet hat. Indem ich diesen Stein sah, segnete ich das Andenken des Kleeblattes.

Nachdem ich mich genug an der schönen Aussicht auf dem Petersberge ergötzt hatte, ging ich in das Waisenhaus, um die Zelle zu besehen, in welcher Martin Luther von 1505 bis 1512 gelebt hat. An den Wänden dieses kleinen dunklen Behältnisses ist die Geschichte dieses merkwürdigen Mannes aufgezeichnet, und auf einem Tische liegt ein Exemplar der ersten Ausgabe der deutschen Bibel, welches Luther selbst gebraucht hat, und dessen weiße Blätter alle von Luthers eigener Hand beschrieben sind. „Wie war es möglich," dacht ich, „daß ein geringer Mönch, der in dem Dunkel dieser Zelle lebte, dem Papste und Kaiser zum Trotze, eine solche Reform in der Kirche bewirken konnte?" – Im Kreuzgange bemerkte ich beim Weggehen eine Menge sonderbarer Gemälde. Das eine stellt einen Kaiser vor, dem sich der Tod mit einer tiefen Verbeugung naht, und allen untertänigst meldet, daß es Zeit sei, dies Erdenleben zu verlassen, und in ein anderes überzugehen. Auf einem andern steht Freund Klapperbein im königlichen Gewande hinter einer Schauspielerin, und nimmt ihr den Dolch und die Maske. Ein drittes zeigt einen Buchdrucker in einem stoffenen Schlafrocke und großer Allongeperücke nebst seinem Gehilfen. Der Tod mäht den ersten mit der Sense weg, und unten liest man die Worte: „Auch sogar Buchdrucker müssen sterben", usw.

Frankfurt am Main, den 28. Juli.

Gestern, meine Freunde, bin ich in Frankfurt angekommen. Der Weg von Gotha bis hieher ist mir sehr langweilig vorgekommen. Fast auf jeder Station mußte ich übernachten (ich fuhr mit der ordinären Post), oder wenigstens mehrere Stunden warten. Überall waren die Wege äußerst schlecht, so daß wir nur immer im Schritte fahren mußten, und selbst das Pflaster in den kleinen Städten und Flecken war so elend, daß man nur mit Mühe durchkommen konnte. Zwar saß ich geräumig genug auf der Postkalesche, denn ich war fast immer allein; aber das gar zu langsame Fahren und das unaufhörliche Anhalten wurden mir endlich unerträglich. Überdies fiel mir durchaus nichts Merkwürdiges in die Augen, und ich zweifle, daß selbst Yorik hier viel Interessantes für sein Herz hätte finden können. Nur die wilde Gegend um Eisenach brachte einige angenehme Emfindungen in meiner Seele hervor, indem sie mich an die ursprüngliche Wildheit der Natur erinnerte. Auch zog das Schloß Wartburg meine Aufmerksamkeit auf sich, das nicht weit von Eisenach auf einem Berge liegt, und wo sich Luther nach dem Wormser Reichstage einige Zeit versteckt hielt. Auch erheben sich hier zwei Steine, in welchen die Einbildungskraft einige Ähnlichkeit mit menschlichen Gestalten findet, und von denen die alte Sage folgendes Märchen erzählt:

Ein junger Mönch verliebte sich in eine reizende Nonne. Umsonst versuchte er seine Liebe zu unterdrücken, umsonst wendete er Fasten und Kasteiungen an, um seine Brunst zu ertöten. Sein Blut kochte und das Bild der schönen Nonne schwebte immer vor seiner Seele. Er versuchte zu beten, aber die Zunge, gehorsam dem Herzen, brachte nichts hervor, als die Worte: ich liebe, ich liebe. Oft besuchte er das Kloster, das die Geliebte umschloß; oft vergoß er bei ihrem Anblicke heiße Tränen, und die Wangen seiner Gebieterin färbte eine feurige Röte und sympathetische Tränen perlten in ihren Augen. Ihre Herzen verstanden sich. Sie erschraken vor ihren Gefühlen, und doch nährten sie sie. Endlich überreichte der Jüngling seiner Geliebten mit zitternder Hand folgenden Brief: „Geliebte Schwester! Nicht weit von der

Pforte des Klosters erhebt sich rechter Hand ein steiler Berg. Dorthin werde ich mich beim Einbruche der Nacht begeben; und du, Geliebte, wirst dich entweder gleichfalls dort einfinden, oder ich stürze mich von dem hohen Felsen herab und sterbe des zeitlichen und ewigen Todes." Das Herz des Mädchens zitterte. „Ich sollte ihn außerhalb der Mauern des Klosters sehen," sagte sie, „allein, in der Stille der Nacht? – Unmöglich! – Doch ja! Ich muß ihn retten von dem schrecklichen Verbrechen des Selbstmordes." – Sie findet ein Mittel aus dem Kloster zu kommen, und wandelt durch das Dunkel der Nacht, und erschrickt vor jedem Geräusch. Sie kommt endlich auf den Berg und sogleich fühlt sie sich in den Umarmungen ihres leidenschaftlichen Anbeters. Sie vergessen alles und verlieren sich in Entzücken – aber auf einmal erstarrt das Blut in ihren Adern, die Glieder bewegen sich nicht mehr, das Herz hört auf zu schlagen, und der Zorn des Himmels verwandelt sie in Steine. „Das sind sie", sagte der Postillion, indem er auf die Spitze des Berges zeigte. Dieses herrliche Volksmärchen hat zu Wielands herrlichem Gedichte „Der Mönch und die Nonne" den Stoff gegeben.

In einem Flecken, diesseits Hirschfeld hielt der Postwagen vor einem Hause, das ich, wie gewöhnlich, für ein Wirtshaus hielt. Ich ging hinein und forderte, von dem ersten, der mir mit einer tiefen Verbeugung entgegen kam, Rheinwein und Wasser; darauf warf ich mich auf einen Stuhl, ohne daran zu denken, meinen Hut abzunehmen. In der Stube befanden sich vier Menschen, die sehr höflich mit mir sprachen. Man brachte eine Bouteille Rheinwein; ich trank und lobte den Wein, und endlich fragte ich, was ich schuldig sei. „Nichts", antwortete man mir mit einer Verbeugung; „Sie sind in keinem Wirtshause, sondern bei einem ehrlichen Bürger zu Gaste, der sehr froh darüber ist, daß Ihnen sein Rheinwein schmeckt." – Stellt euch mein Erstaunen vor. Ich riß den Hut vom Kopfe und fing an, mich zu entschuldigen. „Es hat nichts zu sagen," sagte der Wirt, „nur bitte ich Sie um Ihre Gewogenheit für meine Tochter, die mit Ihnen reist." – „Ich werde höflich, ehrbar und alles sein, was Sie wollen", erwiderte ich. Die Tochter, ein artiges Mädchen von unge-

fähr zwanzig Jahren, in einem grünen Surtout und schwarzem Hut trat in die Stube. Wir empfahlen uns einander, setzten uns auf und fuhren weg. Karoline – dies war ihr Name – erzählte mir, daß sie auf's Dorf zu ihrer Tante reise. Um sie nicht mit weiteren Fragen zu belästigen, zog ich den „Vicar of Wakefield" aus der Tasche und fing an zu lesen. Meine Reisegefährtin gähnte, und blinzelte mit den Augen. Endlich schlummerte sie ein, und ihr Kopf ruhte auf meiner Schulter. Ich wagte es nicht, mich zu rühren, um sie nicht zu erwecken; aber auf einmal warf sie ein Stoß des Wagens in den andern Winkel. Ich bot ihr mein großes Kissen an. Sie nahm es, legte es unter den Kopf, und schlief wieder ein. Unterdessen ward es dunkel. Karoline schlief fest, und wachte nicht eher auf, bis wir an den Ort kamen, wo wir uns trennten. Was mich anbetrifft, so führte ich mich ehrbarer auf als ein ehrenfester Ritter, der die Schamhaftigkeit der ihm anvertrauten Unschuld mit einem unbescheidenen Blicke zu beleidigen fürchtet. Dergleichen Beispiele, meine Freunde, sind selten in der heutigen Welt, sehr selten! Karoline hielt es in ihrer Unschuld nicht für nötig, mir für meine Enthaltsamkeit zu danken, und nahm ziemlich trocken von mir Abschied. Gott mit ihr!

Nirgends auf dem ganzen Wege ist mir so bange zu Mute gewesen, als in Hirschfeld. Ich kam um fünf Uhr des Abends an, und mußte bis um Mitternacht warten. Die Stadt hat nicht das geringste Merkwürdige und ich wußte nicht, was ich anfangen sollte; zum Lesen hatte ich keine Lust; zum Schreiben eben so wenig, ob mir gleich die Postmeisterin ein ganzes Buch Papier, auf mein Verlangen, brachte. Ich saß schwermütig da und dachte an meine entfernten Freunde. Ich fühlte wie verwaist ich bin, und mein Herz trauerte.

Hier in Frankfurt bin ich des Nachts im Regen angekommen, und in dem „Gasthofe zum Sterne" abgetreten, wo ich ein sehr artiges Zimmer bewohne.

Frankfurt, den 29. Juli.

Das schlechte Wetter dauert fort. Ich sitze in meinem Zimmer beim offenen Fenster, und ob mich schon der Regen durchnäßt, und der Frost mein Inneres durchbebt, so fürchtet doch meine stählerne russische Brust keine Erkältung, und der Zögling des eisernen Nordens lacht der Stürme des Frankfurter Himmels.

Bei alledem gestehe ich, daß ich hier, bei dem sanften Klima, dergleichen Wetter nicht erwartete. Je weiter ich mich vom Nordpole entfernte, desto mehr erfreute mich der Gedanke, daß ich Kälte und Feuchtigkeit, und alle Tücken, Härten und Unfreundlichkeiten der Natur hinter mir zurück ließe. Da, wo der Rhein und Main fließt, dachte ich, ist der Himmel rein, die Tage sind heiter, und nur sanfte Zephire wehen. Die blühende Natur erscheint nur erleuchtet von den warmen Strahlen der Sonne. Aber, da ich nun ankomme, finde ich, mitten im Sommer, das strengste Herbstwetter. Allein ich habe mir auch vorgenommen, dem Wetter zu trotzen; und ich schwöre bei den Titanen und bei dem furchtbaren Styx, daß ich Frankfurt nicht eher verlassen will, als bis es heiteres Wetter geworden ist. Gestern bin ich nirgends als bei Willemer, einem hiesigen reichen Bankier, gewesen. Wir sprachen von den neuesten Pariser Vorfällen. Mein Gott! Was geht dort vor? Hätte wohl unser A., der vor ungefähr zwei Wochen nach Paris abgereist ist, vermuten können, zu solchen Auftritten zu kommen?

Übrigens dürft Ihr nicht glauben, meine Freunde, daß mir die Zeit in meinem Zimmer lang geworden ist. Drei Schritte vom Wirtshause ist eine Lesebibliothek, aus welcher ich gestern Schillers „Fiesko" zu lesen genommen habe. Dies Trauerspiel hat mir viel Vergnügen gemacht. Doch, mehr als alles, hat mich der Monolog des Fiesko bewegt, wenn er in der stillen Stunde des Morgens überlegt, ob es besser sei, ein Bürger zu bleiben und für seine dem Vaterlande geleisteten Dienste nichts weiter zu verlangen, als die Liebe seiner Mitbürger; oder die Umstände zu benutzen und die Oberherrschaft an sich zu reißen. Auf die Knie hätte ich vor ihm niederfallen, und ihm zurufen mögen: wähle das erste! Welch' eine Stärke der

Empfindung! Welches Leben in der Sprache! Überhaupt hat Fiesko ungleich stärker auf mich gewirkt, als „Don Carlos". Ob ich gleich das letztere Trauerspiel aufführen sah und die Kritik ihm den Vorzug vor dem ersteren gibt. — Heute habe ich mit großem Vergnügen auch Ifflands Schauspiele gelesen, vortreffliche Familiengemälde, die unserem Publikum gewiß gefallen würden, wenn sie geschickt für's russische Theater übersetzt würden.

In demselben Gasthofe, wo ich wohne, lebt auch ein junger Doktor der Medizin. Er trank gestern Tee bei mir und blieb den Abend da. Nach seiner Meinung kommt alles Böse in der Welt davon her, daß die Menschen ihren Magen nicht besser in acht nehmen. „Ein verdorbener Magen", sagte er, „ist nicht nur die Quelle aller Krankheiten, sondern bringt auch alle Laster, alle üblen Gewohnheiten und bösen Handlungen hervor. Warum helfen die Bemühungen der Moralisten so wenig? — Darum, weil diese Herren die Menschen für gesund halten, und mit ihnen, als mit Gesunden sprechen, da sie doch krank sind — vielmehr sollten sie ihnen, anstatt aller Vermahnungen, einige abführende Mittel geben. Die Unordnungen des Geistes sind immer Folgen der Unordnungen des Körpers. Wenn alles bei unserer Maschine im gehörigen Gleichgewichte ist, wenn alle Gefäße gehörig wirken, und die nötigen Flüssigkeiten ordentlich abgesondert werden, mit einem Worte, wenn jeder Teil unseres Körpers das leistet, was ihm die Natur zu leisten anwies, dann ist auch die Seele gesund, dann wählt und tut der Mensch das Gute und ist weise und tugendhaft, und folglich glücklich und froh." — „Hätte also Caligula keinen verdorbenen Magen gehabt," fragte ich, „so wäre es ihm nicht eingefallen, eine Brücke über's Mittelländische Meer zu bauen?" — „Ohne Zweifel nicht," antwortete der Doktor, „und wäre sein Arzt darauf verfallen, ihm abführende Pillen zu geben, so hätte er sein unsinniges Vorhaben eine Stunde nachher gewiß aufgegeben. Woher kam es, daß die Menschen im goldenen Zeitalter so gut und glücklich waren? — Gewiß daher, daß sie sich nur von Pflanzen und Milch nährten, und folglich niemals in Gefahr standen, ihren Magen zu überladen oder zu verderben. Ja, ich versichere Sie, wenn ich ein

Fürst wäre, so ließe ich alle Verbrecher, anstatt sie zu strafen, ins Lazarett bringen, und so lange heilen, bis sie gute Menschen und nützliche Bürger würden. Mit der Zeit werde ich dem Publikum meine Meinung und die Beweise dazu vorlegen und vielleicht bewirkt dies eine völlige Revolution in der Philosophie. Dann erinnern Sie sich, mein Herr, daß Sie es schon von mir hörten." – Ich bewunderte die Logik des Herrn Doktors.

Den 30. Juli.

Endlich hat der Frankfurter Himmel aufgehört, die Stirne zu runzeln, und ringsum lächelt er heiter. Um das schöne Wetter zu genießen, bin ich so viel herumgegangen, daß mir jetzt die Füße weh tun. Heute morgen führte mich mein Wirt in die hiesigen Gärten. In einem derselben stießen wir auf einen ehrwürdigen Alten, der, wie mir mein Wirt sagte, ein sehr reicher Mann ist. Da er hörte, daß ich ein reisender Ausländer sei, so nahm er mich bei der Hand und sagte: „Ich werde Ihnen selbst alles zeigen, was mein Garten etwa Schönes hat. Wie gefällt Ihnen diese dunkle Allee?" – „Bei heißem Wetter muß man sich dort gut erfrischen können", antwortete ich. – „Und dieses kleine Lusthaus unter den Zweigen eines Kastanienbaumes?" – „Dort muß es sich herrlich sitzen des Abends, wenn der Mond am Himmel steht, und sein schönes Licht durch die belaubten Zweige auf das samtene Grün hingießt." – „Und dieser Hügel?" – „Ach! Wie wünschte ich dort der aufgehenden Sonne zu begegnen!" – „Und dieses kleine Wäldchen?" – „Dort singt gewiß im Frühjahr die Nachtigall so ruhig und angenehm, als in den wildesten Gebüschen, ohne auch nur im mindesten zu ahnen, daß sie die Kunst dorthin lockte." – „Was sagen Sie von diesem Häuschen?" – „Es scheint zur Wohnung eines gefühlvollen Menschen bestimmt zu sein, der die Einfalt, Einsamkeit und Stille liebt." – „Nun müssen Sie eine Tasse Kaffee mit mir trinken." – – Wir traten ins Häuschen und setzten uns auf hölzerne Stühle um einen kleinen Tisch her. – Nach dem Kaffee stand ich auf, dankte dem Manne für seine Gastfreundschaft und empfahl mich.

Während des schlechten Wetters schien es mir, als wäre Frankfurt leer an Menschen; jetzt aber seh' ich, daß es sehr volkreich ist; denn bei dem schlechten Wetter blieb natürlich jedermann zu Hause, wenn ihn nicht die höchste Not hinaustrieb; aber jetzt kriechen wieder alle, gelockt durch die Sonne, gleich den Ameisen, aus ihren Löchern hervor.

Bei seinem blühenden und ausgebreiteten Handel ist Frankfurt eine der reichsten Städte Deutschlands. Außer einigen adeligen Familien, die sich hier aufhalten, ist fast jeder Einwohner Kaufmann. Auf jeder Straße findet man eine Menge Buden, überall sieht man Beweise der Arbeitsamkeit, der Betriebsamkeit und des Überflusses, und nirgends habe ich Bettler bemerkt. Nur kann man Frankfurt keine schöne Stadt nennen. Die Häuser sind allzumal alt und mit verschiedenen bunten Farben angestrichen, welches dem Auge nicht wohl tut.

Der Tisch in den Gasthäusern ist sehr wohlfeil. Außer fünf wohlzugerichteten Schüsseln habe ich noch ein kleines Dessert von zwei bis drei Tellern, und dafür bezahle ich nicht mehr als 50 Kopeken täglich. Ebenso wohlfeil ist der Wein. Die Bouteille junger Rheinwein kostet nicht mehr als 10 Kopeken und der alte 40 Kopeken. Nach Tisch, als es nicht mehr so heiß war, ging ich heute vor die Stadt. Gärten, Landhäuser, Wiesen und Weingärten machten zusammen eine Landschaft, die des Pinsels eines Salvator Rosas oder Poussins nicht unwürdig gewesen wären.

Ein einsames Haus mit einem kleinen Garten, nicht weit von der Landstraße zog mich an, und ich ging auf einem engen Fußsteige darauf zu. Zwei Knaben, die im Grase spielten, liefen mir entgegen; aber bald kehrten sie mit dem Geschrei zurück; er ist es nicht, es ist nicht Kaspar, und versteckten sich im Hause. Ein alter Kastanienbaum lud mich in seinem Schatten ein, und ich setzte mich unter seine Zweige. Nach ungefähr fünf Minuten kamen die Kinder wieder herausgesprungen, und nach ihnen trat ein Frauenzimmer von ungefähr dreißig Jahren in einem weißen Kleide und Strohhute, von angenehmer Gesichtsbildung heraus. Sie setzte sich auf die Treppe vor dem Hause, und schaute mit einem solchen freundlichen Lächeln auf die um sie her springenden Knaben, daß man leicht sah, sie sei ihre

Mutter. Die Knaben wurden eins, mit einander um die Wette zu laufen. Sie faßten sich bei den Händen, und nachdem sie ungefähr dreißig Schritte von dem Hause entfernt waren, blieben sie stehen, setzten den rechten Fuß vor, und warteten, daß ihnen die Mutter das Zeichen gäbe. Sie winkte mit ihrem weißen Schnupftuche, und sie flogen dahin, wie abgeschossene Pfeile. Der Ältere kam dem Jüngeren zuvor, lief zur Mutter, und fiel ihr mit den Worten um den Hals: „Ich bin der Erste." Der Jüngere lief auch herbei, und hing sich gleichfalls an sie. Welch' eine Gruppe! Welch' ein rührendes Gemälde häuslicher Glückseligkeit! – Vielleicht hätte es mich in der Stadt weniger bewegt; aber unter den Schönheiten der ländlichen Natur empfindet unser Herz alles lebhafter, was zur Summe des wahren Glücks gehört, womit die Güte des Himmels den Becher des Lebens gefüllt hat.

Lebe wohl einsames Häuschen! Friede, Stille und Ruhe bleibe immer das Erbteil deiner Bewohner! – Und du, schattiger Baum, nimm lange noch Wanderer in deinen Schatten auf, daß sie sich unter dem Dache deiner rauschenden Blätter über das Glück der Unschuld und der Tugend freuen!

Den 31. Juli.

Heute morgen bin ich in dem Dorfe Bergen, nicht weit von Frankfurt, gewesen, bei welchem im Jahre 1759 eine blutige Schlacht zwischen den Franzosen, unter dem Kommando des Marschall Broglio, und den Alliierten unter dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig vorfiel, in welcher die ersteren siegten.

Auf dem hiesigen Rathause, welches der Römer genannt wird, zeigt man den Reisenden den Saal, in welchem der neuerwählte Kaiser speiste. In demselben hängen auch die Bildnisse der Kaiser von Konrad I. bis auf Karl VI. Wem ein Dukaten nicht leid tut, der kann auch im Archive die berühmte goldene Bulle oder die Wahlkapitulation Karls IV. sehen, die auf dreiundvierzig Pergamentblättern in Quart geschrieben ist; ihren Namen hat sie von

der goldenen Siegelkapsel, die an seidenen Schnüren hängt, und auf deren einen Seite der Kaiser auf dem Throne sitzend, und auf der anderen die Engelsburg zu sehen ist. Diese Seite zeigt auch die Worte: aurea Roma, welche auf folgende Art in drei Linien verteilt sind:

aur
ear
oma

Auch war ich in der katholischen Kathedralkirche, wo der neuerwählte Kaiser von dem Kurfürsten zu Mainz herkömmlich gekrönt wird. Hier fiel mir die Bildsäule der Maria auf, die ein weißes nesseltuchenes Kleid an hatte. „Bekommt sie oft neue Kleider?" fragte ich meinen Führer. — „Alljährlich", antwortete er. Ob aber gleich die Hauptkirche den Katholiken gehört, so ist doch die herrschende Religion in Frankfurt die lutherische, und die katholische Geistlichkeit darf keine öffentlichen Prozessionen anstellen. Auch gibt es hier viele Reformierte, die größtenteils von jenen unter Ludwig XIV. aus ihrem Vaterlande vertriebenen Franzosen herstammen; aber sie können nicht Bürger werden, und haben nicht einmal die Erlaubnis, öffentlichen Gottesdienst zu halten, da doch sogar die Juden hier eine Synagoge haben. Eine solche Intoleranz macht den Frankfurtern gewiß wenig Ehre.

Juden zählt man hier über 7000. Sie müssen alle in einer einzigen Gasse leben. Diese Gasse ist so unreinlich, daß man sie unmöglich passieren kann, ohne sich die Nase zuzuhalten. Es tut weh, diese Unglücklichen zu sehen, die so gedrückt unter den Menschen leben. Ihre Kleider bestehen meistenteils aus beschmutzten Lumpen, zwischen welchen das nackte Fleisch durchscheint. Des Sonntags, wenn der christliche Gottesdienst anfängt, wird ihre Gasse verschlossen und die armen Juden sitzen wie Gefangene in ihrem Käfig bis nach Endigung des Gottesdienstes. Ebenso werden sie auch des Nachts eingeschlossen. Außer diesen Bedrückungen müssen sie noch bei Feuersbrünsten Wasser führen und löschen. Es gibt unter ihnen manche Reiche, aber sie leben eben so unreinlich, als die ärmeren. Ich wurde mit einem Juden bekannt, der ein verständiger und gebildeter Mann war. Er

bat mich zu sich und nahm mich sehr höflich auf. Seine junge Frau, von Geburt eine Französin, sprach Deutsch und Französisch gleich gut und ich brachte einige Stunden sehr heiter bei ihnen zu; aber was mußte nicht meine Nase während dieser Zeit leiden! Ich wünschte ihre Synagoge zu sehen. Sie gleicht einer dunklen Höhle. „Du Gott Israels, des auserwählten Volkes Gott" – so dachte ich – „hier soll man dich anbeten?" – Nur matt brannten die Lichter in der mit mephitischen Dünsten überladenen Luft. Düsterer Kummer und Furcht lagen auf dem Gesichte der Betenden. Nirgends sah man ein fröhliches Gesicht, die Träne der dankbaren Liebe benetzte keinem die Wange, kein Blick voll frommen Entzückens erhob sich gen Himmel. Ich sah nur Verbrecher vor mir, die mit Zittern ihr Todesurteil erwarten, und es kaum wagen, ihren Richter um Barmherzigkeit anzuflehen. „Warum sind Sie hieher gekommen," sagte der Jude, dessen Gast ich war, „schonen Sie unser! Unser Tempel war zu Jerusalem; dort gefiel es dem Höchsten, seinen Auserwählten zu erscheinen. Aber der prächtige Tempel ist zerstört; wir sind auf der Oberfläche der Erde umher zerstreut und versammeln uns nur hier, um über das Elend unseres Volkes zu trauern. Verlassen Sie uns. Wir können nur ein Bild des Jammers für Sie sein." – Ich konnte auch nicht ein Wort antworten, drückte ihm die Hand und ging fort.

Schon längst hat man die Bemerkung gemacht, daß alle Unglücklichen ein enges Band vereinigt. Und deswegen halten auch die Juden, die von dem Schicksale verfolgt und von ihren Nebenmenschen gedrückt werden, ungleich fester zusammen, als wir andern florierenden Christen. Ich will sagen, daß man unter ihnen viel mehr Gemeingeist antrifft als unter andern Völkern. Heute morgen kam zum Beispiel ein Jude in einem zerrissenen Kleide mit verschiedenen Kleinigkeiten auf mein Zimmer. Doktor M., der gerade bei mir war, sagte: „Kaufen Sie ja nichts bei den Juden, das sind allzumal Betrüger." – „Das ist nicht wahr," antwortete der Israelite hitzig, „wir sind nicht ehrloser als die Christen" und verließ zornig das Zimmer. – Und gestern ging ich zu einem andern Juden, um einige Dukaten gegen Laubtaler umzusetzen. Auf seinem Tische lag Men-

delssohns „Jerusalem" aufgeschlagen. „Mendelssohn war ein großer Mann", sagte ich, indem ich das Buch in die Hand nahm. „Wahrscheinlich kennen Sie ihn von dieser Seite," fragte er mit heiterem Lächeln, „aber wissen Sie auch, daß er zu meinem Volke gehörte und daß er eben so gut einen Bart trug, wie ich?" – „Ich weiß das", antwortete ich. Darauf fing mein Jude an Mendelssohn mit Wärme und Begeisterung zu loben und beschloß endlich seine Lobrede auf ihn mit der wiederholten Versicherung, daß dieser große Mann, dieser Sokrates und Plato unserer Zeit, ein Jude gewesen sei. Noch ein Beispiel von ihrem Gemeingeiste ist folgender Vorfall. Auf dem hiesigen Theater wurde unlängst der venetianische Kaufmann von Shakespeare aufgeführt. Den folgenden Tag ließen die Frankfurter Juden dem Direktor des Theaters sagen, wenn dieses Stück, (in welchem die jüdische Nation beschimpft wird) zum zweiten Male aufgeführt würde, so werde in Zukunft kein einziger von ihnen das Schauspielhaus je wieder betreten. Der Direktor, der nicht gern etwas von seiner Einnahme verlieren wollte, antwortete, daß dieses Stück aus der Liste der auf dem Frankfurter Theater aufzuführenden Stücke ausgestrichen werden solle.

Frankfurt, den 1. August.

Es gibt zwei Wege von hier nach Straßburg; der eine geht über Darmstadt, Heidelberg und Karlsruhe, und der andere durch die Pfalz. Man lobte mir den einen, wie den andern – ich wählte endlich den letztern. Da ich aber den Hofprediger Stark gern kennen lernen wollte, so mietete ich ein Pferd und ritt nach Darmstadt. Die Gegend um Frankfurt ist auch von dieser Seite sehr schön; aber weiter gegen Darmstadt hin, welches drei Meilen von Frankfurt entfernt ist, sind die Ansichten schon nicht mehr so reizend. Den Weg fand ich an einigen Stellen sehr sandig, und an andern wieder sehr ausgefahren, welches mich noch mehr in meinem Vorsatze bestärkte, über Mannheim zu reisen. Die Dörfer, die ich sah, waren alle sehr gut gebaut, und überall fand ich Wirtshäuser, deren Aushänge-

schilder zum Teil sehr sonderbar sind. Eine Meile vor Darmstadt fängt eine sehr gute Chaussee an, und nun erblickte ich auch die Stadt, die zwischen waldigen Bergen liegt, und in dieser Lage ein artiges Gemälde darstellt. Ich trat in einem Gasthofe ab, und, nachdem ich den Bedienten mit einem Billet an S t a r k geschickt hatte, warf ich mich in einen Lehnstuhl, um ein wenig auszuruhen; aber kaum hatte ich einige Minuten gesessen, so rief man mich zu Tische. In dem Speisezimmer fand ich ungefähr acht wohlgekleidete Menschen, unter denen sich auch ein Franzos befand, dem zu Gefallen denn französisch gesprochen wurde. Ein junger Mann, der aus Straßburg kam, erzählte uns weitläufig, wie der Pöbel vor einigen Tagen in dieser Stadt gewütet habe; nur sprach er so schlecht französisch, daß man ihn nur mit Mühe verstand. Unterdessen brachte mir der Bediente die unangenehme Nachricht, daß S t a r k nicht in Darmstadt, sondern im Bade zu Schwalbach, sei. „Der Herr Hofprediger," sagte mein Nachbar, „war sehr krank. Die Berliner hatten ihm zu viel böses Blut gemacht, und nur mit Mühe haben ihn die Ärzte wiederhergestellt." – Von ganzem Herzen bedaure ich S t a r k. Der gute Ruf gehört unstreitig unter die teuersten Güter des Menschen, und mit welchem Leichtsinn raubt einer dem andern diesen Schatz! O S h a k e s p e a r e, S h a k e s p e a r e! Wer kannte das menschliche Herz wie du? – Wer hat, so stark, wie du, den ganzen Unsinn der Verleumdung ausgedrückt? –

Good name in man and woman, dear my Lord,
Is the immediate jewel of their souls,
Who steals my purse, steals trash; 'tis something, nothing;
It was mine, 'tis his, and has been slave to thousands;
But he, that filches from me my good name,
Robs me of that, which not enriches him,
And makes me poor indeed*).

---

*) Ein guter Name ist für jedermann das größte Kleinod. Wer mir Geld stiehlt, stiehlt nur eine Kleinigkeit. Es war mein, jetzt gehört es ihm und hat schon Tausenden gedient. Wer mir aber meinen guten Namen raubt, der bereichert sich selbst nicht und macht doch mich zum ärmsten Menschen unter der Sonne.

Die goldenen Sprüche des Pythagoras erscheinen kupfern gegen diese Zeilen, die ein jeder Mensch, er sei Christ oder Türke, Jude oder Heide, mit unauslöschlichen Buchstaben in sein Herz schreiben sollte.

Ich besuchte nach Tische das Exerzierhaus, in welchem ein ganzes Regiment auf einmal exerzieren kann, und wo eine große Menge Waffen aller Art aufbewahrt werden. Auch war ich in dem großen Hofgarten, und durchwandelte die Stadt, in welcher man nicht mehr als 500 Häuser zählt. Darauf warf ich mich auf mein Roß und trabte zurück nach Frankfurt.

In dem Theater bin ich zweimal während meines Aufenthaltes in Frankfurt gewesen; aber beidemale gab es zu meinem großen Verdrusse, erbärmliche französisch-deutsche Lustspiele. Meine Aufmerksamkeit war also mehr auf die Zuschauer gerichtet, als auf die Schauspieler, und ich bemerkte, daß man sich in Fankfurt sehr geschmackvoll kleidet, und daß man das Schauspiel besucht, nicht um Lärm zu machen, sondern um zu hören und zu sehen — oder zu gähnen.

Mainz, den 2. August.

Hier bin ich heute um sechs Uhr abends mit der Deligence angekommen, auf welcher ich auch bis Straßburg zu fahren gedenke. Was für ein guter Weg von Frankfurt bis Mainz! Was für reizende Ansichten! Was für herrliche Gegenden! Als wir uns Mainz näherten, erblickte ich auf der linken Seite den majestätischen Rhein und den stillen Main, die fast nebeneinander fließen, und rechter Hand dehnt sich eine Kette Weinberge aus, die das Auge nicht zu umfassen vermag. Wie freudig schlug mir das Herz! „Rhein Rhein! Endlich erblick ich dich," — rief ich begeistert aus — „endlich kann ich dich preisen in deinem stolzen Laufe, du König der deutschen Flüsse!"

Mainz liegt auf dem westlichen Ufer des Rheins, wo sich der Main in denselben ergießt. Die Straßen sind enge; schöne Häuser findet man nur wenig, aber Kirchen, Klöster und Mönche in Menge. „Ist's Ihnen nicht gefällig, die Eingeweide des heiligen Bonifazius

zu sehen, die in der Johanniskirche aufbewahrt werden?" fragte mich der Lohnlakai mit einer wichtigen Miene. „Nein, mein Freund," antwortete ich, „der heilige Bonifazius kann ein guter Mann und ein eifriger Heidenbekehrer gewesen sein; aber seine Eingeweide haben auch nicht den geringsten Reiz für mich. Führe mich lieber aus der Stadt ins Freie." – Wir gingen. Ich setzte mich ans Ufer des Rheins und beschaute in seinen Wellen das Bild der untergehenden Sonne und seiner grünen Ufer.

Des Abends speiste ich an der Wirtstafel mit verschiedenen Reisenden. Alle tranken Rheinwein, wie Wasser. Ich sagte dem Wirte, er solle mir eine Flasche Hochheimer bringen, und zwar von dem ältesten, den er im Keller habe. – „Sie werden mir danken für diesen Nektar," sagte der dienstfertige Wirt, indem er die Flasche vor mich hinstellte; „ich habe ihn von meinem Vater geerbt, der schon seit dreißig Jahren tot ist." – In der Tat war es ein vortrefflicher Wein, gleich angenehm für Geschmack und Geruch. Ich freute mich wie ein Kind darüber, daß ich jetzt Rheinwein an den Ufern des Rheins selbst tränke! Ich goß ein, ergötzte mich an den Perlen und der Klarheit des Weins, traktierte die neben mir Sitzenden – und war froh wie ein König. Bald war die Bouteille geleert, und der Wirt versicherte mich, „daß er noch herrlichen Kostheimer habe, der gleichfalls von seinem Vater herstamme, der schon seit dreißig Jahren tot sei." – „Ich glaube es," erwiderte ich, „ich glaube es, daß er dem Andenken des seligen Herrn Ehre macht; aber für jetzt ist es genug!"

Mannheim, den 3. August.

Heute ganz früh verließen wir Mainz. Wir fuhren längs dem linken Ufer des Rheins über Oppenheim und Worms und kamen um 7 Uhr des Abends in Mannheim an. Diesen Teil des obern Deutschland kann man mit Recht ein irdisches Paradies nennen. Der Weg ist glatt, wie ein Tisch – überall herrliche Dörfer, reiche Weinberge und Bäume, die von Früchten strotzen. Äpfel, Birnen und

Wallnüsse wachsen am Wege — ein Schauspiel, das dem Bewohner des Nordens — der nur traurige Fichten und umzäunte Gärten zu sehen gewohnt ist, wo Argusse mit Knütteln bewaffnet, Wache halten — in Begeisterung setzen muß. Und in diesen reichen Ebenen strömt der ehrwürdige, weinbekränzte Rhein, der auf seinem wogenden Rücken, die das menschliche Herz erfreuenden Produkte seiner gesegneten Ufer in ferne Länder trägt, welche nicht so reichlich von der Natur begabt sind.

Doch wo sind die vom Weibe Gebornen wohl ganz vom Elend frei? Wo bezieht sich der Himmel nicht dann und wann mit trüben Wolken? Wo erschallt nicht manchmal der Donner des Himmels in die Ohren der Sterblichen? Wo werden nicht Tränen des Kummers vergossen? — Auch hier fließen sie, und ich habe sie gesehen; ich habe die Seufzer des armen Landmannes gehört. — Der Rhein und der Neckar waren von den vielen Regengüssen sehr angeschwollen, und ihre verheerenden Wellen strömten über Gärten, Felder und Dörfer. Hier schwamm ein Stück eines zertrümmerten Hauses, in welchen sonst Zufriedenheit und Ruhe wohnten. Dort riß die stürmische Woge den Vorrat des sorgenden — ach! vergeblich sorgenden — Landmanns mit sich fort. Dort wurde ein armes blöckendes Schaf von den Wellen getragen! — Wir mußten an einigen Stellen durchs Wasser fahren, das manchmal bis in den Wagen drang. Doch verursachte diese Überschwemmung eine prächtige Ansicht, die sich unseren Augen darstellte, als der Wagen in eine lange Allee einkehrte, die etwa drei Werste von Mannheim anfängt. Diese ganze Allee war auf beiden Seiten mit Wasser umgeben, und schien, da das Wasser hier still war, eine ungeheure Brücke zu sein.

In Oppenheim, einem pfälzischen Städtchen, nahmen wir das Frühstück, und tranken da von dem berühmten Niersteiner, der mir aber nicht so gut schmeckte als der Hochheimer. — Oppenheim gegenüber auf der anderen Seite des Rheins, steht eine hohe Pyramide, auf deren Spitze ein Löwe ein Schwert in der Klaue hält. Dieses Denkmal errichtete im Jahre 1631 der König von Schweden, Gustav Adolph, als er nach der Niederlage der Spanier, und der Einnahme Oppenheims, über den Rhein ging.

In Worms ist das alte Rathaus merkwürdig, auf welchem Luther vom Kaiser Karl V. und von den Fürsten des Reichs, auf dem Reichstage von 1521, gerichtet wurde. Von dieser Zeit an zeigt man hier eine Bank, auf welcher ein Glas mit Gift zersprang, das für Luther bestimmt war. Mehrere Reisende pflegen einen Splitter von dieser Bank abzuschneiden, und schon ist das Brett fast ganz zerschnitten!!

Mannheim ist eine schöne Stadt. Die Straßen sind vollkommen regelmäßig angelegt, und durchschneiden einander in rechten Winkeln, welches — wenigstens auf den ersten Anblick — sehr angenehm für das Auge ist. Das Rheintor, das Neckartor und Heidelberger, sind mit schönen Basreliefs geziert. Auch findet man verschiedene freie Plätze in der Stadt, die mit prächtigen Häusern umgeben sind. Der Palast des Kurfürsten steht am Zusammenflusse des Rheins und des Neckars. Hätte ich mich nicht so sehr nach der Schweiz gesehnt, so würde ich hier gewiß einige Wochen geblieben sein. So sehr hat mir Mannheim gefallen.

Mannheim, den 4. August.

Ich habe die Statuensammlung in der Bildhauerakademie besehen, in welcher sich sehr gute Kopien der berühmten Belvederischen Antiken befinden. Man muß die Kunst der Alten bewundern, die so viel Geist in Marmor zu hauchen verstanden! Und welchen Geist! — M. erzählte uns oft, wie Ihr euch erinnern werdet, mit Entzücken von dem Laokoon. Ich habe, bei dieser Gelegenheit, diese Gruppe gesehen, die unter die herrlichsten Denkmäler der griechischen Kunst gehört, und nach der Meinung einiger Gelehrten, ein Werk des Phidias ist. Auch will man behaupten, daß sie dem Virgil den Stoff zu seiner vortrefflichen Beschreibung des fürchterlichen Todes Laokoons gegeben habe. Ich las diese Stelle der unsterblichen Äneide einige Male, während ich dieses Kunstwerk betrachtete. Mit welchem Leben ist der physische Schmerz auf dem Gesichte des leidenden Greises ausgedrückt, und wie stark malt sich doch dabei der Kummer des unglücklichen

Vaters, der das traurige Ende seiner Kinder mit ansieht und ihnen nicht helfen kann. Phidias war mehr als Maler — Phidias war Dichter!

Straßburg, den 6. August.

Der Weg von Mannheim nach Straßburg führt durch eine weite blühende Ebene, wo die wohltätige Natur den ganzen Reichtum ihrer Fruchtbarkeit über Gärten und Fluren ausschüttet, und den schäumenden Becher des Entzückens und der süßesten Freude den Sterblichen in vollem Maße reicht.

Wie angenehm und erfreulich ist es, meine Freunde, aus einem Lande ins andere zu reisen, neue Gegenstände zu sehen, durch welche unser Geist sozusagen ein neues Leben bekommt, und die unschätzbare Freiheit des Menschen zu fühlen, die ihn in der Tat des Namens: Herr der Schöpfung, würdig macht. Alle andere lebendige Geschöpfe sind an gewisse Klimate gefesselt, und können die von der Natur bestimmten Schranken nicht überschreiten, sondern sterben da, wo sie geboren wurden. Nicht so der Mensch. Durch die Kraft seines mächtigen Willens schreitet er aus einem Klima ins andere, sucht und findet überall Genüsse, ist überall der Natur ein willkommener Gast, die ihm allenthalben neue Quellen des Vergnügens öffnet, freut sich überall seines Daseins und segnet seine Menschheit.

Und wie weise ist nicht das allgemeine Band, vermittelst dessen ich in jedem Lande alle möglichen Bequemlichkeiten des Lebens finde, als wären sie mit Fleiß für mich im voraus bereitet, das die Bewohner aller Länder dazu bringt, mir die Früchte ihrer Arbeit und Industrie darzubieten, und mich gleichsam einzuladen, an ihren Vergnügungen und Freuden teilzunehmen!

Mit einem Worte, meine Freunde, das Reisen nährt Geist und Herz. Der Hypochondrist reise, um seine Hypochondrie zu vergessen! Der Misanthrop reise, um die Menschen liebzugewinnen! Es reise alles, was reisen kann!

An der französischen Grenze hielt der Postillion. „Vous êtes déjà

en France, messieurs," rief ein lumpig gekleideter Kerl, der an den Wagen trat, „et je vous en felicite." Es war der Visitator, der durch seinen Glückwunsch einige Sous zu verdienen suchte.

Der ganze Elsaß ist unruhig. Ganze Dörfer bewaffnen sich, und die Bauern stecken die Nationalkokarde an. Die Postmeister, die Postillione, die Weiber – alles spricht von der R e v o l u t i o n. In Straßburg fängt ein neues Lärmen an. Die ganze Garnison hat das Joch der Subordination abgeworfen. Die Soldaten hören nicht mehr auf ihre Offiziere; sie trinken in den Weinhäusern, ohne zu bezahlen, durchschwärmen lärmend die Straßen, schimpfen auf ihre Befehlshaber ꝛc. Vor meinen Augen hielt ein Trupp betrunkener Soldaten den Wagen eines Prälaten an und zwang ihn, aus einem Kruge mit seinem Kutscher aufs Wohlsein der Nation zu trinken. Der Prälat erblaßte vor Schrecken, und stammelte mit zitternder Stimme: „Mes amis! Mes amis!" „Oui, nous sommes vos amis!" schrien die Soldaten, „trink auch nur mit uns." – Fast unaufhörlich dauert dieses Lärmen auf den Straßen fort; aber die Einwohner tun, als hörten sie ihn nicht, und verrichten ruhig ihre Geschäfte. Die Offiziere sitzen am Fenster und lachen, indem sie dem Tumulte zusehen. – Ich war heute im Theater, wo ich nichts als Lustigkeit an den Zuschauern bemerkte. Die jungen Offiziere liefen von Loge zu Loge, applaudierten recht aus Herzensgrunde und bemühten sich, den Lärm, welchen die betrunkenen Unruhestifter vor dem Schauspielhause machten, durch ihr Klatschen zu übertäuben. Der Lärm war so arg, daß die Schauspieler einige Male in Verwirrung gerieten.

Auch streifen in der Nachbarschaft Straßburgs Räuberhaufen umher, welche die Klöster plündern; und man erzählt, daß ein Mensch auf den Dörfern umhergezogen sei, der sich für den Grafen d'Artois ausgegeben und die Bauern aufgewiegelt habe, indem er ihnen die Versicherung gab, daß der König dem Volke bis zum fünfzehnten August völlige Freiheit erteilt habe, zu tun, was es wolle. Dieses Gerücht veranlaßte die hiesige Regierung bekannt zu machen: „Daß nur eine höllische Bosheit, die auf eine noch nie erhörte Art bestraft zu werden verdiene, so etwas habe aussprengen können."

Das hiesige Münster ist unleugbar das majestätischste gotische Gebäude, so wie der Turm desselben der höchste in Europa ist. Wenn man in das Innere dieses weitläufigen Tempels tritt, so ist es unmöglich, sich eines ehrfurchtsvollen Schauders zu erwehren. Nur darf man, wenn dieses heilige Gefühl nicht verschwinden soll, die Basreliefs der Gesimse und Säulen nicht betrachten, die größtenteils höchst sonderbare und lächerliche Allegorien darstellen. So sieht man zum Beispiel Esel, Affen und andere Tiere im Mönchsgewand, wovon einige ganz gravitätisch in Prozessionen einhergehen, andere aber springen und kapriolieren. Eines dieser Basreliefs zeigt einen Mönch und eine Nonne in der unanständigsten Lage. — Die reichen Meßgewänder und die Zierraten der Altäre zeigt man als Seltenheiten. Stellt euch vor, daß ein einziges silbernes Kruzifix, das Ludwig XIV. in diese Kirche geschenkt hat, 600.000 Taler kostet. Auf einer Wendeltreppe von 725 Stufen ersteigt man die Spitze des Turmes, von wo es sich nicht ohne eine gewisse Furcht in die Tiefe hinabblicken läßt. Die Leute auf den Straßen gleichen wimmelnden Insekten, und die ganze Stadt scheint in einer Minute mit der Elle ausgemessen werden zu können. Die Dörfer umher sind kaum bemerkbar, und in einer Entfernung von mehr als zehn Meilen dämmern die blauen Berge. Bei recht heiterem Wetter soll man sogar die Schneegipfel der Alpen sehen können, doch gelang mir dies nicht, so sehr ich auch mein Gesicht anstrengte. Die Uhr dieses Turmes hielt man sonst wegen ihrer verschiedenen Veränderungen für ein Wunder der Mechanik; doch wahrscheinlich sind unsere heutigen stolzen Künstler anderer Meinung. Unter den Glocken, deren größte 204 Zentner wiegt, zeigte man mir auch die sogenannte silberne, die 48 Zentner schwer ist, und nur am Johannistag geläutet wird. Auch wird hier ein großes Jägerhorn aufbewahrt, von welchem man folgende Geschichte erzählt: Vor ungefähr 400 Jahren wollten die hiesigen Juden, während einer Belagerung, die Stadttore den Feinden öffnen, und sie waren mit ihnen übereingekommen, durch dieses Horn das Signal zu geben. Aber diese Verräterei wurde entdeckt; mehrere Juden wurden verbrannt, viele geplündert, und andere aus der Stadt verjagt. Zum Andenken dieser

glücklich entdeckten Verräterei wird jede Nacht zweimal auf diesem Horn geblasen. – An den Wänden des Turmes pflegen die Reisenden ihre Namen, oder allerhand Verse und Einfälle aufzuzeichnen. Auch eine russische Inschrift fand ich hier.

In der lutherischen Kirche zum heiligen Thomas befindet sich das marmorne Grabmal des Marschalls von Sachsen. Ein herrliches Werk des Pigalischen Meisels! Es stellt den Marschall vor, wie er mit seinem Marschallstabe auf einigen Stufen zur Gruft hinabsteigt, und verachtend auf den Tod blickt, der das Grab öffnet. Auf der rechten Seite stellen zwei Löwen und ein Adler, deren Bilder Furcht und Schrecken ausdrücken, die alliierten Armeen vor, welche der Graf in Flandern besiegte.

Auf der linken Seite steht Frankreich in der Gestalt eines schönen Frauenzimmers, das mit allen Zeichen des tiefsten Grams die eine Hand ausstreckt, ihn aufzuhalten, und mit der anderen den Tod zu entfernen sucht. Der trauernde Genius des Lebens löscht seine Fackel am Boden; und auf dieser Seite wehen die triumphierenden Fahnen Frankreichs. Der Künstler buhlte um Bewunderung, und nach dem Urteile der Kenner hat er sein Ziel erreicht. Ich, der ich kein Kenner bin, blickte bald auf die eine, bald auf die andere Figur, und mein Herz blieb kalt, wie der Marmor, aus welchem sie gemacht sind. Der Tod als ein mit einem Mantel bekleidetes Skelett widerstand mir; so bildeten ihn nicht die Alten – wehe den neuen Künstlern, die uns mit solchen Bildern erschrecken! – Auch hätte ich dem Helden eine andere Miene gewünscht – eine Miene, die mehr Aufmerksamkeit auf die Trauer Frankreichs, als Beschäftigung mit dem häßlichen Skelett verraten hätte. Mit einem Worte, Pigal ist nach meiner Empfindung ein geschickter Künstler, aber ein schlechter Dichter. Unter diesem Monumente steht in einem dunkeln Gewölbe der Sarg, welcher den einbalsamierten Leichnam des Marschalls enthält. Das Herz ist in einem Kelche befindlich, der auf dem Grabe steht, und die Eingeweide sind in die Erde vergraben. Denn Ludwig XV. hat, aus Empfindsamkeit, oder aus anderen Ursachen, nicht zugeben wollen, daß der letzte Wunsch des sterbenden Marschalls erfüllt würde, der

darin bestand, daß man seinen Körper verbrennen möchte. Qu'il ne reste rien de moi dans le monde, sagte er, que ma memoire parmi mes amis!

Die hiesige Universität ist fast eben so berühmt, als die zu Leipzig oder zu Göttingen. Mehrere Deutsche und Engländer besuchen sie. Nur sind wenige der Straßburger Professoren als Schriftsteller in der gelehrten Welt bekannt, und man könnte sie im Vergleich mit anderen faul nennen. Vielleicht sind sie reicher; denn in Deutschland macht die Armut viele Schriftsteller.

Straßburg ist sehr bevölkert, nur sind die Straßen sehr enge, und die Bauart der Häuser ist sehr schlecht.

Der Kopfputz der hiesigen Frauenzimmer ist sehr sonderbar. Die stark verwirrten und pomadierten Haare werden auf der Mitte des Kopfes zusammen gebunden, und oben darauf ist ein kleiner Kranz befestigt. Nichts kann ungestalteter sein, als dieser Kopfputz.

Die hiesige deutsche Mundart ist sehr verdorben; auch wird in den bessern Gesellschaften immer französisch gesprochen.

Ich hoffte hier einen Brief von A. vorzufinden, aber vergebens! — Und wann werde ich von euch einen Brief erhalten, meine Lieben? Lebt Ihr noch? Seid Ihr gesund? Was macht Ihr? — Ich frage umsonst; kein mitleidiger Genius flüstert mir eine Antwort zu. Das Reisen ist wohl schön; aber die Trennung von Freunden ist bitter. — Lebt wohl, meine Freunde, bis Basel!

Zweiter Teil

Reise durch die Schweiz

Basel.

„Nehmen Sie sich in Acht, meine Herren," sagte ein Offizier in Straßburg zu uns, als wir im Begriffe waren, die Diligence zu besteigen, „der Weg ist nicht ganz sicher. Es gibt viele Räuber im Elsaß." – Wir sahen einer den andern an. „Wer keine Schätze mit sich führt, fürchtet sich nicht vor Räubern", sagte ein junger Genfer, der mit mir aus Frankfurt gereist war. „Und ich habe einen Hirschfänger und einen Hund", sagte ein neben mir sitzender junger Mensch in einer roten Weste. „Was sollten wir uns fürchten?" stimmten wir alle ein, und siehe! – wir kamen glücklich nach Basel.

Das Elsaß ist eine herrliche Provinz. Alle Städte und Dörfer, durch welche wir kamen, fand ich gut gebaut, und auf beiden Seiten des Weges breiten sich die fruchtbarsten Saatfelder aus. Die Lothringischen Berge, mit ihren Ruinen von alten Burgen und Raubschlössern, geben eine romantische Ansicht und erheitern das ermüdende Einerlei der weiten Ebenen. Diese Berge entfernen sich immer weiter und weiter, und verlieren sich endlich ganz in der blauen Ferne. Jenseits des Rheins erhebt sich der dunkle Rücken des Schwarzwaldes und begrenzt in unermeßlicher Weite den Horizont, und nahe am Wege erblickt man hie und da Dörfer und kleine Gehölze.

Die französische Post geht ungleich geschwinder als die deutsche. Der Postillion – in seiner blauen Weste mit rotem Kragen und in Stiefeln, die für einen wassersüchtigen Giganten gemacht zu sein scheinen – klatscht unaufhörlich mit der Peitsche und treibt die Pferde zum Trabe an. Alle sechs, neun oder zwölf Werste werden die Pferde gewechselt, und auf jeder Station bezahlt man das Postgeld voraus – ungefähr zwanzig Kopeken für die französische Meile. Wir fuhren um sechs Uhr des Morgens aus Straßburg und um acht Uhr des Abends waren wir nur noch drei Werst von Basel, und wir hatten

also in einem Tage 29 französische Meilen, oder 87 Werst gemacht. Hier mußten wir übernachten, weil um acht Uhr die Stadttore in Basel geschlossen werden, die niemandem und aus keinem Grunde, vor Anbruch des Tages wieder geöffnet werden.

Mit dem jungen Manne in der roten Weste bin ich schon ziemlich vertraut. Er ist der Sohn des Hofapothekers Becker aus Kopenhagen, hat in Deutschland Medizin studiert, und sich vorzüglich, unter Klaproth in Berlin, mit der Chemie beschäftigt. Darauf hat er fast ganz Deutschland, in Begleitung seines Hundes und einen Hirschfänger an der Seite, zu Fuß durchwandert, indem er seinen Koffer immer auf der Post vorausschickte. Jetzt will er die Merkwürdigkeiten der Schweiz besehen, und sich dann nach Frankreich und England begeben. Seinen Hund liebt er mit der zärtlichsten Freundschaft. Unterwegs sah er unaufhörlich nach, ob er dem Wagen folge, und da er einige Meilen vor Basel bemerkte er, daß er müde sei, und anfing zurückzubleiben, so wünschte er uns eine glückliche Reise und stieg aus, um ganz langsam mit seinem Freunde nachzukommen. Hier in Basel logieren wir zusammen in einem Gasthofe.

Und so bin ich denn schon in der Schweiz? — Im Schoße der malerischen Natur — im Lande der Unschuld und der Zufriedenheit? — Es scheint, als hätte die hiesige Luft etwas Belebendes. Ich hole leichter und freier Atem, ich trete fester auf, mein Kopf erhebt sich mehr, und mit Stolz denke ich daran, daß ich ein Mensch bin.

Basel ist die größte Stadt in der Schweiz; aber außer zwei ansehnlichen Häusern, die dem Bankier Sarasin gehören, habe ich hier weiter keine guten Gebäude gesehen, und die Straßen sind außerordentlich schlecht gepflastert. Einwohner hat Basel verhältnismäßig sehr wenig, und einige Nebengassen sind ganz mit Gras bewachsen. Der Rhein teilt die Stadt in zwei Hälften, und obschon dieser Fluß hier nicht so breit ist, als bei Mainz, so gefällt er mir doch wegen seines rascheren Laufes und seiner grünen Farbe ungleich mehr, als dort. Nur ist er ganz leer, kein Fahrzeug, nicht einmal ein Kahn, schwimmt auf seinem Rücken. Ich begreife nicht, warum die Baseler den Vorteil der Schiffahrt nicht benutzen; da sie doch einen

ziemlich wichtigen Handel mit Deutschland treiben, wohin sie Leinwand, Bänder, seidene Zeuge und andere ihrer Fabrikate schicken. In dem hiesigen Münster habe ich viele alte Denkmäler mit verschiedenen Inschriften gesehen, welche fast allzumal Geistesarmut der mittleren Jahrhunderte beurkunden. Am merkwürdigsten waren mir die Monumente des Erasmus und der Gemahlin Kaiser Rudolfs des Ersten. Der Erstere wurde zu seiner Zeit für den gelehrtesten und scharfsinnigsten Mann in Europa gehalten, wo der berühmte Kanzler Thomas Morus, selbst einer der scharfsinnigsten Männer seines Jahrhunderts, sagte, da ihn Erasmus, ohne sich zu nennen, besuchte, und über Religion und Politik mit bewundernswürdigem Verstande und seltener Beredtsamkeit sprach: Du bist Erasmus, oder — der Teufel! — Eine seiner bekanntesten Schriften ist das „Lob der Narrheit"; er spottet darin über alle Stände, vorzüglich aber über die Mönche, und schont selbst den Papst nicht. Einige Scherze haben in der Tat Salz; mehrere aber sind pöbelhaft, trocken und gezwungen, und das Buch muß, im Ganzen genommen, immer sehr langweilig für alle sein, welche die witzigen Werke eines Voltaire und Wieland gelesen haben. — Das Münster steht auf einer mit Bäumen besetzten Anhöhe, von welcher man eine herrliche Aussicht hat.

Auf der Bibliothek zeigt man mehrere seltene Handschriften und Medaillen, deren Wert die Antiquare und Numismatiker schätzen mögen; ich für meine Person lobe mir die hier befindlichen Gemälde des berühmten Holbein, der aus Basel gebürtig und ein Freund von Erasmus war. Ich habe sie mit großer Aufmerksamkeit und vielem Vergnügen betrachtet.

Wie trefflich ist nicht der Kopf Jesu im Garten zu Gethsemane! Den Verräter Judas würde ich immer und überall auf den ersten Blick erkennen, wenn er Holbeins Judas gliche! Sein vom Kreuz genommener Christus hat zwar nicht viel Göttliches, aber als sterbender Mensch ist er außerordentlich wahr und natürlich; wie man sagt, soll ihn Holbein nach einem ertrunkenen Juden gezeichnet haben. Das Leiden Christi ist auf acht Gemälden vorgestellt. — Auf dem Rathause ist ein Saal mit Malereien von Holbein al fresco. Das

Urteil der Kenner von diesem Maler geht dahin, daß seine Figuren im ganzen gut, und das Fleisch sehr natürlich, aber sein Pinsel in der Draperie sehr hart sei. An der Ringmauer der Peterskirche sieht man hinter einem Gitter den berühmten Totentanz, der zum Teil für Holbeins Arbeit gehalten wird. Der Tod führt Leute aus allen Ständen in die andere Welt, den Papst und das Freudenmädchen, den König und den Bettler, den Bösen und den Guten. So wenig ich Kenner bin, so dreist getraue ich mich doch zu behaupten, daß diese Reihe von Figuren, deren einige so gut und andere so schlecht sind, nicht das Werk eines Pinsels sind. Etwa drei oder vier Gesichter sind voll Geist und Ausdruck, und der linken Hand Holbeins – er malte alles mit der linken Hand – nicht unwürdig. Übrigens haben diese Gemälde schon viel von der Luft und der Feuchtigkeit gelitten.

Unter den übrigen Gemälden Holbeins, auf deren Besitz Basel stolz ist, befindet sich auch das Bildnis eines jungen Frauenzimmers, die zu ihrer Zeit sehr berühmt war. Der Maler hat sie als Lais vorgestellt, woraus sich denn leicht erraten läßt, worin ihr Ruhm bestand; neben ihr steht Kupido, der einen Pfeil in der Hand hält, und sich auf ihre Knie stützt. Dieses Gemälde war sonst ein Altarblatt, und das Volk verehrte es als das Bildnis unserer lieben Frauen. Auf dem schwarzen Rahmen desselben standen mit goldenen Buchstaben die Worte: verbum dei manet in aeternum!

Das Kabinett des H. Fäsch ist ein würdiger Gegenstand der Neugierde für kunstliebende Reisende. Man schätzt den Wert desselben auf 150.000 Taler. Und in der Tat gibt es wohl wenig Privatleute in Europa, die eine solche Sammlung von Gemälden besitzen, und noch weniger Reiche, die so viel Geschmack haben, als H. Fäsch. So sehr aber auch dieser Liebling des Glücks wegen des Besitzes dieser Gemälde zu beneiden ist, so beneide ich ihn doch ungleich mehr wegen der herrlichen Aussicht, die man aus den Fenstern seines Kabinettes hat. Man sieht den majestätischen Rhein, den man weit in die Ferne in seinem Laufe zwischen zwei großen Reichen mit den Augen verfolgen kann. Frankreich, die Schweiz und Deutschland vereinigen sich hier unter dem blauen Gewölbe des Himmels zu einem interessant

kontrastierenden Gemälde, und ich hätte den ganzen Tag in Beschauen und stillem Entzücken an dieser Stelle verweilen mögen. Auf dem Hofe des Fäschischen Hauses steht eine hölzerne ziemlich plump gearbeitete Statue Rudolph I. Er ist auf dem Thron sitzend vorgestellt, mit dem kaiserlichen Mantel und den übrigen Zeichen seiner Würde angetan. Er belagerte nämlich gerade die Stadt Basel, als er zum Kaiser erwählt wurde. Die Baseler öffneten ihm sogleich die Tore und er bewohnte das Haus, das jetzt H. Fäsch gehört.

Heute bei Tisch war ich Zeuge eines rührenden Auftrittes. Ganz unten am Ende der Tafel saß ein alter Ludwigsritter und eine ältliche Dame. Auf ihren Gesichtern lag tiefer Kummer und die Blässe der Kränklichkeit. Sie nahmen keinen Anteil an der allgemeinen Unterhaltung, sondern blickten sich nur dann und wann an, und trockneten ihre rotgeweinten Augen mit dem Schnupftuche. Wir alle betrachteten sie mit achtungsvollem Mitleiden, und mit Blicken einer kaum verhehlten Neugierde. Der junge Genfer, der neben mir saß, flüsterte mir leise zu: „Das ist ein vornehmer französischer Edelmann mit seiner Frau, den die jetzigen Umstände genötigt haben, sein Vaterland zu verlassen." Als man das Dessert auftrug, trat ein junger Mann mit einer jungen Dame – beide in Reisekleidern – in den Saal: „Mon père! ma mère! mon fils! ma fille!" – unter diesem Ausrufe stürzten sich der Ludwigsritter und seine Gemahlin in die Umarmungen der jungen Leute. Im Saale herrschte tiefe Stille. Alles schien versteinert. Der eine hielt ein Stück Biskuit in der Hand, das er eben zum Munde führen wollte, ein anderer hielt unbeweglich ein Weinglas, aus welchem er im Begriff war zu trinken; die eben Sprechenden verstummten und vergaßen den Mund zuzumachen, als ihre Blicke auf die Gruppe in der Mitte des Zimmers gezogen wurden. Du bist vorüber, Minute des Schweigens und der Stille; aber du hast tiefe Züge in meinem Herzen zurückgelassen, die mir immer ein teurer Beweis für die Empfindsamkeit des menschlichen Herzens sein werden – denn starrten wir nicht versteinert auf Vater und Sohn, Mutter und Tochter hin, die sich voll unaussprechlichem Entzücken umarmten? – Endlich trocknete der Ludwigsritter seine Tränen und

wandte sich zu uns: „Verzeihen Sie, meine Herren," sagte er mit zitternder Stimme, „verzeihen Sie zärtlichen Eltern den Ausbruch ihrer Freude. Wir zitterten bisher für das Leben unserer Kinder, und erblicken sie nun auf einmal gesund und wohlbehalten in unseren Armen. Wir haben Vaterland und Vermögen verloren; aber wir werden nun allen Kummer vergessen, da unsere Kinder leben." — Sie verließen Hand in Hand das Zimmer. Wir standen alle auf und folgten ihnen. Im Vorhause fanden wir ihren Bedienten, der sogleich umringt und um die Erklärung der Szene im Saale gefragt wurde. „Ich kann Ihnen nur so viel sagen," versetzte er, „daß die rebellischen Bauern meinen Herrn zu ermorden drohten und daß er genötigt war, sein Heil in der Flucht zu suchen, während sein Schloß in Rauch und Flammen aufging, ohne zu wissen, was aus seinen Kindern geworden sei, die bei seinem Bruder zu Gaste waren, und die jetzt auf seinen Brief glücklich hier angekommen sind." —

Wenn Ihr hier in Basel um Mittag fragt, welche Zeit es ist, so antwortet man euch: anderwärts ist es zwölf Uhr, nach der Baseler Uhr aber ist es eins. Die hiesigen Uhren gehen nämlich immer eine Stunde vor allen anderen Uhren voraus. Umsonst werdet Ihr die wahre Ursache dieser Sonderbarkeit zu erforschen suchen. Niemand weiß sie; doch erzählt eine alte Sage, daß eine vereitelte Verschwörung die Veranlassung dazu gegeben habe. Einige übeldenkende Männer aus Basel hatten sich nämlich untereinander verschworen, um zwölf Uhr in der Nacht alle Magistratspersonen zu ermorden. Ein Bürgermeister erfuhr dies, und gab den Befehl, daß auf dem Turme der Hauptkirche, anstatt zwölfe, eins geschlagen werden solle. Dadurch wurden die Verschwornen getäuscht, sie glaubten, daß die bestimmte Stunde schon vorüber sei, und kehrten ruhig nach Hause zurück. Zum Andenken an diesen glücklichen Bürgermeistereinfall stellten nun die Baseler ihre Uhren eine Stunde voraus. Nach einer anderen Sage hat diese Gewohnheit ihren Anfang bei Gelegenheit des Baseler Konsiliums genommen, und zwar deswegen, um die faulen Kardinäle und Bischöfe früher aus dem Bett zu bringen, und zur rechten Zeit in den

Versammlungssaal zu fördern. Wie dem auch sei, die Baseler sind nun einmal gewöhnt, sich über die Tageszeit zu täuschen, und der Pöbel schätzt diesen Selbstbetrug für ein kostbares Recht seiner Freiheit.

An allen Einwohnern Basels bemerkt man ein gewisses wichtiges Ansehen, das an finsteren Ernst grenzt, und mir gar nicht gefällt. Überhaupt haben sie in der Miene, im Gange und in Gebärden viel Charakteristisches. In Privathäusern, so wie in den Gasthöfen herrscht eine besondere Reinlichkeit, welche überhaupt alle Reisenden als eine eigentümliche Tugend der Schweizer preisen. — Nur die Frauenzimmer sind hier sehr häßlich; wenigstens habe ich nicht eine einzige gesehen, die mit Recht schön, oder nur hübsch hätte genannt werden können.

Sieben Werste von Basel ist die sogenannte Einsiedelei — ein weitläufiger Garten am Abhange eines Berges, der einem hiesigen Reichen gehört. Ich besuchte diesen Garten mit zwei jungen Berlinern, die sich hier aufhalten. Die Kunst scheint gar keinen Anteil an der Anlage dieses Gartens gehabt zu haben. Die Fußsteige sind enge, und auf die steile Spitze des Berges steigt man auf steinernen Stufen. Hier und da erblickt man grünes Gebüsch, tiefe Höhlen und zerstreute Hütten. In der Tiefe einer wilden Grotte, wo das reine vom Felsen herabstürzende Wasser sich selbst ein kleines Bassin ausgehölt hat, steht ein Denkmal Geßners, das ihm die trauernde Freundschaft errichtete. Zu spät, zu spät bin ich in die Schweiz gekommen; die Stimme des lieblichen Sängers ist verhallt, und die feuchte Erde hat die feuchte Hülle seines Geistes verschlungen, der in die Wohnungen der Guten hinübergegangen ist. — In dieser stillen Grotte, dem Heiligtume der sanften Melancholie, empfindet die Seele tiefen Kummer, der sich endlich in einen süßen Schlummer aller Leidenschaften und Gefühle auflöst. Ich würde hier die Nacht haben abbilden lassen, wie sie, nach der Beschreibung des Pausanias, den Schlaf und den Tod in ihren Armen hält. — Darauf traten wir in den unterirdischen Tempel der Proserpina, wo wir das durch den schwachen Schein einer still brennenden Lampe erleuchtete Bildnis dieser Göttin erblickten. Die außerordentliche Kälte und Feuchtigkeit

dieses Ortes nötigte uns aber, ihn sogleich wieder zu verlassen. — Wir aßen zu Mittag in dem Flecken Arlesheim, der dem Bischof von Basel gehört, und gegen Abend kehrten wir nach der Stadt zurück.

Zwei oder drei Werste von Basel, wo jetzt das Jakobshospital steht, fiel einst zwischen den Franzosen und Schweizern eine blutige Schlacht vor, in welcher die letzten fast alle auf dem Platze blieben. Hieher wallfahrten die Baseler alle Jahre im Mai, um die Heldentaten ihrer Vorfahren zu besingen, und eine Art roten Wein zu trinken, den man Schweizerblut nennt.

Auch trieb mich die Neugierde in das Haus, welches Theophrastus Paracelsus bewohnte, — dieser sonderbare Mann, dem die Arzneikunst, nach dem Geständnisse der Gelehrten, viele mineralische Arzneien verdankt, die noch bis jetzt mit Nutzen gebraucht werden, der aber durch seine ungeheuren Rodomontaden in ganz Europa als Charlatan bekannt wurde.

Stellt euch vor, daß mein neuer Bekannter B., in dessen Gesellschaft ich die Schweiz durchreisen werde, krank, totkrank — vor Liebe ist. In unserem Gasthofe wohnt auch ein junges Frauenzimmer aus Yverdon. Heute speiste sie mit uns zu Abend an der Wirtstafel. Sie saß neben B. und fing einige Male an, mit ihm zu sprechen. Das zärtliche Herz des Dänen fing Feuer an ihren brennenden Blicken. Er glühte über und über, vergaß Essen und Trinken und war nur damit beschäftigt, seine Dame gehörig zu bedienen. Gegen das Ende der Tafel überreichte er ihr sein Taschenbuch mit der Bitte, irgend etwas zur Erinnerung für ihn hineinzuschreiben. Sie nahm es, blickte ihn zärtlich an und schrieb folgendes auf französisch: „Ein Herz, wie das Ihrige, hat keine Erinnerung nötig; indem es seinen Neigungen folgt, folgt es den Vorschriften der Tugend." — Sie gab es ihm lächelnd zurück. „Madame," stammelte der entzückte B., „Madame." Man stand von Tische auf; das Frauenzimmer machte ihm eine Verbeugung, und verließ am Arme ihres Bruders das Zimmer. B. stand da, sah ihr nach und sagte endlich zu mir, da ich zu ihm trat: „Ich zweifle, daß ich morgen werde mitreisen können, denn — ich fühle mich sehr krank."

Basel, den 9. August.

Die Schöne aus Yverdon ist diesen Morgen abgereist, und der Däne B. fühlt sich wieder hergestellt. Wir haben diesen Morgen einen Fuhrmann gemietet, der uns für zwei Louisd'or in einem altmodischen zweisitzigen Wagen, vor welchen zwei feiste Pferde gespannt sind, nach Zürich bringen wird; denn in der Schweiz gibt es keine Posten. „Nun, meine Herren," ruft schon der ansehnliche Schweizerfuhrmann, „setzen Sie sich auf; Ihre Felleisen sind aufgebunden, und alles ist fertig." – Also lebt wohl, meine Freunde!

Im Wagen, unterwegs.

Schon genieße ich die Schweiz, liebe Freunde. Jedes Lüftchen, scheint es, regt in meinem Herzen das Gefühl der Freude auf. Was für Gegenden! Welche Ansichten! – Zwei Werste von Basel sprang ich aus dem Wagen, warf mich auf das blühende Ufer des Rheins, und küßte in meiner Begeisterung die Erde*). „Glückliche Schweizer!" rief ich aus, „täglich und stündlich müßt ihr dem Himmel für euer Glück danken und bei jedem Pulsschlag euer Los segnen, daß ihr in den Umarmungen der reizenden Natur, unter den wohltätigen Gesetzen eines brüderlichen Bundes, in Einfalt der Sitten lebt, und niemandem dient als Gott! Euer ganzes Leben gleicht einem angenehmen Traume, und selbst der Pfeil des Todes muß sich sanft in eure von tyrannischen Leidenschaften unbeherrschte Brust senken**). – Ja, meine Freunde, ich glaube, daß die Furcht vor dem Tode eine Folge unserer Abweichung vom Wege der Natur ist. Ich glaube und bin davon überzeugt, daß diese Furcht kein angebornes Gefühl unseres Herzens ist. Und wenn ich in diesem Augenblicke sterben müßte, so

*) Ich war damals nicht älter als vierundzwangig Jahr.

**) Der Leser erinnert sich vielleicht hiebei an die Pfeile des Apollo, welche die Sterblichen sanft töteten. Die Griechen haben uns in ihren Mythen so viele Denkmäler ihrer zarten Empfindung hinterlassen. Was kann feiner sein, als die Dichtung, die unsere Auflösung als ein Werk des ewigjugendlichen Apollo darstellt, unter welchem sich die Alten die vollkommenste Schönheit und Harmonie dachten.

würde ich mit Tränen der Liebe in den allesumfassenden Schoß der Natur sinken, mit der vollen Überzeugung, daß sie mich zu einer neuen Glückseligkeit führt, und daß die Veränderung meines Daseins eine Erhöhung der Schönheit ist, eine Verwandlung des Guten in etwas Besseres.

Immer, meine Freunde, wenn mein Geist an die ursprüngliche Einfalt der menschlichen Natur denkt, oder wenn sich mein Herz dem Eindrucke der Naturschönheiten öffnet, empfinde ich dasselbe, und der Tod hat nichts Schreckliches für mich. Die ewige Liebe müßte nicht die *ewige Liebe* sein, wenn sie nicht von irgend einer Seite alles Notwendige versüßt hätte; und von dieser genießbaren Seite müssen wir es kosten. Verzeihe mir, weise Vorsehung, wenn ich irgend einmal, gleich einem eigensinnigen Kinde, Tränen des Verdrusses weinte, und auf das Los der Menschheit schimpfte. Jetzt preise ich, im Gefühle deiner Güte, die unsichtbare Hand, die mich leitete.

Wir fahren längs dem Rhein, der mit fürchterlichem Brausen zwischen den stillen Wiesen und Weingärten dahinstürzt. Hier spielen muntere Knaben und Mädchen; sie reißen Blumen aus und werfen sich damit; dort macht ein zufriedener Landmann die Stäbe zurecht, an welchen sich die biegsamen Weinranken emporwinden sollen, während er ein lustiges Liedchen pfeift. Er blickt auf die vorüberfahrenden Reisenden und wünscht ihnen mit freundlichem Kopfnicken einen guten Tag. — Vor uns sind hohe Berge, aber die Alpen verbirgt noch der blaue Horizont. Hinter uns breitet der Jura seinen Rücken aus, und gießt seine blauen Schatten in die Täler. — — Nein, ich kann nicht länger schreiben; die Naturschönheiten, die mich umringen, locken meine Augen von dem Papiere.

Rheinfelden, ein österreichisches Städtchen.

Ich bin also jetzt in dem Gebiete unseres Alliierten. — Der Kutscher füttert seine Pferde mit Brot und ich sitze im Wirtshaus am Fenster, und blicke auf den rauschenden Rhein, der seinen Schaum fast bis zu mir heraufspritzt.

Wir saßen heute zu Mittag in einem kleinen schweizerischen Dörfchen, wo zu gleicher Zeit mit uns eine Französin ankam. Sie war in Trauer und hatte ihren neunjährigen Sohn und ein Eichhörnchen bei sich. Die Trauer, ihr blasses Gesicht und ihr betrübter Blick machten sie mir interessant. Noch stärker aber wirkte sie auf meinen weichherzigen B. „Ich hoffe, Madame," sagte er zu ihr mit einem Blick und einer Stimme, die für einen Dänen zärtlich genug waren, „ich hoffe, daß sie uns erlauben werden, mit Ihnen zusammen zu speisen." — „Wenn es Ihnen nicht zuwider ist", antwortete die Französin mit einer angenehmen Bewegung des Kopfes. — „Herr Wirt," schrie B. mit gebieterischem Tone, „Sie werden uns gewiß nicht über die Mahlzeit klagen lassen." — „Sie werden's sehen", antwortete der Schweizer etwas ärgerlich, und rückte seine Mütze. — „Die Schweizer sind gute Leute," sagte die Französin lächelnd, indem sie sich an den gedeckten Tisch setzte, „nur sind sie nicht ganz höflich." — Man brachte das Essen. B. schnitt vor, gab herum, und bediente die Dame und ihren Sohn auf alle mögliche Weise. Auch konnte er's über das Herz bringen, sie zu fragen, um wen sie traure. — „Um meinen Bruder," antwortete sie mit einem Seufzer, „er schrieb mir aus T., daß er krank sei, ich reiste sogleich mit meinem kleinen P i e r r e zu ihm, und fand ihn — im Sarge." — Sie wischte sich eine Träne aus dem Auge. — „Und wie alt war er?" fragte B. — und ich rückte verdrießlich auf meinem Stuhle hin und her. — „Er war fünf Jahre älter als ich", versetzte die Französin, und trocknete eine zweite Träne auf. — „Herr B.," fing ich an, „Sie betrüben Madame N. mit diesen traurigen Erinnerungen." — „Das habe ich nicht gewollt," antwortete er errötend, „wahrhaftig nicht!" Verzeihen Sie mir, Madame." — „Die Wunde meines Herzens," erwiderte sie, „ist noch frisch, daß sie blutet." — Der kleine Pierre warf den Löffel hin, sah seine Mutter an, und stand auf, lief zu ihr hin, küßte ihre Hände, und blickte dabei so liebevoll an ihr hinauf, und rief mit einem so zärtlichen Akzente: „Weinen Sie nicht, Mutter, weinen Sie doch nicht, liebe Mutter", daß ich nach meinem Tuche greifen

mußte. B. sprang begeistert von seinem Stuhle auf, ergriff ihre rechte Hand, mit welcher sie den Kleinen umarmt hielt, und drückte sie an seine Lippen. In diesem Augenblick trat der Wirt in die Stube. „Pah!" sagte er in einem groben Tone. „Was bedeutet das?" Ich dachte, Sie äßen." – Niemand antwortete. Die Französin machte ihre Hand los, auf welcher der Kuß des empfindsamen B. einen roten Fleck zurückgelassen hatte, und strafte ihn für seine unbescheidene Hitze mit einem strengen Blick. Ich befahl dem Wirt Kaffee zu bringen; aber er blieb wie eingewurzelt stehen und gaffte die Französin an, deren blasse Wangen glühten. Sie wies unterdessen den kleinen Peter an seinen Platz. B. setzte sich gleichfalls, und wir machten uns ans Dessert. Madame N. ward endlich wieder ruhig und erzählte uns, daß sie auf der Rückreise zu ihrem Manne sei, der, obwohl von Geburt ein Schweizer, sich doch wegen Handelsgeschäften lange in Frankreich aufgehalten hatte, und während seines Aufenthaltes in T. in sie verliebt habe. Nach seiner Verheiratung mit ihr, sei er nach K. gezogen. – „Er ist sehr glücklich, Madame," sagte ich, „eine Gattin wie Sie, zu haben; aber wahrscheinlich verdient er auch sein Glück, da Sie ihn Ihrer Liebe würdig fanden." – Jetzt meldete uns der Kutscher, daß angespannt sei. Wir bezahlten den Wirt, und nahmen Abschied von der zartfühlenden Französin. Sie erlaubte uns, ihren kleinen Pierre zu küssen, und dies gab wieder Veranlassung zu einer empfindsamen Szene. Als nämlich B. den Kleinen umarmte, sprang das mutwillige Eichhörnchen auf seinen Kopf, und faßte ihn mit den Vorderpfoten so freundschaftlich bei der Nase, daß er laut schrie. Der Französin entfuhr ein Schrei des Entsetzens und der Wirt, der an der Türe stand, fing an, aus vollem Halse zu lachen. Man machte endlich das Eichhörnchen los, und der kleine Pierre faßte es beim Schwanze und rief: „Ach du böses Eichhörnchen, warum hast du Herrn B. bei der Nase gepackt?" – Mein höflicher Freund versicherte der besorgten Madame N., daß er bloß erschrocken sei, übrigens sei ihm nichts geschehen. – „Ach! Mein Herr, ich sehe Blut, ich sehe Blut", schrie sie, und wischte ihm mit ihrem weißen Schnupftuche zwei Blutstropfen von der Nase. – „Ach!" versetzte

der bis ins innerste gerührte B., „wie soll ich Ihnen für Ihre Güte danken? Die Erinnerung darob, wird mir immer teuer sein, und selbst an Ihr Eichhörnchen werde ich mit Vergnügen denken." — Sie schenkte ihm eine Rolle englisches Pflaster, mit dem Wunsche, daß die heilende Kraft desselben die Vergehung ihres kleinen Tierchens wieder gut machen möge. Wir nahmen nun nochmals Abschied, sie gab uns ihre Adresse, und wir schrieben ihr unsere Namen auf. Der freundliche Kleine begleitete uns bis an den Wagen, und seine liebenswürdige Mutter sah uns aus dem Fenster nach. — „Adieu, Madame, adieu!" rief B. — „Adieu!" antwortete sie. — „Adieu!" schrie der kleine Pierre und nickte mit dem Kopfe. — Unterwegs sprachen wir noch lange von der liebenswürdigen Französin, die das Bild der schönen Yverdonerin in der Seele meines Freundes ziemlich in Schatten gestellt hat.

In einem Dorfe bemerkten wir auf der Durchreise einen großen Zusammenlauf. Wir ließen halten, stiegen aus und drängten uns in den Haufen. Wir sahen einen jungen Menschen, den man eben binden wollte, und der mit Tränen bat, sie möchten ihn los lassen. „Was hat er verbrochen?" fragten wir. — „Er hat zwei Taler im Gewürzladen gestohlen", antworteten mehrere Stimmen. „Bei uns ist der Diebstahl unerhört. Dieser Herumtreiber ist aus Deutschland zu uns gekommen. Er muß bestraft werden." — „Aber er weint," sagte ich, „laßt ihn los, gutmütige Schweizer!" — „Nein, nein, er muß bestraft werden, damit er in Zukunft nicht wieder stiehlt." — „So straft ihn wenigstens, brave Schweizer, wie ein Vater seine fehlenden Kinder straft", versetzte ich seufzend und ging zurück an den Wagen. Vielleicht nirgends ist das Verbrechen so selten, als in der Schweiz; am seltensten ist der Diebstahl, den man hier besonders verabscheut. Von Straßenraube und Mordtaten hört man niemals; nur Friede und Sicherheit herrschen in diesem glücklichen Lande.

Zürich.

Unter sehr angenehmen Empfindungen näherte ich mich Zürich. Die schöne Lage dieser Stadt, der heitere Himmel, die lachenden Gegenden

umher, der spiegelhelle See, mit seinen schönen Ufern hatten mein Herz zur Freude gestimmt. Hier war es, dachte ich, wo der gefühlvolle Geßner die Blumen zum Schmucke seiner Schäfer und Schäferinnen brach. Hier fühlte sich die Seele des unsterblichen Klopstock mit hohen Gedanken von der heiligen Liebe zum Vaterlande, die sich mit dem Geräusch eines wogenden Meeres in seinem Hermann ergossen. Hier sammelte Bodmer die Züge zu seinen Noachiden, und machte sich mit dem Geiste der Patriarchenzeit vertraut. Hier umarmten Wieland und Goethe, unter süßen Gesängen, die Musen, und dichteten für die Nachwelt. Hier erblickte Friedrich Stollberg in der Stunde der Begeisterung durch den Nebel von Jahrtausenden, den Sänger der Götter und Helden, den grauen Homer, mit Lorbeern umkränzt, wie er die griechische Jugend durch seine Gesänge entzückte, und entschloß sich, sie in der Sprache der Teutonen ihm nachzusingen. Und hier schwärmte endlich unser Lenz im Kummer seiner Liebe, und weihete jedes Blümchen mit einem Seufzer seiner weimarischen Göttin.

Wir kamen hier des Morgens um zehn Uhr an und stiegen im Raben ab, wo wir ein großes Zimmer bewohnen, aus welchem wir eine herrliche Aussicht haben. Vor unseren Augen breitet sich der Zürchersee aus, und fast unter unseren Fenstern stürzt sich die Limmat aus ihm, deren rauschender und schneller Strom einen angenehmen Kontrast mit seinem stillen Wasser macht. Über dem See gerade vor uns, erheben sich steile Felsenwände, und zur Seite in weiter Ferne erblickt man die Schweizer, Unterwaldner und andere Gebirge, mit ihren schneebedeckten Gipfeln – ein Schauspiel, das für mich ganz neu ist. Man hat uns das Essen gebracht. Nach Tische geh' ich – doch brauche ich wohl zu sagen, zu wem?

Um 9 Uhr des Abends.

Als ich geklingelt hatte, erschien ein hagerer, langer Mann von blasser Farbe, den ich leicht für Lavater erkannte. Er führte mich in sein Kabinett, und da er hörte, daß ich der Moskowiter sei,

der einige Briefe von ihm herausgelockt hatte, so umarmte er mich, und hieß mich willkommen in Zürich. Nachdem er einige Fragen über meine Reise an mich getan hatte, so sagte er: „Seien Sie so gut, um sechs Uhr wieder zu kommen, jetzt habe ich noch zu tun; oder bleiben Sie hier in meinen Kabinette, lesen oder durchsehen Sie, was Ihnen gefällig ist, und tun Sie, als wenn sie zu Hause wären." Darauf wies er mich an einige Folianten in seinem Bücherschranke, welche die Aufschrift hatten: „Physiognomisches Kabinett", und verließ das Zimmer. Ich stand einige Zeit nachdenkend da und setzte mich endlich hin, um die physiognomischen Zeichnungen zu besehen. Ich gestehe Euch, meine Freunde, die Art, wie mich Lavater empfing, hatte eben keinen angenehmen Eindruck auf mich gemacht. Ich hatte gehofft, daß er mich freundschaftlicher aufnehmen und bei Nennung meines Namens in frohes Staunen geraten würde. Worauf sich diese Hoffnung gründete? — Besteht nicht auf der Antwort, meine Freunde; ich könnte sie nicht ohne Erröten geben. Lächelt heimlich über die Ausrechnung der windigen, unbesonnenen Eigenliebe der Menschen, und vergesset die Schwachheit Eures Freundes. Lavater kam einigemal ins Zimmer, um ein Buch oder ein Papier zu holen, verließ es aber sogleich wieder, ohne sich mit mir ins Gespräch einzulassen. Endlich trat er mit heiterer Miene herein, nahm mich bei der Hand und führte mich — in die Gesellschaft der Züricher Gelehrten zu dem Professor **Breitinger**, wo er mich dem Wirte und den Gästen als seinen Freund vorstellte. Ein kleiner Mann mit durchdringenden Augen, dem Lavater die Hand stärker drückte, als den übrigen, zog meine Auferksamkeit auf sich. Es war **Pfenninger**, der Herausgeber des christlichen Magazins und ein Freund von Lavater. Er schien mir auf den ersten Blick viel Ähnlichkeit mit S. J. G. zu haben, und ob ich gleich, bei genauerer Betrachtung seines Gesichts, bemerkte, daß er andere Augen, eine andere Stirn und überhaupt alle Teile seines Gesichts anders habe, als G., so erhielt sich doch immer der erste Eindruck, und es war mir unmöglich, die zwischen beiden gefundene Ähnlichkeit wegzuvernünfteln. Endlich fiel ich auf die Hypothese, daß, wenn sie auch in ihrer äußerlichen Gestalt nichts

ähnliches hätten, doch die innere Struktur ihrer Muskeln gleich sein müsse!! — Ihr wisset, meine Freunde, daß ich schon in Moskau Liebhaber von physiognomischen Untersuchungen war und oft da Ähnlichkeit fand, wo andere nichts sahen; und jetzt vollends, da ich die Luft der Stadt geatmet habe, welche man mit Recht die Wiege aller neueren Physiognomik, Metoposkopie, Chiromantie, Podoskopie usw. nennen kann — jetzt nehmt Euch in Acht, mir vor die Augen zu treten! — Die ehrlichen Schweizer tranken Tee und rauchten Tabak, und Lavater erzählte ihnen von seiner Unterhaltung mit Necker. Unter anderem sagte er folgendes: „Wenn man einen vollkommenen Minister sehen will, so muß man Necker sehen. Gesicht, Stimme, Gebärde, nichts verrät sein Inneres. Eine ewige Ruhe ist sein Element. Doch ist er nicht, wie Newton und Voltaire, groß geboren; seine Größe ist erworben. Er hat alles aus sich gemacht, was möglich war." — Lavater sah ihn in dem Augenblicke, als er sich entschloß, dem Rufe des Königs und der Nationalversammlung zu folgen, und, anstatt nach seinem ruhigen Aufenthalte am Fuße des Juragebirges zu gehen, nach dem stürmischen Paris zurück zu kehren.

Zu meinem großen Leidwesen konnte ich nur sehr wenig von dem verstehen, was gesprochen wurde; denn die hiesige Mundart ist äußerst sonderbar.

Nachdem wir ungefähr eine Stunde in dieser Gesellschaft zugebracht hatten, nahm Lavater seinen Hut und wir gingen fort. Er begleitete mich bis an den Gasthof und nahm Abschied bis auf morgen.

Wahrscheinlich werdet Ihr nicht verlangen, meine Freunde, daß ich Euch den ersten Tag meiner Bekanntschaft mit Lavater, schon etwas von seinem Geist und Herzen schreibe. Ich kann Euch jetzt nichts weiter von ihm sagen, als daß er ein sehr ehrwürdiges Äußere, einen stolzen und festen Gang, ein längliches blasses Gesicht, durchdringende Augen, und eine sehr ernsthafte Miene hat. Alle seine Bewegungen sind lebhaft und rasch, und jedes Wort trägt er mit Wärme vor. In seinem Tone ist etwas Dozierendes und Diktatorisches, das ihm wahrscheinlich vom Predigen anklebt, das aber durch einen Blick der unverstellten Aufrichtigkeit und Herzenseinfalt gemildert wird. Wenn

ich mit ihm sprach, war ich immer in Verlegenheit, denn seine ungeduldigen Blicke schienen zu verstehen zu geben, ich möchte so geschwind als möglich sprechen, und dann war ich in unaufhörlicher Furcht, ich möchte ihn nicht verstehen, da ich an den Züricher Dialekt nicht gewöhnt bin.

Als ich wieder allein auf meinem Zimmer war, überfiel mich das Heimweh und, um mich ein wenig zu erheitern, setzte ich mich hin, um an Euch, geliebte, teure Freunde, zu schreiben. Um zu wissen, wie sehr man am Vaterlande hängt, muß man es verlassen, und um die ganze Liebe gegen Freunde kennen zu lernen, muß man sich von ihnen trennen!

Welch angenehme und sanfte Melodie dringt in meine Ohren! Ich höre Gesang, er schwebt aus den Fenstern des benachbarten Hauses zu mir herüber. Die Stimme eines Jünglings singt folgendes Lied:

„Mein Vaterland! Ich liebe dich mit heißer Liebe; meines Blutes letzten Tropfen bin ich bereit, für dich zu verspritzen; ich stürbe als dein treuster Sohn!"

„Mein Vaterland! In dir find ich alles, woran der Mensch in Unschuld sich vergnügen kann. Die Natur ist in dir lieblich, deine Luft ist rein und heilsam, und deine Fluren sind gesegnet!"

„Mein Vaterland! Ich liebe dich mit heißer Liebe; meines Blutes letzten Tropfen bin ich bereit, für dich zu verspritzen; ich stürbe als dein treuster Sohn!"

„Wir leben hier in brüderlichem Bunde; wir lieben einer den andern, wir fürchten nichts, und schätzen nur den Guten und Weisen. Wir kennen nicht die Verschwendung, die Freie in Sklaven und Tyrannen verwandelt. Was brauchen wir den Glanz der Kunst, da hier die Natur in ihrer ganzen Schönheit glänzet, da wir Segen und Entzücken aus ihrer Brust trinken?"

„Mein Vaterland! Ich liebe dich mit heißer Liebe; meines Blutes letzten Tropfen bin ich bereit für dich zu verspritzen; ich stürbe als dein treuster Sohn!"

Die Stimme schweigt. Die Stille der Nacht herrscht rund umher. Lebt wohl, meine Freunde!

Den 11. August.

Als ich heute vormittags zu Lavater kam, fand ich bei ihm im Kabinett die Gemahlin des regierenden Grafen Stollberg, welche mit Lesen eines Manuskripts beschäftigt war, während der Wirt in seinem bunten Schlafrocke mit Briefschreiben beschäftigt war. Nach einer halben Stunde füllte sich das Zimmer mit Gästen, denn jeder Fremde, der durch Zürich reist, hält es für seine Schuldigkeit, Lavater zu besuchen. Diese Besuche könnten einem andern beschwerlich fallen; aber Lavater sagte mir darüber, daß er sehr gerne Fremde sähe, und daß er von ihnen manches Neue lerne. Er führte uns zu seiner Gattin, wo wir uns ungefähr eine halbe Stunde über die französische Revolution unterhielten, und dann aus einander gingen. Nach Tische ging ich wieder zu ihm und fand ihn wieder beschäftigt; überdies kamen alle Augenblicke Leute, die ihn um Rat fragten, oder um Almosen baten. Er antwortete jedem freundlich, und gab nach seinem Vermögen. Ich wurde mit dem Maler Lips bekannt, der bei ihm im Hause wohnt, und unlängst aus Italien zurückgekommen ist. Auch kam Pfenninger, den Lips zu malen anfing, und mit dem ich bis gegen Abend plauderte. Lavater ging um vier Uhr aus, und kam nicht wieder nach Hause.

Zürich ist keine schöne Stadt, und außer dem Rathause und einigen anderen öffentlichen Gebäuden, habe ich keine vorzüglich guten und ansehnlichen Häuser bemerkt. Viele Straßen oder Nebengassen sind nicht viel über einen Faden breit. In dem hiesigen Arsenale zeigt man die Armbrust, mit welcher Wilhelm Tell den Apfel vom Haupte seines Sohnes schoß, und den Landvogt Geßler tötete — welches das Zeichen zum allgemeinen Aufstande war.

In der Stadtbibliothek verwahrt man, unter anderen Handschriften, auch drei lateinische Briefe der sechzehnjährigen Anna Grey an den Reformator Bullinger, die sie mit eigener Hand geschrieben hat. Sie enthalten Gefühle einer schönen Seele, und manche aus dem griechischen und hebräischen übersetzte Stellen beweisen, daß sie diese Sprachen verstanden hat. Eine solche Gelehrsamkeit eines sechzehnjährigen Mädchens würde auch jetzt noch Bewunderung er-

regen; was mußte sie nicht zu jener Zeit für Aufsehen machen? — Unglückliche Grey! Du warst die Zierde deines Zeitalters, und mußtest dein blühendes Leben auf eine so traurige Weise endigen! Der Thron war dein Grab!

Den 12. August.

Heute früh schickte Lavater zu mir und ließ mich einladen, mit ihm und einigen Freunden aufs Land zu dem Prediger T. zu gehen. Diese Reise ermüdete mich aufs äußerste. Der Weg war sehr steinig, und ging über einen hohen, steilen, Berg. Einige von meinen Reisegefährten zogen die Röcke aus, um es sich leichter zu machen. Auf der Spitze des Berges ruhten wir aus, und ergötzten uns an der herrlichen Aussicht, die uns für alle Beschwerlichkeiten des Weges schadlos hielt. „Ist es ein Wunder," sagte Herr Heß zu mir, indem er auf den hellen See, die Gebirge und die fruchtbaren Täler zeigte, „ist es ein Wunder, daß der Schweizer so sehr am Vaterlande hängt? Welche Schönheiten umgeben uns!" — In einem schmalen Tale, sieben Werste von Zürich, liegt zwischen Gebirgen das kleine Dorf, welches das Ziel unserer Reise war. Der gutmütige Prediger nahm uns mit allen Zeichen der herzlichsten Freundschaft auf. Er kam uns mit seiner Frau und seinen beiden Töchtern entgegen, die jedem Maler zum Modell der Schönheit dienen könnten. Ihr Anblick erinnerte mich an eine Stelle Thomsons:

„Ähnlich der Myrthe, die in einem Tale der Apenninen, unter dem Dache der Felsen, fern vom Auge der Menschen, emporschießt, und ihre balsamischen Gerüche durch die Wildnis verbreitet, blüht in der Einsamkeit die süße Lavinia."

Reizende Schwestern! Schon wollte ich versuchen, mit einem glücklichen Zuge meiner Feder eure Schönheit zu preisen, die ganz und allein das Werk der Natur ist; ich hatte im Sinne, die Röte, und Weiße eurer Wangen mit dem reinen Schnee der hohen Gebirge zu vergleichen, den die aufgehende Sonne mit Rosen bestreut, ich wollte euer Lächeln das Lächeln des Frühlings, und eure Augen Sterne

nennen — wenn nicht die Erinnerung an die Bescheidenheit eurer Blicke mir den Mut, euch zu loben, geraubt hätte!

Nie habe ich zwei Schwestern gesehen, die so viel Ähnlichkeit gehabt hätten, als die zwei Schönheiten. Es scheint, die Grazien hätten sie zu einer Zeit und nach einem Modelle gebildet. Gleicher Wuchs! gleiche Gesichtsbildung! Beide haben schwarze Augen und blonde Haare, die um die Schultern fliegen*).

„Ich bringe Ihnen einen Russen," sagte Lavater, „der Ihre Anverwandten in Rußland kennt." — Die Wirtin tat nun verschiedene Fragen an mich und die Töchter hörten aufmerksam unserem Gespräche zu, während sie den Tee besorgten. Ich gestehe, daß ich eine Tasse mehr als gewöhnlich trank, und daß ich vielleicht noch zehne getrunken hätte, wenn diese schönen Mädchen nicht aufgehört hätten, mit zu nötigen. Während dem fielen meine Augen auf einen großen Bücherschrank, der fast alle alten und neueren Dichter enthielt. „Sie lieben wahrscheinlich die Dichtkunst?" fragte ich den Wirt. „Wie sollte sie der nicht lieben," antwortete er, „der in einem so romantischen Lande geboren ist?" — Nach dem Tee gingen wir in den Garten. Von allen Seiten umgaben uns wilde Gebirgsansichten, die unseren Blicken ein kurzes Ziel setzten. Wenn mir irgend einmal die Welt zum Ekel wird, wenn mein Herz einmal den Freuden der Gesellschaft abstirbt, wenn ich kein mitempfindendes Herz mehr finde; dann verberge ich mich in diese Wildnis, die von der Natur selbst mit hohen Wänden umgeben ist, die dem Laster unersteiglich sind. Hier kann man alles — alles, vergessen, außer — Gott und die Natur! Als wir wieder ins Zimmer traten, fanden wir das Essen auf dem Tische. Wir setzten uns an die gut besetzte Tafel, und plauderten, scherzten und lachten. Lavater, der neben mir saß, klopfte mich auf die Schulter, und sagte: „Hätte ich doch wohl vor zwei oder drei Tagen geglaubt, daß ich mit meinem moskowitischen Freunde zu Mittag essen würde?" — Nach Tische setzten wir uns zum Spiel — nur nicht zum Kartenspiel, meine Freunde! — Wir setzten uns rund um

*) Eine von ihnen ist schon nicht mehr! — Auch die reine Luft der Schweizergebirge konnte sie nicht vor einem frühzeitigen Tode schützen.

einen Tisch, und jeder nahm ein Blatt Papier, worauf er ein Frage schrieb, die ihm gerade einfiel. Dann wurden die Papiere gemischt und wieder ausgeteilt, und jeder mußte nun die erhaltene Frage beantworten und eine neue aufschreiben. Auf diese Weise dauerte das Spiel fort, bis das Blatt voll war, und alsdann wurde alles laut vorgelesen. Einige Antworten waren ziemlich passend, und die von Lavater unterschieden sich von den übrigen, wie der Mond von den Sternen. Die Antworten der reizenden Schwestern zeichneten sich durch Einfalt und Richtigkeit aus. Zum Beispiele will ich Euch einige Fragen und Antworten hersetzen. Frage: „Wer ist der echte Wohltäter?" Antwort: „Derjenige, der in der gegenwärtigen Not hilft." — Diese Antwort enthält bei aller Einfalt eine treffende Wahrheit. Gib einem das, was er gerade jetzt braucht; unterhalte den nicht mit schönen Worten, der vor Hunger stirbt, sondern gib ihm ein Stück Brot. Was hilft demjenigen der Rubel, der in Gefahr zu ersaufen ist? Ziehe ihn aus dem Wasser. — Die Frage: „Ist das Leben eines gewissen Menschen zur Vollendung einer gewissen Sache durchaus nötig?" Wurde folgendermaßen beantwortet: „Es ist nötig, wenn er am Leben bleibt, es war unnötig, wenn er stirbt;" und auf die Frage: „Was ist das Beste an dem Orte, wo wir uns befinden?" erfolgte die Antwort: „Die Menschen." Darauf wurden verschiedene Wörter ohne Zusammenhang gegeben, und jeder mußte etwas Zusammenhängendes daraus zusammensetzen, wobei es denn viel zu lachen gab.

Ich wünschte, daß wir diese Art des Zeitvertreibes von den Deutschen annähmen; der Verstand wird dadurch geübt und in freundschaftlichen Gesellschaften kann nichts angenehmer und unterhaltender sein*).

Endlich dankten wir dem Wirte für seine freundliche Aufnahme und machten uns auf den Rückweg nach Zürich. Der liebe Prediger mit seinen zwei Oreaden begleitet uns. Die armen Mädchen wurden sehr bald müde, und doch konnte ich kaum die eine erbitten, meinen Stock zu nehmen. Auf dem Gipfel des Berges trennten wir uns.

*) Mein Wunsch ist schon erfüllt. Einige unserer Damen finden viel Geschmack an diesen Spielen.

Als wir in die Stadt kamen, war es schon fast Nacht. Ich nahm auf zwei Tage von Lavater Abschied; denn morgen will ich mit meinem Freunde B. eine Fußreise nach Schaffhausen machen, das fünf Meilen von Zürich entfernt ist.

Eglisau, den 14. August 1789.

Gestern um acht Uhr des Morgens machten wir uns auf den Weg. Anfangs schritt ich ziemlich rasch einher; aber bald fingen meine Kräfte an nachzulassen — der Tag war ungewöhnlich heiß — und nachdem wir ungefähr zwei Meilen gewandert waren, sank ich, zum großen Verdrusse meines Reisegefährten, der gern so bald als möglich am Rheinfalle gewesen wäre, ins Gras am Wege. Wir ließen uns aus dem nahen Wirtshause Wein und Wasser bringen, wodurch ich denn wieder ziemlich erfrischt wurde. Nach einer Stunde Ruhe machten wir uns wieder auf den Weg. Doch mußte ich noch einigemal ausruhen, ehe wir Schaffhausen erreichten. Um sieben Uhr des Abends hörten wir endlich das Geräusch des fallenden Rheins. Wir verdoppelten nun unsere Schritte und kamen bald an den Rand des hohen Ufers, von wo wir den Rheinfall erblickten. Vielleicht glaubt Ihr, meine Freunde, daß wir bei diesem Anblick schrien, lärmten und in Begeisterung gerieten? Das schien aber nicht der Fall! Wir standen ganz still und ruhig da, und ungefähr fünf Minuten lang sprach keiner von uns ein Wort. Ja, es hatte das Ansehen, als scheuten wir uns einer dem anderen ins Gesicht zu sehen. Endlich vermochte ich's über mich, meinen Reisegefährten zu fragen, was er von dieser Erscheinung denke? — „Ich denke," antwortete B., „daß die Reisebeschreiber ein wenig übertrieben haben." „Wir haben einerlei Gedanken", sagte ich; „es ist wahr, es lohnt sich wohl der Mühe zu sehen, wie der Fluß schäumend und rauschend von den Felsen herabstürzt; aber wo ist jener donnernde, fürchterliche Wassersturz, der die Seele mit Furcht und Entsetzen füllt?" — So sprachen wir einer zum andern, und aus Furcht, man möchte in Schaffhausen die Tore schließen, verschoben wir die genauere Betrachtung des Rheinfalles bis auf den anderen Tag.

Mit Mühe schleppte ich mich vollends bis zur Stadt. Wir gingen gerade in den Gasthof „Zur Krone", wo die Reisenden gewöhnlich abtreten, und wo man uns, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß wir zu Fuße kamen, und von oben bis unten mit Staub bedeckt waren, sehr höflich aufnahm. Dieses Wirtshaus wird für eines der besten in der Schweiz gehalten, und besteht schon seit länger als zweihundert Jahren. Montague erwähnt es schon in seiner Reisebeschreibung mit großem Lob, und Montague war 1581 in Schaffhausen. Nach einem guten Abendessen warf ich mich ins Bett und schlief sogleich fest ein.

Heute morgen besuchte ich den Kandidat Müller, Verfasser der philosophischen Aufsätze, und den reichen Kaufmann Haupt, an welchen ich einen Empfehlungsbrief von Lavater hatte. Beide nahmen mich sehr freundlich auf; konnten sich aber nicht genug verwundern, daß der Rheinfall so wenig auf mich gewirkt habe; doch hörten sie auf, sich zu wundern, als sie hörten, daß wir ihn nur von der Züricher Seite und von oben herab gesehen hatten. Sie versicherten mich, daß ich meine Meinung gewiß ändern würde, wenn ich ihn von der anderen Seite und in der Nähe betrachtete.

Nach Tisch fuhren wir an den Rheinfall, der ungefähr zwei Werste von Schaffhausen entfernt ist. Wir stiegen den Berg hinab, und setzten uns in den Kahn. Die Bewegung des Wassers war äußerst heftig, der Kahn schaukelte hin und her, und je mehr wir uns dem anderen Ufer näherten, desto fürchterlicher tobten die Wellen. Ein einziger Windstoß hätte uns unausbleiblich in den kochenden Schaum begraben. Am entgegengesetzten hohen und steilen Ufer klimmten wir nur mit Mühe empor. Darauf stiegen wir wieder etwas tiefer, und traten nun auf eine Galerie, die gleichsam mitten im Wasserfalle selbst errichtet ist. Jetzt, meine Freunde, denkt Euch einen mächtigen Fluß, der in seinem Laufe alle Hindernisse, die ihm ungeheure Felsenstücke in Weg legen, überwindet, mit entsetzlichem Toben dahinbraust und endlich auf die Höhe eines Felsens hinaufgetrieben wird, an dessen steiler Wand sein Bett auf einmal unterbrochen wird. Mit unbeschreiblichem Geräusch und Brausen stürzt er

sich hinab, und verwandelt sich in seinem Falle in weißen siedenden Schaum. Die feinen Wasserteilchen, die von den immer anders gestalteten, mit unbeschreiblicher Schnelligkeit dahinrollenden, Wassermassen emporsteigen, verursachen einen beständigen Staubregen. Die Bretter, auf welchen wir standen, wankten unaufhörlich, und die herumspritzenden Wasserteilchen benetzten uns über und über. Ich stand schweigend da, in Sehen und Hören verloren. Denn die verschiedenen Töne der stürzenden Wogen machen ein lärmendes Konzert, welches die Seele betäubt. Hier wirft der Maler seinen Pinsel weg, und der Dichter findet keine Worte, das fürchterlich große Schauspiel zu beschreiben. Ich war im Begriff, auf die Knie zu sinken und den Rhein um Verzeihung zu bitten, daß ich gestern so gleichgültig von seinem Falle gesprochen hatte. Wir blieben über eine Stunde auf der Galerie, die mir wie eine Minute verfloß. Als wir über den Rhein zurückfuhren, sahen wir unzählige Regenbogen, welche die auf den Staubregen fallenden Sonnenstrahlen verursachten. Ein prächtiges Schauspiel.

Nach den starken Bewegungen, die meine Seele erschüttert hatten, war mir Erholung nötig. Ich setzte mich also auf das Züricher Ufer, und blickte ruhig auf den Rheinfall und auf die Gegend umher. Die Felsenwand, über welche der Rhein hinabstürzt, ist fünfundsiebzig Fuß hoch. In der Mitte des Falles erheben sich zwei Felsen, deren einer trotz der Stärke der ihn umdonnernden Wellen, unerschüttert dasteht — gleich dem großen Manne, der, ungebeugt vom Unglück, alle Streiche des erbitterten Schicksals mit standhafter Seele aushält — der andere aber hält sich kaum in seiner Lage und scheint der Gewalt des Wassers bald weichen zu wollen. Auf dem entgegengesetzten steilen Ufer des Rheins machen das alte Schloß Laufen, einige Kirchen, Hütten, Weinberge und Dörfer eine sehr angenehme Landschaft.

Wir entschlossen uns nun, die Mietkalesche zurückzuschicken, und ein Boot zu mieten, auf welchem wir den Rhein hinabfahren könnten. Einigemal blickte ich zurück auf den Rheinfall. Er verschwand endlich, aber sein Brausen hallte noch lange in meinen Ohren wieder. Der

Schiffer hielt es für nötig, uns zu erzählen, daß es in Amerika einen ähnlichen Wasserfall gäbe; nur konnte er ihn nicht nennen. Wir merkten, daß er vom Niagara sprach.

Eglisau.

Auf den brausenden Wellen des Stroms schwamm unser Kahn zwischen den fruchtbaren Ufern dahin. Der Tag neigte sich. Ich war so zufrieden, so heiter! Das Schaukeln des Kahns hatte mein Blut in eine angenehme Wallung gebracht. Die Sonne strahlte majestätisch hinter dem Gitter der belaubten Bäume, die hie und da das hohe Ufer bekränzen. Das heiße Gold ihrer Strahlen mischte sich schön mit dem reinen Silber des Flusses. Einsame Winzerhäuschen erhoben sich stolz zwischen Weingärten, welche den ganzen Reichtum friedlicher, in Einfalt der Natur lebender, Familien ausmachen. – Ach! Meine Freunde, warum waret Ihr nicht bei mir?

In Eglisau, einem Städtchen auf der Hälfte des Weges zwischen Schaffhausen und Zürich, stiegen wir ans Land, und obgleich die Sonne schon untergeht, so sind wir doch nicht gesonnen, hier zu bleiben. Nachdem ich einige Tassen Kaffee getrunken habe, fühl' ich mich so munter, daß ich zehn Meilen marschieren wollte, und mein Reisegefährte, der, mit seinem Hunde und seinem Hirschfänger, ganz Deutschland durchwandert ist, kennt die Müdigkeit gar nicht.

Immer wandert er voraus, und von Zeit zu Zeit blickt er zurück, um über meine Schwächlichkeit zu lachen. Wir haben noch etwas über zwei Meilen bis nach Zürich. Morgen ist Sonntag und Lavater predigt. Deswegen eilen wir dahin zu kommen. B. bringt mir Hut und Stock. Lebt also wohl.

Im Wirtshause eines Dorfs.

Kaum hatten wir Eglisau im Rücken, als die Sonne unterging. Graue Wolken bedeckten den Himmel, von Minute zu Minute ward es dunkler, und bald brach die völlige Nacht herein. Der Weg führte

durch einen Wald, in welchem rund umher eine wahre Totenstille herrschte. Wir blieben stehen, und horchten — aber es bewegte sich auch nicht ein Blättchen. Ich rief laut: „S y l v a n! S y l v a n!" Das Echo wiederholte diesen Namen, und alles ward wieder still. Mir schien es, als nahte ich mich dem Heiligtume des einsamen Gottes der Wälder, und als sähe ich ihn von weitem mit einem Zypressenzweige. Mein Herz empfand zu gleicher Zeit Furcht und ein stilles Vergnügen, das sich nicht beschreiben läßt. Auf diese Weise wanderten wir über zwei Stunden, ohne daß uns ein Mensch begegnete. Auf einmal erhob sich ein heftiger und kalter Wind und B. selbst gestand, er wünsche, wir möchten bald an ein Dorf, oder an ein Wirtshaus kommen, wo wir übernachten könnten. Ich stimmte herzlich in diesen Wunsch ein, da mich mein leichtes Sommerkleid nur wenig gegen den kalten Wind schützte. Endlich gelangten wir in ein kleines Dörfchen, wo schon alles schlief; nur in einem einzigen Hause sahen wir Licht, und dies war das Wirtshaus. Der Wirt schien uns mit Verwunderung anzublicken; er schüttelte mit dem Kopfe und sagte: „Wie können solche Herren in der dunklen Nacht zu Fuße herumwandern?" — Er führte uns in eine große Stube, in welcher nichts, als fünf oder sechs große Tische und einige hölzerne Stühle zu sehen waren. Vor allen Dingen bestellten wir das Abendessen. „Sogleich soll alles fertig sein", sagte der Wirt, und setzte Käse, Butter, Brot und eine Flasche sauren Wein auf den Tisch. — „Ist das alles?" fragten wir. — „Ich habe weiter nichts", war die Antwort. — Was war zu machen? — Mit Achselzucken fingen wir an zu essen. Darauf führte uns der Wirt ins Schlafzimmer, das heißt, in eine kleine Kammer auf dem Boden, wo wir ein ziemlich hartes und unreinliches Bett fanden. Doch machte die Ermüdung, daß wir auch damit vorlieb nahmen. Nach ungefähr zwei Stunden erwachte ich wieder, nahm das Licht und ging hinunter in die Gaststube, um an Euch zu schreiben. Mein Reisegefährte schläft unterdessen ganz ruhig; — doch jetzt ist es Zeit, ihn aufzuwecken. Der Kaffee wartet.

Der Wind hat sich gelegt; der Himmel ist heiter, und der Tag wird bald anbrechen. Wir können uns wieder auf den Weg machen.

Um halb neun Uhr kamen wir nach Zürich, als gerade die Leute aus der Kirche kamen, und so hatten wir es diesmal versäumt, Lavater predigen zu hören. Alle Leute, die uns in den Straßen begegneten, waren feiertagsmäßig gekleidet. Die Männer trugen fast alle schwarze Röcke und die Frauenzimmer hatten lange schwarze Kleider aus Wollenzeug an. Auf dem Kopfe trugen sie Hauben oder Schleier. Die Feierkleider der Zürcher Ratsherren bestehen aus schwarzen Tuchröcken, über denen sie einen Mantel von gleicher Farbe tragen. Um den Hals haben sie einen sehr großen weißen krausen Kragen. In diesem Aufzuge erscheinen sie gewöhnlich auf dem Rathause und in der Kirche.

Heute nach Tisch empfing mich Lavater sehr freundlich und unterhielt mich sehr angenehm. Er wünscht, ich möge eine Auswahl seiner Werke im Russischen herausgeben. „Wenn Sie nach Moskwa zurückgekehrt sind," sagte er, „so werde ich Ihnen das Manuskript durch die Post übermachen. Sie können Subskription sammeln, und dabei das Publikum versichern, daß in dieser Auswahl auch nicht ein einziges Wort sein werde, das nicht reiflich überdacht wäre." — Was meint Ihr zu diesem Vorschlage, meine Freunde! Werden sich wohl Leser zu einem solchen Buche bei uns finden? Ich glaube nur wenig. Doch habe ich Lavaters Vorschlag angenommen und wir haben uns die Hand darauf gegeben. — Von ihm weg ging ich auf den öffentlichen Spazierplatz vor der Stadt. Dies ist eine große mit Alleen von alten ehrwürdigen Linden umgebene Wiese, an den Ufern der Limmat. Ich fand sehr viele Menschen da, die mich alle als einen Bekannten begrüßten. Das ist in Zürich Gewohnheit. Jeder, dem man auf der Straße begegnet, zieht den Hut ab. Höflichkeit ist eine gute Sache; aber die Hand ermüdet hier endlich vom vielen Grüßen; und ich beschloß deswegen in der Stadt immer mit entblößtem Haupte zu gehen. Um neun Uhr fand ich mich wieder bei Lavater ein, wo ich auch zum Abendessen blieb. Die Tischgesellschaft bestand aus einigen Freunden und der ganzen Lavaterischen Familie, außer seinem Sohne, der jetzt in London ist. Die ältere Tochter sieht nicht wohl aus; aber

die jüngere ist sehr hübsch und sehr lebhaft. Die erstere ist schon über zwanzig und die andere nicht viel über zwölf Jahre. Unser Wirt war lustig und gesprächig und scherzte sehr heiter. Unter anderem kam das Gespräch auf einen seiner bekannten Feinde — ich betrachtete ihn in diesem Augenblick mit der größten Aufmerksamkeit — aber er schwieg und in seiner Miene war nicht die geringste Veränderung zu spüren. Und kann man wohl mit Recht verlangen, daß er diejenigen lobe, die ihn so hart schelten? Ist es nicht genug, daß er nicht Gleiches mit Gleichem vergilt? — Pfenninger sagte mir, daß Lavater sichs seit langem zum Gesetz gemacht habe, nichts zu lesen, das einem Urteile über ihn ähnlich sieht. Auf die Art kommt also weder Lob noch Tadel zu seinen Ohren. Ich halte dies für ein Zeichen von seltener Geistesstärke, und der Mann, der immer nach seiner Überzeugung handelt, ohne sich darum zu bekümmern, was andere von ihm denken, ist in meinen Augen ein großer Mann.

Heute Morgen habe ich bei dem Vater der Demoiselle T., die Ihr kennt, Kaffee getrunken, und bei dieser Gelegenheit seine ganze ziemlich zahlreiche Familie kennen gelernt. Ich wundere mich, wie Leute, deren Umstände, so viel ich höre und sehe, gar nicht schlecht sind, ihr Kind in ein so fernes Land haben fortlassen können, da zumal die Schweizer ihr Vaterland so außerordentlich lieben, daß sie es für das größte Unglück halten, es auf lange Zeit verlassen zu müssen.

Ich ging mit Herrn T., die Zürcher Miliz exerzieren zu sehen. Fast alle Einwohner Zürichs waren Zuschauer bei diesem für sie so seltenen Schauspiele. Mir begegnete dabei ein verdrießlicher Vorfall. Professor Breitinger, den ich nach meiner Zurückkunft von Schaffhausen noch nicht gesehen hatte, begegnete mir im Gedränge, als das Manöver vorbei war, und fragte mich nach den ersten Komplimenten: wie mir das, was ich gesehen habe, gefalle? — Ich meinte, er spräche vom Rheinfalle, und meine Einbildungskraft stellte mir sogleich dies Schauspiel in seiner ganzen Pracht vor: „Die Erde zitterte unter mir, um mich her brauste es fürchterlich", und in dieser Extase sagte ich mit Wärme: „Ach! Wer vermag diese majestätische

Erscheinung zu beschreiben? — Man kann nur sehen und staunen!" — „Das waren unsere Volontaire", antwortete er mit einer Verbeugung und verließ mich. — Ich merkte nun wohl, daß er nicht vom Rheinfall, sondern vom Manöver der Zürcher Truppen gesprochen hatte. — Was mag er wohl zu meiner Antwort gedacht haben? — Ich ärgerte mich, die Wahrheit zu gestehen, über ihn und über mich, und wollte ihm schon nachlaufen, um ihn aus einem Irrtume zu reißen, der meine Eigenliebe so empfindlich kränkte; aber er war mir schon aus dem Gesichte gekommen.

Ich bewundere Lavater von Tag zu Tag mehr, meine Freunde. Er hat keine freie Stunde, und die Türe seines Kabinetts ist niemals zu. Auf die Bettler folgen die Betrübten, die Trost suchen, oder Reisende, die zwar nichts verlangen, aber wenigstens Abhaltung verursachen. Überdies besucht er die Kranken nicht allein seiner, sondern auch anderer Gemeinden. Heute gegen Abend, nachdem er verschiedene Briefe abgefertigt hatte, nahm er seinen Hut und bat mich, mit zu kommen. „Ich will doch sehen, wohin er geht", dachte ich, und folgte ihm. Wir gingen aus einer Straße in die andere und endlich gar zum Tore hinaus. Wir kamen in ein kleines Dorf, wo wir in ein Bauernhaus traten. „Lebt Anna noch?" fragte Lavater ein altes Weib, die uns entgegen kam. „Kaum holt sie noch Atem", antwortete sie mit tränenden Augen und öffnete uns die Stubentür, wo ich ein altes ausgetrocknetes Weib mit bleichem Gesicht im Bette liegen sah. Zwei Knaben und zwei Mädchen standen um das Bett herum und weinten; sobald sie aber Lavater erblickten, liefen sie ihm entgegen und küßten seine Hände. Er näherte sich der Kranken und fragte sie mit freundlicher Stimme: wie sie sich befände? — „Ich sterbe, ich sterbe", antwortete die Alte, und vermochte nichts weiter hervorzubringen. Sie hatte die Augen auf ihre Brust geheftet, die sich auf eine gräßliche Weise hob. Lavater setzte sich nun zu ihr, faßte sie bei der Hand und fing an, sie zum Tode zu bereiten. „Deine Stunde ist gekommen," sagte er, „und der Heiland erwartet dich. Fürchte dich nicht vor dem Grabe; nicht du, sondern dein hinfälliger Körper wird in dasselbe

gesenkt. In demselben Augenblick, wo sich deine Augen auf immer für dasjenige Leben schließen, leuchtet dir die Morgenröte eines ewigen und besseren Lebens. Danke Gott, du hast ein hohes Alter erreicht, hast deine Kinder und Enkel in Rechtschaffenheit und Tugend aufwachsen sehen. Immer werden sie dein Andenken segnen, und dich einst mit heiterem Gesichte in den Wohnungen der Seligen umarmen. Dort, dort machen wir alle nur eine einzige glückliche Familie aus." — Diese letzten Worte sagte er mit gebrochener Stimme, und trocknete sich die Augen. Darauf verlas er ein Gebet, segnete die Sterbende ein, und nahm von ihr Abschied. Die Kinder küßte er, und sagte ihnen, sie möchten nicht weinen. Beim Weggehen gab er ihnen noch etwas Geld. Mir war das Herz sehr schwer. Kaum konnte ich noch in der heiteren Abendluft frei atmen.

„Woher nehmen Sie so viel Stärke und so viel Geduld?" fragte ich Lavater in der Verwunderung über seine Tätigkeit. — „Mein lieber Freund," antwortete er lächelnd, „der Mensch kann viel tun, wenn er will, und je mehr er wirkt, desto mehr Kraft und Lust zum Wirken findet er in sich."

Ihr dürft nicht glauben, meine Freunde, daß Lavater, der den Armen so viel Gutes tut, etwa sehr reich ist. Nein, sein Einkommen ist nur gering. Aber durch den Verkauf seiner gedruckten oder handschriftlichen Werke erhält er eine beträchtliche Summe zur Unterstützung ärmerer Brüder. Ich habe selbst zwei Manuskripte von ihm gekauft. Das eine heißt: „Hundert geheime physiognomische Regeln" mit dem Motto: „Spotte des Elends nicht und der Mittel das Elend zu lindern"; und das andere hat den Titel: „Denkmal für liebe Reisende*).

Für dieses letztere nahm er das Geld nicht selbst von mir, sondern trug mir auf, es einem armen Franzosen abzugeben, der ihn um Almosen gebeten hatte.

*) Lavater hat in seinen gedruckten physiognomischen Werken die Züge des menschlichen Gesichts, die etwas Schlechtes anzeigen, nicht bestimmt, in dem handschriftlichen Aufsatze aber spricht er freier. — Das „Denkmal für Reisende" ist, nach meinem Geschmacke, eine seiner besten Schriften. Es ist abgedruckt in der „Handbibliothek für Freunde".

Herr T. hat mich auf morgen zu einer Spazierfahrt auf dem Zürchersee eingeladen, wovon ich mir viel Vergnügen verspreche.

Ich habe heute mit einem sehr liebenswürdigen Manne Bekanntschaft gemacht. Dies ist der Archidiakonus Tobler, den ich schon aus seinen Schriften und vorzüglich durch seine Übersetzung der Thomsonschen Jahreszeiten kannte, deren Herausgabe sein Freund, der verstorbene Geßner, besorgt hat. Er kam heute früh mit Herrn T. zu mir, und die Einfachheit und Geradheit seines Umgangs entzückte mich. Mit ihm, Herrn T. und seinen beiden Töchtern habe ich heute eine Lustfahrt auf dem See gemacht. Unmöglich hätten wir einen schöneren Tag auswählen können. Auch nicht eine Wolke war am Himmel zu sehen, und die Oberfläche des Wassers glich einem Spiegel. Beide Ufer des Sees sind mit artig gebauten Dörfern, mit Landhäusern reicher Zürcher und einer ununterbrochenen Reihe Weingärten bekränzt. Heute ist es gerade vierzig Jahre, wie uns Herr Tobler erzählt hat, daß der unsterbliche Klopstock mit seinen jungen Freunden und den liebenswürdigsten der Zürcher Mädchen auf dem See spazieren fuhr. „Es ist mir, als sehe ich ihn noch jetzt in seinem roten Kleide," sagte H. Tobler, „Demoiselle Schinz gefiel ihm an diesem Tage vorzüglich, und Werdmüller formte aus ihrem Handschuhe eine Kokarde, und heftete sie an Klopstocks Hut. Der göttliche Sänger der Messiade verbreitete rund um sich her Freude und diese himmlische Freude, die nur große Seelen fühlen können, hat er in seiner Ode ‚Der Zürchersee' besungen, die ein ewiges Denkmal seines Aufenthaltes in diesen Gegenden sein wird, wo ihn Lorbeer und Myrthe kränzten." – Zum Beweise, in welcher Achtung Klopstock in der Schweiz gestanden habe, erzählte H. Tobler unter anderen, daß einst aus dem Kanton Glarus zwei junge Hirtinnen bloß deswegen nach Zürich gekommen wären, um Klopstock zu sehen. Eine von ihnen faßte seine Hand und rief aus: „Ach, wenn ich in der ‚Clarissa' lese und im ‚Messias', so bin ich außer mir!" – Unter solchen Gesprächen mit dem ehrwürdigen Archidiakonus war die Zeit so schnell verflossen, daß ich's gar nicht bemerkt hatte, wie wir schon zwei Meilen von der Stadt entfernt waren. Hier stiegen wir

nahe bei einem kleinen Dorfe, dem Geburtsorte des H. Toblers aus, wo sein Vater Prediger gewesen war. Die Bauernhäuser dieses Dörfchens haben ein sehr gutes Ansehen, und fast bei jedem ist ein Gärtchen mit Fruchtbäumen und Beeten, voll Blumen und Küchenkräuter. In dem Innern der Häuser herrscht die größte Reinlichkeit. Ich sah hier eine Bauernfamilie essen. Alle stellten sich um den Tisch herum, und die Wirtin sagte ein Gebet her. Darauf setzte man sich zu Tische, der Mann neben die Frau, der Bruder neben die Schwester. Die Mahlzeit bestand in einer Suppe und Butter und Käse. Nach Tische ward wieder gebetet, wobei die Männer den Hut abnahmen, welches sonst nur sehr selten geschieht. Auch sieht man sogar in den Städten die Männer oft mit dem Hute auf dem Kopfe bei Tische. Der Hut gilt bei den Schweizern für ein Zeichen der Freiheit und Unabhängigkeit.

Wir nahmen unser Mittagessen im Wirtshause, wo wir sehr schmackhafte Fische aus dem Zürchersee aßen. Man sagt allgemein, daß man in der Schweiz mehr ißt, als anderswo, und schreibt dies der hiesigen scharfen Luft zu. Ich kann dies aber nicht sagen. Denn mein Appetit ist zwar gut, aber gar nicht außerordentlich. Nach Tisch fuhren wir auf die andere Seite des Sees, wo wir bei einem Verwandten des Herrn T., der ganz nahe am Ufer in einem großen Hause wohnt, abtraten. Er führte uns in seiner Wirtschaft herum, und zeigte uns seine Kühe, Pferde und den weitläuftigen Fruchtgarten. Er traktierte uns mit herrlichen Aprikosen und selbstgezogenem roten Weine. Um sieben Uhr fuhren wir nach Zürich zurück, wobei ich das Vergnügen hatte zu sehen, wie die Schneegebirge erst von der untergehenden Sonne vergoldet, und endlich durch die dunkeln Schatten der Nacht verhüllt wurden. Die erleuchteten Fenster der Stadt sahen von weitem einer schönen Illumination ähnlich. Gegen zehn Uhr kamen wir nach Hause.

Die sogenannte Töchterschule verdient die Aufmerksamkeit aller Reisenden. Hier werden sechzig junge Mädchen von zwölf bis sechzehn Jahren unentgeltlich im Lesen, Schreiben, Rechnen, der

Moral und Hauswirtschaft unterrichtet, und so zu guten Wirtinnen, Gattinnen und Müttern gebildet. Der Anblick so vieler artigen und wohlgekleideten Mädchen, die still und fleißig unter der Aufsicht ehrbarer Lehrmeisterinnen lernen, deren Betragen gegen sie dem Betragen zärtlicher Mütter gleicht, ist wahrhaft erfreulich. Hier sitzt die Tochter des reichen Bürgers neben der Tochter seines armen Nachbars, und lernt, daß das Verdienst Achtung verdient, aber nicht der Reichtum. Diese wohltätige Schule ist im Jahre 1774 von Professor Usteri errichtet worden, der zum allgemeinen Leidwesen seiner Mitbürger zu Anfang dieses Jahres gestorben ist.

Vielleicht in keiner Stadt Europas findet man solche unverdorbene Sitten und solche Rechtschaffenheit, als in Zürich. Hier wird noch strenge auf die Gesetze der ehelichen Treue gehalten, und eine Frau, die es wagte, sie öffentlich zu verletzen, würde ein Gegenstand des allgemeinen Unwillens werden. Die Mütter halten die Erziehung ihrer Kinder für ihren Hauptzeitvertreib, und da auch die reichsten Familien oft nicht mehr als eine Magd zur Bedienung halten, so findet eine Wirtin in ihrem Hauswesen Beschäftigung genug, und wird nicht durch den Müßiggang, der die Quelle so vieler Laster ist, verdorben. Auch gehen die Frauenzimmer selten zu Gaste, und Bälle, Theater, Maskeraden, Klubs, prächtige Gastmäler sind gänzlich unbekannt. Zwar kommen dann und wann zwei bis drei Freundinnen zusammen, und unterhalten sich freundschaftlich bei ihrer Handarbeit, oder lesen im Geßner, Klopstock, Thomson und anderen Schriftstellern, welche die Schamhaftigkeit ohne Erröten lesen kann. Selten kommen sie mit fremden Männern zusammen, und vor Ausländern schämen sie sich zu sprechen, weil sie glauben, daß der Zürcher Dialekt ihren Ohren zuwider ist. Alle kleiden sich einfach, und wissen nichts von französischen Moden. Schminke kennen sie gar nicht.

Die Männer verrichten des Morgens ihre Geschäfte, der Kaufmann auf dem Comptoire oder im Laden, der Gelehrte in seiner Studierstube, und der Künstler vor seiner Staffelei usw. Um Mittag speist man, und gegen Abend geht man spazieren, oder raucht in freundschaftlichen Gesellschaften bei einer Tasse Tee oder Kaffe, oder

einem Glase Wein seine Pfeife. Jeder spricht von seinem Fache, der Kaufmann von Geschäften, der Gelehrte von Literatur, und so vergeht die Zeit. Ob Karten in Zürich verkauft werden, weiß ich nicht; aber daß man nicht damit spielt, das weiß ich. Dies herrliche Mittel, die Zeit zu töten, das in andern Ländern fast unentbehrlich geworden ist, scheint hier gänzlich unbekannt zu sein.

Die weisen Gesetzgeber der Republik Zürich haben wohl gewußt, daß der Luxus das Grab der Freiheit und guten Sitten ist, und haben ihm deswegen den Eingang in ihre Republik versperrt. Die Männer dürfen weder Samt noch Seide tragen und dem Frauenzimmer sind Brillanten und Spitzen verboten. Ja es trägt sogar nicht leicht jemand in dem härtesten Winter einen Pelz, da das Pelzwerk hier sehr teuer ist. Auch ist es nicht erlaubt, in der Stadt zu fahren, und gesunde Füße sind deswegen hier schätzbarer als anderswo. Im Innern der Häuser sieht man nirgends reiches Ameublement; alles ist einfach, aber gut. Ausländische Weine werden zwar eingeführt; doch ist ihr Gebrauch nur als Arznei erlaubt. Aber, wie es scheint, hält man dieses Gesetz eben nicht ganz streng.

Ich hatte sonst immer gehört, es sei wohlfeil, in der Schweiz zu leben, aber jetzt kann ich aus Erfahrung sagen, daß dem nicht so ist, und daß sogar alles hier viel teuerer ist, als in Deutschland. Brot, Fleisch, Holz, Kleider, Schuhe und andere Bedürfnisse des Lebens sind in hohem Preise. Die Ursache dieser Teuerung ist unstreitig die Wohlhabenheit der Schweizer; denn wo viel reiche Leute sind, da ist das Geld wohlfeil, und wo das Geld im niedrigen Preise ist, da sind die Notwendigkeiten des Lebens teuer. Für das Mittagessen im Wirtshause bezahle ich achtzig Kopeken, und ebensoviel habe ich in Basel und Schaffhausen bezahlt. Doch ist es auch wahr, daß man auf den Wirtstafeln in der Schweiz gewöhnlich sieben bis acht wohlzubereitete Schüsseln und ein Dessert von vier bis fünf Tellern findet.

Ich bin alle Tage bei Lavater. Ich speise bei ihm und dann gehen wir gegen Abend spazieren. Er scheint mich zu lieben. Er ist freundlich gegen mich, und fragt mich manchmal über die Umstände

meines Lebens. Auch erlaubte er mir, ihm verschiedene Fragen vorzulegen, und zwar schriftlich. Ich bringe ihm fast täglich eine solche Frage. Er nimmt mein Papier, steckt es in die Tasche, und gegen Abend gibt er mir die Antwort gleichfalls schriftlich, doch behält er allemal eine Kopie zurück. Ich glaube, daß er dies alles in seiner Monatsschrift abdrucken lassen wird, die vom künftigen Neujahr an, in Berlin unter dem Titel: „Antworten auf die Fragen meiner Freunde" erscheinen wird*). Auch wird Lavater künftiges Jahr die „Bibliothek für Freunde" herausgegeben, eine Schrift welche die Aufsätze enthalten wird, die er aus mancherlei Ursachen nicht vors große Publikum kommen lassen will. Nur seine Freunde sollen diese Bibliothek erhalten können, und ob sie gleich gedruckt ist, so will er sie doch nur als Manuskript betrachtet wissen.

Bis jetzt machen Lavaters Werke über fünfzig Bände aus; sollte er also noch einige zwanzig Jahre leben, so würden ihrer wahrscheinlich noch einmal so viel werden. Bei alledem versichert er, daß ihm die Schriftstellerei keine Arbeit, sondern Erholung sei.

Außer den Schriften fürs Publikum und den Aufsätzen für seine Freunde führt er noch ein Tagebuch, welches er auch vor seinen besten Freunden geheim hält, und das einst sein Sohn erben soll. In demselben beschreibt er die wichtigsten Vorfälle seines Lebens, seine geheimen Verbindungen mit gewissen Leuten, seine Hoffnungen, seine Freuden und Leiden. Wahrscheinlich findet sich in diesen Blättern viel

*) Ich hatte es erraten. Der erste Aufsatz in diesem Journale ist die Antwort auf meine Frage vom Zwecke des Daseins. Dem Rezensenten in der allgemeinen deutschen Bibliothek kommen die Ausdrücke: die konstante, solideste, sutenabelste Existenz – Dasein ist der Zweck des Daseins etc., lächerlich vor. „H. K.", sagt er, „ist wahrscheinlich mit dem Spiele des Lavaterischen Ideenganges bekannter, als wir, und wir überlassen es also ihm, diese Erklärung vom Zwecke des Daseins zu verstehen." – In der Tat scheinen mir auch, trotz dem Spotte der Herren Berliner, Lavaters Gedanken nicht nur verständlich und richtig, sondern sogar ganz gewöhnlich; nur allein die Ausdrücke können mit Recht neu genannt werden. Übrigens mag Herr Adelung allerdings Ursache haben, sich über Lavaters Sprachunreinigkeit zu beklagen.

Interessantes, und gewiß werden sie mit der Zeit gedruckt erscheinen, doch wahrscheinlich erleben wir das nicht.

Einigemal bin ich bei dem ehrwürdigen Greise, dem Archidiakonus Tobler gewesen und habe mehrere Stunden sehr angenehm bei ihm zugebracht. Er hat mir viel von Bodmer und dem schweizerischen Theocrit erzählt. „Geßner", sagte er, „hat den Frühling meines Lebens verschönert, und bei allen frohen Erinnerungen angenehmer Jugendszenen steht mir sein Bild vor den Augen. Oft haben wir die langen Winterabende durch das Lesen der Dichter verkürzt, und fast immer, wenn ich ihn besuchte, kam er mir mit einer lieblichen Neuigkeit von seiner Feder entgegen. Sein Haus war eine Akademie der schönen Wissenschaften und Künste, wie sie Könige nicht zu erschaffen vermögen." — Ihr wisset meine Freunde, daß Geßner seinen Daphnis einem Mädchen zugeeignet hat; aber vielleicht ist es Euch unbekannt, daß dies die Tochter des Ratsherrn Heidegger war, und daß sie der Dichter des Daphnis bald darauf heiratete, und sie immer, wie der zärtlichste Liebhaber liebte. Meinem Herzen tat es weh zu hören, daß Geßner Lavater nicht leiden konnte, und, ungeachtet aller Bemühungen ihrer gemeinschaftlichen Freunde, sich durchaus nicht mit ihm aussöhnen wollte. Um so lobenswürdiger aber ist es für Lavater, daß er bei Geßners Tode sein Trauerlied dichtete, das sein Lob besingt.

Den Professor Meister — einen Bruder des Verfassers der „Natürlichen Moral", der wegen einer allzu freien Schrift aus Zürich verbannt wurde, und jetzt in Paris lebt — habe ich ein einziges Mal gesehen. Sein Äußeres ist nicht besonders anziehend, sein Umgang hingegen sehr angenehm. Er spricht fast eben so gut, als er schreibt. Ich zollte ihm bei dieser Gelegenheit meinen Dank für das Vergnügen, welches mir das Lesen seiner „Kleinen Reisen und Charakteristik deutscher Dichter" gemacht hatte.

Diesen Abend bin ich Zeuge eines prächtigen Schauspiels gewesen. Ein fürchterliches Donnerwetter hielt über zwei Stunden an. Ihr hättet sehen sollen, wie die purpurnen und goldenen Blitze sich um die

Spitzen der Berge schlängelten! Ihr hättet das unaufhörliche Krachen des Donners hören sollen! Es schien als wollte der himmlische Donnerer diese stolzen Höhen in Asche verwandeln. Aber sie standen. Seine Hand ermüdete. Die Donner schwiegen, und die sanfte Luna blickte wieder durch die Wolken.

Ein Bürger von Zürich ist auf diesen Titel so stolz, als ein König auf seine Krone. Seit mehr als 150 Jahren hat kein Fremder das Bürgerrecht erhalten; doch bot man es Klopstock unter der Bedingung an, daß er sich in Zürich niederließe.

Des Sonnabends, gegen Abend, schließt sich Lavater ein, um auf die Predigt zu studieren, womit er in einer Stunde fertig ist. In der Tat kann sie ihm auch nicht schwer werden, wenn alle seine Predigten der gleichen, die ich gehört habe. „Der Heiland hat unsere Sünden auf sich genommen, und dafür sind wir ihm Dank schuldig." Diese Gedanken, die er über die Maßen ausdehnte und ausschmückte waren der ganze Inhalt seiner Rede. Ausrufungen und Deklamation! Nichts weiter! — Ich gestehe, daß ich etwas besseres erwartet hätte. Ihr werdet vielleicht sagen, „mit dem Volke müsse man so reden." Aber Lorenz Sterne sprach auch mit dem Volke, und rührt doch das Herz — das eurige, wie das meinige. — Nur der Anstand, mit welchem Lavater predigt, hat meinen ganzen Beifall.

Die Prediger erscheinen hier auf der Kanzel in einer Art sonderbaren Kleidung, die den Schuschuns (Kontusche) unserer Weiber ähnlich sind, mit weißen sehr steif gestärkten Krausen. Sonst aber gehen sie in gewöhnlichen schwarzen oder dunkelfarbigen Kleidern, und Lavater trägt noch ein schwarzsamtenes Käppchen auf dem Kopfe. Hält man ihn nicht vielleicht deswegen für einen heimlichen Katholiken?

In der Kirche stehen die Männer so lange mit entblößtem Haupte, als die Psalmen gesungen werden. Sobald aber die Predigt anfängt, bedecken sie sich und setzen sich nieder.

Dieser Tage habe ich zwei Landsleute meines Freundes B. kennen gelernt – den Grafen M o l t k e und den Dichter B a g g e s e n. Der Letztere ist Verfasser zweier großer dänischer Opern, welche das Kopenhagener Publikum mit großem Beifalle aufgenommen hat. In der Folge haben sie aber auch den Verfasser um Ruhe und Gesundheit gebracht. Ihr wundert Euch? Und doch ist dies ganz natürlich zugegangen. Der Neid bewaffnete eine Menge Autoren gegen ihn, die sich's aus allen Kräften angelegen sein ließen, das Publikum zu überzeugen, daß B a g g e s e n s Opern durchaus nichts taugen. Der junge Dichter verteidigte sich mit Wärme; aber er war allein unter dem Haufen seiner Feinde. In den Zeitungen, in Journalen, in Komödien, überall befehdete man ihn. Einige Monate hielt er den Kampf aus. Endlich vergingen ihm die Kräfte und er verließ das Schlachtfeld mit einer kranken Brust. Er reiste nun nach Pyrmont ins Bad, von wo ihn die Ärzte nach der Schweiz schickten, um durch die Bergluft vollends hergestellt zu werden. Der junge Graf M o l t k e, der in Göttingen studierte, entschloß sich, mit ihm zu reisen. – Beide sind mit Lavater bekannt, und beide gefallen ihm sehr wegen ihrer Lebhaftigkeit; denn der eine, wie der andere, ist ein Freund von Achs und Ohs! Der Graf schlägt sich vor die Stirne und stampft mit den Füßen, und Baggesen blickt mit gefalteten Händen gegen Himmel, wenn Lavater von etwas mit Wärme spricht. – Heute oder morgen reisen sie nach Luzern und mein Freund Becker begleitet sie.

Zürich, den 26. Aug.

Endlich denke ich, nach einem Aufenthalte von sechzehn Tagen, Zürich morgen zu verlassen. Heute habe ich zum letzten Male bei Lavater gespeist, und er hat mir zum letzten Male d i k t i e r t. – („D i k t i e r t?" – Ganz gewiß! Und der höfliche Lavater will mich sogar versichern, daß ich das Deutsche nicht ganz schlecht schreibe.) Zum letzten Male habe ich das Ufer der Limmat besucht, und der rauschende Strom hat meine Seele noch nie so in Schwermut gewiegt, als heute. Ich setzte mich auf eine Bank unter eine hohe Linde, gerade dem Platze

gegenüber, auf welchem in kurzem G e ß n e r s Denkmal errichtet werden wird. Ich hatte einen Teil seiner Schriften bei mir — denn es gewährt mir eine unbeschreibliche Freude, seine unvergleichlichen Idyllen da lesen zu können, wo er sie dichtete — ich zog ihn aus der Tasche, und beim Aufschlagen fielen mir folgende Zeilen in die Augen: „Die Nachkommenschaft ehrt mit Recht den Aschenkrug des Sängers, den die Musen selbst zum Lehrer der Tugend und Unschuld weihten. Sein ewig junger Ruhm lebt auch dann noch, wenn die Trophäen der Krieger schon längst zertrümmert da liegen, und das prächtige Denkmal des unwürdigen Herrschers, mitten in einer Einöde, mit wilden Ranken, dickem Gesträuche und grauem Moose verwachsen ist, und nur dann und wann dem verirrten Wanderer zum Ruheplatze dient. Zwar erreichen nach den Gesetzen der Natur nur wenige diese Höhe, aber es ist schon lobenswürdig, darnach zu streben. Jeder meiner einsamen Spaziergänge, jede meiner einsamen Stunden sei diesem Streben geweiht!" — Stellt Euch vor, meine Freunde, mit welcher Empfindung ich diese Stelle jetzt lesen mußte, zwei Schritte von dem Orte, wo die Natur und die Dichtkunst über der Urne des unsterblichen G e ß n e r s *) weinen werden. War er's nicht, den die Musen zum Lehrer der Tugend und Unschuld weihten? Ist er es nicht, dessen ewig junger Ruhm auch dann noch leben wird, wenn die Trophäen der Krieger in Trümmern zerfallen? — Das Vorgefühl der Unsterblichkeit erfüllte sein Herz, als er mit seiner bezaubernden Feder jene Zeilen schrieb.

Die Hand der alles zerstörenden Zeit vertilgt wohl auch die Stadt, in welcher der Sänger lebte, und im Strome der Jahrhunderte kann auch Zürich untersinken, aber die Blumen der Geßnerischen Muse welken nimmer, und ihre Wohlgerüche werden noch Jahrtausende duften und alle Herzen erquicken.

Wie viele Wege stehen dem Schriftsteller zum Ruhme offen! Wie mancherlei Kränze der Unsterblichkeit warten seiner! Viele preist auch

*) Auf Geßners Monumente werden Natur und Dichtkunst in Gestalt zweier schönen Frauenzimmer, als weinend über seiner Urne dargestellt sein.

die Nachwelt — aber nicht alle mit gleicher Wärme. O ihr, denen die gütige Natur einen schöpferischen Geist einhauchte, eure Schriften werden euch unvergeßlich machen. Wollt ihr aber die Liebe der Nachwelt verdienen, so schreibt, wie Geßner schrieb! — Weiht eure Federn der Tugend und Unschuld!

Baden.

Heute morgen habe ich Zürich verlassen. Lavater wollte nicht auf immer von mir Abschied nehmen. Ich müsse, sagte er, durchaus noch einmal das Ufer der Limmat besuchen. — Ich erhielt von ihm elf verschiedene Empfehlungsschreiben in verschiedene Städte der Schweiz, und er versicherte mich seiner unveränderlichen freundschaftlichen Gesinnung. Der alte Tobler sagte mir Lebewohl bis auf unsere frohe Zusammenkunft in den Gefilden der Ewigkeit, welches sein liebster Gedanke am Morgen und Abend ist.

Auf jeder Werst von Zürich bis Baden begegneten wir Kaleschen und Wagen, aus welchen englische, deutsche und französische Gesichter herausguckten; denn vom Juni bis Oktober ist die Schweiz voller Reisenden, die hier die Schönheiten der Natur genießen wollen.

Endlich habe ich auch etwas in der Schweiz gesehen, was mir gar nicht gefällt. Fast unaufhörlich umgeben Kinder die Kaleschen und betteln um eine Gabe. Ohne darauf zu achten, daß man ihnen ihre Bitten abschlägt, laufen sie schreiend neben dem Wagen her, und treiben allerhand Künste, um etwas Geld herauszulocken. Der eine steht auf dem Kopfe, ein anderer macht verschiedene Verdrehungen des Körpers, einige blasen auf Pfeifen, andere hüpfen auf einem Fuße, mit ellenhohen papierenen Mützen auf dem Kopfe. Ohne durch Armut genötigt zu sein zu betteln, gefällt ihnen diese leichte Art, Geld zu erhalten. Wie traurig, daß die Eltern nicht besser auf sie acht geben! Diese kleinen Taugenichtse können einst, wenn sie groß werden, eine gefährliche moralische Krankheit in ihrem Vaterlande verbreiten, welche die Freiheit der Republik ihrem Untergange nahe bringen würde. Dann, gute Schweizer, möchte euch die balsamische Luft eurer Berge und

Täler nichts helfen. – Die Schönheit der zarten Göttin würde welken und eure Tränen würden nimmer die verstorbene Freiheit erwecken!

Das Städtchen Baden, wo wir Mittag halten, ist von allen Seiten mit hohen Bergen umgeben. Es ist wegen seiner warmen Bäder berühmt, die schon den Römern unter dem Namen Aquae helveticae bekannt waren. Da sie nicht über dreihundert Schritte von der Stadt entfernt sind, so ging ich sogleich dahin. Zwei Brunnen, die der Hauptquelle am nächsten, und folglich am wirksamsten sind, bleiben zum Gebrauche der Armen geöffnet. Ich sah ungefähr zwanzig Menschen darin, die bis an den Hals im Wasser saßen. Ihre bleichen und gelben Gesichter zeigten zur Genüge, daß sie das Bad nicht bloß zum Vergnügen gebrauchten. Auch in den Wirtshäusern, deren es hier sehr viele gibt, findet man Bäder, deren sich Gesunde und Kranke für eine Kleinigkeit bedienen können. Das Wasser ist unerträglich heiß und riecht nach Schwefel. Es wird von der anderen Seite der Limmat, die hier mit fürchterlicher Schnelligkeit zwischen Bergen dahin stürzt, durch unterirdische Röhren, die sogar unter dem Flusse weggehen, hieher geleitet. – Die Anzahl der Badegäste soll sich manchesmal auf achthundert belaufen.

Die Frauenzimmer tragen hier große Satyrhörner auf dem Kopfe, die sie sehr entstellen.

Noch muß ich einer Sonderbarkeit erwähnen, die ich in allen Städten der Schweiz, durch die ich gereist bin, gefunden habe. An den meisten Häusern findet man nämlich Aushängeschilder mit Inschriften, die zum Teil höchst dumm und lächerlich sind. So liest man zum Beispiel über der Tür eines Töpfers in Baden die schönen Reime:

„Dies Haus der liebe Gott behüt',
Hier ist Hafner Geschirr auf's Feuer und glüht."

Auf einem anderen Hause las ich:

„Behüt' uns, Herr, vor Feuer und Brand,
Denn dies Haus wird zum geduldigen Schaf genannt."

Was sagt ihr nun aber zu folgenden zwei Inschriften, die ein deutscher Reisebeschreiber in Basel und Schaffhausen gefunden hat? Die erste heißt:

„Ihr Menschen tut Buß,
Denn dies Haus heißt zum Rindfuß."

Und die andere:

„Auf Gott deine Hoffnung bau,
Denn dies Haus heißt zur schwarzen Sau."

In einem freien Lande, meine Freunde, kann jeder Narrenpossen treiben und schreiben, was und wie es ihm beliebt. Dazu kommt, daß doch jedermann gerne wünscht, sich auf irgend eine Art zu verewigen, und die Verfasser dieser Reime, die übrigens gewiß mit der Feder sehr unbekannt waren, rechneten doch sicher darauf, dadurch ihr Andenken zu erhalten. Dem Enkel ist das Geistesprodukt seines Ahnherrn ehrwürdig, und so erhält sich die Inschrift von einer Generation zur anderen.

Die Landleute in der Schweiz bemalen ihre Häuser gerne mit allerhand Farben und Figuren, die größtenteils ihre Helden und die großen Taten ihrer Vorfahren vorstellen. Auch findet man dann und wann das Wappen des Kantons mit der Umschrift:

„Als Demut weint' und Hoffnung lach't,
Da ward der Schweizerbund gemacht"*).

Arau, um acht Uhr des Abends.

Ich bin heute vor Habsburgs Ruinen vorbeigefahren. Hier hausten sonst, wie ihr wißt, die Grafen von Habsburg, von welchen das Haus Österreich herstammt. Ihr könnt daher leicht erraten, mit welchen Betrachtungen ich die alten Türme besah, aus welchen die Vorfahren Rudolfs ihre Feinde befehdeten.

*) Ein Gedanke, der weder lächerlich noch dumm ist. A. d. V.

Jetzt wohnt nur noch ein Wächter hier, welcher bei Feuersbrünsten den umliegenden Ortschaften ein Signal durch einen Flintenschuß gibt.

Die Fluren und Dörfer im Kanton Bern sind in besserem Zustande als im Kanton Zürich. Nichts kann schöner sein, als die hiesigen Wiesen. Rundum sind sie mit Obstbäumen besetzt; viele kleine Bäche durchschlängeln sie, die sich bald miteinander vereinigen, bald wieder in mehrere Arme trennen, und in labyrinthischen Krümmungen die grüne Fläche durchschneiden. Hier ist eine von der Natur selbst angelegte Allee, und dort laden dichte Lustwälder den Wanderer in ihre kühlen Schatten ein. Überall findet man in den Dörfern Ordnung und Reinlichkeit. Die Bauernhäuser sind mit Stroh gedeckt, und teilen sich gewöhnlich in zwei Hälften. Die eine besteht aus zwei Stuben und einer Küche, und die andere enthält den Heuboden, die Scheunen und Ställe.

Nirgends sieht man etwas Baufälliges oder Schadhaftes, überall herrscht Bequemlichkeit und alles Notwendige ist überflüssig da und in gutem Stande. Dieser blühende Zustand der Landleute in der Schweiz kommt größtenteils daher, daß sie fast gar keine Abgaben bezahlen und in völliger Freiheit und Unabhängigkeit leben. Denn sie kennen keine anderen Abgaben, als den Zehnten von ihren Feldfrüchten. Und ob es schon unter ihnen Kapitalisten von 50.000 Talern gibt, so kleiden sie sich doch sehr einfach. Des Sommers tragen sie alltäglich eine Weste von grober Leinwand, und nur des Sonntags erscheinen sie in blauen oder grauen Tuchröcken. Die Frauenzimmer tragen gelbe Strohhüte, rote Mieder und dunkelfarbige Röcke. Ihre Haare sind in Zöpfe geflochten, um den Kopf binden sie ein schwarzes Samtband und der Hals ist mit einem weißen Halstuch bedeckt.

Bern, den 28. Aug.

Heute ganz früh bin ich hier angekommen. Nur mit Mühe konnte ich ein Zimmer im Wirtshause „Zur Krone" erhalten; so viele Fremde sind hier. Nachdem ich mich umgekleidet hatte, ging ich zum Doktor Rengger, an welchen ich von Lavater empfohlen war. Er nahm

mich sehr gut auf, und da ich vor allen Dingen die Stadt zu besehen wünschte, so erbot er sich zu meinem Wegweiser. Bern ist eine alte, aber schöne Stadt. Die Straßen sind gerade, breit und gut gepflastert. In der Mitte derselben laufen tiefe Kanäle, in denen das Wasser schnell und mit Geräusch fließt. Sie dienen dazu, um alle Unreinigkeiten aus der Stadt zu schaffen, und bei Feuersbrünsten sind sie von großem Nutzen. Die Häuser sind fast alle auf dieselbe Weise, aus weißen Steinen und drei Stockwerk hoch, gebaut, und geben ein gutes Bild der Gleichheit der Einwohner. Ganz anders ist es in manchen anderen großen Städten Europas, wo oft die niedrigste Hütte unter dem Schatten eines kolossalen Palastes, sich demütig zur Erde neigt. Mehr als alles aber gefallen mir in Bern die Arkaden vor den Häusern, die so bequem für Fußgänger sind; denn unter diesen bedeckten Galerien lachen sie der unfreundlichsten Witterung.

In dem hiesigen Waisenhause, wohin mich mein Begleiter führte, habe ich eine bewunderungswürdige Reinlichkeit und Ordnung gefunden. Eigentliche Waisen gibt es hier nur wenig; die größere Anzahl der Zöglinge besteht aus Kindern, die für eine geringe Summe Unterricht und Kost in diesem Hause erhalten.

Von hier gingen wir auf die öffentliche Bibliothek. Unterwegs sah ich auf einem kleinen, schönen, grünen Platze, der zwischen Häusern lag, einen angeketteten Bären, dem die Vorübergehenden Brot und Eßwaren hinwarfen. Doktor Rengger erzählte mir dabei, daß man in Bern immer einen lebendigen Bären unterhält, weil diese Stadt einen Bären im Wappen führt, und ihr Name von dem deutschen Worte Bär herstammt. Der Erbauer dieser Stadt, ein Herzog von Zähringen, sei nämlich gerade auf die Jagd geritten, als die Rede davon gewesen sei, der neuen Stadt einen Namen zu geben, und habe sich vorgenommen, sie nach dem ersten Tiere zu benennen, das er erlegen würde, und dies sei ein Bär gewesen. Daher der Name. — Auf der Bibliothek sah ich viel gute Bücher und einige artige Gemälde; doch zog nichts so sehr meine Aufmerksamkeit auf sich, als ein Relief, welches einen Teil der Alpen vorstellt, und zwar gerade den Teil, den ich in einigen Tagen in der Natur zu sehen hoffe.

Man sieht hier die Berge in ihren wahren Gestalten mit ihren Tälern, Seen, Dörfern, Hütten und allen Eigentümlichkeiten bis auf die kleinsten Fußsteige. Doch soll das Modell des General Pfyffer, eines Luzerner Bürgers, das Berner noch weit übertreffen. Dieser Mann hat mit bewunderungswürdiger Unermüdlichkeit die Gebirge bereist, sie selbst gezeichnet, gemessen – und darauf mit der größten Genauigkeit im Kleinen dargestellt. Zweimal wurde er von den Bewohnern der Gebirge als ein Spion ergriffen, – und mußte endlich seine Messungen des Nachts, beim Scheine des Mondes anstellen, um nicht gesehen zu werden. Er führte bei dieser mühsamen und gefährlichen Expedition zwei Ziegen mit sich, deren Milch seine einzige Nahrung ausmachte.

Nun ging ich auf die berühmte Terrasse, einen Spaziergang neben der Kathedralkirche, wo man unter dem Schatten alter Kastanienbäume am heißesten Mittag eine angenehme Kühlung genießt. Von dieser Terrasse, die eine Höhe von sechs- bis siebenhundert Fuß hat, und ein Werk des menschlichen Fleißes ist, erblickt man die Kette der hohen Schneegebirge, die von der Sonne beleuchtet, als feine, schöne Wolken erscheinen. Unten fließt die Aar, und stürzt mit großem Geräusch von einem hohen Damme. An der Mauer, mit welcher dieser Spazierplatz umgeben ist, fand ich einen Stein mit folgender Inschrift: „Zur Ehre der allmächtigen und wunderbaren Vorsehung Gottes, und zum Andenken für die Nachwelt ist dieser Stein an demselben Orte errichtet, von welchem Hr. Theobald Weinzäpfli, als Student, den 25. Mai 1654 herabgestürzt ist, worauf er noch dreißig Jahre als Pfarrer in Kerzersee, gelebt, und im hohen Alter sanft und selig gestorben ist denn 25. Nov. 1694." – So sonderbar es scheint, daß ein Mensch der von einer solchen Höhe herabstürzt, am Leben bleibt, so ist doch dieser Vorfall, nach der Versicherung der Berner, keinem Zweifel unterworfen. Der Student soll nämlich einen weiten Mantel umgehabt haben, der durch die Luft ausgebreitet wurde, und ihm zum Fallschirme diente, so daß er ganz sanft auf den Boden kam.

Heute nach Tisch war ich bei dem Prediger Stapfer, einem

sehr edlen Schweizer. Ich blieb bei ihm bis gegen Abend; dann gingen wir vor die Stadt spazieren. Aus einem Lusthause, das auf einer beträchtlichen Anhöhe steht, bemerkten wir, daß die Gipfel der Berge von verschiedenfarbigen Feuern glänzten. Jetzt verstand ich Hallers Verse: „Und ein Gott ist's, der der Berge Spitzen, Rötet mit Blitzen." Unterdessen sagte Stapfer etwas zu mir, und ich mußte also meine Augen von diesem herrlichen Schauspiele auf einige Minuten wegwenden. Als ich wieder hinblickte, waren die rosenfarbenen und purpurnen Flammen verschwunden. Die Sonne war untergegangen. Über diese schnelle Veränderung betroffen, war ich im Begriff auszurufen: „So vergeht der Ruhm dieser Welt! So verwelkt die Rose der Jugend! So verlischt die Fackel des Lebens!" – Ich wurde schwermütig, und mit langsamen Schritten kehrten wir nach der Stadt zurück.

Heute früh habe ich den Prediger Wyttenbach, einen gelehrten Naturforscher besucht. Er hat Saussüres „Schweizerreise" übersetzt, und ist Verfasser einer „kurzen Anleitung für diejenigen, welche die Alpen besuchen wollen". Jetzt beschäftigt er sich mit einer „Beschreibung der eigentümlichen Produkte der Schweiz". Ob nun gleich sein Geschmack von dem meinigen ganz verschieden ist, und er, nach seiner Versicherung, nie Romane oder Gedichte liest, ich auch in seiner Lieblingswissenschaft durchaus ein Profaner bin, so haben wir doch einen Stoff für unsere Unterhaltung gefunden, der für ihn und für mich gleich interessant war. Wir sprachen von Haller, mit welchem er sehr genau bekannt gewesen ist. Unter anderen erzählte er mir, daß Haller einige Tage vor seinem Tode, ungeachtet seiner Kränklichkeit und Schwäche die Beschreibung einiger neuen physikalischen Experimente, mit viel Teilnahme gelesen und zum Teil nachgemacht habe. So weihte er auch noch die letzten Stunden seines Lebens den Wissenschaften, die er über alles liebte!

Wyttenbach, der jährlich die entferntesten Alpen bereist, ist doch noch niemals in Zürich gewesen. „Dann", sagte er, „werde ich

noch Zeit genug haben, die Städte zu besuchen, wenn mich das Alter hindert, die Alpen zu besteigen."

Heute sah ich den Grafen d'Artois mit einem großen Gefolge vornehmer Franzosen auf der Terrasse. Er sieht nicht übel aus, und will heiter scheinen; aber selbst in seinem Lächeln schimmert das beklemmte Herz durch. Welchen Veränderungen sind die Sterblichen unterworfen! – Er hat hier einige Wochen auf einem Landhause zugebracht und geht jetzt nach Italien, wohin ihm mehrere Emigranten folgen. „Glückliche Reise!" rufen ihm die Berner nach, die dieser ungebetenen Gäste gar nicht froh waren.

An der Wirtstafel in dem Gasthause, wo ich wohne, sind gewöhnlich einige dreißig Franzosen und Engländer, zwischen denen sich oft große Streitigkeiten über die neuesten Vorfälle in Frankreich erheben.

Morgen gedenke ich meine Reise nach den Gletschern anzutreten. Meine Sachen lasse ich hier, und nehme nichts mit mir, als einen warmen Überrock, einige Wäsche, Papier und Bleistift.

Thun, um 10 Uhr des Abends.

Um zwei Uhr nachmittags bin ich aus Bern gefahren, und um sechs Uhr bin ich hier angekommen. Auf dem Wege sah ich überall muntere Landleute, welche mit Einsammeln der Früchte ihrer gesegneten Fluren beschäftigt waren. Unter ihnen bemerkte ich mehrere mit großen Kröpfen.

Nachdem ich im Gasthofe das Abendessen bestellt hatte, ging ich in der Stadt herum, und bestieg den hohen Turm, von wo man mehrere Gebirgsketten und den ganzen großen Thunersee, an welchem das Städtchen liegt, übersehen kann. Morgen früh um vier Uhr gehe ich mit dem Postkahne über den See.

Auf dem Thuner See um 5 Uhr des Morgens.

Die Dunkelheit der Nacht verschwindet nach und nach. Die Berge treten immer deutlicher hervor. Alles scheint zu rauchen. Feine Nebelwolken umschweben den Kahn, und die Feuchtigkeit durchdringt meine

Kleider. Auch fallen mir die Augen vor Schläfrigkeit zu. Der gutherzige Schweizer reicht mir einen schmutzigen Sack, der mir zum Kissen dienen soll. – Schöne Natur! Verzeihe dem Schwachen, wenn er seine Blicke auf einige Stunden von deiner Pracht abwendet!

Um 7 Uhr.

Auf beiden Seiten des Sees erstrecken sich Gebirgsketten, die hie und da mit Weinstöcken bepflanzt und an anderen Stellen mit hohen Tannen begrenzt sind. Klare Bäche stürzen sich von den Felsen herab. Tief unten dämmern Hütten, die Wohnungen der Armut, der Einfalt, und vielleicht der Zufriedenheit. Ewige Weisheit! Welche Mannigfaltigkeit findet sich in deiner physischen und moralischen Welt!

Auf der nördlichen Seite des Sees hat der heilige Beatus, der erste Christ in der Schweiz, seine Tage in der Höhle eines hohen Berges, an einem kleinen murmelnden Bache, verlebt. Auch führt der Berg noch bis jetzt seinen Namen.

Am südlichen Ufer hingegen erhebt sich das alte Schloß Spiez, welches einst der Bubenbergischen Familie gehörte, die unter die ältesten und angesehensten im Kanton Bern gezählt wurde. Mehrere Bubenberge haben der Republik wichtige Dienste geleistet und ihr Blut fürs Vaterland vergossen. Die letzten Zweige dieses Hauses waren Leonhard und Amalia, ein treffliches Geschwisterpaar. Die edelsten Familien Berns suchten ihre Verbindung, und endlich wählte Leonhard die schöne Erlach, und seine Schwester gab ihrem Bruder die Hand. Ihre Vermählung wurde an einem Tage vollzogen, und alles feierte diesen Tag, an welchem die beiden ersten Häuser Berns durch das engste Band vereinigt wurden. Alles freute sich über die beiden gleich jugendlichen und gleich vortrefflichen Paare. Die Lustbarkeiten zur Feier des Beilagers waren ohne Zahl. Nach einem prächtigen Mittagessen machte man auch eine Spazierfahrt auf dem Thunersee. Der Himmel war rein und heiter, ein sanfter Wind kühlte die munteren Ruderer und spielte in den blonden Haaren der Schönen.

Leichte Wellen gaukelten um das Boot, und ihr leises Murmeln goß sanfte Schwermut in die Herzen der Liebenden, die, zitternd aneinander geschmiegt, umsonst die Flamme der Liebe zu verbergen suchten, die in ihrem Innern brannte, da sie der Widerschein derselben auf ihren glühenden Wangen verriet. Schon näherte sich der Abend, und niemand dachte noch an die Rückkehr. Die Sonne ging unter, und auf einmal, wie losgelassen aus den Tiefen der Hölle, brüllte der Sturm; die Wogen erhoben sich, und der Steuermann erschrak. Er bemühte sich nach dem Ufer zu steuern, aber in der Dunkelheit konnte er es nicht erkennen. Die Ruder entsanken den Händen der müden Bootsleute, und Welle auf Welle drohte das Boot zu verschlingen. Stellt euch den Zustand der unglücklichen Liebenden vor. Anfangs suchten sie dem Steuermann und den Ruderern Mut einzusprechen und legten sogar selbst mit Hand an. Da sie aber endlich sahen, daß alle ihre Anstrengungen vergeblich und ihr Tod unvermeidlich sei, empfahlen sie sich der Vorsehung, trockneten die letzte Träne, umarmten sich und erwarteten so ihren letzten Augenblick, der nicht lange zögerte. Eine hohe Woge bedeckte das Boot, und alle fanden ihr Grab in den Wellen, einen einzigen Ruderer ausgenommen, der glücklich bis ans Ufer schwamm und die Nachricht von dem Tode der Unglücklichen brachte. So erlosch der alte Stamm der Bubenberge, und ihr Schloß kam an die Erlachs, die man jetzt für die vornehmste Familie im Kanton Bern hält. Mit traurigen Gedanken betrachtete ich das Schloß. Der Wind wehte von seinen verlassenen Mauern her.

Unterseen, um 10 Uhr.

Ungefähr zwei Werste von hier landeten wir und durch ein angenehmes Tal gelangte ich zwischen Wiesen und Küchengärten nach Unterseen. Die Alpen erschienen hier ungleich höher und näher beieinander. Kornfelder und Weingärten gibt es hier gar nicht. Die Bauernhäuser sind auf eine ganz besondere Art gebaut, und selbst die Menschen haben etwas ganz eigenes in ihrer Physiognomie. — Ich

habe hier einen Führer angenommen, der den Weg auf die Alpen kennt. In einer halben Stunde gehen wir nach Lauterbrunnen, welches ungefähr zehn Werste von hier liegt.

Lauterbrunnen.

Der Weg von Unterseen nach Lauterbrunnen geht durch ein Tal längst der Lütschine, einem Bache, der mit außerordentlicher Schnelligkeit, schäumend und rauschend, von Felsen zu Felsen hinabstürzt. Hinter den Trümmern des Schlosses Unspunnen wird das Tal immer enger und enger, bis es sich endlich in zwei Teile teilt. Linker Hand führt ein Weg nach Grindelwald und rechts nach Lauterbrunnen. Bald erblickte ich auch dies Dörfchen, das aus einer Menge kleiner, im Tal und am Abhange der Berge zerstreuten Häusern besteht.

Da ich ungefähr noch zwei Werste von Lauterbrunnen entfernt war, erblickte ich den sogenannten Staubbach, der sich von dem Gipfel eines Felsens über 900 Fuß herabstürzt. In der Entfernung, in welcher ich ihn zuerst sah, gleicht er einer unbeweglichen Säule von milchweißem Schaum. Mit schnellen Schritten näherte ich mich diesem Phänomene, und betrachtete es von allen Seiten. Das Wasser stürzt gerade herab und berührt die Felsenwand fast gar nicht. In der Luft zerstreut es sich gleichsam und gelangt als der feinste Staubregen zur Erde, der auf hundert Schritte im Umkreise zu spüren ist. In wenigen Minuten waren meine Kleider über und über naß. — Darauf näherten wir uns einem anderen Wasserfall, welcher der Trümmerbach heißt; das Wasser, das einen großen Felsen durchbrochen hat, stürzt aus demselben brausend ins Tal, wo es sich nach und nach besänftigt, und endlich als ein klarer Bach fortfließt. Die Ansicht des durchwühlten Felsens und des donnernden Wassersturzes gehört unter die wilden Schönheiten, die den Liebhaber der Natur entzücken. Über eine Stunde betrachtete ich, auf einem erhabenen Steine sitzend, dieses große Schauspiel, und kehrte endlich nach Lauterbrunnen zurück, wo ich ziemlich ermüdet ankam.

Um 8 Uhr des Abends.

Der Mond ist hell über dem Tale aufgegangen. Ich sitze hier auf dem weichen Rasen und sehe, wie er sein Licht über die Gebirge gießt, durch das dunkle Grün der Fichten schimmert und am Gipfel der Jungfrau glänzt. Dies ist der Name einer der höchsten Alpen, die mit ewigem Eise bedeckt ist. Zwei Schneekuppen, die einem weiblichen Busen gleichen, machen ihre Spitze aus. Noch nie hat sie ein Geschöpf erstiegen, und selbst die Sturmwinde erreichen sie nicht; nur die Strahlen der Sonne und des Mondes küssen ihre zarte Rundung. Ewige Stille herrscht um sie her — dort ist das Ende der irdischen Schöpfung. — Ich blicke um mich her, und sehe nirgends einen Ausweg aus diesem engen Tale.

Aus den Sennhütten auf den Alpen
um 9 Uhr des Morgens.

Um vier Uhr weckte mich mein Führer. Ich ergriff meine Herkuleskeule, folgte ihm und tat mit Ehrfurcht den ersten Schritt auf das Gebirge. Rasch kletterte ich immer weiter. Der Morgen war anfangs kühl; aber bald fing es an, so heiß zu werden, daß ich meinen Überrock ausziehen mußte. In kurzem wurde ich müde und mußte oft ausruhen. Mein Blut wallte dabei so stark, daß ich das Schlagen meines Pulses hörte. — Mein Führer zeigte mir ungeheure Felsstücke, die vor ungefähr zehn Jahren vom Gipfel des Felsens herabgestürzt waren und leicht eine ganze Stadt hätten zermalmen können. Fast unaufhörlich hörte ich einen dumpfen Schall, welchen der von den Bergen fallende Schnee verursacht. Wehe dem unglücklichen Wanderer, den diese stürzenden Schneemassen erreichen! Sein Tod ist unvermeidlich. — Über vier Stunden ging ich auf einem schmalen Fußsteige, der dann und wann gänzlich verschwand, immer bergan, und endlich erreichte ich das Ziel meiner heißen Wünsche — ich betrat den Gipfel des Berges. Und hier ging auf einmal die wunderbarste Veränderung mit mir vor. Das Gefühl der Ermüdung verlor sich; meine Kräfte kehrten zurück, ich atmete leicht und frei; eine unge-

wöhnliche Ruhe und Freude ergoß sich in mein Herz. Ich beugte meine Knie, und mit gen Himmel gerichtetem Blicke brachte ich dem das Opfer der Anbetung, der auf diese Felsen und Schneemassen so deutlich das Siegel seiner Allmacht, seiner Größe und Unendlichkeit, prägte. Ich stand auf der höchsten Stufe, die Sterbliche betreten können, wenn sie sich dem Throne des Höchsten nahen wollen. Meine Zunge vermochte kein Wort hervorzubringen; und doch habe ich gewiß nie so herzlich gebetet, als in dieser Minute.

So erfuhr ich hier an mir selbst die Wahrheit dessen, was Rousseau von den Wirkungen der Gebirgsluft irgendwo sagt. Alle irdischen Sorgen und Beschwerden, alle jene Gedanken und Empfindungen, die den edlern Teil des Menschen einengen und niederdrücken, hatte ich im Tale zurückgelassen, und mit Bedauern blickte ich auf die Bewohner Lauterbrunnens hinab, ohne sie um das herrliche Schauspiel des silbernen Staubbachs zu beneiden, den gerade jetzt die Strahlen der Sonne erleuchten mußten. Hier fühlt der Mensch seine erhabene Bestimmung; hier vergißt er sein irdisches Vaterland und wird ein Bürger des Weltalls. Hier verschwindet der Strom der Zeit vor seinem geistigen Auge und er vertieft sich mit seinen Gedanken in das Meer der Ewigkeit, wenn er auf die durch Eisketten verbundenen und mit Schneelagen bedeckten Berge blickt, auf denen selbst Jahrhunderte kaum eine leichte Spur zurücklassen, und ehrfurchtsvolle Schauder zittern ihm durchs Herz, wenn er an die allmächtige Hand gedenkt, die diese Massen bis an die Wolken türmte, und sie vielleicht wieder dereinst in den Abgrund des Meeres stürzt. Rasch und vergnügt setzte ich meinen Weg auf diesem Berge fort, der Wengenalpe heißt, und nachdem ich vor der Jungfrau und dem Eiger vorbei war, die auf dem Rücken der Wengenalpe wie auf dem Fußgestelle ruhen, traf ich auf einige Hütten, die den Sommer über von Hirten bewohnt werden. Diese geraden, ungekünstelten Menschen nötigten mich in ihre Hütten und setzten mir Milch und Käse vor. Brot haben sie nicht; doch dafür hatte mein Führer gesorgt. Und so nahm ich mein frugales Mittagmahl auf einem Stamme sitzend, ein, denn Tische und Stühle ge-

hören nicht zum Hausrate dieser einfachen Naturmenschen. Zwei junge muntere Hirtinnen, die mir zusahen, lachten unaufhörlich und da ich ihnen sagte, daß mir ihr simples und sorgenfreies Leben gar sehr gefiele und daß ich Lust hätte bei ihnen zu bleiben und die Kühe mit ihnen zu melken, so antworteten sie mir mit lautem Gelächter.

Grindelwald, um 7 Uhr des Abends.

Nachdem wir die Sennhütten verlassen hatten, wanderten wir über eine Stunde auf blumenreichen balsamischen Triften, die mit weidenden Herden bedeckt waren. Dann ging es wieder bergab nach Grindelwald zu, das vor unseren Augen lag. Dieses Dorf, das aus zwei- bis dreihundert im Tal zerstreuten Häusern besteht, gewährt eine anmutige Ansicht. Zu gleicher Zeit erblickte ich den oberen Gletscher; der untere aber kam viel später zum Vorschein, da ihn der Berg noch versteckte, den wir herabstiegen. Diese Gletscher sind der Magnet, der die Reisenden nach Grindelwald zieht. Ich besuchte den unteren, der mir der nächste war. Zwischen zwei Bergen erheben sich große Eismassen oder Pyramiden von Eis, in denen ich zwar nicht, wie ein französischer Reisebeschreiber, Ähnlichkeit mit kristallenen Zauberschlössern fand, die aber bei alledem einen prächtigen Anblick gewähren. Ich weiß nicht, wer zuerst die Gletscher mit einem stürmischen Meere verglichen hat, dessen Wogen durch einen ungeheuren Frost in einem Augenblick zu Eis erstarrt wären — aber der Gedanke ist herrlich, ausdrucksvoll und wahrhaft dichterisch. — Nachdem ich den Gletscher von der Stelle betrachtet hatte, wo das trübe Wasser der Lütschine fürchterlich rauschend aus einer seiner Höhlungen hervorstürzt und große Steine in seinem Laufe mit fortwälzt, beschloß ich, höher zu steigen. Zum Unglück war meinem Führer der bequemste Weg auf die Höhe unbekannt. Dies konnte mich aber nicht von meinem Vorsatze abhalten und ich stieg neben dem Eise bergan. Da ich aber auf lauter kleine Steine trat, die mir unter den Füßen wegrutschten, so stolperte ich unaufhörlich und mußte fast auf allen Vieren kriechen, indem ich mich mit den Händen an die

größeren Steine anhielt. Mein Wegweiser schrie mir nach, er überlasse mich meinem Schicksale; ich blickte mit Verachtung auf ihn und ohne ein Wort zu antworten, klimmte ich immer höher und höher, bis ich endlich alle Hindernisse überwunden hatte. Ich konnte nun fast das ganze Eismeer überschauen, das mit hohen Pyramiden gleichsam übersät ist. In der Ferne werden diese immer kleiner und verschwinden endlich ganz. Ich lag hier über eine Stunde auf einem Steine, der über dem Abgrunde hängt; dann trat ich den Rückweg nach Grindelwald an, wo ich zwar nicht ganz ohne Füße, aber wenigstens ohne Schuhe ankam. Zum Glück hatte ich noch auf den Notfall ein Paar mitgenommen.

Auf dem Berge Scheideck um 10 Uhr vormittags.

Um 5 Uhr des Morgens verließ ich Grindelwald. Ich kam vor dem oberen Gletscher vorbei, der mir noch ungleich besser gefällt als der untere, denn die Farbe seiner Pyramiden ist ungleich reiner und blauer. Über vier Stunden stieg ich bergan, und es wurde mir ebenso sauer als gestern. Die Bergschwalben flogen unter mir und zwitscherten ihre traurige Melodie. Von fern her tönte das Blöken der Herden und rund um mich her dufteten Gras und Blumen Wohlgerüche aus, die meine sinkenden Kräfte erfrischten. Das pyramidalische Schreckhorn, die höchste der Alpen, das nach Pfyffers Ausmessungen 2400 Faden hoch ist, blieb mir zur Seite, und vor mir erhob sich das fürchterliche Wetterhorn, das oft die Donnerwolken anzieht und sich mit Blitzen gürtet. Zwei Lawinen, oder große Schneemassen, welche die Sonne losschmilzt, stürzten vor meinen Augen von seinem Gipfel herab. Anfangs hörte ich gleichsam einen großen Riß, der mich zittern machte, und darauf erblickte ich zwei ungeheure Schneemassen, die sich von einem Absatze des Berges zum anderen fortwälzten und endlich mit dumpfen, einem fernen Donner ähnlichen Geräusche niederstürzten, worauf sich eine weiße Wolke von Schneestaub erhob.

Auf dem Berge Scheideck fand ich wieder Hirten, die mich

mit Käse und Milch bewirteten. Nach diesem leichten und gesunden Mahle sitze ich jetzt auf einem Höcker des Berges und blicke auf die ewigen Schneemassen, in denen ich die Quelle der Ströme entdecke, die unsere Täler wässern. Dieser Schnee ist der große Wasserbehälter der Natur, aus welchem sie zur Zeit der Dürre die durstende Welt erquickt. Und wenn es möglich wäre, daß dieser Schnee auf einmal schmelze, so würde eine zweite Sündflut die Erde überschwemmen. – Nicht ohne einen gewissen Schauder blickt man auf diese Grenzen der irdischen Schöpfung, wo sich auch nicht die geringste Spur von Leben zeigt. – Kein Baum, kein Gräschen – wo unaufhörlich eine melancholische Öde herrscht. Nur dann und wann zeigt sich unter diesen wilden toten Felsenwänden der größte unter den Vögeln, der Alpenadler, dem die armen Gemsen zur Nahrung dienen. Umsonst suchen sie sich durch die Schnelligkeit ihrer Füße zu retten! Umsonst springen sie von einem Felsen zum anderen! Der grausame Feind verläßt seine Beute nicht, bis er sie an den Rand eines Abgrundes gejagt hat, wo die Unglückliche keinen Pfad mehr findet. Er stürzt sie nun mit einem mächtigen Schlage seiner Flügel in den Abgrund, wo sie, ungeachtet ihrer Geschicklichkeit im Springen, unausbleiblich verloren ist. Mit seinen scharfen Klauen zieht er sie heraus und trägt sie fort.

Doch ist dieser Vogel nicht der einzige Feind der wehrlosen Gemsen. Die Alpenjäger sind ihnen noch fürchterlicher. Mit Verachtung aller Gefahren erklettern sie die steilsten Felsen. Doch finden auch viele ihr Grab in den Klüften und Schlünden, oder versinken im Schnee. Man erzählt viele schreckliche Vorfälle dieser Art. So jagte zum Beispiel ein Gemsenjäger aus Grindelwald auf dem Schreckhorne. Von Felsen zu Felsen verfolgte er seine Beute. Auf einmal glitschte er auf der höchsten Spitze einer steilen Anhöhe aus. Schon öffnete der Abgrund unter ihm seinen Rachen; schon drohten ihn die scharfen Klippen zu spießen – nur mit den Füßen hielt er sich noch am Felsen, und schwebte so über dem fürchterlichen Schlunde. Stellt euch das Schreckliche dieser Lage vor. Keiner seiner Gefährten konnte ihm helfen. Keiner wagte es auf die Felsenspitze zu springen. – Und so hing er zwischen Himmel und Erde, zwischen Leben und Tod, bis es

ihm gelang, die Hände an den Felsen zu stemmen und sich so auf die Füße emporzuarbeiten, worauf er denn nach und nach herabkletterte.

Tal Haßly.

Nachdem ich ungefähr zwei Stunden bei den Hirten ausgeruht hatte, setzte ich meinen Weg weiter fort. Es ging jetzt wieder bergab. Der erste merkwürdige Gegenstand, der sich nun meinen Augen darstellte, war der Rosenlawinengletscher, unstreitig der schönste aller Gletscher. Er besteht aus den reinsten saphirblauen Pyramiden, die ihre zackigen Spitzen stolz emporstrecken. Ich wandelte jetzt im Schatten alter Fichten, die mich vor den Strahlen der Sonne schützten. Rund um mich her war nirgends eine Spur von Menschen. Wohin ich meine Augen wandte, erblickte ich Wildnis und Öde. Von grauen bemoosten Felsenwänden stürzten schäumende Bäche herab, deren Geräusch das Echo der Wälder verstärkte. – Nur weiterhin, nachdem ich ins Tal hinabkam, fand ich die schönsten balsamischen Wiesen, die man sich unmöglich schöner denken kann. Es ist unbeschreiblich, wie wohl mir der Blick auf diese grünen Fluren tat, nachdem ich so lange nichts als kahle Felsen und Schneemassen gesehen hatte. Auf jeder Wiese ruhte ich einige Minuten aus und küßte jedes Gräschen in Gedanken. Ich gelangte endlich an ein kleines Gebirgsdorf, dessen Einwohner in der ganzen Einfalt des Hirtenstandes leben. Sie verstehen durchaus nichts weiter als die Viehzucht, und Milch ist ihre einzige Nahrung. Ihre großen Käse gehen größtenteils nach Italien. Die Käsehäuser ruhen auf hohen Säulen oder Stützen und sind aus dünnen Balken verfertigt, damit die Luft desto besser durchstreichen kann. Da ich außerordentlich durstig war, so bat ich einen jungen Hirten, der vor der Türe einer Hütte saß, neben welcher ein klarer Bach vorbeirieselte, um ein Glas. Er verstand mich nicht sogleich; sobald er aber begriff, was ich haben wolle, lief er sogleich ins Haus und brachte eine Schale. „Sie ist rein", sagte er in verdorbenem Deutsch, indem er sie zeigte. Dann lief er an den Bach und schöpfte einigemal Wasser, das er immer wieder ausgoß

und mich dabei lächelnd ansah. Endlich brachte er mir die gefüllte Schale mit den Worten: „Trink', guter Mensch, trink' unser Wasser." —. Ich stand im Begriff, den guten liebevollen Menschen als meinen Bruder ans Herz zu drücken. O! Meine Freunde, warum wurden wir doch nicht in den Zeiten geboren, da alle Menschen Hirten und Brüder waren? Gern würde ich mich von den meisten Bequemlichkeiten des Lebens lossagen, die wir der Aufklärung verdanken, um in den ersten ursprünglichen Naturzustand der Menschheit zurückzukehren. Die wahren Freuden des Lebens — jene Freuden der Seele, die uns wahrhaft glücklich machen, genossen die Menschen auch damals — und mehr, als jetzt. Welche Freuden gewährte ihnen nicht die Liebe, die kein Gesetz verbot; da die Gaben der Natur mehr galten, als die Geschenke des blinden Zufalles, die auch nicht den geringsten wahren Wert geben! Wie glücklich waren sie nicht durch die Freundschaft und im Anblick der schönen Natur! — Es ist wahr, unsere heutigen Wohnungen und Kleider sind bequemer, aber ist unser Herz darum ruhiger? Ach nein! Tausend Mühseligkeiten, tausend Sorgen, wovon der Mensch im Stande der Natur nichts wußte, zerreißen jetzt unser Inneres, und jedem Genusse folgt sein Schatten, die Unlust. — Unter diesen Gedanken verließ ich den Hirten. Ich sah zurück und bemerkte, daß er mir mit seinen Blicken folgte, in denen der Wunsch deutlich zu lesen war: „Geh' und sei glücklich!" — Gott weiß es, daß auch ich ihm alles mögliche Glück wünschte, aber er hatte es schon gefunden. Ein starkes Geräusch zerriß den Faden meiner Gedanken. „Was ist das?" fragte ich meinen Führer, und blieb horchend stehen. „Wir nähern uns", antwortete er, „dem berühmtesten Wasserfalle der Alpen, dem Reichenbache." Ob man nun gleich auf einer Schweizerreise beständig Kaskaden erblickt, und so oft vom Staubregen, den sie verursachen, benetzt wird, daß man ihrer am Ende fast überdrüssig wird, so war ich doch sehr neugierig, den ersten und vorzüglichsten der Schweizer Wasserfälle zu sehen. Das ferne Geräusch versprach mir etwas Großes und Erhabenes, und meine Einbildungskraft war eben beschäftigt, sich dies Schauspiel schon im voraus zu malen — als ich auf einmal

eine andere prächtige Aussicht entdeckte, die mich den Reichenbach auf einige Zeit vergessen ließ. Ach! Daß ich kein Maler bin! – daß ich nicht gleich das fruchtbare schöne Haßlytal aufs Papier werfen konnte, daß sich mir in der Gestalt des herrlichsten, blühendsten Gartens, zwischen wilden, wolkenstutzenden Felsen darstellte! Lustwäldchen von Fruchtbäumen und dazwischen kleine hölzerne Häuser, die das Dörfchen Meyringen ausmachen – die Aar, die das Tal in der Länge durchströmt – eine Menge kleiner Bäche, die von den steilen Felsenwänden herabstürzen und mit silbernem Schaum zwischen dem sammetnen Grün fortfließen – alles das macht ein so romantisches und anziehendes Bild, als ich noch nie gesehen hatte. Bin ich, meine Freunde, bin ich nicht schuldig, dem Himmel für alles Große und Schöne zu danken, das meine Augen in der Schweiz sehen? – O! Ich danke ihm von ganzem Herzen!

Endlich erinnerte mich mein Führer wieder an den Reichenbach. Um ihn in der Nähe betrachten zu können, mußte ich, ungeachtet meiner Müdigkeit, wieder über eine große Anhöhe wandern; doch war der Weg zum Glück nicht steinig, sondern mit grünem Rasen bedeckt, der von dem Staubregen des Wasserfalles angefeuchtet war. Schon fünfzig Schritte vom Wasserfalle umgab mich dieser Staubregen gleich einem Nebel. Doch näherte ich mich dem siedenden Kessel, oder dem Loche, in welches sich der Reichenbach von seiner Höhe mit fürchterlich brüllendem und donnerndem Geräusche hinabstürzt, ungeheure Steine und große Bäume mit sich fortwälzend. Könnte ich die unbeschreibliche Schnelligkeit beschreiben, mit welcher Welle auf Welle in die unermeßliche Tiefe dieses Kessels hinabrollt und wieder in die Höhe braust, um von dem ewigkochenden Wirbel verschlungen zu werden, der rund umher eine feuchte Wolke von weißem Rauche verbreitet! – Aber vergebens sucht meine Einbildungskraft Ähnlichkeiten, Gleichnisse, Bilder! – Immerdar wird jede Gefühlswelle die großen Naturerscheinungen des Rheinfalls und des Reichenbachs bewundern; aber welcher Pinsel, welche Feder vermag es je, sie darzustellen? Betäubt durch den mich umschmetternden Donner stürzte ich fast sinnlos zu Boden. Ein Meer von feinen Wasserdünsten goß sich über mich her,

und Wirbelwinde, die der Stoß der fallenden Wassermasse verursacht, umsausten mich, daß ich mich aus Furcht vor einer tödlichen Erkältung sehr bald entfernte. Jeder, der mich jetzt gesehen hätte, würde geglaubt haben, man hätte mich soeben aus dem Fluß gezogen; denn es war auch nicht ein trockener Faden an mir, und das Wasser lief stromweise an mir herab.

Bis Meyringen hatten wir nur noch drei Werste, und der Weg war lange nicht mehr so beschwerlich, als beim Hinaufsteigen auf die Scheideck; aber diese drei Werste brachten meine Müdigkeit aufs höchste, denn die Hitze in den Tälern ist ganz unerträglich. Die von den kahlen Felsenwänden zurückprallenden Sonnenstrahlen erwärmen die Atmosphäre um so mehr, da hier nur selten ein kühles Lüftchen weht. Einige Weiber, die mir begegneten, riefen mir mitleidig zu: „Wie heiß ist es, junger Fremdling!" –

Das Dorf Meyringen besteht aus kleinen hölzernen Häusern, die in weiten Entfernungen durchs Tal zerstreut liegen. Überhaupt findet man in den Alpendörfern kein einziges steinernes Gebäude. – Die Bewohner des Haßlytales hören einen unaufhörlichen Lärm, den der Sturz des Reichenbaches und andere Wasserfälle verursachen. Manchmal schwellen diese Bäche vom Schneewasser so fürchterlich an, daß sie das ganze Tal mit Häusern, Gärten und Wiesen überschwemmen. Vor einigen Jahren hat eine solche Überschwemmung große Verwüstungen angerichtet und das ganze herrliche Tal mit Sand und Steinen bedeckt. – Aber die Einwohner konnten ihren geliebten Geburtsort unmöglich verlassen, wo sie und ihre Vorfahren so unzählige Segnungen der Natur genossen hatten. Bald war das Land wieder gereinigt, und Gras und Blumen sproßten aufs neue hervor.

So herrlich und schön die Natur hier ist, so schön sind auch die Menschen; vorzüglich die Weiber, die fast alle ohne Ausnahme Schönheiten sind. Frisch, wie die Rose der Alpen, könnte jede von ihnen zum Modelle der Flora dienen. – Wird's euch nun wundern, wenn ich einige Tage hier bleibe? Vielleicht nirgends in der ganzen Welt gibt es ein zweites Meyringen. – Nur schade, daß sich die Mädchen durch die Kleidung so sehr entstellen. Sie binden z. B. die

Röcke hoch unter den Armen und so scheint es, als wären sie in Säcke genäht. — Auch habe ich hier ein sehr gutes Wirtshaus gefunden.

Um 11 Uhr in der Nacht.

Der Abend ist mir sehr angenehm vergangen. Ich spazierte im Tale, durchstrich die kleinen Gehölze und Wiesen, und wie ich ins Dorf zurückkam, fand ich vor einem Hause eine Menge junger Leute beiderlei Geschlechts, die untereinander spielten, sprangen und allerhand Mutwillen trieben. Man feierte eine Verlobung. Ich entdeckte leicht den Bräutigam und die Braut unter den übrigen. Das schönste Paar, das man sich denken kann! Unaufhörlich spielte die lieblichste Röte auf ihren Wangen und ihre Augen schwammen in Tränen. Sie wollten lustig sein, wie die übrigen, aber eine zärtliche Schwermut, die sich in jeder ihrer Bewegungen ausdrückte, unterschied sie von allen anderen Hirten und Hirtinnen. Ich trat zu dem Bräutigam und indem ich ihm freundschaftlich auf die Schulter klopfte, sagte ich zu ihm: „Du bist sehr glücklich, mein Freund!“ — Die Braut sah mich an, und in ihren ausdrucksvollen Blicken bemerkte ich eine bescheidene Danksagung für mein Lob. — Welche zarte Empfindung diese Alpenmädchen haben! Wie gut sie die Sprache des Herzens verstehen! — Der Hirt blickte lächelnd auf seine Geliebte, — ihre Blicke begegneten sich — welche Beredtsamkeit — Da kam mir ein sonderbarer Gedanke in den Sinn. Ich wünschte dem künftigen Gatten ein Andenken zurückzulassen, das sie im Laufe der glücklichen Tage ihrer Liebe daran erinnern könnte, daß ein Fremdling aus dem fernen Norden bei ihrer Verlobung zugegen gewesen sei und teil an ihrer Freude genommen habe. Ich dachte und suchte nach, und fand nichts weiter, als eine kupferne Medaille, auf welcher der Kopf eines griechischen Jünglings abgebildet war, und die mir mein Freund B. geschenkt hatte. „Nimm dies,“ sagte ich zur Braut, „als ein Zeichen meiner guten Wünsche für dich und deinen Bräutigam.“ — Sie blickte mit großen Augen, bald auf die Medaille, bald auf ihren Bräutigam, bald auf mich, und wußte nicht, was sie machen solle.

„Ich bin in einem Lande geboren," fuhr ich fort, „wo es gewöhnlich ist, die Bräute zu beschenken, und ich bitte dich, diese Kleinigkeit, die ich dir aus gutem Herzen schenke, von mir anzunehmen." — „Und was ist das für ein Land, in welchen Sie geboren sind?" fragte ein Greis, der auf dem Balken saß. — „Rußland", antwortete ich. — „Rußland? Ich habe von diesem Lande gehört. Wo liegt es doch gleich?" — „Weit, weit von hier, mein Freund, dort hinter den Bergen, gerade nach Norden zu." — „Recht, recht; ich besinne mich." — Unterdessen hatten die Neuverlobten miteinander gezischelt und die Braut nahm nun die Medaille und bedankte sich. Sie reichte sie dem Bräutigam, der sie in den Händen herumdrehte und sie ihr endlich zurückgab. Ich freute mich über dieses glückliche Paar und dachte an Hallers Verse (aus seinem Gedichte: „Die Alpen"):

Die Liebe brennt hier frei und scheut kein Donnerwetter;
Man liebet für sich selbst, und nicht für seine Väter.
Sobald ein junger Hirt die sanfte Glut empfunden,
Die leicht ein schmachtend Aug' in muntern Geistern schürt;
So wird des Schäfers Mund von keiner Furcht gebunden,
Ein ungeheuchelt Wort bekennet, was ihn rührt.
Sie hört ihn und verdient sein Brand ihr Herz zum Lohne;
So sagt sie, was sie fühlt, und tut, wonach sie strebt,
Denn zarte Regung dient den Schönen nicht zum Hohne,
Die aus der Anmut fließt, und durch die Tugend lebt.
— — — — — — — —
Die Sehnsucht wird hier nicht mit eitler Pracht belästigt;
Er liebet sie, sie ihn; dies macht den Heiratsschluß;
Die Eh' wird oft durch nichts, als beider Treu' befestigt,
Für Schwüre dient ein Ja, das Siegel ist ein Kuß.
Die holde Nachtigall grüßt sie von nahen Zweigen;
Die Wollust deckt ihr Bett auf sanft geschwollnes Moos,
Zum Vorhang dient ein Baum, die Einsamkeit zum Zeugen,
Die Liebe führt die Braut in ihres Hirten Schoß.
O dreimal selig Paar! Euch muß ein Fürst beneiden.

Unterdessen war die Sonne untergegangen, und die jungen Leute trennten sich. Ich nahm Abschied von den Neuverlobten — und, wenn die Alpenmädchen nicht so verschämt wären, so hätte ich vielleicht Lust bekommen, sie um etwas zu bitten — um was meint Ihr wohl? Um nichts weiter, als einen unschuldigen Kuß.

Tracht, um 8 Uhr des Abends.

Hier ist das Ende meiner Fußreise. Die Füße schmerzen mir nicht wenig, und mein Gesicht ist ganz von der Sonne verbrannt; sonst bin ich munter und lustig.

Der Weg von Meyringen nach Tracht führt durch ein Tal und ist ziemlich angenehm, übrigens aber nicht sehr interessant.

Hier bin ich zu einer sehr lauten Lustbarkeit gekommen. Die Bewohner des Dorfes sind auf einer großen Wiese versammelt, und trinken und singen. Einige junge Leute ringen miteinander und den Sieger belohnt ein lautes „Bravo" der Zuschauer. Ich sitze am Fenster und blicke bald auf die fröhlichen Menschen, bald nach dem Himmel, der sich von allen Seiten mit Wolken zu beziehen anfängt. Nur gut, daß ich nicht mehr in den Gebirgen bin. Unterdessen macht mir die Wirtin ein Gericht Fische zurecht, die soeben im See gefangen sind. Morgen früh gehe ich mit der Fähre nach Unterseen und von da nach Thun zurück.

Wo seid Ihr, meine Lieben? Wie bringt Ihr eure Zeit zu? Gewiß ganz verschieden von eurem wandernden Freunde, der auf Bergen und in Tälern unablässig an euch denkt. Bleibt gesund und glücklich!

Unterseen.

Nun soeben bin ich hier angekommen. Die Fähre, mit welcher ich von Tracht abging, landete zwei Werste von hier. Ein starker Regen hat mich durchweicht, aber dafür habe ich auch, während meiner Überfahrt, ein interessantes Schauspiel gehabt. Die mit Wolken bedeckten Berge schienen zu rauchen, und ich glaubte den Vesuv und Ätna zu

sehen. Jetzt trockne ich mich, in Erwartung des Mittagessens, und bereite mich zur Fortsetzung meiner Reise. Der Regen hat noch nicht ganz aufgehört.

Thun, um acht Uhr des Abends.

Ich bin glücklich hier angelangt, ungeachtet der See ziemlich stürmisch war. Die Wellen spielten mit dem Boote, wie mit einem Balle. Einige Frauenzimmer, die mit mir zugleich übersetzten, schrien unaufhörlich, und eine von ihnen fiel sogar in Ohnmacht. Nur mit Mühe brachten wir sie wieder zu sich. Ich für meine Person spürte nicht nur keine Furcht, sondern hatte sogar meine herzliche Freude an den vom felsigen Ufer zurückprallenden Wogen. Endlich ließ der Regen nach, und die wohltätige Sonne trocknete unsere durchnäßten Kleider. Bei meiner Ankunft in Thun spürte ich einen Fieberanfall; nachdem ich aber einige Tassen guten Tee getrunken habe, fühle ich mich wieder vollkommen gesund. — Morgen um vier Uhr trete ich meinen Rückweg nach Bern an, wo ich meine Habseligkeiten zurückgelassen habe.

Bern, den 10. September.

Nach meiner Rückkehr von den Alpen habe ich sieben ziemlich angenehme Tage in Bern zugebracht. Bald habe ich Besuche bei meinen Bekannten gemacht, die sehr freundschaftlich mit mir umgehen; bald habe ich die umliegenden Gegenden durchstrichen; bald habe ich gelesen — bald geschrieben. — Vor einigen Tagen führte mich der Pfarrer Stapfer zu Herrn Sprengli, der eine vollständige Sammlung Schweizer Vögel, ein Münzkabinet und viele andere Seltenheiten besitzt. Dieser Mann ist in Hinsicht seiner Lebensart eben so merkwürdig, als sein Kabinett. Er bewohnt ein herrliches Häuschen vor der Stadt, das auf einer Anhöhe liegt, von welcher man die umliegenden Gegenden und die Schneeberge sieht. Er ist noch unverheiratet, ob er gleich schon über siebzig Jahre alt ist. In seinem Hause habe ich, außer ihm, keinen Menschen gesehen. Eine alte Magd ver-

sieht das Amt eines Türstehers. Die Zimmer sind geschmackvoll möbliert und überall herrscht die größte Reinlichkeit. Und so lebt dieser reiche Alte im Schoße der Natur, des Überflusses und der Ruhe. Nur vor wenigen Jahren ist er noch arm gewesen; da hat ihn aber die Erbschaft eines weitläufigen Anverwandten reich gemacht. — In seiner Jugend, da er die Ornithologie studierte, kaufte er verschiedene Vögel, anatomierte sie, und ließ sie ausstopfen. Dies war der Anfang zu der vollständigen Vogelsammlung, die jetzt alle Reisenden in sein Haus lockt, und die er nicht für 50.000 Rubel verkaufen würde.

Gestern bin ich in Hindelbank gewesen, einem Dorfe, das zwei französische Meilen von Bern liegt. In der hiesigen Kirche befindet sich das Grabmal der schönen Frau, wie man es nennt. Die Geschichte dieses Grabmals ist in der Tat merkwürdig. Erlach, ein vornehmer Berner und Besitzer des Dorfes Hindelbank, rief den deutschen Künstler Nahl zu sich und trug ihm die Verfertigung des Monuments seines vorstorbenen Vaters aus Marmor auf. Nahl übernahm diese Arbeit und wohnte bei dem Prediger des Dorfes, Langhanns. Als das Werk geendigt war, wollte der prachtliebende Erlach durchaus, daß es vergoldet würde. Nahl bewies ihm, daß das Gold alles verderben würde; aber umsonst, seine Gründe wurden verworfen, und der stolze Künstler mußte seinen Unwillen verbergen und nachgeben. Um diese Zeit starb die schöne junge Frau des Predigers im Wochenbette. Nahl hatte sie sehr geliebt und er weinte mit dem bekümmerten Witwer um die Wette. Auf einmal fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf: Wie? Sollte nicht deine Kunst ihr Andenken auf die Nachwelt bringen? — Er umarmte seinen Freund und rief aus: „Unsere Tränen fließen in den Staub und vertrocknen; aber das schöne Werk der Kunst trotzt dem Laufe der Zeiten. Meine Hand wird, durchs Herz geleitet, deine Gattin in Stein nachbilden, und die Bewohner der entferntesten Länder werden kommen, dies Grabmal zu bewundern, indem sie mit Verachtung daneben auf das Erlachische blicken." — Und dies führte er aus. Die Mutter — eine herrliche griechische Figur — ist mit dem Kinde im Augenblicke der Auferstehung dargestellt. Der Grabstein ist zersprungen, und sie hebt

sich empor. In dem einen Arm hält sie ihr Kind und mit dem anderen scheint sie den Stein vollends wegwälzen zu wollen; in ihrer Miene ist die Aufmerksamkeit auf die Stimme der Posaune, welche die Toten erweckt, unverkennbar. So vortrefflich und wahrhaft poetisch dieser Gedanke ist, so meisterhaft ist auch die Ausführung. Haller hat eine Inschrift zu diesem Grabmal verfertigt, deren Inhalt ungefähr folgender ist: — (Die Worte derselben sind der auferstehenden Mutter in den Mund gelegt.) — „Ich höre die Stimme der Posaune — sie durchdringt die Gräber — Erwache, mein Sohn! Erwache, Sohn der Trauer, und wirf die sterbliche Hülle von dir! Eile zum Anschauen deines Heilandes, der Zeit und Tod beherrscht! — Alle Leiden wandeln sich nun in ewige Freuden." — So gut diese Verse Hallers auch sein mögen, so ist doch die Inschrift unleugbar für den Augenblick, in welchem die Mutter dargestellt ist, zu weitläufig. Vielleicht hieße es besser bloß so: „Das ist die Stimme der Posaune! — Erwache mein Sohn! — Siehe den Heiland!" Einige glauben, daß der Künstler den Sprung des Steines gar nicht künstlich bearbeitet, sondern den Stein wirklich gesprengt habe, nachdem er die Inschrift darauf geschrieben hatte; und über diesen kleinlichen Gedanken spotten die eifrigen Verehrer der Kunst. Über den Hallerischen Versen steht der Spruch aus der Bibel: „Hier bin ich, Herr, und das Kind, das du mir gegeben hast!" — Sehr zu bedauern ist es, daß dies herrliche Werk der Kunst so schlecht aufgestellt ist! Es ist in das Chor der Kirche eingesenkt, und um es zu sehen, muß man einige Bretter aufheben. Von dem prächtigen Erlachschen Denkmal sage ich nichts. Der Künstler hat nicht gewollt, daß man davon spreche.

Mit dem jetzigen Hindelbankischen Prediger würde sich Nahl wohl schwerlich so gut haben vertragen können, als mit Langhanns; denn in seiner Physiognomie hat er auch gar nichts Pastormäßiges und keine Spur von Gefühl. Wie er seine Herde weidet, weiß ich nicht.

Ich glaube, ich habe euch noch nichts von dem hiesigen berühmten Zeughause gesagt. Es enthält, außer einer großen Menge Waffen und Kriegsgeräten aller Art, auch Harnische und Rüstungen alter zernischer Helden, die sich durch ihre tapferen und großen

Taten vielen Ruhm erworben haben. Die größten derselben sind die des Herzogs von Zähringen, des Erbauers der Stadt Bern. Das muß ein Gigant gewesen sein, von welchem — wenn er auch nicht den Himmel gestürmt hat — das Schrecken vor seinen Zügen gegen die Feinde vorausgegangen ist. Ich weiß nicht, meine Freunde, welch ein Schauder beim Anblicke der Überbleibsel aus den Ritterzeiten durch meine Adern läuft — jener Zeiten, da man nur seiner Hand und — der Vorsehung traute, da das Verdienst in ritterlichen Taten bestand, und die Tapferkeit der Inbegriff aller Tugenden war! — Auch die Pistolen Karls des Kühnen, die schön mit Elfenbein und Silber verziert sind, zogen meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich betrachtete sie nachdenkend einige Minuten und erinnerte mich dabei an die Hand, die sie sonst gespannt hatte.

Die Sitten in Bern sind nicht so streng, als in Zürich. Weiber und Männer kommen zusammen. Gewöhnlich versammelt man sich nachmittags um 4 Uhr. In diesen Gesellschaften sprechen und scherzen die Frauenzimmer ungezwungen und sind, wie anderwärts, die Seele der Gesellschaft. Auch entzücken manche durch ihren Gesang und durch ihr Spiel auf dem Klaviere. Meine Bekannten haben mich einigemal in diese Gesellschaften geführt, die ziemlich zahlreich waren. Doch spielt man auch hier eben so wenig Karten, als in Zürich. Mit den Ausländern wird gewöhnlich französisch gesprochen; und zwar redet man hier diese Sprache ungleich besser, als in den übrigen Städten der Schweiz. Das hiesige Deutsch ist äußerst verdorben und höchst unangenehm für die Ohren.

Der Aristokratismus in Bern wird für den ärgsten in der ganzen Schweiz gehalten. Einige wenige Familien haben alle Gewalt an sich gezogen. Aus ihnen besteht der große Rat und der Senat, und aus ihrer Mitte werden die Landvögte gewählt. Alle übrigen Einwohner Berns haben keinen Teil an der Regierung. Die Anzahl dieser aristokratischen oder herrschenden Familien vermindert sich von Zeit zu Zeit; doch können sie ihre Rechte auf andere Familien übertragen, welches aber nur selten geschieht.

Des Abends habe ich gewöhnlich einige Stunden auf der Terrasse

zugebracht und mich beim Scheine des Mondes unter den Zweigen der alten Kastanienbäume in angenehme Träumereien vertieft. Ach! meine Freunde, nur auf den Gebirgen war mein Herz nicht ganz verwaist! Dort, schien es mir, wär' ich euch näher.

Morgen reise ich nach Lausanne. Schon habe ich von allen meinen hiesigen Bekannten Abschied genommen, außer von dem Prediger Stapfer. Dieser brave Schweizer gefällt mir, und ich gefalle ihm. Täglich habe ich einige angenehme Stunden in seinem Kabinette zugebracht. Er hat eine sehr liebenswürdige Familie. – Ich soll es ihm nicht sagen, wenn ich aus Bern reise – dies hat er sich ausgebeten – er will nicht von mir Abschied nehmen. Der gefühlvolle Mann!

Hier trenne ich mich von der deutschen Sprache – und zwar nicht ohne Bedauern.

Lebt wohl, meine Freunde! Ich trage jetzt mein Paket auf die Post. Gebe nur der Himmel, daß Ihr meine Briefe mit eben dem Vergnügen lest, mit welchem ich sie schreibe.

Lausanne.

Der Weg von Bern nach Lausanne geht durch einen Garten, und zwar durch einen der schönsten, die ich je gesehen habe. Die Bäume auf beiden Seiten des Weges schienen unter der Last der saftigen schweren Früchte brechen zu wollen, und der goldne Herbst strahlte überall in seinem schönsten Glanze. Es war Sonntag. Die geputzten Landleute jubelten in den Schenken und berauschten sich mit perlendem Wein bei dem Freudengeschrei: Es lebe die Schweiz!

Als ich bei dem Städtchen Murten vorbei fuhr, hielt der Kutscher still und sagte zu mir: „Wollen Sie nicht die Überbleibsel unserer Feinde sehen?" – „Wo?" – „Hier, zur Rechten am Wege." Ich sprang aus dem Wagen und erblickte hinter einem eisernen Gitter einen großen Haufen – Menschenknochen.

Der Herzog von Burgund, Karl der Kühne, war einer der mächtigsten Fürsten seiner Zeit und ein tapferer Held; dabei

aber die Geisel des Menschengeschlechts und der Schrecken der benachbarten Völker. Im Jahre 1476 beschloß er, Helvetien zu bekriegen und den Stolz der Unabhängigen durch den eisernen Zepter der Tyrannei zu bändigen. Seine Heere rückten aus. Die bunten Fahnen wehten in der Luft, und die Erde stöhnte unter der Last der Feuerschlünde. Schon standen die Truppen Burgunds in unübersehbaren Reihen am Gestade des Murtner Sees, und Karl, der mit neidischen Augen auf Helvetiens stille Täler blickte, nannte sie schon im Geiste die seinigen; als auf einmal — vermittelst der Signale — in der ganzen Schweiz das Gerücht erscholl: „Der Feind sei in der Nähe!" Die friedliebenden Hirten verließen sogleich ihre Hütten und Herden, bewaffneten sich mit Streitäxten und Lanzen, vereinigten sich und stürzten auf den Stoß der Trompete und den Ruf der Vaterlandsliebe, der laut in aller Herzen wiederhallte, gleich tobenden Alpenbächen, von ihren Bergen herab auf die zahlreichen Feinde. Karls Donner blitzten, aber die tapferen, unüberwindlichen Schweizer durchbrachen zwischen Rauch und Dunkel die Reihen seiner Krieger — die Donner schwiegen, und die drohenden Phalangen fielen unter ihren zerschmetternden Händen. Der Herzog selbst warf sich in der Verzweiflung in den See, und sein starkes Roß trug ihn ans andere Ufer. Ein einziger treuer Diener rettete sich mit ihm zugleich. Aber diesen erschoß Karl in einem Anfalle von Wut mit eigener Hand, als er seinen Blick auf das Schlachtfeld wandte und die gänzliche Niederlage seines Heeres sah, indem er dabei ausrief: „Solltest du allein übrig bleiben?" — Die Sieger sammelten in der Folge die Gebeine der erschlagenen Feinde und häuften sie in dem Beinhause am Wege auf, wo sie noch bis jetzt liegen.

Ich schauderte beim traurigen Anblick dieser Beweise unserer Hinfälligkeit — und ihr, Schweizer, könnt über diese jammererregenden Trophäen jauchzen? Waren nicht die Burgunder, als Menschen, eure Brüder? — Hättet ihr die Überreste dieser dreißigtausend Unglücklichen mit euren Tränen benetzt und von eurem Segen begleitet, der Erde anvertraut und auf dem Felde eures Triumphs ein schwar-

zes Denkmal mit der Inschrift errichtet: „Hier stritten die Schweizer für ihr Vaterland. Sie siegten, aber Tränen mischen sich in ihre Triumphlieder!" – Dann hätte ich euch von ganzem Herzen gepriesen! – Verhüllt dies Denkmal der Barbarei, und wenn ihr stolz auf den Namen eines Schweizers seid, so vergeßt nicht, daß ihr noch einen edleren habt – den Namen Mensch.

An den Mauern dieses offenen Grabes liest man eine Menge Inschriften. Ihr kennt die von Haller:

Steh still, Helvetier; hier liegt das kühne Heer,
Vor welchem Lüttich fiel, und Frankreichs Thron erbebte.
Nicht unserer Ahnen Zahl, nicht künstliches Gewehr,
Die Eintracht schlug den Feind, die ihren Arm belebte.
Kennt, Brüder, eure Macht: sie liegt in eurer Treu.
O! würde die noch heut' in jedem Leser neu!

Überdies findet man hier tausende von Namen und Anerkennungen. Durch was alles entdeckt sich nicht das Streben des Menschen, sich bekannt zu machen! Es treibt ihn an, neue Welten aufzusuchen, und veranlaßt den Reisenden, seinen Namen auf das Grab der Burgunder zu schreiben. Viele Fremde nehmen zum Andenken, daß sie diesen Ort besuchten, Knochen mit sich. Ich mochte aber ihrem Beispiele nicht folgen. – Ihr werdet erraten, warum? – Übrigens sind alle Knochen so ausgetrocknet, daß sie nicht den geringsten üblen Geruch haben.

Hinter Murten erblickte ich die Überbleibsel der alten römischen Stadt Aventicum. Sie bestehen in Kolonnaden, Mauern, Wasserleitungen usw. Wo ist der Glanz dieser Stadt, die sonst die erste Helvetiens war? Wo sind ihre Bewohner? – Reiche Städte und Völker vergehn – auch wir werden einst nicht mehr sein, meine Freunde. – Welche Erde wird uns decken? – Es ist Nacht geworden und der Mond scheint auf die Gräber derer, die sich einst über sein sanftes Licht freuten.

Ich kam hier des Nachts an. Die ganze Stadt war in Schlaf begraben außer dem Nachtwächter, der gerade die Stunde abrufte. Ich wollte im Gasthofe „Zum goldenen Löwen" abtreten, aber auf mein Klopfen antwortete man mir: Tout est plein, monsieur, tout est plein! (alles ist besetzt!) Ich klopfte an einem anderen Wirtshause „A la Couronne"; aber auch hier hieß es: Tout est plein, monsieur! Stellt Euch meine Lage vor! Des Nachts, auf der Straße, an einem unbekannten Orte, ohne Herberge, ohne Bekannten! — Endlich erbarmte sich ein Nachtwächter meiner. Er trat an die Tür des Wirtshauses und versicherte dem schlaftrunkenen Respondenten im Hause, daß monsieur est und voyageur de qualité (der fremde Herr sei ein Mann von Stande); aber auch das half nichts. Die Stimme wiederholte: „Alles ist besetzt; ich wünsche dem fremden Herrn eine gute Nacht." — „C'est impertinent ca", sagte mein Nachtwächter. — „Kommen Sie mit mir in den Hirsch," fuhr er fort, „dort weist man Sie gewiß nicht ab." — Und er hatte in der Tat recht. Ich erhielt in diesem Gasthofe ein artiges Zimmer. Der gutherzige Nachtwächter wünschte mir mit dem herzlichen Lächeln der Zufriedenheit eine gute Nacht und — schlug das Trinkgeld standhaft aus, das ich ihm anbot. Er ging fort, und rief sein: „Hört ihr Herren usw." und ich nahm mein Taschenbuch heraus und schrieb folgende Worte: „An dem und dem Tage habe ich in Lausanne einen guten Menschen gefunden, der seinem Nebenmenschen ohne Eigennutz dient."

Den folgenden Morgen durchstrich ich die Stadt, die mir gar nicht gefällt. Sie liegt zum Teil in einem Loche, zum Teil am Abhange eines Berges, und immer muß man bergan und bergab steigen. Die Straßen sind enge, unreinlich und schlecht gepflastert. Aber dafür hat man auch an jedem erhabenen Orte die schönsten malerischen Aussichten. Der helle große Genfersee, die Kette der savoyischen Gebirge, muntere am Ufer des Sees zerstreute Städtchen und Dörfer — Morges, Rolle, Nyon — alles das macht ein reizendes und mannichfaltiges Gemälde. Wenn Euch der Himmel einmal nach Lausanne

führt, meine Freunde, so besteigt die Terrasse der Kathedralkirche und erinnert Euch hier, daß mir an diesem Orte einige Stunden heiter und in stiller Freude verflossen sind! –

Wenn Ihr mich jetzt fragtet, was man niemals überdrüssig wird, so würde ich antworten: „Schöne Ansichten." – Wie viele herrliche Gegenden habe ich nicht schon gesehen, und doch entzückt mich noch immer jede neue schöne Aussicht.

Ich war an H. Lebad, einen hiesigen Naturforscher und Verfasser verschiedener Aufsätze in den Schriften der Lausanner gelehrten Gesellschaft, empfohlen. Er besitzt ein artiges Haus mit einem geschmackvollen Garten, in welchen man mehrere lateinische, französische und englische Inschriften aus Dichtern findet. Unter anderen fiel mir eine Stelle aus einer Ode von Addison auf, in welcher der Dichter Gott für alle guten Gaben aus seiner Hand dankt – für ein gefühlvolles und des Genusses fähiges Herz und für einen treuen und liebenswürdigen Freund! Glücklich ist H. Lebad, wenn er in Addisons Dank einstimmen kann! Diese Ode ist im englischen „Zuschauer" abgedruckt. Ich brachte einst mit der Übersetzung derselben eine ganze Nacht zu, und in dem Augenblicke, als ich die beiden letzten Zeilen niederschrieb:

Und in alle Ewigkeit
Vermag ich nicht dein Lob zu singen

fielen mir die ersten Strahlen der Morgensonne in die Augen. Dieser Morgen war einer der glücklichsten meines Lebens. H. Lebad hat mich auf das Café Litteraire geführt, wo man mehrere französische, englische und deutsche Journale findet. Ich werde dieses Kaffeehaus während meines Aufenthaltes in Lausanne oft besuchen. Heute kann ich leider! nicht ausgehen, denn von Tagesanbruch an regnet es unaufhörlich.

Lausanne ist immer voll junger Engländer, die hieher kommen, um Französisch zu lernen und allerhand Bubenstreiche und Mutwillen zu treiben. Manchmal gesellen sich unsere lieben Landsleute zu ihnen, und – anstatt Fortschritte in den Wissenschaften zu machen – vervollkommnen sie sich in der Ungezogenheit. Ich würde daher auch nie-

manden raten, seine Kinder nach Lausanne zu schicken, zumal da man dort nicht viel weiter lernt als das Französische. Die Wissenschaften hingegen werden auf den deutschen Universitäten ungleich besser gelehrt, als hier; und selbst junge Schweizer, die nach wahrer Aufklärung streben, gehen nach Leipzig und vorzüglich nach Göttingen. In der Tat sind auch nirgends die Mittel, sie zu unterrichten, so zur Vollkommenheit gebracht, als in Deutschland, und wen Platner, wen Heyne nicht dahin bringt, daß er die Wissenschaften lieb gewinnt, der hat gewiß durchaus kein Geschick dazu.

Die jungen Ausländer wohnen hier in Pensionsanstalten, wo sie für Unterricht und Kost sechs bis sieben Louisdor des Monats bezahlen.

In Lausanne hat sich auch einer unserer Landsleute niedergelassen; dies ist der Graf Gregor Kyrillowitsch Rasumowsky, ein gelehrter Mann und berühmter Naturforscher. Aus Liebe zu den Wissenschaften hat er alle Würden und Ehrenstellen ausgeschlagen, zu welchen ihm seine vornehme Geburt ein Recht gab, und sich in ein fernes Land begeben, wo die Natur so reich und so schön ist, und wo es so viele Nahrung für seine Lieblingsneigung gibt. Er lebt hier in Ruhe, unausgesetzt mit der Vervollkommnung der Naturkunde beschäftigt, und macht seinem Vaterlande Ehre. Wenn ich nicht irre, so ist er der erste Russe, der in Europa, als ein wirklich gelehrter Mann, bekannt geworden ist. Seine Schriften hat er französisch geschrieben. — Vor einigen Wochen ist er nach Rußland gereist; aber nicht auf immer. Er kehrt wieder nach Lausanne zurück.

Ich komme soeben aus der Kathedralkirche, wo ich das Grabmal der Fürstin Orlow besehen habe, die hier in der Blüte ihres Lebens in den Armen ihres zärtlichen und untröstlichen Gatten starb. Sie soll sehr schön gewesen sein und ein vortreffliches Herz besessen haben. Ich segnete ihr Andenken! — Über dem Grabe der Herzogin von Kurland steht eine Urne von weißem Marmor. Diese Fürstin hatte die Achtung und Liebe aller hiesigen Einwohner. Sie liebte die Natur und die Dichtkunst, und die britischen und deutschen Musen, nebst der Natur, hatten ihren Geist und ihr Herz gebildet.

Heute früh um 5 Uhr verließ ich Lausanne in der heitersten Stimmung und — Rousseaus „Neue Heloise" in der Hand. Ihr erratet nun schon das Ziel meiner Reise! Ja, meine Freunde, ich ging, um die herrlichen Gegenden mit eigenen Augen zu sehen, in welche der unsterbliche Rousseau seine schwärmerischen Liebenden versetzte. Der Weg von Lausanne läuft anfangs zwischen hohen Mauern, mit welchen die Weinberge eingefaßt sind, die alle Aussicht versperren. Sobald sich aber die Mauern endigen, erblickt man links den Jura mit seinen mannigfaltigen Abstufungen und Einschnitten, die entweder in die herrlichsten Weinberge verwandelt, oder mit kleinen Häusern und den Türmen und Ruinen alter Schlösser bedeckt sind. Zur Rechten zeigen sich schöne, mit Obstbäumen besetzte Wiesen, und der glatte Genfersee mit den grausen Felsenwänden des savoyschen Ufers. Schon um neun Uhr hatte ich Vevay erreicht, das vier französische Meilen von Lausanne liegt. Ich setzte mich unter den Schatten der Kastanienbäume auf der westlichen Seite der Stadt und blickte auf die steilen Höhen von Meillerie, wo sich der aufs äußerste gebrachte St. Preux hinabstürzen wollte und wo er einen Brief an Julie schrieb.

Da es Euch bekannt ist, meine Freunde, wie ich Rousseau liebe und mit welchem Entzücken ich seine Heloise mit Euch las, so könnt ihr Euch vorstellen, mit welchen Empfindungen ich alle diese Gegenstände betrachtete. Denn, obschon manches in diesem Romane unnatürlich und übertrieben — oder mit einem Worte romanhaft ist, so hat doch kein französischer Schriftsteller die Liebe mit so frischen und lebhaften Farben geschildert, als der Verfasser der „Neuen Heloise" — die vielleicht auch Goethes „Werther" das Dasein gab *).

Die Schönheit der hiesigen Gegenden muß die lebhaftesten Eindrücke auf Rousseaus Seele gemacht haben; denn wie lebendig und wahr malt er sie nicht! Mir schien es, als sähe ich den Felsen, der

*) Unleugbar sind manche Situationen im Werther aus der Heloise entlehnt, — doch ist Goethens Roman im Ganzen wahrer und natürlicher.

soviel Anziehendes für St. Preux hatte, und wo er an Julie schrieb. Ach! Meine Freunde, warum sollte es auch keine Julie gegeben haben? Warum verbietet es Rousseau, hier ihre Spuren aufzusuchen? — Harter Mann! Erst beschreibst du uns ein so herrliches Wesen und dann sagst du: es ist nirgends. Ihr werdet Euch an diese Stelle in seinen „Confessions" erinnern. „Ich rate allen," heißt es dort, „die Geschmack und Empfindung haben, Vevay und die umliegenden Gegenden zu besuchen und an dem Ufer des Sees zu wandeln; sie werden gestehen, daß diese herrlichen Gegenden Juliens und St. Preux würdig sind; aber umsonst würde man sie dort suchen."

Coxe, ein bekannter englischer Reisebeschreiber, behauptet, daß Rousseau die „Heloise", während seines Aufenthaltes in Meillerie geschrieben habe; aber das ist falsch. Herr de L., der Rousseau kannte, hat mich versichert, daß er diesen Roman in der Eremitage, vier oder fünf Meilen von Paris, ausgearbeitet habe*).

Nachdem ich im Wirtshause ausgeruht und Tee getrunken hatte, setzte ich meine Reise längs dem See fort, um den eigentlichen Schauplatz des Romans, das Dorf Clarens, zu sehen. Hohe, dichtbelaubte Bäume verbergen es dem ungeduldigen Auge, bis man sich ihm gänzlich nähert. Ich kam endlich an und sah ein kleines Dörfchen am Fuße eines mit Fichten bewachsenen Berges. Zugleich erblickte ich die Wohnung Juliens, die Rousseau so schön beschrieben hat — ein altes Schloß mit Türmen! Das finstere Äußere desselben ist ein Beweis von der Finsternis der Zeiten, in denen es erbaut wurde. Viele Einwohner von Clarens kennen die „Neue Heloise" und wissen sich nicht wenig damit, daß der große Rousseau ihren Geburtsort zum Schauplatz seines Romans machte und ihm dadurch einen unsterblichen Ruhm verschaffte. Ein arbeitender Bauer, der einen neugierigen Fremden bemerkt, nähert sich ihm wohl und sagt schmunzelnd: „Der Herr hat gewiß die ‚Neue Heloise' gelesen?" So zeigte

*) Als ich dies schrieb, hatte ich die Fortsetzung der „Confession" de J. J. Rousseau noch nicht gelesen, die erst, während meines Aufenthalts in Genf, erschienen. Er beschreibt darin die Herausgabe seiner Werke nach der Reihe, und sie bestätigen das, was mir Herr de L. sagte.

mir auch ein alter Mann den Lustwald, in welchem Rousseaus Julie dem verliebten St. Preux den ersten Kuß gibt und durch diese magische Berührung sein ganzes Nervensystem erschüttert. — Hinter diesem Dörfchen bespülen die Wellen des Sees das befestigte Schloß Chillon. Das dumpfe Geräusch der Wogen wiegt die Seele in melancholischen Schlummer. Noch weiter, am Ende des Sees, wo sich die Rhone in denselben stürzt, liegt Villeneuve, ein kleines Städtchen, das ich aber nur von weitem gesehen habe, weil ich zurück nach Vevay kehrte.

Die Lage Vevays am Ufer des schönsten Sees von der Welt, den wilden savoyischen Felsen gegenüber, von herrlichen Weinbergen umgürtet, ist äußerst angenehm. Auch ist die Stadt an und für sich ungleich besser als Lausanne. Die Straßen sind gerade, und hie und da stößt man auf prächtige Häuser und schöne freie Plätze. Es halten sich hier die meisten Edelleute der französischen Schweiz oder des Pays de Vaud auf; bei alledem aber scheint Vevay nicht sehr volkreich zu sein.

Mit mir zugleich traten vier Fremde in Reisekleidern in den Gasthof und bestellten das Mittagessen. In wenigen Minuten wurden wir bekannt, und da erfuhr ich, daß drei von ihnen westphälische Barone und der vierte ein polnischer Fürst sei. Der Letztere, der aus Frankreich in sein Vaterland zurückkehrt, reist bloß deswegen durch die Schweiz, um Meillerie und Clarens zu sehen. Die Ersteren sagten mir im Vertrauen, als der Pole einmal das Zimmer verließ, daß sie dieses Reisegefährten, der sich in Morges an sie angeschlossen habe, gar nicht froh wären, da er unaufhörlich bald mit den Kutschern, bald mit den Bootsleuten und Wirten zanke, und überdies ein großer Lügner sei. Auch hatte ich sehr bald Gelegenheit, mich selbst von alledem zu überzeugen. Denn kaum hatten wir uns zu Tische gesetzt, als er mit dem Wirte über das Essen zu zanken anfing. Nichts war ihm recht; alles war nicht hinreichend. Der Wirt erinnerte ihn zwar, daß er nicht in Warschau sei; aber der Pole hörte nicht auf bis zur letzten Schüssel. Darauf fing er an, mir von der Einnahme der Bastille zu erzählen, bei welcher ihm Hut und Kleid

durchschossen worden sei. Doch hörte ich ihm nicht lange zu, weil ich Lust auszuruhen hatte, und deswegen in das für mich bereitete Zimmer ging.

Wer die Anmerkung Ramonds, des Übersetzers der Coxischen Reise, gelesen hat, der wird gewiß die Terrasse der hiesigen Kirche besuchen, um unter dem dunkeln Schatten hundertjähriger Bäume, zwischen den Gräbern sitzend, die untergehende Sonne mit seinen Blicken zu begleiten und im Genusse des stillen Abends zu sehen, wie die nächtlichen Schatten das romantische Gemälde der Gegend umher verhüllen. Ich war dort und, vertieft in mich selbst, ward ich nicht gewahr, wie die schwarze majestätische Nacht Himmel und Erde mit ihrem Schleier bedeckte.

Lausanne.

Gestern Abend bin ich von Vevay zurückgekommen. Ich schleppte mich nur mit Mühe bis hieher, so abgemattet war ich durch die Hitze.

Heute habe ich mit zwei französischen Marquis, die aus Paris kommen, bei H. Lebad gefrühstückt. Diese Herren haben mir eine sehr schlechte Idee von den Pariser Damen beigebracht. Denn unter anderem erzählten sie, daß einige von ihnen beim Anblicke des nackten Leichnams Foulons, den der wilde Pöbel durch die Straßen schleppte, ausgerufen hätten: „Ah! Wie zart und weiß er war!" — Dies erzählten sie unter lautem Lachen; und mir bebte das Herz vor Schauder und Grimm.

Die Lausanner Gesellschaften unterscheiden sich von den Bernischen durch die Liebhaberei zum Spiel und durch eine größere Freiheit im Umgange. Mir scheint es, daß die hiesigen Einwohner mit der Sprache auch die Sitten der Franzosen angenommen haben; wenigstens ist dies zum Teil der Fall. Denn wahr ist es, daß sie auch noch eine gewisse Steifheit und Kälte, die den Schweizern eigen ist, behalten haben, woraus denn ein Gemisch entstanden ist, das mir gar nicht gefällt. Rundung und Originalität sind doch überall schätzbar; nur sie behagen mir; da ich hingegen Nachahmung nirgends leiden kann.

Auch habe ich heute die Predigt in der Kathedralkirche gehört. Der Prediger, ein gepudertes und geputztes Männchen, glich in Stimme und Geberden mehr einem Schauspieler, als einem Kanzelredner, und seine ganze Belehrung war nichts als Bombast und leerer Wortschwall, der sich mit einem Komplimente an die Oberen und die ganze Stadt Lausanne endigte. Ich blickte bald auf den Prediger, bald auf die Zuhörer; dabei fiel mir unser Platon ein, und achselzuckend verließ ich die Kirche. Überhaupt gestehe ich, daß mir von allen geistlichen Rednern, die ich jemals gehört oder gelesen habe, keiner so sehr gefallen hat, als — Yorik.

Auf dem Mont Benon, einem hiesigen Spazierorte vor der Stadt, fand ich heute gegen Abend eine große Menge Menschen. Welch' ein Gemisch von Nationen! Schweizer, Franzosen, Engländer, Deutsche, Italiener ꝛc. wanderten untereinander herum. Ich setzte mich auf eine einsame Bank und erwartete den Untergang der Sonne, die, ehe sie sich in den See senkt, die Wildheit, Öde und Armut der savoyischen Ufer, so wie die fruchtbaren Gärten, den Überfluß und Reichtum des diesseitigen Lausanner Gebietes, bescheint. Ich glaubte in dem Lüftchen, das über den See herwehte, die Seufzer der armen savoyischen Landleute zu hören.

Genf, den 2. Oktober.

Drei Briefe auf einmal von Euch! Hättet Ihr doch gesehen, wie ich mich freute! — Ihr lebt also und seid gesund? Gott sei Dank! — Daß Euer Glück nicht ganz vollkommen ist, daß *) — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

O! Könnte ich doch alle die angenehmen Stunden, die ich genieße, Euch abgeben, um Euer Leben zu einer Kette von Annehmlichkeiten zu machen! — Doch, glaubt mir, wir werden gewiß noch irgend einmal glücklich! Gewiß, gewiß!

*) Hier fehlen einige Zeilen, die nicht für's Publikum geschrieben waren.

Von Lausanne bis Genf fuhr ich längs dem See zwischen Weinbergen und Feldern, die aber übrigens lange nicht so gut bearbeitet sind, als in der deutschen Schweiz. Auch sind die Bauern im Pays de Vaud ungleich ärmer als im Kanton Bern oder Zürich. Unter den Städtchen, mit welchen der Genfersee umgeben ist, hat mir keines so sehr gefallen, als M o r g e s. Ihr werdet Euch wahrscheinlich wundern, wenn ich Euch sage, daß ich den ganzen Winter in Genf zuzubringen gedenke. Die Gegenden um diese Stadt sind herrlich; die Stadt selbst ist schön. In den ersten Häusern habe ich durch meine Empfehlungsschreiben Zutritt. Die Lebensart der Genfer ist frei und angenehm – was will ich mehr? – Überhaupt muß ich einige Zeit an einem Orte zubringen. Meine Seele ist bei der Menge merkwürdiger und immer neuer Gegenstände gleichsam ermüdet. Sie hat Erholung nötig. Sie muß sich durch einen sanften Schlaf am Busen der schönen Natur stärken.

Auch mein Wirtshausleben hat ein Ende. Ich habe ein Zimmer in einem Privathause gemietet. Es ist groß, hell, artig möbliert, und dafür bezahle ich monatlich neun Rubel. Mit Tee und Kaffee habe ich mich zu Hause eingerichtet, und speisen werde ich in einer Pension, wo ich wöchentlich vier Rubel bezahle. Ihr könnt' Euch unmöglich vorstellen, wie ich mir bei dieser neuen Lebensart und in meiner kleinen Wirtschaft gefalle. Sobald ich des Morgens ziemlich früh – aufgestanden bin, werfe ich meinen Surtout über und streife nun außerhalb der Stadt an den Ufern des stillen Sees oder der rauschenden Rhone herum, zwischen Gärten und geschmackvollen Landhäusern, in welchen die reichen Genfer gewöhnlich den Sommer zubringen. Dann ruhe ich in einem Gasthofe aus – bald in Frankreich, bald in der Schweiz, bald in Savoyen – (denn Ihr wißt, daß Genf auf der Grenze dieser drei Länder liegt). – Darauf spaziere ich noch ein wenig und kehre nun nach Hause zurück, wo ich Kaffee trinke, den mir meine Wirtin, Md. L a g i e r, gewöhnlich selbst kocht – dann lese oder schreibe ich bis zwölf Uhr. Nun kleide ich mich für den Tag und gehe zu Tische. Um ein Uhr wird gegessen. Nachmittags schweife ich in den Kaffeehäusern herum, wo man immer viel Menschen antrifft und

die Neuigkeiten des Tages hört. Hier wird über die Angelegenheiten Frankreichs, über die Dekrete der Nationalversammlung, über Necker und Mirabeau, geurteilt. Um sechs Uhr gehe ich entweder ins Theater oder in Gesellschaft und so vergeht der Abend.

Über die hiesigen Gesellschaften kann ich Euch folgendes sagen. Der Genfer bittet gewöhnlich Gäste auf den Abend zum Tee. Um sechs Uhr kommt man zusammen; es wird Tee und Kaffee mit Biskuit gegeben. Dann setzt man sich an den Kartentisch. Gewöhnlich wird Whist gespielt; doch nicht hoch, selten verliert man über zwei bis drei Rubel. Um zehn Uhr geht alles auseinander, einige genaue Freunde ausgenommen, die zum Abendessen bleiben. — In diesen Abendgesellschaften findet man manchmal gegen sechzig Menschen — Emigranten, deutsche Fürsten, Engländer und nur wenige Genfer. Zu Tische wird man nur selten gebeten. Herr Cayla, einer der Syndics der Genfer Republik, bat mich aber doch einmal zum Mittagessen auf sein Landhaus. Die Tafel war sehr gut besetzt. Ich ward da mit einem Spanier bekannt, der zehn Jahre als Legationsrat in Petersburg zugebracht hatte, und jetzt, gewisser Umstände wegen, außerhalb seinem Vaterlande lebt. Er bringt den Winter in Lyon und den Sommer in der Schweiz zu. — Auch hat mich ein Freund Lavaters, der Baron von Lühe, mit den jungen Prinzen von Gotha bekannt gemacht, die sich in Genf aufhalten. Ich speiste bei ihnen. Der jüngste ist ungleich lebhafter und witziger als der ältere, welcher dereinst den erhabenen Thron von Gotha besteigen wird. Ihr erinnert Euch des Barons G. Ich konnte mich nicht enthalten, bei Tische zu lächeln, als ich daran dachte, daß ich jetzt die Ehre hätte, neben seinem künftigen Gebieter zu sitzen, der ihm einmal, ohne viele Umstände, den Hut und — den Kopf dazu abnehmen lassen kann.

Gestern speiste ich zu Abend bei Herrn Conclair. Ich fand mich um neun Uhr ein, aber der Wirt war noch gar nicht eingerichtet, Gäste zu empfangen. Ich traf ihn in seinem Kabinette. Erst nach einer halben Stunde erschien die Wirtin, und nun kamen auch nach und nach die Gäste. Unter diesen war ein tauber Baron, über den sich die Damen nicht wenig lustig machten. Es wurden Rätsel auf-

gegeben, die dann der Baron sogleich zu erraten übernahm, was ihm aber auch nicht ein einziges Mal gelang. Man fragte zum Beispiel: „Warum trug Heinrich der Vierte, der doch ein Feind aller Pracht war, goldene Sporen?" – Fünfmal lächelte der Baron und fünfmal antwortete er; aber immer falsch. Endlich riß man ihn aus seiner Verlegenheit und unter lautem Lachen rief man ihm zu: „Pour piquer son cheval." — „Oh! Das habe ich gerade gedacht! C'est tout clair!" Mit einem anderen Rätsel: „Was in der Mitte von Paris sei?" ging es ihm nicht besser. Er traf es nicht, obgleich er erst unlängst aus Paris zurückgekommen war. Er meinte, es sei „der Markt – die Menschen – die Steine – der Kot." – Jede Antwort wurde belacht und endlich sagte man ihm, daß es der Buchstabe „r" sei. – „Ich wollte es nun eben sagen", schrie der Baron, und alles lachte. Die Wirtin, die man für eine der geistreichsten Damen in Genf hält, fragte mich Verschiedenes über die moskowischen Frauenzimmer. Unter anderem: „Ob sie schön wären?" – „Außerordentlich." – „Ob sie Verstand besäßen?" – „Wie die Engel." – „Machen sie Verse?" – „Unvergleichliche." – „Von welcher Gattung?" – „Größtenteils Gebete." – „Sie scherzen, mein Herr." – „Verzeihen Sie, Madame, ich sage die Wahrheit." – „Sündigen Sie denn etwa so viel?" – „Das eben nicht; aber sie beten, um nicht zu sündigen." – „Ah! Das ist etwas anderes." – Sie gab mir den Arm und wir gingen zur Tafel.

Um 12 Uhr in der Nacht.

Heute gegen Abend fühlte ich große Beängstigungen und eine ungewöhnliche Schwere. Jeder Gedanke, der mir einfiel, schien den Kopf zu belasten. Ich mochte weder stehen noch gehen. Endlich entschloß ich mich, einen Spaziergang zu machen. Ich ging auf die Bastion, eine hiesige Promenade. Ich warf mich auf eine Ecke des Walles und schweifte mit meinen Blicken von Gegenstand zu Gegenstand. Nach und nach erleichterte sich Kopf und Herz. Der Abend war warm und angenehm. Zu beiden Seiten sah ich die Gebirge, deren Spitzen in

Wolken gehüllt waren, die sich bald hoben, bald senkten. Ein erhabenes Schauspiel! Vor mir breitete sich eine weitläufige Ebene aus, die mit kleinen Dörfern, einzelnen Häusern und Lustwäldern übersäet ist. Alles war still. Nur von Zeit zu Zeit sprengten auf der Landstraße junge Engländer vorüber, die vor dem nahen Regen in die Stadt zu kommen eilten. — Als man die Trommel schlug, eilte ich fort, um nicht in die Bastion eingeschlossen zu werden. Da ich mich aber nicht gern vom Abend trennen wollte, so ging ich auf eine andere Promenade, La Treille, neben dem Rathause, und setzte mich da unter die Nußbäume, wo ich dieselben Ansichten hatte, die mich in der Bastion entzückt hatten. Es wurde finster. Der Wind rauschte stärker durch die Bäume. Die Wolken zogen schneller und hingen endlich über der Stadt. Es fing an zu regnen. Als ich die Augen wieder nach der Ebene wandte, erblickte ich eine Menge Lichter in der Dunkelheit — ein Schauspiel, das etwas Romanhaftes hatte. Ich glaubte, die Schlösser der wohltätigen Feen zu sehen, und alle Märchen, die meine jugendliche Einbildungskraft erhitzt hatten und mich schon in der Kindheit zu einem kleinen Don Quichotte machten, lebten wieder auf in meinem Gedächtnisse. Unter anderem erinnerte ich mich an einen stürmischen Abend, wo ich, begeistert von den göttlichen Feen, meinem sonst sehr wachsamen Wärter entwischte und in die Gewehrkammer schlich, in welcher verschiedene mit ehrwürdigem Roste bedeckte Waffen aufbewahrt wurden. Ich ergriff einen Säbel, der mir gerade in die Hände fiel, und steckte ihn in den Gurt meines Schlafpelzes. Nun zog ich aus, um Abenteuer aufzusuchen und die bösen Zauberer zu befehden. Da meine Furcht aber in dem Maße wuchs, je weiter ich mich vom Hause entfernte, so hieb ich einige Mal mit dem Säbel durch die Finsternis, und kehrte wohlbehalten, und zufrieden mit meinen Heldentaten ins Zimmer zurück. — Wer erinnert sich nicht mit Lust an die Jahre der Kindheit? — Je älter wir werden, desto reizender erscheinen sie uns.

Jeder Reisende, der sich in Genf aufhält, rechnet es sich zur angenehmen Pflicht, nach F e r n e y zu reisen, wo der berühmteste Schriftsteller unseres Jahrhunderts gelebt hat.

Ich ging mit einem jungen Deutschen zu Fuß dahin. Das Schloß, welches Voltaire bewohnte, liegt auf einer Anhöhe in einiger Entfernung von Ferney, und von dem Dorfe führt eine schöne Allee darauf zu. Vor dem Hause liegt linker Hand die Kirche mit der bekannten Inschrift: Deo erexit Voltaire.

„Voltaire war einer der eifrigsten Verehrer der Gottheit", sagte de Laharpe in seiner Lobrede auf den Weisen von Ferney. „Si dieu n'existoit pas, il faudroit l'inventer." Diesen herrlichen Vers schrieb er in seinem Alter, und er beurkundet seine Philosophie. –

Ein Mensch, der aus dem Schlosse auf uns zu kam, verweigerte uns durchaus den Eintritt. Der jetzige Besitzer habe es verboten. Da wir ihn aber unserer Erkenntlichkeit versichert hatten, so öffnete er uns sogleich die Tür zum Heiligtume, nämlich zum Zimmer, das Voltaire bewohnt hat, und wo alles so geblieben ist, wie es bei seinem Leben war. Das Ameublement und die Verzierung dieses Zimmers sind schön und reich. In einem anderen Zimmer, wo sein Bett steht, war auch sein Herz aufbewahrt. Dies hat aber Madame Denis, seine Erbin, mit sich nach Paris genommen. Nur die Urne von schwarzem Marmor ist zurückgeblieben, auf deren Mitte die Worte stehen: „Son esprit est partout et son coeur est ici" und oben: „Mes manes sont consolés quisque mon coeur est au milieu de vous." – An der Wand sieht man verschiedene Porträts. Das erste ist das Bildnis der großen Katharina, von ihr selbst in Seide genäht, mit der Überschrift: „Presenté à Mr. Voltaire par l'auteur." Mit großer Aufmerksamkeit und mit vielem Vergnügen betrachtete ich dies Bild der großen Frau. Das zweite ist der König von Preußen, Friedrich der Zweite; das dritte der berühmte französische Schauspieler Le Kain, das vierte Voltaire selbst, und das fünfte die Marquise de Chatelet, die Voltaires Freundin oder auch wohl noch etwas mehr war. Unter den Kupferstichen bemerkte ich vorzüglich Newton, Boileau, Marmontel, D'Alembert, Franklin, Clemens XIV., Diderot und Delille. Die übrigen Gemälde und Kupferstiche waren nicht von Bedeutung. Dieses Schlafzimmer diente ihm auch zum Kabinett, aus welchem er Europa be-

lehrte, rührte und ergötzte. Ja, meine Freunde, es ist nicht zu leugnen, kein Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts hat so stark auf seine Zeitgenossen gewirkt, als Voltaire. Zu seinem Ruhme muß man gestehen, daß er es vorzüglich war, der die Toleranz in Sachen des Glaubens verbreitete, die nun unsere Zeiten auszeichnet, und noch mehr machte er den schändlichen Aberglauben verhaßt, dem man noch im Anfange dieses Jahrhunderts so viele blutige Opfer in Europa brachte. Er schrieb für Leser von allen Klassen; Gelehrte und Ungelehrte verstanden ihn und alle bezauberte er. Niemand verstand es noch je so gut, das Lächerliche an den Dingen auszuheben; und keine Philosophie hielt es gegen seine Ironie aus. Das Publikum war immer auf seiner Seite; denn er verschaffte ihm das große Vergnügen — zu lachen! — In der Tat findet man in seinen Schriften nicht jene große Ideen, die der Genius der Natur, sozusagen, unmittelbar gewissen auserwählten Sterblichen einhaucht; aber diese Ideen verstehen auch nur die wenigsten, und daher ist ihr Wirkungskreis auch so beschränkt. Mit Vergnügen betrachten wir den Flug der Frühlingslerche; aber wessen Blick vermag es, dem Adler in die Sonne zu folgen? Wo ist jemand, der nicht die Schönheit der Zaïr empfände? Wie viele aber gibt's, die den Othello bewundern? Und derjenige, der ganze Seiten aus Racine auswendig lernt, weiß vielleicht nicht einmal, daß es einen Goethe gibt.

Die Lage des Schlosses von Ferney ist so schön, daß ich Voltaire beneidete. Er hat aus seinem Fenster den höchsten der europäischen Berge, den Montblanc, und die übrigen Schneegebirge Savoyens zugleich mit den schönsten grünen Ebenen, Gärten und anderen reizenden Gegenständen im Auge gehabt. Den Garten beim Schlosse hat Voltaire selbst angelegt; er ist also eine Urkunde seines Geschmackes. Am meisten gefiel mir darinnen eine lange Allee, die gerade an den Fuß der Gebirge zu reichen scheint, und ein großer heller Teich, in welchem sich hohe Bäume, womit er eingefaßt ist, spiegeln.

Der Name Voltaires lebt in dem Andenken aller Bewohner Ferneys. Hier rührte mich vorzüglich die schöne Stelle aus de la

Harpes Lobrede, die ich unter dem Schatten eines Kastanienbaumes noch einmal las:

„Seine Untertanen, die ihren Herrn und Vater verloren haben, und dereinst ihre Kinder, die Erben seiner Wohltaten, werden dem Wanderer, der seine Straße verläßt, um Ferney zu besuchen, zurufen: Das sind die Häuser, die er baute! Dort stehen die Zufluchtsorte, die er nützlichen Künsten öffnete*). Hier sind die Felder, die er urbar machte. Jene volkreiche und blühende Kolonie ist unter seiner Aufsicht, mitten in einer Einöde, entstanden. Seht die Lustwälder, die Wege, die Fußsteige, wo wir ihn so oft sahen. Hier umringte die bekümmerte Familie Calas ihren Verteidiger; hier umarmten diese Unglücklichen seine Knie. Dieser Baum ist der Dankbarkeit geheiligt, und nie wird ihn die Axt von der Wurzel trennen; denn er saß unter seinem Schatten, als die geplünderten Landleute zu ihm eilten und um seine Hilfe flehten. Er vergoß hier Tränen des Mitleids und verwandelte den Kummer der Armen in Freude. Dort sahen wir uns zum letztenmal!" – Und der aufmerksame Fremdling, der sich beim Lesen der Zaïre nicht der Tränen enthalten konnte, wird jetzt schönere Zähren vergießen – zum Andenken des Menschenfreundes.

Wir aßen im Wirtshause zu Ferney mit zwei jungen Engländern und tranken sehr guten Wein, unter frommen Wünschen für Voltaires ewiges Wohl.

Von Genf bis Ferney sind nur sechs Werste, und ich war deswegen schon um sieben Uhr des Abends wieder zu Hause.

Einige von meinen Genfer Bekannten haben mich in ihre sogenannten Cercles geführt, deren es hier sehr viele gibt. Man kommt nach Tisch zusammen, um Kaffee zu trinken und Tabak zu rauchen. Damen kommen nicht in diese Gesellschaften. Man unterhält sich gewöhnlich über die Pariser Neuigkeiten. Denn da die Genfer mehrere Millionen in den französischen Fonds haben, wofür sie bisher große Prozente zogen, so fürchtet man jetzt den Bankrott Frankreichs, wo-

*) Es ist bekannt, daß Voltaire mehrere Künstler in Ferney aufnahm, die genötigt waren, Genf zu verlassen.

durch die ersten Häuser in Genf ruiniert werden würden. Nur dich, armer Norden, dich würdigt der Genfer nicht der geringsten Aufmerksamkeit! Wenn man hier auch die kleinsten Umstände der Pariser Vorfälle kennt, so weiß man doch kaum, daß Rußland und Schweden im Kriege begriffen sind. Der Großvezier ist zweimal geschlagen – Belgrad ist genommen – kein Mensch nimmt Notiz davon. Liebes Deutschland, in deinem Innern erklingen die Gläser, wenn der Ruf die glücklichen Taten deiner Söhne verkündet. Rheinwein und Tokaier schäumen an den Lippen, und die Siegeslieder deiner begeisterten Barden ertönen von jedem Munde! – O Deutschland, warum verließ ich dich so bald? –

Vor einigen Tagen speiste ich mit vielen Genfern und Fremden auf einem Landhause, wo es sehr lustig zuging. Bei Tisch saßen wir mit den Hüten auf dem Kopf und sangen Lieder. Nachmittags fuhren einige auf dem See, andere spielten Kegel und mehrere saßen vor dem Hause und rauchten ruhig ihre Pfeife. Ich blieb bis zum Abend da, und auf dem Rückwege nach der Stadt erwartete mich eine Gefahr, die ich nicht vermutet hätte. Ihr werdet gewiß nicht erraten, was das war. – Indem ich in Gedanken vertieft einher schritt, trete ich auf einmal auf eine Schlange, die ich nicht eher bemerkte, bis sie anfing sich um meinen Fuß zu winden, und den Kopf in die Höhe zu heben, um mich zu beißen. – Fürchtet nichts, meine Freunde! Ehe sie mir schaden konnte, war sie abgeschüttelt, und zischend entfernte sie sich. „Bösartiges Tier,“ rief ich ihr nach, „dein Leben ist jetzt in meinen Händen! Da dich aber die Natur in ihrem Reiche duldet, so will ich dein elendes Dasein nicht verkürzen.“

Genf, den 1. Nov.

Nach Eurem Briefe, den ich durch Lavater erhalten habe, ist auch nicht eine einzige Zeile von Euch eingegangen. Ist es wohl recht, daß Ihr so lange schweigt? Ihr wißt doch, daß ich nur durch Euch noch mit meinem geliebten Vaterlande zusammenhänge.

Mein hiesiges Leben ist ziemlich einförmig. Ich gehe spazieren

und lese die französischen Schriftsteller, sowohl alte als neuere, um einen vollständigen Begriff von der französischen Literatur zu bekommen. Auch besuche ich die Abendgesellschaften und die Oper fleißig. Lieber strenger Rousseau! Deine Landsleute haben dir nicht gefolgt*). Sie haben ein Theater errichtet und lieben das Schauspiel leidenschaftlich. Zwei Dijoner Truppen spielen abwechselnd. Die Operntruppe ist den Sommer und Herbst über hier, und die Schauspieler bringen den Winter und Frühling hier zu. Zwei oder drei Aktricen und ebensoviel Akteurs spielen und singen ziemlich gut. Unlängst gab man die große Oper „Athis". Die Musik dazu ist von Piccini und hat etwas Majestätisches, das die Seele erhebt. Das Duett: „Vivre ou mourir", welches die unglücklichen, vom Schicksale und der Eifersucht der harten Cybele verfolgten Liebenden singen, ist unvergleichlich schön. Unter den kleinen Operetten hat mir „Les petits Savoyards" am meisten gefallen. Sie hat rührende Stellen und fast alle Stimmen waren sehr gut besetzt.

An dem Tische der Pension, wo ich esse, sind außer mir noch zwölf Kostgänger, unter denen ein dänischer Baron, ein französischer Marquis, der unlängst aus Paris gekommen ist, und ein Kapitän des Genfer Regiments, die ersten Rollen spielen. Der Baron hat Deutschland, Frankreich und England durchreist, und spricht gut deutsch. Dabei versichert er alle Franzosen, daß er das Französische weit besser verstehe als sie; nur glauben ihm dies nicht alle — wenigstens flucht er trotz der Marechaussee. Überdies kann der Herr Baron durchaus keinen Widerspruch leiden und ist immer zum Streite fertig. Von den Genfern spricht er mit Verachtung, und die armen Schauspieler kritisiert er unbarmherzig. — Der Marquis erzählt uns, daß er nach Genf gekommen sei, um Atem zu schöpfen, und daß er durchaus keine Bekanntschaften machen wolle, da er in der Einsamkeit ein unbeschreibliches Vergnügen finde. Auch gibt er es zu verstehen, daß er Schriftsteller ist. Er lobt Jean Jaques und ver-

*) Rousseau versichert irgendwo sehr lebhaft, daß das Theater die Sitten verdirbt.

sichert, daß er mit einer elektrischen Feder geschrieben habe; doch ist nach seiner Meinung Corneille der größte Mann, den die Natur jemals hervorgebracht hat. „Voltaire," sagt er, „war ein kluger Mann, nur hat er manchmal schlecht geurteilt." Bei alledem will der Herr Marquis Ferney besuchen, wahrscheinlich um die in Voltaires Kabinette wohnende Begeisterung bei dieser Gelegenheit aufzuhaschen. — Der Kapitän ist einige Jahre in preußischen Diensten gewesen. Er spricht sehr gern und wagt es sogar dann und wann dem Baron zu widersprechen; doch immer wird er genötigt zu retirieren, wenn der Baron Schlag auf Schlag auf ihn losdonnert. Alle Stücke, die aufgeführt werden, lobt er mit einer einzigen Formel: „Oedip," sagt er, „est rempli de sentiment" und die Oper: „Der Schmidt" ist gleichfalls rempli de sentiment. Seine Einfalt und Grobheit machen uns oft zu lachen. — Unter den übrigen Tischgenossen verdient noch ein Genfer ausgehoben zu werden, der in der ganzen Welt umhergezogen ist, und sich dadurch das Recht erworben zu haben glaubt, unbarmherzig zu lügen. So wollte er mir z. B. im ganzen Ernste versichern, die meisten Patagonier wären fünf Ellen lang.

D. Becker ist nun auch in Genf angekommen. Wir begegneten uns von ungefähr auf der Straße und stürzten einander in die Arme, wie alte Freunde, die sich nach einer längeren Abwesenheit umarmen. Seit diesem Augenblicke sehen wir uns täglich — wir gehen zusammen spazieren und trinken Tee am Kamine. Er hat sich in derselben Straße eingemietet, wo ich wohne. Seine Landsleute, der Graf Moltke und der Dichter Baggesen, sind in Bern zurückgeblieben. Der Letztere wird bald heiraten, wozu er auf eine wahrhaft romanhafte Weise gekommen ist. Ich schrieb Euch, daß Becker mit ihm nach Luzern gereist sei. Von da gingen sie über die Alpen nach Unterseen, wo sie sehr ermüdet ankamen. Sie nahmen einen Kahn, um nach Thun überzusetzen, und in dem Augenblicke, als der Bootsmann abstoßen wollte, erschien ein junges Frauenzimmer mit einem alten Manne. Das Mädchen, im weißen Kleide mit einem grünen Hut und einem Stock in der Hand, schien ungefähr zwanzig Jahre

alt, und war von angenehmer, freundlicher Miene. Sie näherte sich, hüpfte leicht in den Kahn und rief den Reisenden, die gleich Rittern von der traurigen Gestalt kopfhängend da saßen, ein freundliches: „Bonjour messieurs!“ zu. Sie erstaunten über diese unverhoffte Erscheinung und starrten bald das Mädchen, bald einer den anderen an, und vergaßen fast auf den Gruß der reizenden Unbekannten zu antworten. Doch versichert D. Becker, der ein glaubwürdiger Mann ist, daß sie ihr bei alledem recht gut geantwortet hätten, obgleich der Graf beim zweiten Worte gestottert habe, und er und Baggesen gänzlich verstummt wären. Nach und nach, als sie schon ziemlich weit vom Ufer entfernt waren, kam endlich die Unterhaltung in Gang. Das Mädchen erzählte den Dänen, daß sie mit ihrem Onkel in Unterseen gewesen sei, um ihre gute Amme zu besuchen, die krank sei, und daß sie jetzt nach Bern zurückkehre. „Wie haben Sie die Kranke verlassen?“ fragten die gefühlvollen Reisenden sehr angelegentlich. „Gott sei Dank! Sie ist besser“, antwortete die Unbekannte. Darauf erkundigte sie sich nach Namen und Heimat ihrer Reisegefährten; und da sie hörte, daß der Graf der Enkel des gewesenen dänischen Ministers sei, so fing sie an von diesem verehrungswürdigem Manne und von der Geschichte seiner Zeit zu sprechen, daß man sah, sie kenne die Angelegenheiten und Verhältnisse Europas. In Thun trat man ans Land. Der Graf gab ihr die Hand und begleitete sie, nebst seinen Reisegefährten, ins Wirtshaus, wo sie auch ein Zimmer fanden. Hier hörten sie nun von der Wirtin, daß ihre reizende Reisegefährtin eine Enkelin des berühmten Philosophen und Dichters Haller sei. Baggesen sprang hoch vor Freude und eilte sogleich zu ihr, um sich aufs neue in ihre Gewogenheit zu empfehlen und sie von der unbegrenzten Hochachtung zu versichern, mit welcher er ihren Großvater verehre. „Ach! Sie hätten ihn genauer kennen sollen,“ sagte sie mit dem Tone des innigsten Gefühls; „noch in seinem späten Alter bezauberte er durch seine Liebenswürdigkeit Große und Kleine. Ich kann mich unmöglich der Tränen enthalten, wenn ich daran denke, wie er in seinen Erholungsstunden — nach den ernsthaftesten Arbeiten für das Wohl der Menschheit — sorglos und lustig mit uns kleinen Kin-

dern spielte! Wie oft nahm er mich auf seinen Schoß und nannte mich küssend seine liebe Sophie". — Die liebenswürdige Sophie trocknete sich die Augen, und Baggesen weinte mit ihr. — Unsere Reisenden vergaßen ihre Müdigkeit und brachten den ganzen Abend mit Sophie Haller zu. Da sie aber den anderen Morgen ganz früh nach Bern abreisen, Sophie und ihr Onkel hingegen noch in Thun bleiben wollten, so nahmen sie Abschied. „Sollte denn dies auf immer sein?" sagte der junge Graf, und sah Sophien erwartend in die Augen. Baggesens Blicke, voll des lebhaftesten Ausdruckes der Zärtlichkeit, hingen an ihren Lippen, und Becker streckte den Kopf voller Erwartung vorwärts. Sie lächelte und reichte dem Grafen eine Karte mit ihrer Adresse: „Dies," setzte sie hinzu, „ist die Adresse meiner Familie, die solche liebe Fremdlinge mit großem Vergnügen aufnehmen wird." — Die Dänen dankten ihr mit Wärme und begaben sich nun in das für sie zubereitete Zimmer. — Den Tag nach ihrer Ankunft in Bern eilten sie, dem Fräulein Haller ihre Aufwartung zu machen. Sie fanden sie nicht zu Hause; wurden aber von dem Onkel und der Tante sehr wohl aufgenommen. „Wird Fräulein Haller wohl bald zurückkommen? Wird Fräulein Sophie noch lange außen bleiben? Werden wir bald das Vergnügen haben, unsere liebenswürdige Reisegefährtin zu sehen?" — Diese Fragen mußten Onkel und Tante wohl hundertmal beantworten. Endlich kam sie. Die Dänen konnten sich der freudigsten Ausrufungen nicht enthalten. Sie bewillkommte sie wie Bekannte, und erschien ihnen dadurch noch reizender und liebenswürdiger. Der Graf, Baggesen und Becker — alle wollten mit ihr sprechen; alle fragten sie zugleich — dem einen antwortete sie mit Worten, dem anderen mit einem Lächeln, dem dritten mit einem Winke — und alle drei waren zufrieden. Gegen Abend schlug man einen Spaziergang vor. Es versammelten sich Freunde und Freundinnen — aber die Dänen sahen und hörten niemanden als Sophien. Endlich trennte man sich mit der Verabredung, sich den anderen Tag wieder zu sehen. Der zweite, der dritte, der vierte Tag wurden auf dieselbe Weise zugebracht. Endlich merkte Becker, daß er nicht der erste bei Sophien sei. Er mäßigte seine

Wärme im Umgange mit ihr und gab alle Ansprüche auf ihre vorzüglichere Neigung auf. Der Graf, der vielleicht dasselbe bemerkte, wurde finster, und hörte bald gänzlich auf, Sophien zu besuchen. Um sich zu zerstreuen, stürzte er sich in den Strudel der Gesellschaften. Baggesen hingegen? — Nur vielleicht die Sängerin von Lesbos liebte einst ihren Phaon mit demselben Feuer, mit welchem er seine Sophie liebte; und kaum kann die begeisterte Pythia auf dem goldenen Dreifuß jemals so außer sich gewesen sein, als unser junger Dichter es war, wenn er mit seinem Munde an ihrer Hand hing. Jedes seiner Worte wurde von Empfindung beseelt, wenn er von ihr sprach, und seine Empfindung glich einer Flamme. Er wagte es nicht, ihr zu sagen: ich liebe dich; aber die zärtliche Sophie verstand ihn und blieb nicht gleichgültig. Ihre Lebhaftigkeit und Munterkeit verlor sich — manchmal war sie in Gedanken, und ihre Augen funkelten. Oft lustwandelten sie beide des Abends in den Alleen der Plattform, und die dichten Schatten der Kastanienbäume und die Strahlen des Vollmondes waren Zeugen ihres tadellosen Umganges; bis endlich der platonische Liebhaber an einem dieser schönen Abende vor Sophien auf die Knie stürzte, ihre Hände ergriff und ausrief: „Es ist mein! Dein Herz ist für das meinige geschaffen! Wir werden glücklich sein!" — „Es ist dein!" antwortete Sophie mit einem zärtlichen Blicke, „es ist dein, und ich hoffe mit dir glücklich zu sein!" — Ein anderer als ich mag diesen Augenblick beschreiben! — Noch an demselben Abend umarmte die Hallerische Familie Baggesen als Sophiens Bräutigam und als ihren Freund; und der Tag der Hochzeit wurde angesetzt. — Jetzt genießt nun der Dichter die schöne Morgenröte des Glückes, das ihn in den Armen seiner geliebten Gattin erwartet, und preist entzückt das Ufer des Thunersees, wo seine Augen sie zuerst erblickten, und wo sein Herz sie auf den ersten Blick liebte. Unterdessen ist Moltke völlig ruhig geworden und freut sich über das Glück seines Freundes; ebenso Becker, der mir diese Geschichte so erzählt hat, wie ich sie Euch geschrieben habe.

Der Herbst macht mich melancholisch. Die Gipfel des Jura sind mit Schnee bedeckt. Die Blätter fallen von den Bäumen und das

Gras vertrocknet. Ich gehe auf La Treille und blicke traurig auf die Trümmer des Sommers. Ich höre, wie der Wind rauscht, und in die Wehmut meiner Seele mischt sich ein süßes Gefühl, das ich nicht nennen kann. Ach! Noch nie habe ich es so lebhaft gefühlt, welch' ein wahres Bild die Veränderungen der Natur von den Perioden unseres Lebens sind. Wo bist du, Frühling meines Lebens? Bald wird auch mein Sommer dahin sein — und in dieser Stunde empfinde ich die Kälte des Herbstes in meinem Herzen. — Lebt wohl, meine Freunde.

Berg Jura, den 8. November.

Tavernier, der fast die ganze Welt durchreist hat, behauptet, daß er — eine einzige Gegend in Armenien ausgenommen — nirgends eine so schöne Aussicht gefunden habe als in Aubonne. Dieses Städtchen liegt am Abhange des hohen Jura, nicht weit von Morges, ungefähr dreißig Werste von Genf. Ich ergriff meinen Diogenesstock und machte mich auf den Weg, um mit eigenen Augen die reizende Gegend zu sehen, die der berühmte Tavernier so lobt.

Jetzt, meine Freunde, sitze ich nun auf dem blauen Jura, der noch höher als Aubonne liegt, und mein Blick verliert sich in den unzähligen Schönheiten, die vergoldet von der Abendsonne vor mir da liegen.

Der Genfersee breitet sich wie ein Spiegel vor meinen Augen aus. Diesseits erblicke ich eine Menge Städte, Dörfer, Landhäuser, Wiesen, Gehölze und Wege, die sich durchkreuzen und bald sich trennen, bald wieder zusammenlaufen und auf denen es von Menschen wimmelt. Jenseits auf den savoyischen Ufern erheben sich die grausenerregenden Berge und unter ihnen der stolze Montblanc, der eingehüllt in seinen Schneemantel und mit seiner rosenfarbenen Krone, wie ein König über alle hervorragt. — Sättige dich, mein Blick, an diesem reizenden Gemälde! — Ich muß ja dies Land wieder verlassen. — Warum denn aber, wenn es so schön ist? — Ja, ich werde mir eine Hütte auf dem Jura bauen, und mein Leben soll dahin fließen, wie ein entzückender Traum. — Aber ach! Meine Freunde sind nicht hier!

Prächtiges Relief der Natur! Drücke dich fest in mein Gedächtnis. Ich weiß nicht, ob ich dich je wieder sehen werde; aber — wenn nicht einst verwüstende Vulkane deine Reize in Asche verwandeln, wenn kein Erdbeben diesen hellen See verschlingt und seine Ufer einstürzt — so wirst du immer die Bewunderung der Welt sein. Dereinst besteigen vielleicht die Kinder meiner Freunde den Jura, und wenn sie empfinden wie ich, so wird er ihnen unvergeßlich sein.

Die Sonne ist untergegangen, aber noch glänzen die Spitzen der Berge. Der blaue Bergrücken des Jura ist in Dunkel gehüllt; aber drei Gipfel des Montblanc schimmern noch. Der Wind braust — eine Wolke erhebt sich in Westen, sie überzieht den Horizont und ein dunkler Vorhang verhüllt das ganze prächtige Gemälde.

Aubonne, um 11 Uhr des Nachts.

Tavernier, der mit großen Reichtümern aus Indien zurückkehrte, kaufte die Baronie Aubonne und wollte hier den Rest seiner Tage in Ruhe beschließen; aber die Leidenschaft zu reisen erwachte aufs neue in seiner Seele, und so machte er sich noch in seinem vierundachtzigsten Jahre wieder auf, um eine Reise nach dem nördlichen Europa zu unternehmen. Er starb auf dieser Reise in der Hauptstadt Rußlands im Jahre 1689. Bei meiner Rückkehr nach Moskwa werde ich mich bemühen, das Grab dieses merkwürdigen Mannes zu finden, der ganz Europa und Asien bereiste und sechsmal in der Türkei, Persien und Indien gewesen ist, ohne seine Reiselust zu befriedigen. Bei seinem Vater, einem Landkartenhändler, hatte er oft, als Knabe, die Abbildungen der verschiedenen Länder betrachtet und dabei ausgerufen: „Ach! Vater, wie schön muß es sein, alle diese Länder einmal selbst zu sehen!“ Dies war die Quelle seiner Reisesucht.

Welcher Unterschied in den Schicksalen der Menschen! Der eine stirbt beim väterlichen Herde, wo er geboren wurde, ohne jemals zu erfahren, was jenseits seines Feldes vorgeht; da hingegen ein anderer alles sehen, alles wissen will, und selbst über den unermeßlichen Ozean setzt, um seine Neugierde zu befriedigen.

In der Natur des Menschen herrschen zwei entgegengesetzte Neigungen. Die eine lockt unser Herz immer zu neuen Gegenständen, und die andere fesselt uns an die alten. Jene nennt man Unbeständigkeit, Lust am Neuen, und diese ist die Gewohnheit. Ein ewiges Einerlei macht uns Langeweile, und unser Geist sehnt sich nach Veränderung. Wenn wir uns aber nun von dem trennen sollen, woran wir uns gewöhnt hatten, so empfindet unsere Seele Hunger und Bedauern. Wohl dem, in dessen Brust diese beiden Neigungen gleich stark sind! Bei wem aber eine derselben das Übergewicht hat, der wird entweder ein ewiger Herumstreicher, windig, unruhig und leichtsinnig, oder im Gegenteile kalt, träge und gefühllos sein. Jener, der immer von Gegenstand zu Gegenstand eilt und in nichts eindringt, bleibt ewig zerstreut und ohne Energie; da hingegen dieser, der nichts sieht und hört, als nur immer ein und eben dasselbe, stumm und schläfrig wird. Und so nähern sich endlich diese beiden Extreme darin, daß eines wie das andere die Kraft der Seele lähmt. — Leset nur Tavernier, Paul Lucas, Chardin und andere berühmte Reisende, die den größten Teil ihres Lebens in fremden Ländern zubrachten; findet Ihr wohl in ihren Schriften Spuren eines zarten gefühlvollen Herzens? Rühren sie wohl Eure Seele? Ach! Meine Freunde, der Mensch, der zehn, zwanzig und mehrere Jahre im fernen Auslande unter fremden Menschen zubringen kann, ohne sich nach denen zu sehnen, mit welchen er unter einem Himmel geboren wurde, mit welchen er von Kindheit auf einerlei Luft einsog, mit denen er zugleich die ersten Töne stammeln lernte, die einst mit ihm auf einem Felde spielten und mit ihm weinten und lachten — dieser Mensch kann nie mein Freund werden.

Lebt wohl! Die Feder fällt mir aus der Hand, und das weiche Bett winkt mir.

Genf, den 26 November.

Lange habe ich nicht an Euch geschrieben, meine Freunde, und zwar weil ich nicht schreiben konnte. Ein fürchterlicher Kopfschmerz, wie ich noch nie empfunden habe, quälte mich seit zwei Wochen und hinderte

mich nicht nur am Schreiben, sondern ließ mich auch nicht schlafen. Die Arme unter den Kopf gestützt, saß ich Tag und Nacht mit geschlossenen Augen und fast ohne alle Bewegung. Meine gutherzige Wirtin brachte mir einen Arzt, aber seine Arzneien blieben ohne Wirkung. Endlich erbarmte sich die wohltätige Natur des armen Leidenden und nahm die bleierne Last von meinem Haupte. Gestern habe ich wieder zum ersten Male frei Atem geholt und in der frischen Luft die Augen gegen Himmel gewendet. Es schien mir, als freute sich die ganze Natur mit mir. Ich weinte wie ein Kind, und erfuhr, daß die Krankheit mein Herz nicht abgestumpft und des Genusses unfähig gemacht hatte. Nein! Es empfindet noch wie sonst, und das teure Bild meiner Freundin strahlt aufs neue in meiner Seele in seinem vollen Glanze. Ach! Ihr Lieben, in diesem Augenblicke schwindet die Ferne, die uns trennt — ich umarme Euch zugleich mit der Natur und dem ganzen Weltall.

Verlösche, Erinnerung an die überstandene Krankheit! Ich mag der guten Mutter Natur nichts nachtragen! Ich will alles vergessen, ausgenommen das Gute, mit welchem sie den Becher meines Lebens würzt.

Μνημη και Ληθη, μεγα χαιρετον· ἡ μεν ἐπεργοις
Μνημη τοις ἀγαθοις, ἡ δ'ἐπι λευγαλεοις.*)

Den 1. Dezember.

Heute bin ich vierundzwanzig Jahre alt. Um sechs Uhr des Morgens ging ich ans Ufer des Sees, und den Blick auf seine blaue Fläche geheftet, dachte ich nach über das Leben des Menschen.

Gebt mir die Hand, meine Freunde! Und nun möge der Strom der Zeit uns hin verschlagen, wohin er wolle. Das Vertrauen auf die Vorsehung — auf jene unsichtbare Hand, die Welten und Atome bewegt, die sich des Wurmes und des Menschen annimmt — sei das Pfand unserer Ruhe!

*) Erinnerung und Vergessen, beide sind sehr erfreulich; jene in Rücksicht des Guten, diese in Ansehung des Bösen.

Wie sehr wünschte ich diesen Tag mit Euch zuzubringen! Doch werde ich mich wenigstens in Gedanken mit Euch freuen, und Ihr denkt gewiß auch an Euren Freund!

Genf.

Ihr werdet Euch vielleicht wundern, meine Freunde, daß ich Euch noch bisher kein Wort von dem großen Bonnet geschrieben habe, der ungefähr vier Werste von Genf auf seinem Landgute Genthod wohnt. Man hatte mir gesagt, er sei sehr kränklich, auch taub und blind, und sähe niemanden, als seine nächsten Anverwandten. Ich hatte also auch die Hoffnung schon aufgegeben, diesen berühmten Philosophen und Naturforscher zu sehen; als sich vor einigen Tagen Herr K., der ein Verwandter von Bonnet ist, freundschaftlich erbot, mit mir zu ihm hinaus zu fahren, wobei er versicherte, daß ihm mein Besuch gar nicht unangenehm sein würde. Wir fuhren also einmal des Morgens hinaus; fanden ihn aber nicht zu Hause. Herr K. ließ ihm sagen, daß ein russischer Reisender ihn zu sehen wünsche; und den folgenden Tag schickte Bonnet zu mir und ließ mich zu sich einladen. Um die bestimmte Stunde klopfte ich an der Tür seines Landhauses. Man machte mir auf und führte mich in das Kabinett des Philosophen, den ich zu meiner Verwunderung ganz anders fand, als ich mir ihn vorgestellt hatte. Ich glaubte nämlich einen schwächlichen, von der Last der Jahre niedergedrückten Alten zu finden — eine morsche Hütte, deren zeitlicher Bewohner, — ursprünglich ein Bürger des Himmels — der Erde überdrüssig, sich alle Tage nach seiner Heimat sehnte — mit einem Worte die Trümmer des großen Bonnet. — Anstatt dessen sah ich einen munteren Greis vor mir, in dessen Augen das Feuer des Lebens blitzt, dessen Stimme noch sicher und wohltönend ist, mit einem Worte Bonnet, von dem man noch eine zweite Palingenesie erwarten könnte. Er kam mir bis an die Tür entgegen und reichte mir mit freundlichen Blicken die Hand. „Sie sehen," redete ich ihn an, „Sie sehen einen Jüngling vor sich, der Ihre Werke mit vielem Vergnügen und Nutzen gelesen

hat und der den Verfasser derselben herzlich liebt und verehrt." — „Ich freue mich immer," war seine Antwort, „wenn meine Schriften edlen Seelen Nutzen oder Vergnügen bringen." Wir setzten uns vor den Kamin — Bonnet in seinen großen Lehnstuhl und ich neben ihm auf einen gewöhnlichen Stuhl. „Rücken Sie näher," sagte er und legte ein Hörrohr an, „meine Sinne werden stumpf." — Ob ich Euch schon meine Unterhaltung mit Bonnet, die über drei Stunden dauerte, nicht Wort für Wort wiederholen kann, so will ich Euch doch erzählen, was mir beifällt, und ich bitte Euch, mit diesen Fragmenten vorlieb zu nehmen.

Fürs erste muß ich Euch sagen, daß mich Bonnet durch seine Gutmütigkeit und Freundlichkeit ganz bezaubert hat. In ihm ist keine Spur von Stolz oder Aufgeblasenheit. Er sprach mit mir, wie mit seinesgleichen, und nahm jedes Kompliment, das ich ihm machte, dankbar auf. Seine Seele ist so gut, so rein und so argwohnlos, daß er jede Höflichkeit für die Sprache des Herzens hält und gar nicht an der Aufrichtigkeit des anderen zweifelt. Oh! Welch ein Unterschied zwischen einem deutschen Gelehrten und Bonnet! Anstatt daß der erste jedes Lob, das man ihm erteilt, mit einem stolzen Lächeln als ein pflichtschuldiges Opfer annimmt und wenig Notiz von dem nimmt, der ihn lobt; so strebt Bonnet hingegen, jede Höflichkeit durch eine andere zu bezahlen. Und in der Tat war doch die Partie zwischen uns so ungleich. Ich sprach mit einem vor der ganzen Welt bekannten und geschätzten Philosophen; und er sprach mit einem gewöhnlichen und ihm völlig unbekannten Jünglinge.

Bonnet war es zufrieden, daß ich seine Werke ins Russische übersetzte. „Womit gedenken Sie anzufangen?" fragte er. — „Mit der Contemplation de la nature," antwortete ich, „die man mit Wahrheit ein Magazin nützlicher Kenntnisse für jedermann nennen kann." „Hätte ich doch niemals gedacht", erwiderte er, „daß diese Schrift eine so günstige Aufnahme finden und in so viele Sprachen übersetzt werden würde. Sie werden aus der Vorrede wissen, daß ich im Begriff war, sie in den Kamin zu werfen? — An der Palin-

genesie aber übersetzen Sie die beste und nützlichste meiner Schriften. Ja, mein Herr, in unserem Jahrhundert gibt es viele Ungläubige." Es ist ihm gar nicht lieb, daß seine Contemplation ins Englische und Deutsche übersetzt worden ist, ohne daß man ihn darum gefragt hat. „Wenn der Verfasser eines Buches noch am Leben ist," meint er, „so muß man bei ihm anfragen, wenn man es übersetzen will." Spallanzanis Übersetzung zieht er allen übrigen vor; mit dem deutschen Übersetzer, dem Professor Titius, ist er am wenigsten zufrieden, weil der gelehrte Deutsche ihn hie und da korrigiert und seine eigenen Meinungen mit Bonnets Hypothesen zusammengeschmolzen hat. Ich sagte ihm bei dieser Gelegenheit, daß ihn Titius, trotz seiner Gelehrsamkeit, sogar an vielen Orten nicht verstanden habe, wie zum Beispiel gleich beim Anfange, wo er die Worte: „Je m'élève à la raison eternelle" so übersetzt: „Ich erhebe mich zu der ewigen Vernunft", da er doch statt Vernunft hätte Ursache setzen müssen. Bonnet zuckte mit den Achseln, als er dies hörte.

Er liebt Lavater und lobt sein Herz und seine Talente. Doch meint er: Philosophie bei ihm zu lernen, sei nicht rätlich. Er erzählte mir eine Anekdote von ihm, die Lavater ganz charakterisiert. Unlängst war er mit seinem Sohne zum Besuche bei Bonnet. Auf einmal sprang er auf, riß Bonnet die Perücke vom Kopfe und sagte zu seinem Sohne: „Siehe Heinrich, wo du einen solchen Kopf siehest, da lerne Weisheit."

Als die Rede auf die Ehrliebe der Schriftsteller kam, sagte Bonnet: Der Autor strebe nach Ruhm! Indem er nur für seinen eigenen Vorteil arbeitet, wird er der ganzen Menschheit nützlich. Denn durch unzertrennliche Bande verband der weise Schöpfer das Wohl Einzelner mit dem Wohle Aller.

Jean Jaques nannte er einen großen Redner; sein Stil sei Musik; sein philosophisches System hingegen, meinte er, wäre nichts als ein Luftschloß. Überdies kann er es seinem gewesenen Mitbürger nicht verzeihen, daß er die Genfer Regierung in seinen Lettres écrites de la montagne nicht geschont hat.

„In ganz Europa," sagte er ferner, „gibt es keine so aufgeklärte Stadt als Genf. Künstler, Handwerker, Kaufleute, Weiber und Mädchen, haben ihre Bibliotheken und lesen nicht bloß Romane und Gedichte, sondern auch philosophische Bücher." — Und dies kann ich bestätigen, denn selbst die Genfer perruquiers wissen ganze Stellen aus Voltaire auswendig, und die Damen hören mit großer Aufmerksamkeit einem jungen Grafen zu, der ein Freund Martins ist, wenn er ihnen Vorlesungen über die Geheimnisse der Natur hält."

Der ehrwürdige Greis begleitete mich bis auf die Treppe. — Und wißt ihr wohl, wie man ihn in dem aufgeklärten Genf nennt? — „Das Insekt!" — weil er von Insekten geschrieben hat!!

Genf, den 23. Jänner 1790.

Auch in der kleinen Genfer Republik erheben sich Mißhelligkeiten. Sonderbare Menschen! Selbst im Schoße der Zufriedenheit sind sie noch nicht zufrieden.

Heute habe ich eine sehr pathetische Rede über die Vaterlandsliebe gehört. Der Redner zeigte, daß ihre Republik von allen Seiten glücklich sei und daß zur Vollkommenheit ihres Glückes nichts weiter fehle, als die Einigkeit der Bürger, auf welcher die Sicherheit eines jeden beruhe. Die Kirche war sehr voll; vorzüglich war eine große Menge Frauenzimmer da, obgleich der Prediger nur immer die Brüder anredete. — Alles um mich her weinte und schluchzte, und die Tränen der schönen Mädchen, der Mütter und Gattinen rührten auch mich unbeschreiblich.

Gestern schrieb ich an Bonnet folgenden Brief:

„Da ich glaube, daß ein kleiner Brief, wenn er auch nicht ganz rein französisch geschrieben sein sollte, Ihnen weniger beschwerlich fallen kann, als ein Besuch, der Sie vielleicht stören könnte, so nehme ich mir die Freiheit, an Sie zu schreiben.

Ich habe Ihre Contemplation noch einmal mit der größten Aufmerksamkeit durchgelesen und ich kann es ohne Prahlerei sagen, daß ich mich imstande fühle, dieses vortreffliche Werk zu übersetzen, ohne es zu entstellen, und selbst ohne den Nachdruck seines Stils zu entkräften. – Doch um die Schönheiten des Originals in ihrer ganzen Frische zu erhalten – dazu gehört freilich ein zweiter Bonnet. Überdies ist zwar die russische Sprache reich genug, aber noch nicht hinlänglich gebildet, und wir haben nur noch sehr wenige philosophische und physikalische Originalwerke oder Übersetzungen im Russischen. Es werden neue Wortverbindungen und wohl ganz neue Wörter nötig sein, wie das im Deutschen der Fall war, als man in dieser Sprache zu schreiben anfing. Und ohne ungerecht gegen diese letztere zu sein, deren ganze Kraft und vollen Reichtum ich kenne, kann ich doch behaupten, daß die unserige mehr Biegsamkeit und Wohlklang hat. Das Gefühl der Nützlichkeit meiner Arbeit wird mir die nötige Stärke geben, um alle Hindernisse zu überwinden.

Sie sind immer so deutlich, und alle Ihre Ausdrücke sind so bestimmt, daß ich Ihnen für Ihre gütige Erlaubnis, mich bei schwierigen Stellen an Sie zu wenden, nur danken kann. Wenn mir etwas schwer fallen wird, so wird es das sein, das, was im Französischen ganz deutlich ist, auch im Russischen so deutlich zu geben.

Auch habe ich beschlossen Ihre Palingenesie zu übersetzen. Ich habe einen Freund in Moskwa, der sich, so wie ich, glücklich schätzt, Ihre Werke gelesen und studiert zu haben, und der mir in meiner angenehmen Arbeit helfen wird. Vielleicht übersetzt er in dem Augenblick, da ich die Ehre habe, Ihnen zu schreiben, ein Kapitel Ihrer Contemplation oder Ihrer Palingenesie, um seinen Freund bei der Rückkehr ins Vaterland damit zu überraschen. Wenn ich dem Publikum meine Übersetzung vorlegen werde, will ich ihm zugleich sagen: „Ich habe ihn selbst gesehen", und der Leser wird mich heimlich beneiden.

Empfangen Sie noch meinen Dank für Ihre gütige Aufnahme und die Versicherung meiner tiefsten Ehrfurcht, usw."

Darauf schrieb er mir zurück:

Genthod, Freitags des Abends, den 22. Jan. 1790.

Wenn ich nicht wüßte, daß Sie ein Russe wären, so würde ich es beim Lesen Ihres angenehmen Briefes kaum geglaubt haben. Sie handhaben unsere Sprache, wie ein Franzose, der sie studiert hat, und ich kann mir nicht genug Glück wünschen, einen Übersetzer gefunden zu haben, der so sehr imstande ist, sein Original gut zu übertragen.

Sie werden die Palingenesie nicht weniger gut übersetzen als die Contemplation – davon bin ich überzeugt – und diese beiden Schriften werden Ihnen eine Ehre verdanken, die ihr Verfasser sehr zu schätzen weiß, nämlich die, von einer Nation gekannt zu sein, die Ihr Patriotismus aufzuklären strebt, und die der Kultur so empfänglich ist.

Ich habe Sie noch um eine Gefälligkeit zu ersuchen, nämlich künftigen Sonnabend mit einem kleinen philosophischen Mahle in meiner ländlichen Einsamkeit fürlieb zu nehmen. Wenn Ihnen dieser Tag gelegen ist, so werde ich Sie um zwölf Uhr erwarten, und wir werden uns über Ihre Arbeit unterhalten, wofür ich Ihnen so sehr verbindlich bin. Seien Sie so gütig mir ein Wort zur Antwort zu schreiben.

Die Nachricht, daß Sie einen Freund in Moskwa haben, der mit Ihnen gleiche Absichten hegt, ist mir sehr angenehm gewesen, und daß er Vergnügen daran findet, mich zu lesen und zu studieren, das macht mir selbst nicht wenig Vergnügen.

Empfangen Sie die aufrichtigsten Versicherungen meiner Hochachtung und Wertschätzung usw.

Genf den 26. Jänner 1790.

Da der gestrige Tag sehr schön war, so machte ich mich zu Fuß auf den Weg nach Genthod; aber bald bezog sich der Himmel, und ein starker Regen nötigte mich einen Zufluchtsort zu suchen. Ich trat in ein Bauernhaus, wo eine zahlreiche Familie bei Tisch saß. Als der

Wirt die Ursache meines unverhofften Besuchs gehört hatte, brachte er mir einen Stuhl aus der Stube und bat mich, die Kartoffeln zu versuchen, die seine Frau gekocht habe. Ich kostete und lobte sie und legte die Gabel wieder hin. „Warum essen Sie nicht?" – „Ich werde zu Mittag in Genthod bei Herrn Bonnet speisen." – „Bei Herrn Bonnet? Sie sind also bekannt mit ihm? – „Ja, das bin ich, doch nur seit kurzer Zeit!" – „Ach! Welch ein braver Mann! Alle Landleute lieben ihn von ganzem Herzen, und die Armen nennen ihn ihren Vater und Wohltäter." – „Gibt er denn reichlich Almosen?" – „Allerdings! Noch ist keiner von ihm mit traurigem Gesichte weggegangen. Er teilt nicht allein Almosen aus, sondern spricht auch überdies so freundlich und so vernünftig mit den Notleidenden, daß jedem die Tränen in die Augen kommen, und jeder nach seiner Hand hascht, um sie zu küssen." – „Ja, das ist wahr", sagte der älteste Sohn des Wirtes. Und dasselbe bestätigte seine junge Frau. – Der Regen hörte endlich auf, und nachdem ich dem gastfreien und gutherzigen Bauern gedankt hatte, machte ich mich wieder auf den Weg. Der Genfer Weise ist also nicht bloß durch seine Schriften, sondern auch durch seine Taten ein Wohltäter der Menschheit.

Ich fand Bonnet im Garten. Er führte mich aber sogleich ins Zimmer, als er die Spuren der Regentropfen an meinem Rocke bemerkte, und ließ mich vor dem Kamin sitzen, damit ich mir die Füße wärmen könnte, um mich nicht zu erkälten, wie er sagte. Dies ist ein Zug von seiner Kunst, die Herzen zu gewinnen, und mit dieser Kunst ist seine Seele geboren. Wenn, nach Wielands Ausspruche, seine Werke den Leser dahin bringen, daß er den Verfasser liebgewinnt, so vermehrt sein freundlicher Umgang diese Liebe gar sehr. Noch nie habe ich mit jemandem so ohne alle Verlegenheit und so gern gesprochen, als mit Bonnet. Seine Worte und seine Blicke flößen Mut ein. Er hört alles aus bis zu Ende, läßt sich auf alles ein und antwortet auf alles. Was für ein Mann!

„Sie wollen meine Contemplation übersetzen," sagte er heute zu mir, „fangen Sie die Übersetzung unter den Augen des Ver-

fassers an demselben Tische an, auf welchem sie geschrieben wurde. Hier ist das Buch, hier ist Papier, Tinte und Feder!" Gern und freudig erfüllte ich seinen Wunsch. Mit einer gewissen Ehrfurcht näherte ich mich dem Schreibtische des großen Philosophen, setzte mich in seinen Lehnstuhl und nahm seine Feder — meine Hand zitterte nicht, obgleich Bonnet neben mir stand. Ich übersetzte den Titel und den ersten Paragraph — und las ihm dies vor. „Ich höre," sagte der liebenswürdige Bonnet lächelnd, „ich höre, aber ich verstehe nichts; Ihre Landsleute werden wahrscheinlich klüger sein, als ich — dies Papier aber behalte ich zum Andenken unserer Bekanntschaft." — Er wollte wissen, in wie viel Zeit ich die Contemplation übersetzen könnte, in was für Format ich es drucken lassen wollte und ob ich die Korrektur selbst übernehmen würde. Mir war es sehr lieb, daß der große Bonnet in diese kleinen Umstände einging; aber noch lieber war mir das Versprechen, daß er mir neue und selbst dem französischen Publikum noch unbekannte Bemerkungen mitteilen wolle, die er auf einzelne Blätter geschrieben hat, und die teils Nachrichten von neuen Entdeckungen in den Wissenschaften enthalten, teils zur Ergänzung, Erklärung und Verbesserung mancher Stellen dienen.

„Ich bin ein Mensch," sagte er, „ich habe irren können; da ich unmöglich alle Versuche selbst anstellen konnte, so habe ich fremde Irrtümer angenommen, bis ich sie endlich entdeckt habe. Und da ich meinen Werken gern die höchstmögliche Vollkommenheit geben möchte, so verbessere ich unablässig die Fehler, die ich darinnen finde." —

Er will, daß ich ihm zwei Exemplare meiner Übersetzung schicke; eines für ihn und das andere für die Genfer Bibliothek.

Der ehrwürdige Greis schreibt fast nichts mehr selbst, um seine schwachen Augen zu schonen; sondern diktiert alles seinem Sekretär.

Er fragte mich unter anderem: welcher Philosophie man auf der moskowischen Universität den Vorzug gebe. — Ich antwortete aufs Geratewohl: „Der Wolffischen", denn in der Tat weiß ich es nicht gewiß. Darauf sagte Bonnet: „Wolff ist ein guter Philosoph, nur hebt er gar zu sehr das Demonstrieren; ich ziehe seine analytische Methode vor, die ungleich zuverlässiger und sicherer ist."

Um ein Uhr gingen wir in den Speisesaal, in dem unteren Stockwerke, wo wir Madame Bonnet fanden, die zwar jünger als ihr Mann, aber ungleich kränklicher und schwächlicher ist. Sie war ebenso freundlich; und während Bonnet seine Suppe aß, rühmte sie mir heimlich die Güte seines Herzens. „Von seinem Verstande und von seinen Kenntnissen," sagte sie, „mag das Publikum urteilen; aber das kann ich sagen, daß seine Liebe, sein gutes Herz und seine zärtliche Sorgfalt mein Glück ausmachen. Ohne ihn, glaube ich, wäre ich längst nicht mehr, da ich so schwach und kränklich bin. Wenn ich ihn um mich sehe, so ertrage ich geduldig alle Zufälle meiner Kränklichkeit, und anstatt zu murren, danke ich dem Himmel für einen solchen Gatten." – „Wovon sprechen Sie?" fragte Bonnet, indem er den Teller weggab. „Vom schönen Wetter", antwortete Madame Bonnet und trocknete sich die Augen.

Ich saß zwischen diesen beiden würdigen Gatten, wie zwischen Philemon und Baucis. Das Mahl war sehr gut, und alles so überflüssig, wie in der Natur, die Bonnet beschrieben hat. Als wir den Kaffee tranken, kam der dänische Maler, dessen Bonnet in seiner Contemplation erwähnt, und der bei ihm wohnt. Er erzählte von der Krankheit der Madame Saussure, der Nichte Bonnets. Und da er sehr schlecht französisch spricht, so hielt er immer beim dritten Worte inne und suchte manchmal minutenlang die Ausdrücke. Der brave Bonnet saß geduldig mit seinem Hörrohre da und wartete mit der größten Gelassenheit, bis er sich ausdrücken konnte. Dieser Zug ist für mich charakteristisch. Er zeigt deutlich die Sanftheit seiner Seele, die durch nichts beleidigt werden kann.

Es fiel ihm ein, mich zurück nach Genf zu begleiten. Er rief den Kutscher und befahl ihm, anzuspannen. Ich wünschte, daß Ihr gesehen hättet, mit welchen Blicken ihn dieser Mensch betrachtete und in welchem Tone er ihm antwortete: „Sehr wohl, mein guter, lieber Herr, sehr wohl!" – Alle Leute im Hause lieben ihn wie ihren Vater.

Ich weiß nicht, ob man ihn bedauern soll, daß er keine Kinder hat, die den traurigen Herbst seiner Tage erheitern könnten. Denn der

Weise, der freundschaftlich mit dem Genius der Natur umgeht, der das ganze Menschengeschlecht als eine Familie betrachtet, und der für die Aufklärung und das Wohl Aller arbeitet, kann auch glücklich sein ohne dieses Gut.

Madame Bonnet ist eine große Liebhaberin von Vögeln. Sie hat Papageien, Zeisige, Turteltauben und mehrere andere Vögel. „Ich wundere mich nicht über Ihren Geschmack," sagte ich zu ihr, „denn wer sollte das nicht lieben, was Ihr Gemahl beschrieben hat?" — Bonnet hörte dies und drückte mir die Hand. „Aber wissen Sie," sagte er, „daß ich oft mit meiner Frau über Bücher streite? Noch gestern z. B. hatten wir einen großen Streit über Du Paty's lettres sur l'Italie. Der Stil dieser Briefe scheint ihr vortrefflich, und ich halte ihn für geziert und gezwungen. Sie findet darinnen eine natürliche Beredtsamkeit, und ich nichts als Antithesen." — Madame Bonnet lachte und bemerkte, daß der Verfasser des „Essai analytique sur l'âme" nicht immer die poetischen Schönheiten fühlte. — Sie brachte mich in ihrem Wagen bis ans Stadttor.

Nach haben wir hier keinen Winter, und es gibt doch mitunter solche schöne und warme Tage, wie bei uns zu Ausgang des Augusts oder im Anfange des Septembers, und doch brennt schon in ganz Genf unaufhörlich das Kaminfeuer. Nur ein einziges Mal hat es geschneit. Der Schnee blieb aber nur einige Stunden liegen; doch sind die Gipfel der Berge damit bedeckt. Ein herrlicher Kontrast! Auf den Spitzen der Winter in seiner ganzen Strenge, und am Fuße der Berge der schönste Herbst!

Vor einigen Tagen bin ich mit Herrn Ulrich, einem Zürcher, bekannt geworden, der Taub- und Stummgeborene reden, lesen und schreiben lehrt. Er lebt hier im Hause eines reichen Mannes, der eine taubstumme Tochter hat. Sie ist dreizehn Jahre alt und sieht sehr wohl aus. Durch seine Kunst und Mühe fängt sie schon an, sich deutlich zu machen und andere zu verstehen. Anfangs zeigt er ihr, wie man für jede Silbe den Mund öffnen und Zunge und Lippen bewegen muß; dann lehrt er sie Töne hervorzubringen, und erklärt ihr durch Zeichen den Sinn derselben. Wenn andere nicht sehr geschwind

sprechen, oder Worte sagen, die ihr bekannt sind, so versteht sie alles nach der Bewegung der Lippen des Sprechenden. Schade, daß es so viele abstrakte Ideen gibt, die sich gar nicht durch Zeichen ausdrücken lassen!

Vorgestern war ich bei Herrn Ulrich. Er sprach mit seiner Schülerin, und zwar so leicht, wie mit jedem anderen. Sie verstand auch manches von dem, was ich sagte, und antwortete ganz ordentlich darauf. Nur hat sie etwas Wildes und Unangenehmes in der Stimme, welches durchaus nicht verbessert werden kann. Sie schreibt sehr rein und richtig. Ihre Mutter läßt sie ein Tagebuch halten, und Ulrich zeigte mir es. Es war ordentlich geschrieben, nur gar zu skizziert.

Sie liebt ihren Lehrer über die Maßen und ist freundlicher gegen ihn, als gegen ihre Eltern. In dem Tagebuch bemerkte ich unter anderem folgendes: „Madame N. bat mich zu Gaste – ich ging aber nicht zu ihr. – Sie hatte meinen Lehrer nicht gebeten.“ – Ulrich ist in Paris gewesen, um den Abbé l'Epée kennen zu lernen, der dort eine Schule für Taubstumme angelegt hat. – Worüber soll man sich nicht mehr wundern? Über die Geschicklichkeit der Lehrer oder über die Gelehrigkeit der Schüler? – Gewiß mehr über das letzte. Aber beides zusammen reizt mich zur Bewunderung der Fähigkeiten des menschlichen Geistes.

Auch habe ich in diesen Tagen den jungen Vernes kennen gelernt, dessen Franziade und voyageur sentimental Euch bekannt sind. In dem letzteren ist manches Gute. Er speist dann und wann in unserer Pension.

Mein Freund B. ist vor einigen Tagen nach Lausanne gereist. Und soeben erhalte ich von ihm folgenden Brief:

„Ach! Mein Freund! Beklage den Unglücklichen! Erkältung, Husten, Brustschmerzen scheuchen mich zwar vom Schreibtisch; aber ich muß Dir mein unglückliches Schicksal erzählen.

Du wirst Dich noch an die Schöne aus Yverdon erinnern, mit welcher wir zusammen in Basel speisten; Du wirst Dich auch vielleicht erinnern, daß ich neben ihr saß, daß sie freundlich mit mir sprach und mich zärtlich anblickte. Ach! Welcher Felsen hätte mich

vor ihren durchdringenden Blicken schützen, welche Schneemassen die Glut auslöschen können, die diese Blicke in der Quelle meines Lebens entzündeten. Ja, mein Freund, ich habe Anatomie und Medizin studiert, und weiß also, daß das Herz die Quelle des Lebens ist, was auch der großachtbare Doktor Megadidaktos und sein Herr Kollege der hochgelahrte Doktor Mikrologos dagegen sagen mögen. — Die Yverdonische Schöne hatte solche Empfindungen in mir erregt, ich — ich Dir jetzt nicht beschreiben vermag. Ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre, und was ich gemacht hätte, wenn sie nicht — o harter Schlag! — in derselben Nacht abgereist wäre, in welcher meine Seele nur an sie dachte, und der beruhigende Schlaf meine Augen floh. — Du nahmst mich mit aus Basel; die Reise, die schönen Gegenden, die schöne Französin, der kleine Pierre, das Eichhörnchen, das b ö s e Eichhörnchen, interessante Bekanntschaften, Wasserfälle, Berge, Sophie, alles dies könne noch immer das Bild des Mädchens aus Yverdon nicht gänzlich aus meinem Herzen tilgen.

Ein reißender Strom durchbricht über lang und kurz alle Dämme; so auch die Liebe! — Ich mietete in Lausanne ein Pferd und ritt nach Yverdon, oder — richtiger zu sagen — ich sprengte, ich flog; und um zehn Uhr des Morgens war ich schon an Ort und Stelle. Ich trat im Gasthofe ab, puderte mich, legte Hirschfänger und Sporen ab, und ging — wohin mich mein Herz zog. Ein sechzigjähriger Alter empfing mit mit einer finsteren Miene. Es war der Vater meines Mädchens. ‚Gütigster Herr,‘ redete ich ihn an, ‚die Achtung, von welcher mein Herz gegen Ihre Tochter erfüllt ist, der große, der starke, Wunsch, sie zu sehen.‘ — In diesem Augenblick trat sie herein. ‚Julie,‘ fragte der Vater, ‚kennst du diesen Herrn?‘ — Julie sah mich an, und antwortete auf eine höfliche Weise: sie habe nicht die Ehre. — Denke Dir mein Erstaunen! Ich zitterte am ganzen Leibe, — ich z i t t e r t e laut, wie Klopstock sagt. Mir schien es, als lasteten alle Schweizer und savoyische Gebirge auf meinem Haupte. Kaum konnte ich mich sammeln, und ohne ein Wort zu sagen, überreichte ich der vergeßlichen Julie mein Taschenbuch, worinnen ihr Name stand, den sie mit eigener Hand geschrieben hatte.

Eine hohe Röte überzog das Gesicht des Mädchens. Sie fing an sich zu entschuldigen, und sagte zu ihrem Vater: ‚Ich hatte die Ehre mit diesem Herrn in Basel zu speisen.' — Er nötigte mich zum Sitzen. Mein Blut war noch sehr in Wallung, und immer konnte ich noch nicht die Gegenwart des Geistes wieder finden; auch sie war in Verlegenheit. Da der Alte hörte, daß ich Arzt sei, so war er herzlich froh und fing an, mir alle seine Krankheiten vorzurechnen. O weh! dachte ich, also deswegen hat dich das Schicksal nach Yverdon geführt, um die Erzählung eines gebrechlichen Alten von seinen hämorrhoidalischen Zufällen anzuhören? Unterdessen saß die Tochter ganz still da, nahm von Zeit zu Zeit Tabak und sah mich auch wohl an, aber gar nicht so wie in Basel. Ihre Blicke waren so kalt, so kalt, wie — der Nordpol. Endlich konnte ich's nicht länger aushalten, ich stand auf und empfahl mich. ‚Werden Sie noch lange in Yverdon bleiben? fragte sie mit ihrer angenehmen Stimme und einem Lächeln, welches ganz deutlich sagte: ‚Ich hoffe, Sie werden das zweitemal nicht wieder kommen.' — ‚Nur einige Stunden', antwortete ich. — ‚So wünsche ich Ihnen eine glückliche Reise.' — ‚Und eine gute Praxis', setzte der Alte hinzu, und nahm seine Schlafmütze ab. Wir schieden — und als ich auf die Straße kam, so sagte mir mein Lohnlakai, daß Mamsell Julie ehestens heiraten würde. Sie sei mit H. N. verlobt. — Ach! dachte ich, nun kann ich die Ursache erraten, warum sie mich so kalt aufnahm. — Ich verdoppelte meine Schritte, um mich geschwinder von dem Hause der künftigen Gemahlin des Herrn N. zu entfernen. Y v e r d o n war mir nun zuwider. Ich wartete mit großer Ungeduld auf das Mittagessen, und als ich mich endlich zu Tisch setzte, befahl ich mein Pferd wieder zu satteln. Mit mir zugleich aßen vier Engländer, die meine Gesundheit in allen Weinen tranken, die der Wirt im Keller hatte. Ich ließ zwei Bouteillen Burgunder bringen, um mich zu bedanken. — Und so verstrichen — ohne daß ich's gewahr ward — drei bis vier Stunden. Mein Herz vergaß alles irdische Herzeleid, und ich verzieh der ungetreuen Julie von ganzer Seele. Die Engländer brachten verschiedene Toasts aus, und an mich kam auch einigemal die Reihe.

Zuletzt füllte ich noch ein Glas, hielt es in die Höhe und rief: ‚Wer Schönheit und Zärtlichkeit liebt, der trinke mit mir auf Juliens Gesundheit, und wünsche ihr eine glückliche Ehe!‘ — Die Gläser erklangen, der Wein schäumte, und alle Engländer schrien mit einer Stimme: ‚Wir trinken Juliens Gesundheit und wünschen ihr eine glückliche Ehe.‘ — Unterdessen hatte ich wohl zehnmal gefragt, ob mein Pferd fertig sei; und zehnmal hatte man mir geantwortet, daß es längst vor der Tür bereit stehe. — Endlich kam der Aufwärter und sagte: ich könne nun nicht fort. — ‚Warum nicht?‘ — ‚Es ist schon spät, und der Himmel bezieht sich‘ — ‚Geschwätz! Ich muß fort! Mein Pferd!‘ — Nach einer halben Stunde erschien der Kerl wieder: ‚Es ist unmöglich, daß Sie reiten können‘ — ‚Unmöglich? Warum?‘ — ‚Es ist spät, und es fängt an zu schneien.‘ — ‚Albernes Geschwätz! Mein Pferd! Ich reite‘ — Endlich stand ich auf, drückte den Engländern die Hände, schnallte meinen Hirschfänger um, bezahlte meine Nahrung, schwang mich auf mein Roß und sprengte mit verhängtem Zügel nach Lausanne zurück. Der Wind wehte mir den Schnee ins Gesicht; ich wischte mir die Augen aus, und spornte meinen Gaul unaufhörlich. Auf einmal erhob sich ein schreckliches Schneegestöber, und ich konnte nicht mehr drei Schritte vor mich hinsehen. Ich merkte, daß ich den Weg verloren hatte, aber was sollte ich machen? ‚Vorwärts, vorwärts! Im Namen Gottes‘, rief ich — und so irrte ich bis gegen Mitternacht herum. Endlich verlor mein guter Gaul, der treue Gefährte meines Mißgeschicks, alle Kräfte und blieb stehen. Ich stieg ab und führte ihn am Zügel; aber bald verließen auch mich die Kräfte. — Schon machte sich Dein unglücklicher Freund fertig, den lockeren Schnee zu seinem Pfühle zu machen, und sein Schicksal Gott anheim zu stellen. Der kalte Tod mit allen seinen Schrecken schwebte über mich. Ich nahm schon Abschied von meinem Vaterlande, von meinen Freunden, von den chemischen Vorlesungen*) und von allen meinen süßen Hoffnungen. Aber das

*) Mein Freund hatte oft mit Entzücken von seinen künftigen chemischen Vorlesungen gesprochen, mit welchen er das ganze gelehrte Dänemark in Verwunderung setzen wollte.

Schicksal sprach diesmal noch Pardon über mich aus, und auf einmal sah ich ein Bauernhaus vor mir. Du kannst Dir leicht meine Freude vorstellen und deswegen will ich sie nicht beschreiben. Man nahm mich auf, wärmte und speiste mich, und ließ mich ausruhen. Den Morgen darauf drang ich dem Wirte sechs Franken auf und machte mich auf den Rückweg nach Lausanne, wo ich um neun Uhr des Morgens mit einer starken Erkältung ankam. – Das ist das Ende meines Romans! Vale! B.

P. S. Sobald mein Husten vorbei ist, kehre ich nach Genf, unter dem Schutz Ihrer Magnifizenzen der Herren Syndiks, zurück. Bei Euch, sagt man, gibt es Lärm!" –

Die Kathedralkirche in Genf erinnerte mich an die längst verflossenen Zeiten. Hier stand einst ein Tempel des Apollo; aber das Feuer verzehrte zum Teil das Werk der alten Kunst, und eine neue Religion verwandelte die Ruinen des heidnischen Tempels in eine christliche Kirche. – Ich trat in ihr weites und leeres Innere; meine Augen suchten irgend einen merkwürdigen Gegenstand, mit welchem sich meine Aufmerksamkeit beschäftigen könne. Endlich erblickte ich eine Masse von schwarzem Marmor, den Löwen hielten – es war das Grabmal des Duc de Rohan, den Heinrich der Vierte als seinen Freund liebte, und den Ludwig der Dreizehnte als seinen ärgsten Feind verfolgte. Er lebte und starb mit dem Schwerte in der Hand, und bekränzt mit den Lorbeern des Siegers.

Avec tous les talents le ciel l'avoit fait naître
Il agit en héros, en sage il écrivit*),
Il fut même grand homme, en combattant son maitre
Et plus grand, lors qu'il le servit.

Voltaire.

Rohan war das Haupt der Protestanten in Frankreich und der Anführer ihrer Armee; aber bei dem Friedensschlusse verlor er ihr Zutrauen. Viele von ihnen nannten ihn einen Verräter und wollten schon ihre Hände mit dem Blute des Helden besudeln, der sich rein

*) Er hat Les interets des princes, Le parfait capitaine etc. verfaßt.

von aller Schuld fühlte. Unbewaffnet und ruhig erschien er in der Mitte des murrenden Volkes, entblößte seine Brust, und redete seine verblendeten Glaubensgenossen mit fester Stimme also an: „Stoßt zu! Hier ist meine Brust! Für euch opferte ich mein Leben; jetzt will ich von eurer Hand sterben." – Diese Worte rührten das Volk. Sie schämten sich ihrer Ungerechtigkeit und fielen vor ihm auf die Knie. – So triumphiert endlich die Tugend, und der Freund der Menschheit vergießt Freudentränen. – Dieser und ähnliche des Edelmuts sind glänzende Perlen in der finstern Geschichte der verflossenen Jahrhunderte.

Neben seinem Vater liegt der unglückliche Tancret. Das Schicksal dieses Prinzen verdient die Aufmerksamkeit und das Mitleid jedes gefühlvollen Menschen. Rohan wollte die Geburt seines Sohnes bis zu einer gewissen Zeit verschweigen, weil er fürchtete, daß der Kardinal Richelieu ihn zu sich nehmen und in der katholischen Religion erziehen möchte. Die eigennützige Schwester Tancrets, die gern allein das Vermögen ihres Vaters geerbt hätte, benützte diesen Umstand und ließ den Knaben Tancret durch einige ihr ergebene Leute wegstehlen und einem Geringen außerhalb Frankreich zur Erziehung übergeben. Alles dies wurde ganz nach ihrem Willen ausgeführt. Tancret wurde einem armen Manne in Holland anvertraut, und dem Herzog und seiner Gemahlin, einer Tochter des großen Sully, machte man weiß, daß ihr Sohn gestorben sei. Der junge Prinz, der auf dem Lande aufwuchs, durchstrich die Wiesen, arbeitete im Garten und hielt die Familie seiner Pflegeeltern für die seinige. Er war schön und verständig und erwarb sich die Liebe aller, die ihn kennen lernten. Unterdessen starb der Herzog. Schon lange hatte seine Gemahlin aufgehört, den Verlust ihres geliebten Sohnes zu beweinen, als sie auf einmal zu ihrer unverhofften Freude, von einem derjenigen, die ihren Sohn nach Holland gebracht hatten, die zuverlässige Nachricht erhielt, daß er noch lebe. Sogleich schickte sie nach ihm. Tancret erfuhr seine erlauchte Geburt und blieb gleichgültig; er erfuhr auch den Tod seines Vaters und vergoß bittere Tränen. Er hörte endlich, wie ungeduldig ihn seine Mutter erwarte, und schnell ergriff er die Hand

des Boten und rief: „Komm, laß uns zu ihr eilen." – Als er aber nun den Kummer seines Pflegevaters und seiner Familie sah, warf er sich an seinen Hals, unter den teuersten Versicherungen, daß er sie nie vergessen werde. „Nie," sagte er, „werde ich aufhören, dich Vater zu nennen, nie werde ich meine Mutter, meine Brüder und Schwestern verleugnen! Jetzt lebt wohl! Wenn es mir in Paris wohl geht, so rufe ich euch zu mir." – Tancret reiste ab und alle Augenblicke fragte er seinen Begleiter: „Sind wir bald an Ort und Stelle? Werde ich bald meine Mutter sehen?" – Er sah sie endlich, und kaum ertrug die zärtliche Mutter dieses Übermaß von Freude. Der gefühlvolle Sohn stürzte zu ihren Füßen – doch, ich mag diese rührende Szene nicht beschreiben. Die Herzogin erklärte Tancret für ihren Sohn und für den Erben des Duc de Rohan; aber ihre Tochter wollte ihn nicht für ihren Bruder erkennen. Es entstand ein Prozeß, bis zu dessen Endigung der junge Rohan den Titel eines Herzogs nicht führen durfte. – Frankreich war damals der Schauplatz eines bürgerlichen Krieges. Der Herzog von Orleans und der Prinz von Condé suchten sich der Hauptstadt zu bemächtigen und das Parlament zu vernichten; aber viele Edelleute hielten die Partei des Parlaments, und verteidigten die Stadt. Der achtzehnjährige Tancret schlug sich zu diesen letzteren und zeigte bei vielen Gelegenheiten eine bewunderungswürdige Kühnheit und Männlichkeit. Und dieser heroische Mut war sein Unglück. In einem Treffen wurde er von den Seinigen verlassen und von allen Seiten von Feinden umringt. Man rief ihm zu, er solle sich ergeben; aber der junge Held hieb um sich herum und schrie: point de quartier! il faut vaincere ou mourir. Eine Kugel traf ihn ins Herz – und der Held starb als – Held. Dieser frühzeitige Tod verkürzte die Tage der unglücklichen Herzogin. Sie ließ auf sein Grab folgende Inschrift setzen: „Hier liegt Tancret, der Sohn des Herzogs von Rohan, der wahre Erbe seiner Tugenden und seines großen Namens. Er fiel – ein achtzehnjähriger Jüngling – in der Verteidigung seiner Mitbürger. Der Herr hat ihn gegeben; der Herr hat ihn genommen, zum Leidwesen aller seiner Verwandten und aller wahren Söhne des Vaterlandes. Margaretha von Bethune, Herzogin

von Rohan, eine traurige Witwe und untröstliche Mutter hat dieses Denkmal errichtet. Möge es ein ewiger Zeuge ihres Kummers und ihrer Liebe zum teuren Sohne bleiben!" – Aber die boshafte Schwester Tancrets, die ihren Bruder auch noch im Grabe haßte, brachte es nach dem Tode ihrer Mutter – die gleichfalls neben ihrem Gemahl und Sohne begraben liegt – dahin, daß der König an die Genfer Republik schrieb, man möchte diese Inschrift vertilgen. Sie wurde auch in der Tat ausgelöscht; man findet sie aber noch in der Histoire de Tancrede. – Der berühmte Scuderi verfertigte folgende Verse, die er sogar der Schwester Tancrets überreichte.

Olimpe, le pourrai-je dire,
Sans exiter votre courroux?
Le grand coeur, que la France admire
Semble deposer contre vous.
L'invincible Rohan, plus craint, que le tonnerre
Vit finir ses jours a la guerre,
Et Tancrede a le même sort.
Cette conformité, qui le couvre de gloire,
Force presque chacuni à croire,
Que la belle Olimpe avoit tort,
Et que ce jeune Mars, si digne de memoire,
Eut la naissance illustre, aussi bien que la mort.

In der Kathedralkirche befindet sich auch das Grab des Großvaters der Madame de Maintenon, Theodor Agrippa Aubinier's, der eine Zeit lang die Gunst Heinrichs des Vierten besaß, in der Folge aber den Hof von Frankreich verlassen mußte.

Das schöne Wetter dauert fort. Ich suche es zu genießen, und oft stecke ich einige Louisdor und mein Taschenbuch zu mir und mache kleine Ausflüge in die Schweiz, nach Savoyen oder in das Pays de Gex, und nach drei oder vier Tagen kehre ich nach Genf zurück.

Unlängst besuchte ich die Petersinsel, wohin sich der größte Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts flüchtete, um der Bosheit und den Vorurteilen der Menschen auszuweichen, die ihn gleich Furien

von einem Orte zum anderen jagten. Der Tag war sehr schön. In einigen Stunden hatte ich die ganze Insel durchwandert und überall die Spuren des Genfer Philosophen aufgesucht — unter den alten Buchen und Kastanienbäumen, in den herrlichen Alleen des dunklen Wäldchens, auf den verdorrten Wiesen und an den felsigen Krümmungen des Ufers. „Hier,“ dacht ich, „hier lerntest du die harten und undankbaren Menschen vergessen — (hart und undankbar! mit welcher Betrübnis meines Herzens schreibe ich diese Worte nieder!) — Hier vergaßest du alle Stürme der Welt, und genossest der Einsamkeit, und der Ruhe! Hier erholte sich dein Geist von seinen großen Arbeiten, und dein Herz beruhigte sich! Wo bist du jetzt? Alles ist noch so, wie du es verließest, aber du bist nirgends — nirgends!“ — Mir schien es, als wenn Wald und Wiesen seufzten, oder den tiefen Seufzer meiner Brust widerhallten. Ich blicke um mich her — und die ganze Insel schien mir in Trauer gehüllt. Der Flor des Winters bedeckte die Natur! — Ich war müde und setzte mich an das Ende der Insel. Der ganze Bielersee lag hell und ruhig vor mir. An seinen Ufern dämmerten Dörfer und in bläulicher Ferne die Städte Biel und Nydau. Meine Phantasie zauberte mir einen Kahn auf die Spiegelfläche des Sees; Zephyre umgaukelten ihn und trieben ihn sanft nach dem Ufer. In dem Kahne lag ein Greis von ehrwürdigem Ansehen, in armenianischer Kleidung. Sein an den Himmel gehefteter Blick zeigte die Größe seiner Seele, seinen Scharfsinn und eine schöne Schwärmerei. „Das ist er! Das ist er!“ rief ich, „den man aus Frankreich, aus Genf, aus Neufchâtel verjagte. — Und warum? Weil ihm der Himmel einen vorzüglichen Verstand geschenkt hatte? Weil er gut, gefühlvoll und menschenfreundlich war?

Mit welchen lebendigen Farben beschreibt nicht Rousseau sein Leben auf der Petersinsel, das in der schönsten Muße dahinfloß! Wer nie die Kräfte seines Geistes im nächtlichen Nachdenken erschöpft hat, der kann das Glück eines solchen Lebens gar nicht begreifen, das Glück dieses Sabbaths, das nur große Geister am Ende ihrer irdischen Wallfahrt ganz schmecken, und das gleichsam Stärkung und Vor-

bereitung zu einer neuen Tätigkeit ist, die jenseits des Grabes anhebt. Aber deine Ruhe dauerte nicht lange! Ein neuer Donnerschlag vernichtete sie — und das Herz des großen Mannes blutete. „Laßt mich wenigstens ruhig sterben", rief er in der Verzweiflung seiner Seele. — „Mögen eiserne Schlösser und schwere Riegel die Türen meiner Wohnung verschließen! Verschließt mich in dieser Insel, sperrt mich ein, wenn ihr glaubt, daß mein Hauch vergiftet! Aber hört auf, den Unglücklichen von einem Orte zum anderen zu jagen! Entzieht mir das Licht des Tages und erlaubt mir Armen nur des Nachts frische Luft zu schöpfen." — Nein! der schwache Greis mußte seine geliebte Insel verlassen — und dann wirft man ihm seine Misanthropie vor! — Wer würde an seiner Stelle nicht Misanthrop geworden sein? — Vielleicht nur derjenige, der nie die Menschen liebte.

Ich saß nachdenkend da, als ich auf einmal einen jungen Mann erblickte, der, den Hut in die Augen gedrückt, mit langsamen Schritten auf mich zukam. In der Hand hielt er ein Buch. Als er ganz nahe war, blieb er stehen, blickte mich an und sagte: Vous pensez a lui? Er ging langsam weiter. Ich hatte nicht Zeit, ihm zu antworten, und ihm genauer ins Gesicht zu sehen, aber nach seiner Aussprache und seinem grünen Frack mit goldenen Knöpfen hielt ich ihn für einen Engländer.

Auf der Petersinsel befindet sich nur ein einziges Haus, worinnen der Schaffner mit seiner Familie wohnt; und hier wohnte auch Rousseau. — Diese Insel, die Bern gehört, nennt man jetzt größtenteils Rousseaus-Insel.

Auch in Yverdon, Neufchâtel und anderen Städten der Schweiz bin ich gewesen. — Auf der Bibliothek in Yverdon sah ich einige Skeletts, die man vor ungefähr zwanzig Jahren bei einer Mühle ausgegraben hat. Mit den Gesichtern lagen sie nach Osten, und zu den Füßen fand man eine irdene Urne und verschiedene Vögelknochen. Auch fand ich da einige merkwürdige silberne Münzen aus dem Zeitalter Konstantins.

In der Schweiz herrscht überall Reichtum und Überfluß, sobald man aber Savoyen betritt, so erblickt man nichts als Armut, Lum-

pen, Bettler, Schmutz und Unreinlichkeit. Die Menschen sind faul, das Land liegt wüste, die Dörfer sind leer. Viele Savoyarden verlassen ihr Vaterland und ziehen mit Murmeltieren in anderen Ländern herum. In Carouge, dem ersten savoyischen Städtchen, liegt Militär. Aber was für Soldaten! Welche Offiziere! Unglückliches Land! Und wehe dem Reisenden, der in den savoyischen Wirtshäusern eine Mahlzeit suchen muß! Er muß Augen und Nase verstopfen, wenn er seinen Hunger stillen will. Und die Betten sind so reinlich, daß ich mich niemals entschließen konnte, sie zu besteigen.

Endlich herrscht wieder Friede und Ruhe in Genf. Die Veränderung, die vor einigen Monaten mit den hiesigen Räten gemacht wurde, ist von den vereinigten Mächten Frankreich, Bern und Savoyen bestätigt worden, und die verbannten Genfer können jetzt zurückkehren. Unlängst war die Wahl der neuen Syndics in der Peterskirche, und alle Bürger beschworen diese Wahl durch Auflegung der Hand auf die Bibel. Der erste Syndic hielt eine Rede, und gab Rechenschaft von der Verwaltung der abgehenden. Darauf leisteten die neuen Syndics den Eid, und versprachen feierlichst das Wohl der Republik zu befördern. Alles war still und feierlich. Ausländer wurden nur mit einem Billet eingelassen.

Vor kurzer Zeit hatte sich hier folgende tragikomische Geschichte zugetragen: An einem Sonntage erschien ein junger Engländer — nur nicht der, den ich auf der Petersinsel sah — auf dem Spaziergang la Treille, wo sich vorzüglich des Sonntags viele Leute versammeln, zu Pferde und sprengte in vollem Galopp durch die Alleen. Kaum konnten sich die Spazierenden vor diesem Tollen retten. Ein Polizeioffiziant ergriff endlich das Pferd beim Zügel und sagte dem Engländer, daß man auf la Treille wohl spazieren ginge, aber nicht spazieren ritte. „Aber ich will reiten", antwortete der Engländer. — „Es ist nicht erlaubt." — „Wer, wer verbietet's mir?" — „Ich, im Namen des Gesetzes." — Der Engländer streckte die Zunge heraus, gab seinem Pferde die Sporen und jagte davon. — „Aufruhr! Rebellion!" schrien die Genfer, und in einigen Minuten erschien eine Abteilung der hiesigen Garde. Ihr glaubt vielleicht, daß sich der Eng-

länder nun aus dem Staube machte? — Keineswegs! Er ritt in den Alleen auf und ab, pfiff, spielte mit seiner Reitgerte und neckte diejenigen, deren Physiognomie ihm nicht anstand. Ja, er drohte sogar, die Soldaten über den Haufen zu reiten, die ihn umringten. Aber endlich riß man den kühnen Briten, ungeachtet seines tapferen Widerstandes, vom Pferde und führte ihn in die Wache. Nach einer halben Stunde eilte ein junges Frauenzimmer zu ihm, und stürzte ihm mit Tränen in die Arme. Er sprach englisch mit ihr und wandte sich dann mit den Worten zu dem wachthabenden Offizier: „Eure ganze Republik wiegt diese Tränen nicht auf." — Für eine solche Blasphemie ihres Staates, sagt man, haben ihn die Syndics einen Tag länger sitzen lassen. Gestern ist er in Freiheit gesetzt worden und hat Genf sogleich verlassen.

Der Graf Moltke und Baggesen sind nun auch hier. Sie sind einige Tage in Paris gewesen und kehren nun nach Bern zurück. Baggesens Hochzeit ist noch nicht gewesen, und er eilt zu seiner Braut. Der Graf spricht mit Begeisterung von seiner Reise, von Paris, Lyon usw., aber Baggesen ist still, denn sein ganzes Feuer gießt er in seinen Briefen an Sophie aus. Heute Abend gingen wir zusammen spazieren, und ich zeigte ihnen die schönsten Gegenden und Ansichten von Genf. Moltke erhob beim Anblick des Montblanc die Hände und versicherte unter den lautesten Ausrufungen der Bewunderung, daß er wünsche, auf seinem beschneiten Gipfel zu leben und zu sterben. „Wie ist es möglich," rief er aus, „daß noch keiner der Großen dieser Erde auf den Gedanken gekommen ist, eine bequeme Straße bis auf den Gipfel dieses Berges zu führen, um seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen?" — Ihr seht, daß der Graf gigantische Ideen liebt.

Auch bin ich heute mit meinen dänischen Freunden in Ferney gewesen, wo wir alles besehen und uns von Voltaire unterhalten haben. Darauf fuhren wir nach Genthod zum Mittagessen. Bonnet nahm uns mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit auf. „Jetzt," sagte ich zu ihm, „sind Sie mit dem Norden umringt", als wir uns um ihn her gesetzt hatten. „Wir verdanken dem Norden vieles," antwortete er, „dort ist den Wissenschaften ein neuer Tag angebrochen; ich

rede von England, das auch ein nördliches Land ist. Und war nicht Linné ihr Nachbar?" — Ein jeder von uns mußte sich der Reihe nach zu ihm setzen, und mit jedem sprach er über eine andere Materie. Mit dem Grafen unterhielt er sich über die politischen Angelegenheiten Dänemarks, mit Baggesen sprach er von seiner Braut, mit Becker über Chemie und Mineralogie, und mit mir über die russische Literatur und den Nationalcharakter der Genfer. Darauf wurde die Unterhaltung allgemein — ihr Gegenstand war Haller. Mit welcher Wärme erhob der große Bonnet die Verdienste des großen Hallers; dreißig Jahre liebten sie sich als Freunde. Mehreremal glänzten Tränen in den Augen des ehrwürdigen Greises. Er suchte den letzten Brief seines verstorbenen Freundes, und gab ihn Baggesen zu lesen. Diese letzten Zeilen Hallers, die er einige Tage vor seinem Tode geschrieben hatte, brachten uns alle zum Weinen. Einige Zeilen davon sind mir im Gedächtnisse geblieben: „Bald, bald, mein lieber und verehrungswürdiger Freund, werd' ich nicht mehr in dieser Welt sein. Ich wende meinen Blick auf mein verflossenes Leben, und im Vertrauen auf die Güte der Vorsehung erwarte ich ruhig mein Ende. In diesem Augenblicke dank' ich mehr als jemals dem Himmel, daß ich in der christlichen Religion erzogen wurde, und daß die heilsamen Wahrheiten derselben immer in meinem Herzen lebten. Auch danke ich ihm für Ihre unschätzbare Freundschaft, die mein Leben versüßte, und die Liebe zur Weisheit und Tugend in meiner Seele nährte. — Leben Sie wohl, mein teurer Freund! Leben Sie noch lange, das Reich der Tugend und Aufklärung zu erweitern! — In diesem Augenblick sehnt sich mein Herz nach Ihnen, und ich wünschte Sie zum letzten Male zu umarmen. Zum letzten Male wünschte ich aus Ihrem Munde den süßen Namen Freund zu hören. Ich wünschte Ihnen noch mündlich die ganze Erkenntlichkeit, die ganze Empfindung meines Herzens zu erklären. — Ich hinterlasse Kinder; bleiben Sie ihr zweiter Vater, ihr Lehrer, ihr Beschützer, ihr Freund! — Leben Sie wohl! Wo und wie wir uns wiedersehen werden, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß Gott weise, gütig und allmächtig ist — wir sind unsterblich! Unsere Freundschaft ist

unsterblich! — Bald rauscht der undurchdringliche Vorhang vor meinen Augen empor — dem Höchsten sei Dank! — Leben Sie wohl zum letzten Male! Meine Hand wird schwach — zum letzten Male nenne ich mich hernieden Ihren treuen, zärtlichen, erkenntlichen, dankbaren, sterbenden, aber ewigen Freund!" — Unter solchen Empfindungen beschloß dieser große Mann sein Leben, meine Freunde; und möge unser Ende dem seinigen gleich sein! — Bonnet faßte Baggesen bei der Hand und sagte mit gerührter Stimme: „Sie heiraten seine Enkelin; umarmen Sie mich."

Nach dieser Szene wurden wir zum Essen gerufen. Der edle Wirt stellte seiner Frau die Fremden vor und sagte, indem er auf Baggesen zeigte: „Er ist der Geliebte derjenigen, die wir so sehr lieben."

Über Tische mußte Baggesen erzählen, wie er mit Sophie Haller bekannt geworden sei. Ich wünschte, daß Ihr ihn gehört hättet! Er drückt sich nur mit Mühe im französischen aus; aber die Kraft seiner Worte und die Lebhaftigkeit seiner Geberden rührten die Seele. In seiner Begeisterung wandte er sich an Bonnet; aber der liebenswürdige Greis nahm ihn bei der Hand und sagte ganz ruhig: „Lieber Freund, ich bin ein Pythagoräer und esse schweigend." — Baggesen wurde verlegen und schwieg; aber Madame Bonnet bat ihn fortzufahren.

Nach Tische gingen wir spazieren. „In dieser Laube," sagte Bonnet, „schrieb ich die Vorrede zur Palingenesie. Hier am Ufer des Sees die ersten Kapitel. Dort unter dem Schatten der hohen Bäume den Schluß der Contemplation. In der reinen Luft sind meine Ideen frischer und lebendiger."

Die Stunden oder Minuten der Darstellung — in welchen sich die Seele, von göttlichem Feuer erwärmt, dem schnellen Strome der Gedanken und Empfindungen überläßt, nennt er die glücklichsten, süßesten, himmlischesten Minuten seines Lebens.

Das Gespräch lenkte sich auf die Dichtkunst. Baggesen versicherte, daß er nie mehr Verse schreiben würde*), weil diese Gattung

---

*) Und doch hat er unlängst mehrere Lieder herausgegeben.

der Darstellung durchaus nicht natürlich sei und die Empfindung hindere, sich in ihrer ganzen Fülle und Freiheit zu ergießen. – „Ich bin zum Teil Ihrer Meinung," sagte Bonnet, „und gestehe gern, daß mir eine gute Prose weit besser gefällt, als Verse; vielleicht kommt das aber daher, daß ich kein Dichter bin." – „Derjenige, der am Schlusse der Palingenesie geschrieben hat: Notre père! . . Notre père! . . Nous . . ist der größte Dichter", rief Baggesen, und dieses aufrichtige Lob rührte den gefühlvollen Greis.

Bonnet nennt Hallers Gedicht vom „Ursprung des Übels" das beste von allen philosophischen Lehrgedichten. Auch lobt er Popens „Essay on man". Er liebt und schätzt Klopstock, ob er ihn gleich niemals gesehen hat.

Wir blieben in Genthod bis gegen Abend.

Den 2. Februar 1790.

Der Abbé N., Almosenierer der französischen Gesandtschaft, spielte lange Zeit eine ansehnliche Rolle in den Genfer Gesellschaften. Er besaß eine ziemliche Gelehrsamkeit, und war mit den meisten französischen Schriftstellern bekannt. Dabei war er witzig, lustig und unterhaltend. Von sechs Uhr bis um acht – wo man in Genf gewöhnlich am Kartentische sitzt – war er die Seele des Damenzirkels. Er erriet Rätsel, löste Charaden auf und erzählte lustige und rührende Pariser Anekdoten. „Wie liebenswürdig er ist!" sagten die Damen, indem sie sich zum Spiele setzten.

Aber da in der physischen, wie in der moralischen Welt alles der Veränderung unterworfen ist, so verwandelte sich auch der aufgeweckte und unterhaltende Abbé auf einmal in einen tiefsinnigen, traurigen Kopfhänger. Zwar besuchte er noch eben so fleißig die Gesellschaften, wie ehemals, spielte aber eine ganz andere Rolle als sonst. Umsonst bemühten sich die Damen ihn ins Gespräch zu ziehen; seine Antworten waren kurz, sein Lächeln gezwungen. „Was ist unserem Abbé begegnet?" fragten alle seine Bekannten, und niemand konnte die Ursache dieser plötzlichen Metamorphose erraten. Einige seiner Freun-

dinnen suchten in sein Geheimnis einzudringen; aber alle ihre Versuche waren fruchtlos. Man sagte ihm z. B.: „Seit einiger Zeit sind Sie so schwermütig, Abbé." — „Ich, Madame? Es kann sein." — „Ihre Freunde nehmen Anteil an Ihrem Kummer, ob sie schon die Ursache desselben nicht kennen." — „Ich habe Ihnen auch nichts zu entdecken." — „Erlauben Sie uns daran zu zweifeln." — „Wie es Ihnen beliebt." — Mit einem Worte, der Abbé schwieg, und die Damen gaben ihn endlich auf. Ein anderer Abbé, der aus Paris kam, nahm seinen Platz ein.

Um diese Zeit lernte ich ihn kennen. Es war ein Mann von vierzig Jahren, aber nach seinem frischen und munteren Aussehen, hielt man ihn kaum für fünfunddreißig, trotz seiner Melancholie. Seine Miene war finster und ernsthaft, und in seinen dunkeln Augen blitzten noch Funken einer feurigen Seele. Einigemal begegnete ich ihm auf seinen einsamen Spaziergängen; auch fand ich ihn manchmal unter den Kastanienbäumen auf einer Anhöhe, von wo man rechter Hand die savoyischen Schneeberge, gerade aus den Genfersee und zur Linken den blauen Jura erblickt, der sich bis nach Basel hinabzieht. Wahrscheinlich war dies eben so gut sein Lieblingsplatz, als der meinige. Nachdenkend, in sich vertieft, heftete er seine traurigen Blicke entweder auf den verwelkenden Rasen oder auf den stillen See. Manchmal setzte ich mich neben ihn und dachte an meine Freunde — und tiefdenkend schwiegen wir beide.

Einmal wacht der Gesandtschaftssekretär um drei Uhr in der Nacht auf, und sieht Licht im Zimmer des Abbé, in welches aus dem seinigen eine Glastüre ging. Neugierig zu wissen, was doch der Abbé so spät noch mache, steht er auf, geht zur Tür und sieht ihn auf den Knien vor dem Kruzifix. Seine Arme waren ausgestreckt nach dem Gegenstande seiner Verehrung, auf seinem Gesichte war eine herrliche Andacht zu lesen, und Tränen stürzten ihm aus den Augen. Der junge Sekretär war niemals fromm gewesen, aber dieser Anblick erweckte in seiner Seele das Gefühl der tiefsten Ehrfurcht; er stand unbeweglich. Nach einigen Minuten erhob sich der Abbé, setzte sich und fing an zu schreiben. Der Sekretär legte sich zwar wieder ins Bett, konnte

aber nicht schlafen, und sah bei seinem Nachbar Licht bis an den Morgen. Um neun Uhr trat dieser aus seinem Zimmer, mit roten Augen und blassem Gesichte; übrigens aber war keine Unruhe an ihm zu bemerken. Der Sekretär fragte ihn, ob er gut geschlafen habe? „Sehr gut", antwortet er, und schlägt ihm einen Spaziergang vor. Sie gehen nach La Treille und spazieren über eine Stunde auf und nieder, indem sie von gleichgültigen Dingen sprechen. Es war ein Feiertag und um zehn Uhr mußte der Abbé Messe lesen. Er tat dies mit besonderer Andacht. Nach der Messe verschwand er, ohne ein Wort zu sagen. Die Stunde des Mittagessens kam heran, der Abbé war noch nicht zurück; die Stunde der Abendmahlzeit näherte sich; er war immer noch nicht zu Hause. Die Nacht ging vorüber, und er war noch nicht da. Am Morgen meldete es der Sekretär dem Residenten. Man schickte zu seinen Bekannten; aber keiner hatte ihn gesehen. Endlich erkundigte man sich in den Toren, und da sagte denn die Schildwache am Schweizertor, daß er den Tag zuvor um ein Uhr aus der Stadt gegangen sei. Man fragte überall in der umliegenden Gegend nach; aber man erfuhr nichts weiter von ihm. Alle seine Sachen, sogar sein Geld, hatte er in seinem Zimmer zurückgelassen. „Der Abbé ist verloren", sagte man in Genf, und endlich vergaß man ihn. Er hatte keine Freunde! Ihm fehlte das Gut, das mir zuteil ward.

Einige Zeit darauf gingen zwei Ausländer am Ufer der Rhone spazieren, da wo sich die wilde Arve mit ihr vereinigt, und sprachen vom Leben des Menschen. „Schnell, schnell eilt es dahin", sagte einer von ihnen, und sah in die rauschende Rhone, und erblickte einen schwimmenden Leichnam, den ein großer Stein aufhielt. Der Leichnam wurde herausgezogen, und man erfuhr nun das unglückliche Schicksal des Abbé. Zwei Wochen hatte er im Wasser gelegen, und er war nur an seinen Kleidern kenntlich.

In dem nächsten französischen Dorfe, drei Werste von Genf ward er begraben — ohne Sang und Klang — kein Stein deckt seine Gruft — keine Inschrift sagt dem Wanderer, wo der Unglückliche liegt, und der furchtsame Aberglaube fliehet von dieser Stelle. „Dort liegt ein Selbstmörder!" sagen die Landleute und schaudern.

Die Ursache, warum dem Abbé das Leben verhaßt ward, ist noch bis diese Stunde unbekannt.

Genf den 28. Februar 1790.

Ich weiß nicht, was ich von Eurem Stillschweigen denken soll, meine teuren Freunde! Mit Ungeduld warte ich auf die Post – sie kommt endlich an – ich laufe, ich frage – und mit langsamen Schritten, den Blick an den Boden geheftet, kehre ich nach Hause zurück. Ich stelle mir alles vor – und die leiseste Möglichkeit erschreckt mich. Ach! Wenn Ihr nicht mehr in der Welt seid, so ist meine Verbindung mit dem Vaterlande zerrissen; ich suche mir irgend eine Einöde tief in den Alpen, und verlebe dort in ewiger Einsamkeit, umringt von einer traurigen und furchtbaren Natur, meine Tage.

Doch vielleicht lebt Ihr, und befindet Euch wohl! – Eure Briefe gehen vielleicht durch einen Zufall verloren. Das ist meine Hoffnung und mein Trost! – Dunkel und Helle, Trübe und Heiterkeit wechseln jetzt – gleich dem Aprilwetter in meiner Seele – und in der traurigsten Stimmung habe ich die Feder ergriffen. Jetzt ist mir besser.

In drei Tagen, meine Freunde, verlasse ich Genf. Meine Hauptbeschäftigung besteht jetzt darin, die Landkarte zu studieren und den Plan meiner Reise zu machen. Ich werde das südliche Frankreich – die herrlichen Gegenden Languedocs und der Provence besuchen. Da ich aber dort nur kurze Zeit weilen werde, so schickt Eure Briefe nur nach Paris, unter der Adresse: A Messieurs Breguet et Compagnie etc. und wenn nach meiner Abreise ein Brief von Euch in Genf eintreffen sollte, so habe ich schon Anstalten getroffen, daß er mir nachgeschickt wird.

Während meines hiesigen Aufenthaltes bin ich oft auf die Einwohner Genfs böse gewesen, und einigemal nahm ich mir vor, den Nationalcharakter der Genfer mit den dunkelsten Farben zu malen. Aber jetzt, beim Abschiede, ist es mir unmöglich etwas böses von ihnen zu sagen. Mein Herz hat sich mit ihnen ausgesöhnt, und ich

wünsche ihnen alles mögliche Gute. Möge ihr kleiner Staat unter dem Schatten des Jura und des Salevenberges blühen! Mögen sie die Früchte ihrer Arbeitsamkeit, Geschicklichkeit und Betriebsamkeit genießen! Mögen sie ruhig in ihren Zirkeln die Angelegenheiten Europas entscheiden, und ihre Damen dem tauben Baron Rätsel aufgeben! Mögen alle Bewohner Europas aus Norden und Süden in ihre Mauern kommen, um in ihren Abendgesellschaften Whist zu spielen und Tee und Kaffee zu trinken! Mag endlich ihre kleine Republik noch lange, lange Jahre ein niedliches Spielwerk auf der Erdkugel bleiben!

Heute ging ich sehr schwermütig ins Freie; aber nach und nach zerstreuten sich die melancholischen Bilder meiner Seele. Meine Blicke flogen über den majestätischen See hin, und schwammen sanft auf seiner durchsichtigen Fläche. Mir ward so leicht, so wohl! Die Luft war so warm und rein! Auf den Bäumen hüpften die Vögel von Zweig zu Zweig, und sangen ihre frohen Lieder, nach dem langen Schweigen des Winters, zum ersten Male auf den noch unbelaubten Ästen. Der Hauch des Frühlings erweckte rings umher in der Natur Leben und Tätigkeit.

Bei Bonnet bin ich auch zum letzten Male gewesen, und habe ihm bei dieser Gelegenheit aufrichtig meinen Kummer entdeckt. Er bedauerte und tröstete mich — und sein Ton und seine Blicke zeigten, daß er es redlich meine. Die versprochenen Anmerkungen zur Contemplation habe ich von ihm erhalten. Becker, der, zu meinem großen Vergnügen, mit mir reist, hatte mir aufgetragen, ihn zu fragen, wenn es ihm gelegen wäre, seine Abschiedsvisite anzunehmen? — „Er ist Ihr Freund,“ antwortete der edle Greis, „und so ist er mir zu jeder Zeit willkommen.“ Welch' ein Herz! Wie soll ich seine Freundlichkeit, sein einnehmendes Betragen vergessen! Ich konnte mich der Tränen nicht enthalten, als ich von ihm Abschied nehmen mußte. „Leben Sie,“ sagte ich zu ihm, „leben Sie zum Wohle der Menschheit noch lange.“ — Er umarmte mich — wünschte mir Glück — wünschte, daß Ihr, meine Freunde, gesund sein möchtet, und daß ich bald einen Brief von Euch erhielte. Guter, liebenswürdiger Bonnet!

Gefühlvoller Philosoph! — Ich machte die Tür seines Kabinetts hinter mir zu; aber er folgte mir, und rief mir nach: „Adieu, cher K . . ., Adieu!“ — Auch hat er mir zwei Adressen an die Herren Gilibert und de la Touret, den Direktor und den Sekretär der Akademie der Wissenschaften in Lyon, mitgegeben.

Den ganzen Abend habe ich mit Spazierengehen zugebracht. Ich habe von allen meinen Lieblingsorten Abschied genommen. Am hohen Ufer der rauschenden Rhone, da wo sich die Arve in sie stürzt, und ein schäumender Bach vom steilen Felsen herabfällt, dort habe ich oft bis in die Nacht gesessen, und heute habe ich von da zum letzten Male auf den stillen See und die savoyischen Berge und Täler geblickt. Ich erinnerte mich, was ich da gedacht, und dort empfunden hatte — und fast hätte ich die Zeit vergessen, wenn man in Genf das Tor schließt. — Lebt wohl, geliebte Freunde! Wenn Ihr gesund seid, so bin ich mit dem Schicksale zufrieden — und erhalte ich einen Brief von Euch, so werde ich allen Kummer vergessen! Lebt wohl! Das ist die letzte Zeile aus Genf!

Dritter Teil

Reise durch Frankreich

In einem Gebirgsdorfe im Pays de Gex
den 4. März 1790.

Heute nach Tisch verließen wir Genf in einem zweisitzigen englischen Wagen, den ich bis Lyon für vier Louisdor gemietet habe. Wir näherten uns auf einem herrlichen glatten Wege dem Jura. All mein Kummer verschwand, und eine stille Heiterkeit, ein unbeschreibliches, süßes Gefühl trat an seine Stelle. Noch nie bin ich mit solchem Vergnügen gereist. Ein braver Gefährte, ein bequemer Wagen, ein dienstfertiger Fuhrmann – neue Gegenstände – Erwartung dessen, was ich sehen würde – alles dieses versetzte mich in die glücklichste Stimmung, und jeder neue Gegenstand vermehrte meine Freude. Becker war ebenso heiter, und unser Kutscher gleichfalls! Eine herrliche Fahrt!

Da, wo vor mehreren Jahrtausenden der Jura bei irgend einer großen Revolution der Erde auf seiner Grundlage sich teilte, betraten wir bei einem schneidenden Nordwinde die Grenze Frankreichs. Sogleich umringten uns die Beschauer und kündigten uns mit außerordentlicher Höflichkeit an, daß sie unsere Sachen durchsuchen müßten. Ich gab meinem Reisegefährten den Schlüssel zu meinem Koffer und ging ins Wirtshaus. Um den Kamin saßen einige Montagnards oder Bergbewohner, die mich mit einem stolzen Blicke maßen und sich dann wieder nach dem Feuer umdrehten. Als ich ihnen aber freundlich zurief: „Bon jour, mes amis!“ nahmen sie ihre Hüte ab und rückten zusammen, um mich vor den Kamin zu lassen. Ihr ernsthafter Blick brachte mich auf den Gedanken, daß Leute, die auf kahlen Felsen, unter dem Heulen der Stürme wohnen, keinen lustigen

Charakter haben können. Finstre Schwermut wird immer ihre Eigenschaft sein, denn die Seele des Menschen gleicht einem Spiegel, in welchem sich die sie umgebenden Gegenstände abbilden.

Dieses Grenzwirtshaus ist ein wahres Bild der Armut. Die Treppe vor dem Hause besteht aus zwei unordentlich übereinander gelegten Feldsteinen, auf die man nur mit Mühe hinaufklettert. In der Stube sieht man außer den kahlen vier Wänden nichts als einen großen Tisch und zehn oder zwölf unförmliche Klötze, die man Stühle nennt. Der Fußboden ist von Ziegelsteinen, aber überall zerbrochen. – Nach einigen Minuten trat auch Becker herein und fing an, mit mir Deutsch zu sprechen. Ein alter Mann, der am Tische saß und Käse und Brot aß, horchte, lächelte und rief: „Deutsch! Deutsch!" – Um uns zu verstehen zu geben, er wisse, welche Sprache wir redeten. „Wundern Sie sich nicht," fuhr er fort, „ich habe einige Campagnen in Deutschland und in den Niederlanden unter dem tapfern Marschall von Sachsen mitgemacht. Sie haben wahrscheinlich von der Schlacht bei Fontenay gehört; da wurde ich an der linken Hand verwundet. Sehen Sie – ich kann sie nicht höher heben als so." – „Braver Soldat," sagte ich, indem ich zu ihm trat und seine rechte Hand ergriff, „erlaube mir, dich zu betrachten." – Der Invalide lächelte. – „Hast du deinen Abschied schon lange, guter Alter?" fragte Becker. – „Seit dreißig Jahren," antwortete er, „eine ziemliche Zeit; nicht wahr, mein Herr? Mein General liegt schon längst in der Erde." – „Wir haben sein Grab gesehen." – „Sein Grab? – Wo?" – „In Straßburg, mein Freund!" – „Straßburg? – Das ist weit von hier, dahin kann ich nicht gehen, und ich hätte so gern über seiner Asche geweint. Er war ein Held, meine Herren, – ein General, wie es jetzt keinen mehr gibt und auch so bald nicht wieder geben wird. Die Soldaten liebten ihn wie ihren Vater. Es ist mir, als sähe ich ihn noch vor mir. Welcher Blick! Was für eine Stimme! Am Tage unsers Sieges fuhr er auf einem Leiterwagen. Eine schwere Krankheit verhinderte ihn, auf dem Pferde zu sitzen. Aber dessen ungeachtet, kommandierte er und munterte die Soldaten zur Tapferkeit auf; auch fochten wir wie die

Löwen. Ich vergaß meine Wunde und fiel erst dann nieder, als unsere ganze Armee mit einer Stimme: Sieg! Sieg! rief, und die Feinde vor uns liefen wie furchtsame Hasen. Was für ein Tag!" — Der Alte hob den Kopf in die Höhe und schien um zwanzig Jahre jünger. Seine Runzeln schienen weniger; seine erstorbenen Augen glänzten, und der achtzigjährige Krieger war bereit, mit seiner Krücke gegen die vereinigte Macht des ganzen Europa zu marschieren. Ich ließ Wein geben und brachte ihm ein Glas auf die Gesundheit der tapfern Veteranen zu. Lächelnd antwortete der Alte: „Und aufs Glück junger Reisender" und leerte es in einem Zuge. — Er erzählte uns, daß er bei einem seiner Enkel im Gebirge wohne, und daß er jetzt im Begriff sei einen andern seiner Enkel zu besuchen. — Unterdessen war unsere Equipage fertig. Ich hatte im Sinne dem alten Invaliden einen Ecu in die Hand zu drücken, aber die Furcht den edlen Stolz des alten Kriegers zu beleidigen hielt mich zurück. Er begleitete uns bis vor die Tür und rief den Beschauern zu: „Ich hoffe, meine Herren, daß Sie gegen die fremden Herren höflich gewesen sind." — „Ja, ja!" antworteten sie lachend und wünschten uns eine glückliche Reise, ohne auch nur einen Kopeken von uns zu fordern.

Wir fuhren lange zwischen den Felsen des Jura, die sich zu beiden Seiten des Weges wie Mauern erheben. Und auf diesen fürchterlichen Höhen klimmten über unsern Köpfen auf schmalen Fußsteigen Menschen, die sich unter schweren Lasten krümmten oder beladene Esel vor sich hin trieben. Man kann dies nicht ohne Schauder betrachten, denn alle Augenblicke fürchtet man, sie herabstürzen zu sehen. — In der ersten französischen Festung Fort de L'ecuse wurden wir angehalten. Diese Festung scheint unüberwindlich, da sie von allen Seiten mit unermeßlichen Abgründen und steilen Felsen umgeben ist, und hundert Mann Besatzung reichen hin, sie gegen eine Armee von zehntausend Mann zu verteidigen. Die Garnison besteht aus hundertundfünfzig Invaliden, die unter dem Kommando eines alten Majors stehen, der unsere Pässe unterschrieb.

Des Nachts kamen wir an die sogenannte Perte du Rhone.

Wir stiegen aus und wollten an den Rand des Flusses hinabsteigen; aber der gutherzige Kutscher ließ es nicht zu, indem er versicherte, daß ein einziger falscher Tritt das Leben koste. Unweit des Weges sahen wir Licht. Wir gingen drauf los und fanden ein kleines Haus. Wir klopften an und es erschienen sechs oder sieben Menschen, die, sobald sie hörten, was wir wollten, sogleich Laternen anzündeten und uns an dem steilen Abhange hinabführten, oder vielmehr hinabtrugen. Bei dem schwachen Scheine der Laternen sahen wir ringsumher eine fürchterliche Wildnis. Der Wind brauste in das Toben des Flusses -- und das Ganze war recht in ossianischem Geschmack. Die Rhone ist hier zwischen zwei Reihen hoher Felsen zusammengedrückt und stürzt sich mit fürchterlichem Toben und Gebrülle durch das enge Bett. Endlich laufen diese überhängenden Felsenwände zusammen, und der Fluß verbirgt sich unter ihnen. Man hört nur noch das unterirdische Tosen seiner Wellen. Über diesem Felsengewölbe kann man ohne alle Gefahr fortgehen. Einige Klafter weiter stürzt sie sich wieder schäumend hervor; nach und nach wird sie breiter und fließt schon nicht mehr so schnell; auch wird das Wasser heller.

Vier Werste von diesem Orte übernachteten wir in einem kleinen Dorfe, wo wir ein sehr gutes Wirtshaus fanden. Man führte uns nicht nur in ein artiges und gut möbliertes Zimmer, in welchem man sogleich Kaminfeuer anmachte, sondern in einer Stunde hatten wir auch ein gutes Abendessen, das aus sechs bis sieben Schüsseln und einem Dessert bestand. In dem unteren Stockwerke sangen einige Montagnards ihre einfachen Lieder, die mit dem Heulen des Sturmes zusammen meine Seele zum Ernste stimmten. Die Melodien ihrer Lieder hatten viel ähnliches mit den Melodien unserer Volkslieder, die für mich so rührend sind. „Singet, meine Freunde,“ rief ich in einer Art von Ekstase, „singet und versüßt durch angenehme Harmonien die Bitterkeiten des Lebens! Denn auch ihr seid gewiß nicht frei von Kummer, dem der Arme nimmer entflieht, er mag sich in Gebirgen oder in Abgründen verbergen. Auch in euren Wildnissen beweint der Freund den Freund, der Liebhaber seine Geliebte!“ – Man erzählte mir hier folgende traurige Geschichte:

Alle Mädchen des Dorfes hatten ein Auge auf den liebenswürdigen Jean, und alle Jünglinge betrachteten Lisetten mit Wohlgefallen. Schon von der frühesten Kindheit an liebte Jean Lisetten, und Lisette liebte ihn. Die Eltern suchten diese gegenseitige Neigung zu unterhalten, und die glücklichen Liebenden hofften schon bald auf immer vereinigt zu werden. Eines Tages gingen sie mit andern jungen Leuten spazieren und kamen an den Rand eines fürchterlichen Abgrundes. Jean faßte Lisetten bei der Hand und rief: „Komm fort! Das ist fürchterlich!" — „Furchtsamer," antwortete sie lächelnd, „schämst Du Dich nicht? Der Boden ist fest. Ich habe Lust dahinunter zu blicken." — Mit diesen Worten riß sie sich von ihm los und näherte sich dem Abgrunde. In dem Augenblicke rollten die Steine unter ihren Füßen weg. Sie schrie, wollte sich anhalten; aber umsonst — der Berg bebte — ein Teil davon stürzte ein, und die Unglückliche wurde vom Abgrunde verschlungen. Jean wollte ihr nach — aber die Füße versagten ihm den Dienst, er fiel bewußtlos zur Erde. Seine Kameraden erstarrten vor Schrecken und riefen: Jean! Jean! aber Jean antwortete nicht. Sie schüttelten ihn, aber er regte sich nicht. Sie legten ihm die Hand aufs Herz — es schlug nicht mehr. — Jean war tot. Man zog Lisetten aus dem Schlunde heraus, sie war zerschmettert — ihr Gesicht war nicht mehr erkenntlich. — Der Vater Jeans ging ins Kloster, und Lisettens Mutter starb vor Gram. —

Den 6. März 1790.

Heute morgen um fünf Uhr verließen wir unser Nachtquartier. Ein schrecklicher Sturm drohte unaufhörlich unsern Wagen über den Haufen zu werfen, und von allen Seiten umringten uns Bergschlünde, in die man nicht ohne Entsetzen blicken konnte. Jeder derselben erinnerte mich an Jean und Lisette — und doch gewährte mir der Blick in diese Tiefen ein unerklärliches Vergnügen, das wahrscheinlich der besonderen Stimmung meiner Seele zuzuschreiben war. Der Rachen aller dieser Abgründe ist mit scharfen Klippen besetzt, und ganz unten, in der Tiefe, erblickt man nicht selten ein herrliches, von Wasserfällen

gewässertes grünes Plätzchen. Die kühnen Gemsen klettern dahin und äsen das Gras ab. Auf einigen Felsenhöhen erblickt man die mit Moos bewachsenen Ruinen alter Burgen, die zu ihrer Zeit unüberwindlich waren. Hier sitzt die Göttin der Melancholie in ihrem moosigen Mantel schweigend auf den Trümmern und blickt unbeweglich auf den Strom der Jahrhunderte, deren eines nach dem andern in das Meer der Ewigkeit stürzt und kaum einen bemerkbaren Schatten auf unserm Erdenrunde zurückläßt. – Solche Gedanken und Bilder füllten meine Seele, und ich saß über eine Stunde in Nachdenken versunken, ohne ein Wort mit meinem Reisegefährten zu sprechen.

Der Weg ist in diesen wilden Gegenden so breit, daß zwei Wagen sich bequem ausweichen können. Um diese Straße zu führen, mußten ganze Felsen geebnet werden; ihr könnt also denken, welche Arbeit und wie viele Millionen sie kostet. So triumphiert gleichsam der Fleiß und die politische Aufklärung einer Nation über die Natur, und Felsenhöhen sinken unter der allmächtigen Hand des Menschen in Staub, der über Abgründen und Bergen Wesen seinesgleichen sucht, um ihnen mit stolzem Lächeln zurufen zu können – auch ich lebe auf der Welt.

Endlich ward es mir zu enge im Wagen – ich stieg aus und ging weit voraus zu Fuße. Im Walde begegnete ich vier jungen Frauenzimmern, in grünen Amazonenkleidern und schwarzen Hüten. Alle viere waren blond und sehr schön. Ich blieb stehen und betrachtete die unvermutete Erscheinung mit Erstaunen. Auch sie sahen auf mich, und eine von ihnen sagte endlich mit einem schalkhaften Lächeln: „Nehmen Sie sich in Acht, mein Herr, daß Ihnen der Wind den Hut nicht nimmt." – Diese Worte brachten mich wieder zu mir selbst. Ich zog den Hut ab und machte ihnen ein tiefes Kompliment. Sie lachten und gingen weiter. Es waren reisende Engländerinnen; ein viersitziger Wagen fuhr hinter ihnen drein. Übrigens begegneten uns nur wenig Reisende.

Gestern Abend fuhren wir endlich in eine große Ebene hinab. Ich empfand eine gewisse Freude. Lange hatten meine Augen nichs als unübersehbare Gebirgsketten gesehen, und so war mir der Anblick

des platten Landes gewissermaßen neu. Ich erinnerte mich an Rußland, die geliebte Heimat, und es schien mir, als wäre ich ihr näher. So liegt unser Feld — dachte ich, indem ich der Täuschung meiner Schwärmerei folgte — so liegt unser Feld, wenn die Frühlingssonne sein Schneegewand lüftet, und es mit der grünen Saat überzieht, der Hoffnung des neuen Jahres. — Der Abend war sehr schön! Die Bergstürme schwiegen, und die Strahlen der untergehenden Sonne verursachten eine angenehme Wärme. Aber auf einmal kam mir der Gedanke in den Sinn, daß Ihr, meine Freunde, vielleicht nicht mehr auf der Welt seid, und alle süßen Träume meiner Einbildungskraft verschwanden. Ich wünschte mich in das Gebirge zurück, um das Heulen des Sturms zu hören.

In den wildesten Berggegenden und in den armseligsten Dörfern haben wir doch immer gute Wirtshäuser gefunden, in denen man sicher auf einen hinlänglich besetzten Tisch und ein reinliches Zimmer mit gutem Kaminfeuer rechnen kann. In diesen französischen Aubergen sind mir zwei Dinge vorzüglich aufgefallen: Das erste, daß man des Abends nie Suppe gibt nach dem Sprichworte: On soupe sans soupe; und das zweite, daß man zu jedem Kuvert nur Löffel und Gabel legt, indem immer vorausgesetzt wird, daß jeder Reisende sein Messer bei sich hat.

Nirgends habe ich solche Zoten auf den Wänden gelesen, als in diesen Wirtshäusern. „Warum löscht ihr diese Abscheulichkeiten nicht weg?" fragte ich einmal die Wirtin. „Ich habe noch nie Zeit gehabt, sie zu bemerken," antwortete sie, „wer wird dergleichen Zeug lesen?"

In einem kleinen Dörfchen fanden wir einen großen Volksauflauf. „Was gibt's denn hier?" fragte ich. — „Unser Nachbar Andres, der Wirt ‚zum Kreuze'," antwortete mir ein junges Weib, „hat gestern in der Besoffenheit vor der ganzen Welt erklärt, daß er sich den Teufel aus der Nation mache. Unsere Patrioten wurden darüber böse, und wollten ihn hängen. Aber endlich erbarmten sie sich seiner und ließen ihn ausschlafen. Heute haben sie ihn nun genötigt in der Kirche kniend um Verzeihung wegen dieser Lästerung zu bitten. Mich dauert der arme Andres!"

Wir waren noch zwei Meilen von Lyon, als wir es schon erblickten. Die Rhone, an welcher der Weg wieder fortläuft, führte uns, gleichsam als ein Wegweiser, zu dieser ansehnlichen Stadt Frankreichs. Dieser Fluß ist hier sehr breit. Von weitem erscheint Lyon nicht so groß, als es in der Tat ist. Nur etwa fünf oder sechs Türme ragen aus der dunkeln Häusermasse empor. – Die Dörfer am Wege sind sehr gut gebaut. – Als wir näher kamen, erblickten wir den K a i, der mit den prächtigsten Häusern von fünf bis sechs Stockwerken besetzt ist. Ein herrlicher Anblick! – Am Tore mußten wir halten. Der Beschauer fragte uns ganz höflich, ob wir keine Waren bei uns hätten? – Als wir es verneint hatten, sah er in unsern Wagenkasten, machte uns darauf eine Verbeugung und ging fort, ohne unsere Koffer auch nur anzurühren. Wir fuhren längst dem Kai – und ich erinnerte mich an Petersburg. Eine lange hölzerne Brücke wölbt sich über die Rhone, auf deren jenseitigem Ufer man schöne Sommerhäuser und Gärten sieht. Auch kamen wir vor dem Theater, einem großen Gebäude, vorbei, und traten im Hotel de Milian ab. Vier Menschen eilten sogleich herbei, um unsere Sachen ins Haus zu tragen, und in einigen Minuten waren sie damit fertig, noch ehe man uns ein Zimmer angewiesen hatte. Die Wirtin kam uns mit einem solchen Lächeln entgegen, als ich weder in Deutschland, noch in der Schweiz gesehen hatte. Zum Unglück waren alle Zimmer besetzt, ein einziges ausgenommen, das sehr dunkel war. Die freundliche Wirtin versicherte uns aber, daß wir den Tag darauf ein sehr gutes Zimmer erhalten sollten. „Nun, so mag es gut sein!“ war unsere Antwort; und geschwind kleideten wir uns ein wenig um, um in die Komödie zu gehen. Unterdessen erzählte uns der Aufwärter, der unser Zimmer zurecht machte, wahrscheinlich um ihm einen größeren Wert in unseren Augen zu geben, daß es unlängst von einem schönen schwarzäugigen Mädchen aus Konstantinopel bewohnt worden sei.

Um fünf Uhr gingen wir ins Theater und nahmen ein Billet aufs der berühmte Tänzer, belustigte heute zum letztenmal das Lyoner Parterre. Logen, Parkett, Galerie – alles war voll, denn V e s t r i s,

der berühmte Tänzer, belustigte heute zum letztenmal das Lyonner Publikum durch die Leichtigkeit seiner Füße. Überall um uns her summte es wie Bienenschwärme. Diese ungewohnten Ausbrüche der Freiheit setzten mich in Erstaunen. Wenn eine Dame im Parkett oder in einer Loge aufstand, so ertönte es von dem Parterre aus hundert Kehlen: À bas! À bas! Um uns her sahen wir nur wenig ordentlich gekleidete Menschen; ich beredete also Becker mit aufs Parkett zu kommen. Allein, man sagte uns, daß dort alles besetzt sei; und ein junger Mensch führte uns in eine Loge des dritten Ranges, wo wir eine Dame und unsern Bekannten, den Baron Baelwiz, Hofmeister der schwarzburgischen Prinzen, trafen, die auch eben angekommen und gleichfalls im Hotel de Milan abgestiegen waren. Die Dame bot mir den Platz neben sich an; da ich sie aber zu genieren fürchtete, so ging ich in eine andere kleine Loge, ganz über dem Theater, die leer war. Der Vorhang ging auf. Man gab „Les Plaideurs." Ich hörte kaum die Hälfte, und konnte überhaupt nur wenig aufmerksam sein, da ich alle Augenblicke durch Leute gestört wurde, die ohne Aufhören in die Loge kamen oder wieder weggingen. — Kaum war der Vorhang wieder niedergelassen, als von allen Seiten Schauspieler und Schauspielerinnen, Tänzer und Tänzerinnen — die ersten noch überdies im Negligé — auf der Szene zum Vorschein kamen. Die einen umarmten sich und tanzten, die andern lachten und einige riefen: ein neues Schauspiel! Vestris in seinem Schäferkleide sprang herum wie ein mutwilliger Bock. — Die Musik fing endlich wieder von neuem an — die Theaterhelden verschwanden — der Vorhang ging auf — das Ballet fing an. Vestris zeigte sich — und aus allen Winkeln des Hauses erschallte ein donnerndes Klatschen. Man muß gestehen, daß die Kunst dieses Tänzers bewunderungswürdig ist, der — allen Theorien der Physiologen zum Trotz — die Seele in den Füßen zu haben scheint. Welche Figur! Welche Gelenkigkeit! Was für ein Gleichgewicht! Niemals hätte ich geglaubt, daß mir ein Tänzer so viel Vergnügen machen könnte! Aber jede Kunst, die zu einer gewissen Höhe gebracht ist, erregt eine angenehme Empfindung in der Seele! — Das Klatschen der entzückten Franzosen übertäubte die

Musik. In der Stellung eines leidenschaftlichen Liebhabers, der sein Herz in stummen Seufzern der Geliebten entdeckt, entzog sich Vestris den Augen der Zuschauer. Er küßte noch zuletzt seine Hirtin und warf sich auf eine Bank um auszuruhen. Darauf wurde wieder ein kleines Stück in einem Aufzuge gegeben, das nicht viel taugte. Endlich machte ein Ballett den Beschluß. Vestris tanzte wieder, und jede Bewegung seiner Füße ward beklatscht. Unterdessen hatten sich zwei Fremde neben mich gesetzt, die in Reisekleidern waren. Der eine wandte sich an mich und sagte: „In der Loge neben uns sitzt ein Russe." Ich sah mich um, und antwortete ihm, daß der eine ein Deutscher, und der andere ein Däne sei.

Fr.: Wenigstens habe ich die Ehre mit einem Russen zu sprechen?

Ich: Ja, ich bin ein Russe.

Fr.: Und doch scheint es mir unmöglich. Sie sind ein Franzos!

Ich: Ich versichere Sie, ich bin ein Russe.

Fr.: O! In Rußland lebt man lustig. Nicht wahr?

Ich: Sehr lustig.

Fr.: Sind Sie schon lange in Lyon?

Ich: Etwas über drei Stunden.

Fr.: Und woher kommen Sie?

Ich: Aus Genf.

Fr.: Ah! Eine herrliche Stadt! Was sagt man dort von Necker?

Ich: Man rühmt ihn größtenteils.

Fr.: Wohin reisen Sie?

Ich: Nach Paris. „Nach Paris?" fiel der andere jetzt ein; „Eh! Bravo! Bravo! Wir kommen eben gerade von daher. Das ist eine Stadt! Ach, mein Herr, was für Vergnügen wartet Ihrer dort! Vergnügen, von dem man hier in Lyon gar keinen Begriff hat. Sie sind gewiß im Hotel de Milan abgetreten? Wir logieren auch da; (zu seinem Reisegefährten) Mon ami, nous partons demain."

Der Erste: Oui!

Der Andere: Es ist wahr — es kostet Geld. —

Der Erste: Was sprichst du nun da? Die Russen sind alle reich, wie Krösus. Sie reisen gewiß nicht nach Paris ohne eine gespickte Börse.

Der Andere: Als wenn ich das nicht wüßte! In der Tat kann man auch mit wenigem recht vergnügt leben, und alle Tage im Theater und den Tuilerien sein.

Der Erste: Fünf- bis sechstausend Livres monatlich ist zur Not genug. – Ach! Mir hat es wohl mehr gekostet.

Der Andere: Bravo, Vestris, bravo!

Der Erste: Herrlich! Schade, daß er so ein Dummkopf ist! Ich kenne ihn sehr genau – Graf Mirabeau, sagt man, hat eine Ehrensache gehabt. –

Der Andere: Ja, mit dem Marquis. –

Der Erste: Weswegen?

Der Andere: Der Marquis hat ihn in der Nationalversammlung beleidigt. – Paris (indem er sich wieder zu mir wandte), Paris wird Ihnen ohne Zweifel gefallen. Sie können so viel vertun, als Sie wollen. Mein Kamerad hat ein wenig zu prächtig gelebt. Nicht wahr, Lisette hat dir viel gekostet?

Der Erste: Ah!

Ich: Und woher sind Sie gebürtig, wenn ich Sie fragen darf?

Der Andere: Wir sind aus Langued'oc, haben lange in Paris gelebt und kehren jetzt nach Montpellier zurück.

Der Erste: Bravo, bravo! Vestris! Er ist der erste Tänzer in der Welt. – (Nach einer Pause, in welcher er nachzudenken schien, setzte er seufzend hinzu), wenn ich sterbe, so kann ich doch sagen, daß ich das Leben genossen habe. Ich habe alles gesehen. –

Der Andere: Alles gesehen und alles v e r s u c h t – mußt du noch hinzusetzen.

Der Erste: Mais oui, oui! Das ist wahr. – Sie kennen wahrscheinlich den russischen Grafen, der diesen Winter in Montpellier zugebracht hat?

Ich: Den Grafen B . . .? Nur dem Namen nach.

Der Erste: Er hat auf meinem Landhause gespeist. Ein braver Mann!

Der Andere: Sie sprechen in der Tat sehr gut Französisch.

Ich: Um Verzeihung – ich weiß, daß ich schlecht spreche.

Der Erste: Sie sprechen es vortrefflich.

Ich: Sie sind sehr gütig. –

Der Erste: Ein schwarzes Kleid ist die beste Tracht für einen Ausländer in Paris.

Der Andere: Ja, ein schwarzseidenes. – Sind die russischen Frauenzimmer schön?

Ich: Außerordentlich!

Der Erste: O! was das anbetrifft, da versteht sich niemand besser darauf als ich. Ich habe Deutsche, Italienerinnen – Spanierinnen – Türkinnen – und – von allen Nationen unten den Händen gehabt.

Der Andere: Ja, ja, das ist wahr! Ha, ha, ha, ha!

Der Erste: Sie sind zu Wasser gekommen?

Ich: Ich bitte um Verzeihung.

Der Erste: Also zu Lande? – Aber wie heißt doch die russische Stadt, von welcher man zur See nach England reisen kann?

Ich: Sie sprechen wahrscheinlich von Petersburg?

Der Erste: Ja, ja! – Schade nur, daß es bei Ihnen so kalt ist. – Den Kutschern friert dort der Bart – Bravo, bravo, Vestris.

Unterdessen trat Becker in die Loge und fing an, Deutsch mit mir zu sprechen.

Der Erste wandte sich sogleich zu ihm: Sie sind ein Deutscher?

Becker: Um Verzeihung – ich bin aus Kopenhagen.

Der Erste: Ah! Aber Ihre Sprache ist der Deutschen sehr ähnlich; denn Sie sagten: „Ja mein Herr." – Und wohin reisen Sie?

Becker: Nach Paris – wir reisen zusammen (indem er auf mich zeigte).

Der Erste: Bravo. Tant mieux!

Das Ballett war aus – der Vorhang fiel. Das Parkett, die Logen, das Parterre – alles schrie mit einer Stimme: „Bleib hier, Vestris! Bleib hier!" – Dies Geschrei hielt einige Minuten an. Der Vorhang erhob sich wieder. – Vestris trat hervor. Welche bescheidene Miene! Welche Sanftheit in seinem ganzen Äußern! Was für Verbeugungen! – Den Hut hielt er am Herzen. – Man mußte

die Ohren verstopfen, um nicht vom Lärmen des Klatschens taub zu werden. — Er blieb stehen — auf einmal war alles still — man hörte keinen Atemzug. Vestris sprach: „Ich habe nur auf einen Monat Erlaubnis erhalten, mich von Paris zu entfernen — der Monat ist vorbei, und ich sollte heute reisen . . ." — hier schien er vor Rührung nicht weiter sprechen zu können, er hob die Augen empor, als wenn er Kräfte sammeln wollte. — Ein rauschendes Beifallklatschen! Auf einmal war wieder alles still. Vestris fuhr fort: „Zum Beweise meiner Dankbarkeit für die Gunst, mit welcher Sie mich beehrt haben, werde ich noch morgen tanzen." — Ein lärmendes Bravo vereinigte sich mit dem Donner des Klatschens, und der Enthusiasmus schien so groß, daß die leichten Franzosen in diesem Augenblick vielleicht kein Bedenken getragen hätten, Vestris zu ihrem Diktator auszurufen.

Die höflichen Herren, mit welchen ich ein so interessantes Gespräch hatte, wünschten mir eine glückliche Reise, und versprachen, mich in einem Monat in Paris zu besuchen. — Als wir nach Hause kamen, setzten wir uns vor das lodernde Kaminfeuer, und sprachen mit einer Art von Entzücken von der französischen Höflichkeit.

Den folgenden Tag erhielten wir zwei große heitere Zimmer, deren Fenster auf den Platz des Terreaux vor dem Rathause gehen, wo man unaufhörlich eine Menge Menschen sieht; auch werden Äpfel, Apfelsinen, Pomeranzen und andere Kleinigkeiten da verkauft. Nachdem wir uns angekleidet hatten, gingen wir aus, um die Stadt zu besehen.

Die Straßen sind, drei oder vier ausgenommen, größtenteils enge. Der Kai an der Saone hat treffliche Gebäude. Das Wasser dieses Flusses ist eben so grün als das der Rhone, aber noch trüber. Unaufhörlich schrien uns Weiber an, die mit Kähnen am Ufer hielten: „Ist's Ihnen nicht gefällig, über den Fluß zu setzen?" obgleich Brücken genug, und nahe bei einander sind. Der größte und beste Teil der Stadt liegt zwischen den beiden Flüssen. An der Saone erhebt sich ein hoher Berg, auf dessen Gipfel ein Kloster und einige Häuser erbaut sind. Von hier übersieht man die ganze große Stadt.

Die savoyischen Schneegebirge, aus denen bei hellem Wetter unser Genfer Bekannter, der dreiköpfige Montblanc, hervorragt, erheben sich gemeinschaftlich mit den Gebirgsketten des Dauphiné amphitheatralisch und begrenzen den Horizont. Auch geben die grünen Ebenen jenseits der Rhone – auf denen schon der Frühling anfängt – einen reizenden Anblick. Durch sie geht der Weg nach Langued'oc und Provence, jene glücklichen und blühenden Provinzen, wo im Sommer und Frühling die Luft mit Wohlgerüchen angefüllt ist, und wo jetzt schon die Maiblümchen blühen.

In der Mitte eines großen mit dichten Alleen eingefaßten Platzes, um welchen her die schönsten Gebäude stehen, sieht man auf einem marmornen Piedestal die bronzene Statue Ludwig des Vierzehnten. Dies Monument ist eben so prächtig, als das unseres großen Peters, obgleich die Taten und der Geist dieser beiden Fürsten sich so wenig glichen. Ludwig der Vierzehnte ward berühmt durch seine Untertanen, aber Peter machte sein Volk berühmt. – Der erste war nur zum Teil ein Beförderer der Aufklärung; da hingegen der andere gleich dem strahlenden Gotte des Tages, am Horizonte der Menschheit erschien, und die Finsternis um sich her erhellte. – Auf Befehl Ludwigs mußten Tausende fleißiger und geschickter Franzosen ihr Vaterland verlassen; und Peter zog aufgeklärte und geschickte Ausländer in sein Land. Den ersten schätze ich als einen mächtigen König; und den zweiten verehre ich als einen großen Mann, als einen Halbgott, als den Wohltäter der Menschheit, als meinen eigenen Wohltäter. Bei dieser Gelegenheit bemerke ich, daß der Gedanke, die Statue Peters des Großen auf einen rohen Granitfelsen zu setzen, vortrefflich und unvergleichlich ist – denn dieser Stein stellt Rußland vor, wie es dieser große Bildner fand. Nicht weniger gefällt mir die kurze, kräftige und vielsagende Inschrift: Peter dem Ersten Catharina die Zweite. – Die Worte auf Ludwigs Denkmal habe ich nicht gelesen. –

Um ein Uhr kehrten wir nach Hause zurück. Wir fanden schon mehr als dreißig Personen bei Tisch. Ein jeder nahm, was ihm

beliebte, und der war am glücklichsten, vor welchem eine gute Schüssel stand. Doch war der Tisch sehr reichlich besetzt.

Nach Tisch ging ich zu Matthisson, einem deutschen Dichter, an welchen ich einen Brief hatte. Er ist hier Erzieher der Kinder eines hiesigen Bankiers. „Ach! Sie sprechen deutsch; Sie lieben die deutsche Literatur; Sie schätzen die deutsche Ehrlichkeit.“ – Mit diesen Worten umarmte er mich. Doch freute ich mich noch mehr seiner Bekanntschaft, als er der meinigen. Vielleicht würde mir seine Bekanntschaft in Deutschland nicht so angenehm gewesen sein, als sie mir es in Frankreich war, wo ich keine Aufrichtigkeit, kein sympathetisches Herz suche – und zwar deswegen, weil ich es nicht zu finden hoffe. Mit einer liebenswürdigen Hast holte er aus seinem Schreibtische einige Lieder, die er unlängst gedichtet hatte, und las mir sie vor. Ich hörte ihm mit unverstelltem Vergnügen zu. Eine zarte Sanftheit, ein lebhaftes Gefühl und eine reine Sprache – das sind die Schönheiten seiner Lieder. Auf einmal hielt er inne, blickte mich an, lächelte und sagte: „Nicht wahr, ich habe ein wenig geeilt, Ihnen meine Muse vorzustellen? Ach! Die Arme hat bisher durchaus keine Bekanntschaft in Lyon gehabt!“ – Ich drückte ihm lächelnd die Hand und versicherte ihn, daß ich seine Muse von ganzem Herzen liebe. – Von ihm weg ging ich in die Komödie. Man gab Rousseaus Devin du village. Mit dem größten Vergnügen hörte ich die Musik dieser herrlichen Oper. Die Pariser Damen hatten recht, als sie behaupteten, daß ihr Verfasser sehr viel Gefühl haben müsse. – Ich stellte mir ihn vor, wie er unrasiert und ungekämmt in einer Loge des Theaters zu Fontainebleau bei der ersten Vorstellung derselben saß, und sich vor den Blicken des entzückten Publikums zu verbergen suchte. – Im Ballett erregte die Kunst Vestris aufs neue Bewunderung. Kaum war der Vorhang niedergelassen, als man von allen Seiten: Vestris! Vestris! schrie. – Der Vorhang ging wieder auf – der ermüdete Tänzer erschien unter dem lautesten Beifallsklatschen mit derselben bescheidenen Miene und mit denselben demütigen Verbeugungen, als den Tag vorher. Es schien, als erwartete er sein Urteil, obgleich der Ausspruch des Publikums aus allen

Winkeln des Theaters wiedertönte. – Einen Augenblick darauf herrschte die größte Stille. – Vestris stand da wie unbeweglich und schwieg. – Die Stimme der Ungeduld erschallte – das Publikum vergaß, daß der Tänzer kein Redner sei, und erwartete eine Rede – ein Irrtum, der für Franzosen sehr verzeihlich ist! – In diesem Augenblicke hätte man den vergötterten Vestris auspfeifen können. Doch auf einmal ward alles wieder still. Der Tänzer nahm sich zusammen und sagte: Messieurs, je suis penetré de vos bontés — mon devoir m'apelle à Paris. — Das war genug für Franzosen. Beifallklatschen und Bravorufen folgte ihm. – Vestris ist mit Lyon durchaus zufrieden. Seine Kunst hat hier Lob und Belohnung erhalten. – Ich habe ihn einigemal auf der Straße gesehen. „Das ist Vestris!" schrie man, und deutete mit Fingern auf ihn. Und so ehrt man die Leichtigkeit der Füße wie die erhabenste Tugend! – Seine Belohnung an Gelde ist nicht minder beträchtlich; denn für jede Vorstellung hat er 520 Livres erhalten. – Heute Abend speisen alle Schauspieler bei ihm (er wohnt gleichfalls im Hotel de Milan) und die Gesellschaft ist so lärmend, daß ich die Hoffnung aufgebe, einzuschlafen.

Heute morgen führte uns Matthisson zu einem Bildhauer, der sich in Italien nach den Antiken gebildet hat. Er nahm uns sehr höflich auf und zeigte eine sehr schön gearbeitete Statue. Dem Maler und Bildhauer ist eine lebhafte Einbildungskraft eben so nötig als dem Dichter. Der Lyoner Künstler besitzt sie. Er arbeitet jetzt an einer Statue, die ein junger Gatte für seine Gattin bestellt hat, die Mutter eines liebenswürdigen Knaben ist. Der Künstler hat einen herrlichen Knaben gebildet, der unter dem Schutze der Minerva den sanften Schlaf der Unschuld schläft. Unten sieht man das Bild des Ulysses. „Jetzt," sagte der Künstler seufzend, „arbeite ich nur wenig, denn ich muß oft auf die Wache ziehen, so wie die übrigen Bürger. Der Anblick der unvollendeten Werke macht mich traurig. Ach! meine Herren, Sie können sich den Kummer eines Künstlers nicht vorstellen, den man von seiner Arbeit entfernt." – Darauf gingen wir ins Hospital, ein großes Gebäude am Ufer

der Rhone. In dem ersten Saale, in welchen man uns führte, standen über zweihundert Betten in einigen Reihen. -- Was für ein Schauspiel! Mein Herz zitterte. — Auf diesem Gesichte sah man die Erschöpfung aller Kräfte und die größte Schwäche, auf jenem den Kampf des Todes mit dem Leben. — Hier kann man die Züge zum Gemälde der leidenden Menschheit sammeln, und Schatten auf Schatten häufen. Aber welche Beschäftigung! Wer erträgt den ganzen Graus derselben? — Zwischen den Bildern der Krankheit und des Todes entdeckten wir auch die stille Freude der Genesung. Blasse Kinder spielten mit Blumen — die Empfindung der Schönheiten der Natur erwachte aufs neue in ihren Herzen. Ein Greis, der nur vom Krankenlager aufgestanden war, erhob die Augen gen Himmel, blickte dann um sich herum und erhob sich wieder. „Ich werde also noch einmal leben!" sagten seine frohen Blicke. — „Ich werde noch einmal das Leben genießen", jauchzten die freudetrunkenen Mienen eines Mannes und eines Jünglings. Welches Gemisch von Empfindungen! Wie vermochte sie meine Brust zu fassen. — Wir gingen aus einem Saale in den andern. In jedem derselben ist eine Gattung Kranke. Überall herrscht eine außerordentliche Reinlichkeit und überall ist frische Luft. Die Krankenpflege verdient das Lob eines jeden Menschenfreundes, und wo könnte man sie mit lebhafterem Vergnügen loben als hier? — Barmherzigkeit! Mitleid! Heilige Tugenden! — Die sogenannten barmherzigen Schwestern dienen in diesem Hause des Jammers und das gute Bewußtsein ist ihre einzige Belohnung. Einige von ihnen liegen betend auf den Knien, andere reichen den Kranken Arznei und Speise. Manche dieser tugenhaften Nonnen sind noch sehr jung; und aus den Gesichtern aller strahlt die größte Sanftheit. — In der Mitte eines jeden Saales steht ein Altar, wo täglich Messe gelesen wird. — „Was ist das hier?" fragte ich unsern Begleiter, als wir an eine kleine Kapelle im Winkel des Hofes kamen. — „Sehen Sie nur", antwortete er — und mein Blick traf auf vier mit schwarzen Tuche bedeckte Särge. — „Jeden Tag," fuhr er fort, „sterben hier einige Menschen. Heute, Gott sei Dank sind nicht mehr als viere gestorben. Gegen Abend

werden sie begraben." — Schaudernd kehrte ich mich von dieser dunklen Wohnung des Todes weg. — „Jetzt werde ich Sie in die Kirche führen", sagte unser Begleiter. In einem großen Saale kochten auf mehreren Herden große Kessel, und ganze Ochsen und Kälber lagen da. „Und das wird man heute alles verzehren?" fragte ich. „Tausend Kranke," antwortete er, „essen wenigstens so viel als fünfhundert Gesunde. Überdies sind noch eine Menge Ärzte und Geistliche hier. Das ist ihr Speisezimmer." — Wir traten in ein großes Gemach voller Tische. Die Stunde der Mahlzeit war zwar noch nicht da; aber einige der ehrwürdigen Geistlichen hatten sich schon zum Frühstück eingefunden und füllten ihre schwachen Mägen mit Fleisch und kleinen Pastetchen. — „Haben wir nun alles gesehen?" fragte ich, indem wir den Speisesaal verließen. — „Blicken Sie noch hieher," antwortete der Führer, „hinter diesen eisernen Gittern sind die Wahnsinnigen." — Einer dieser Unglücklichen saß auf der Galerie an einem kleinen Tische, und hatte Tinte, Papier und Feder vor sich. In tiefem Nachdenken stützte er sich mit dem Ellbogen auf den Tisch. — „Das ist ein Philosoph," sagte der Führer lächelnd, „Papier und Tinte sind ihm lieber als Brot." — „Und was schreibt er?" — „Gott weiß es! Wahrscheinlich tolles Zeug; aber warum sollte man ihm ein so unschädliches Vergnügen rauben?" — „Sie haben Recht", antwortete ich seufzend. Wir kehrten nun zum Essen nach Hause.

Lyon.

Heute nach Tisch habe ich die Karthäuserkirche besucht. Sehr neugierig befragte ich meinen Führer um alle Umstände des strengen Lebens dieser Ordensbrüder. Sie dürfen das Kloster nicht verlassen, müssen den Umgang mit Menschen fliehen und ein ewiges Stillschweigen beobachten. Ihre Zeit bringen sie mit Lesen zu oder mit Arbeiten im Garten; oder sie sitzen mit gefaltenen Händen da und erwarten ungeduldig die Mahlzeit, welche ihr einziges irdisches Vergnügen ausmacht. Um fünf Uhr nachmittags legen sie sich schlafen, — um neun Uhr stehen sie wieder auf. Zwei Stunden darauf

gehen sie wieder zu Bette, um es einige Stunden hernach wieder zu verlassen. Ein schreckliches Leben! Die Stifter dieses Ordens haben die moralische Natur des Menschen wenig gekannt, die gleichsam zur Tätigkeit eingerichtet ist, ohne welche weder Ruhe, noch Genuß, noch überhaupt Glück möglich ist. Nur dann ist die Einsamkeit angenehm, wenn sie Erholung ist. Aber eine immerwährende Einsamkeit ist der Weg zum moralischen Nichts. Anfangs empört sich unsere Seele gegen diesen Zustand, der ihrer Natur entgegen ist. Das Gefühl ihrer Unzulänglichkeit – denn der Mensch ist allein nur ein Teil, erst mit andern moralischen Wesen seines Gleichen und mit der Natur macht er ein Ganzes aus – das Gefühl ihrer Unzulänglichkeit quält sie. Endlich schlummern alle edlen Triebe in unserem Herzen ein und wir sinken von der ersten Stufe der irdischen Schöpfung in die Reihe unvernünftiger Kreaturen hinab.

Ich stand in der Mitte der Kirche und sah auf die Menge Altäre, die von Gold und Silber strotzen. Es fing an zu dämmern; alles war still um mich her – auf einmal öffnete sich die Tür und die traurige Brüderschaft des Schweigens erschien in ihren weißen Kleidern. Den Blick zur Erde geheftet, schlichen sie langsam einer nach dem andern an den Hauptaltar, und indem sie vor einer in der Kirche hängenden Glocke vorbeigingen, läuteten sie mit ihren schwachen Händen. Der melancholische Schall tönte durch die dunkeln Gewölbe, und der Gedanke an den Tod stand lebhaft vor meiner Seele. Ich verließ den Tempel – und erblickte die untergehende Sonne – ein Schauspiel, das mich wieder tröstete.

Ich bin ein Freund von Altertümern und suche gern die Spuren verflossener Jahrhunderte auf. – So verließ ich heute die Stadt, um die Denkmäler der stolzen Römer, die Ruinen der berühmten Wasserleitung zu sehen. Eine dicke Mauer mit Bogengängen, die mehrere Ellen hoch ist und aus kleinen Felsensteinen besteht, die in dicken Kalk eingedrückt sind, hat eine solche erstaunliche Festigkeit, daß es fast unmöglich ist, sie auf irgend eine Art zu zerstören. In dieser Mauer lagen die Röhren. Die Römer wollten noch im Andenken der Nachwelt leben und errichteten Gebäude, die

der alles zerstörenden Zeit trotzen. In unserem jetzigen philosophischen Zeitalter denkt man anders. Wir rechnen die Zahl unserer Tage aus, und das Ziel derselben ist auch das Äußerste unserer Wünsche und Unternehmungen. Weiter erstreckt sich unser Blick nicht und niemand pflanzt eine Eiche, wenn er nicht die Hoffnung hat, unter ihrem Schatten auszuruhen. Die Alten würden mit dem Kopfe schütteln, wenn sie von unserer weisen Denkungsart hörten, und wir — wir lachen über ihre Schwärmerei und ihre außerordentliche Liebe zum Ruhme.

Ich besuchte nun die römischen Bäder, die jetzt zu einem Nonnenkloster gehören. Indem ich an der Mauer des Klostergartens und längs der Zellen hinging, erstickte ich fast von der mephitischen Luft, die man hier atmet. Eine schöne Würdigung der Altertümer! Anstatt den Weg dahin mit Blumen zu bestreuen, gießen die frommen Schwestern allerhand Unreinigkeiten aus ihren Fenstern herab. Und so haben die aufgeklärten Franzosen den asiatischen Barbaren nichts vorzuwerfen, welche die prächtigen Tempel des Altertums in Viehställe verwandelten! — Das Gebäude ist nicht groß und besteht aus Korridoren, die von oben durch Fenster im Gewölbe erleuchtet wurden. „Hier also," dachte ich, „war der Schauplatz der römischen Üppigkeit! Hier erfrischte vielleicht einst eine römische Schönheit ihre Reize in der kristallenen Quelle, umringt von einer Schaar Sklavinnen, während ein schöner Jüngling, den diese Reize fesselten, mit seiner Phantasie in diese Mauern drang und sich an die Stelle der Gottheit des Brunnens wünschte, der die reizenden Glieder seiner Göttin umrauschte." — Ich erinnerte mich dabei an die Fabel des Alpheus und der Arethusa. — Auch fing ich an, die Zartheit der mythologischen Dichtungen zu preisen: doch schwieg ich bald wieder, denn mein Führer, der Gärtner des Klosters, schien wenig auf meine Deklamationen zu achten. — Endlich fiel mir noch eine Beschreibung der römischen Weichlichkeit bei, wo erzählt wird, daß die Reichen, wenn sie aus dem Bade nach Hause kehrten, immer eine Menge Sklaven vor sich hatten, die bei jedem Steinchen, das im Wege lag, ausriefen: Nimm dich in Acht! damit der stolze Römer, dessen Blicke immer in

die Wolken gingen, nicht stolperte und fiele! — „Was ist das?" fragte ich den Gärtner; denn in den Korridoren lagen einie Menge Fässer, Töpfe, Körbe usw. — „Das ist mein Keller," antwortete er, „und ich bin sehr froh, daß die Neugierde alle Reisenden herlockt." Mit Vergnügen weilte ich noch einige Zeit im Klostergarten und hörte den Erzählungen des gesprächigen Gärtners zu, der mir allerhand von seinen Nonnen erzählte. „Die alten," sagte er unter andern, „sind zänkisch, grob, und langweilig. Sie kommen in ihren Zellen zusammen und klatschen — von Politik! Die jungen hingegen sind traurig, spazieren gern in den dunklen Alleen, blicken gern in den Mond, und — seufzen oft aus Herzensgrunde."

Endlich ging ich noch in eine kleine unterirdische Kirche, in welcher sich die alten Christen vor ihren Verfolgern verbargen, und ihr Herz in heißen Gebeten vor Gott ausschütteten. Aber auch dort fand man sie, und — das Blut der Unglücklichen floß auf den Boden des Tempels. Man zeigt noch den Ort, wo ihre Gebeine liegen. — In dieser dunkeln Kirche lagen viele Weiber auf den Knien, und beteten still. Einige vergossen Tränen, andere schlugen sich in heiliger Begeisterung an die Brust und berührten mit ihrem blassen Munde den kalten Boden. —

In Nachdenken versunken, trat ich auf die Straße. Hier umschallte mich lärmende Lustigkeit. Tänzer sprangen, Musikanten spielten, Sänger sangen, und Pöbelhaufen legten ihre Zufriedenheit mit diesen Künstlern durch lautes Beifallsklatschen an den Tag. Mir kam es vor, als beträte ich eine andere Welt.

Es schlug sechs Uhr. — Ich ging ins Theater, das schon ganz voll war. Das Glück führte mich in eine Loge neben zwei junge Damen. Man gab ein neues Trauerspiel: Karl der Neunte, von Chenier. Der schwache, von seiner fanatischen Mutter und dem boshaften Prälaten beherrschte Karl gibt seine Einwilligung dazu, daß das Blut seiner Untertanen vergossen wird, weil — sie keine Katholiken sind. Das ist in der Tat entsetzlich. Aber nicht alles, was Entsetzen erregt, läßt sich dramatisch behandeln. Das große Geheimnis des Trauerspiels, das Shakespeare im

menschlichen Herzen fand, wird immer für die französischen dramatischen Dichter ein Geheimnis bleiben. Karl der Neunte ist kalt wie Eis. Der Verfasser hat Rücksicht auf die neuesten Vorfälle in seinem Vaterlande genommen, und jedes Wort, das sich darauf bezog, wurde beklatscht. Wenn man aber diese besonderen Anspielungen wegnimmt, so muß das Stück jedem, selbst einem Franzosen langweilig vorkommen. Es wird darinnen, wie gewöhnlich, nur gesprochen; Handlung aber vermißt man gänzlich. Die Tiraden sind ungeheuer lang und reichlich gespickt mit abgedroschenen Sentenzen. Ein Schauspieler spricht unaufhörlich, während die anderen vor langer Weile nicht wissen, was sie anfangen sollen. Eine einzige Szene hat Eindruck auf mich gemacht, wo die Rotte der Fanatiker auf die Knie stürzt und von dem schändlichen Prälaten eingesegnet wird. Beim Klirren der Schwerter schwören sie die Ketzer zu vertilgen. – Der größte Teil der Handlung wird erzählt, und deswegen macht sie so wenig Eindruck. Nur der tugendhafte Koligny stirbt auf dem Theater, und der unglückliche Karl bleibt allein zurück und wirft sich in heftiger Bewegung bald auf die Erde, bald steht er wieder auf. In seiner Phantasie sieht er den ermordeten Koligny, so wie Sinaw den getödteten Truwor erblickt*). Die Kräfte verlassen ihn – aber unterdessen hält er eine pathetische Rede von einigen hundert Versen – C'est terrible! riefen die neben mir sitzenden Damen.

Matthisson besuchte uns nach der Komödie und blieb bis gegen zwölf Uhr bei uns. Am traulichen Kamine, wo bei einem lodernden Feuer von Eichenholze Tee und Kaffee kochte, las er uns einige Briefe von Wieland an Madame la Roche vor, in denen die gute und zarte Seele des alten Dichters unverkennbar ist. Matthison ist ein Freund der Verfasserin des Fräuleins von Sternheim, und sie teilt ihm ihre Korrespondenz mit. – Drei Stunden verflossen uns so wie Minuten. B. erzählte uns verschiedene interessante Anekdoten von seiner Fußreise, wovon ich Euch doch eine mitteilen muß: Einmal kam er des Abends an ein kleines Dorf im

---

*) In dem russischen Originaltrauerspiele: Sinaw und Truwor.

Walde und bat in dem ersten Hause um ein Nachtlager. Die Wirtin öffnete ihm die Tür; als sie aber seinen Hirschfänger erblickte und die große Dogge, erblaßte sie vor Schrecken. B. glaubte, sie fürchte sich nur vor dem Hunde, und versicherte sie, daß sein Herkules sanft wie ein Lamm sei und keinem lebendigen Geschöpfe etwas zu Leide tue. Er sei nicht, setzte er hinzu, jener furchtbare Herkules, der den nemäischen Löwen und die lernäische Schlange erlegt habe, sondern vielmehr dem unbewaffneten und sanften Anbeter der Schönen ähnlich, dessen Keule die Liebesgötter am Hofe der lydischen Königin zum Steckenpferde brauchten und dem Omphales Pantoffel auf den Backen spielte. Da sich die Furcht des Weibes nicht legte, so glaubte B. nichts weiter könne daran Schuld sein, als ihre Unkunde der Mythologie; er ging also zum Tische und legte seinen Hut, sein Bündel und seinen Hirschfänger ab — setzte sich auf die Bank und seinen Herkules streichelnd, bat er die Wirtin ihm irgend etwas zum Abendbrote zurecht zu machen. „Wir sind arme Leute," antwortete sie, „wir haben nichts!" — „Wenigstens wird sich doch ein Huhn oder eine Ente finden?" — „Ach nein!" — „Nun so gebt mir Milch." — „Wir haben keine." — „Oder Käse?" — „Auch Käse ist nicht da." — „Nun, so muß ich mich wohl mit trockenem Brote begnügen." — „Auch Brot haben wir nicht." — B. sprang auf, Herkules fing an zu bellen, und die Wirtin lief schreiend davon. Ihr könnt Euch leicht vorstellen, wie man sich nach einer Fußreise von mehreren Meilen nach der Mahlzeit sehnt, und so werdet Ihr's wohl meinem Freunde verzeihen, daß er eben nicht mit der freundlichsten Miene vom Stuhle auffsprang, als er hörte, daß man ihn Hungers sterben lassen wollte. — Die Wirtin war nun entlaufen — was sollte er machen — er ging in der Stube hin und her und sah endlich in einem Winkel ein Stück schwarzes, vertrocknetes Brot. Er nahm es und fing an zu essen und teilte auch dem treuen Herkules einige Bissen mit, der ihm durch verschiedene Zeichen zu verstehen gab, daß er eben so hungrig sei wie er. — Nach einigen Minuten trat ein langer Mensch in einer schwarzen Weste in die Stube. Er sah bald B. an, bald auf den Hund, bald auf den Hirschfänger — erblaßte, und ging eilig davon. — Was mag das

bedeuten? dachte B. und blickte bald auf seinen Hund, bald auf den Hirschfänger, ohne irgend etwas Fürchterliches an ihnen zu entdecken. Umsonst wartete er auf die Zurückkunft seiner Wirtin. Endlich verlor er die Geduld und ging vor das Haus; aber draußen war alles still und dunkel, nur in zwei oder drei Häusern war noch Licht, und in der Ferne rauschte der Fichtenwald. B. kehrte wieder zurück ins Haus, legte sich in das Bett der Wirtin, zog die Nachtmütze über die Ohren und schlief ein. Er hatte aber nicht lange gelegen, als ihn das Bellen seines Hundes wieder erweckte; er horchte und hörte verschiedene Stimmen vor der Tür; „Ich gehe nicht zuerst", sagte die eine. — „Ich auch nicht", die andere. — „Geh' du zuerst", die dritte. — Du hast eine Flinte, du kannst ihn von weitem niederpuffen, lispelte die vierte. — B. ist nicht furchtsam; aber da er merkte, daß die Rede von ihm sei und daß man ihn und keinen andern von weitem niederpuffen wollte, sprang er erschrocken aus dem Bett, lief an den Tisch, wo noch das Licht brannte, zog seinen Hirschfänger heraus und nahm die fürchterliche Waffe in seine rechte Hand, während er in der linken, statt eines Schildes, einen hölzernen Stuhl hielt. So gerüstet rief er mit starker und gräßlicher Stimme; „Wer da? Wer da? Antwort!" Alles blieb still. Unser Held wiederholte seine Fragen. Vor der Tür erhob sich ein Geflüster; und Herkules, der die Geduld verlor, näherte sich der Tür und öffnete sie mit seiner Pfote. Was erblickten die Augen meines Freundes? — Sechs oder sieben Bauern mit Flinten, Säbeln und Knütteln bewaffnet standen zum Angriffe bereit. Der Hund stürzte sich bellend zwischen die Füße des ersten, dieser Unglückliche kam auf ihn zu reiten und schrie aus allen Kräften: „Hilfe! Hilfe! Mord und Todschlag! Freunde, rettet, rettet euren Schulzen!" — Aber seine Freunde und Gehilfen standen unbeweglich und schrien zitternd vor Furcht gleichfalls: „Hilfe! Mord und Todschlag!" Als B. sah, daß die Feinde nicht zu den tapfersten gehörten und folglich nicht sehr gefährlich wären, faßte er Mut, ging auf sie los und fragte sie, wer sie wären? Ob Räuber und Spitzbuben oder Verrückte? Niemand antwortete — alle schrien unaufhörlich. „Mord!" „Todschlag!" Unterdessen ward es Herkules überdrüssig die Rosinante des

Schulzen zu machen und warf ihn ab. Bellend stürzte er sich unter die übrigen Bauern, die erschrocken nach allen Seiten flohen. Der Kommandant des Dorfes lag unterdessen ganz still auf der Erde und rührte sich nicht, weil er sich schon nicht mehr für lebendig hielt. Aber B. trat zu ihm, hob ihn auf, stellte ihn auf die Füße und fragte ihn, indem er ihn bei dem Kragen schüttelte: „Wenn du wirklich bei Sinnen bist, so sage mir einmal, warum ihr so bewaffnet erscheint und aus welcher Absicht ihr eigentlich gekommen seid?“ — Endlich antwortete der arme Schulze mit zitternder und stotternder Stimme, daß sie ihn für den berüchtigten Räuber der Gegend gehalten hätten, der immer mit einem Hirschfänger und einem Hunde ginge, und auf dessen Kopf einige hundert Taler gesetzt wären. Mein Freund bemühte sich, ihn vom Gegenteile zu überzeugen, wies ihm seinen Paß und sprach so sanft und freundlich mit ihm, daß der arme Don Quixote endlich aufhörte zu zittern und nachdem er seiner beängstigten Brust durch einen Seufzer Luft geschafft, sich an B.'s Hals warf und vor Freuden springend ausrief: „Gott sei Dank, daß Sie nicht der Räuber, sondern ein guter Mensch sind! Gott sei Dank, daß wir Sie nicht erschossen haben! Gott sei gelobt, daß ich, ganz gegen meine Gewohnheit, eine gewisse Furcht empfand, als ich auf Sie losdrücken wollte! Jetzt fort mit mir, Herr Doktor; Sie sind mein Gast! Jetzt wollen wir lustig sein, ob es gleich Nacht ist. Im Dunkeln ist gut munkeln! Kommen Sie, Herr Doktor, kommen Sie! Ich habe Enten und Hühner und alles was Ihnen gefällig ist.“ — Er zündete nun die Laterne an, nahm B.'s Reisebündel und hing, auf erhaltene Erlaubnis, den Hirschfänger über die Schulter, setzte seinen Hut auf und marschierte nun stolz voraus, indem er B. leuchtete, der sich unterdessen über nichts mehr freute, als über das versprochene Abendessen, denn das Stück trockene Brot, daß er im Winkel gefunden hatte, war nur wenig imstande gewesen seinen Hunger zu stillen. Herkules, der, nachdem er alle Feinde verjagt hatte, sich wieder bei seinem Herrn einfand, schloß sich nun an den Zug an und beantwortete das Bellen der Dorfhunde mit seiner respekteinflößenden Stimme. Als jetzt die auseinander gestobenen Bauern

ihren Schulzen triumphierend mit dem Hirschfänger einher stolzieren sahen, faßten sie wieder Herz und näherten sich. Da erzählte ihnen nun der Schulze mit lauter Stimme, „der Fremde sei nicht der Räuber, sondern ein hochgelehrter Herr Doktor, der inkognito reise." Die Frau des Schulzen und seine zwei Töchter liefen ihm freudig entgegen und hätten bald gar vor Freude geweint, daß ihr Mann und Vater sein gefährliches Abenteuer so glücklich bestanden habe. – B. konnte nun die Gastfreundlichkeit und das gute Abendessen des Schulzen nicht genug loben, der sich freundschaftlich zu ihm setzte und ihn über die Seltenheiten befragte, die er auf seinen Reisen in Norden und Süden gesehen habe, oder auch selbst Anekdoten von dem Räuber erzählte, der über zwei Jahre in ihrem Walde hause und immer einen Hirschfänger trage und einen Hund hinter sich habe, wie er die Reisenden beraube und das ganze Dorf in Schrecken setze. „Nur ich fürchte mich nicht vor ihm," fuhr er fort, nachdem er einige Gläser Branntwein getrunken hatte, „ja, er sollte mir nur in die Hände geraten! Ja, Herr Doktor, das versichr' ich Sie, unsere Familie ist berühmt wegen ihrer Herzhaftigkeit. Mein Großvater war der Schrecken aller Räuber und war fünfzig Jahre Schulze im Dorfe; und mein Vater ging niemals in den Wald, ohne die Haut eines erschlagenen Bären mit sich zu bringen. Was mich anbetrifft, so will ich mich nicht selbst loben oder mit meinen Taten prahlen; aber das kann ich sagen, daß ich mich nicht scheue, ganz allein auch durch den dicksten Wald zu gehen, und daß es bisher weder Wolf, noch Bär, noch Räuber gewagt hat mich anzugreifen." B. konnte nach den Erfahrungen, die er so eben gemacht hatte, an seinem Mute und an seiner Mannhaftigkeit nicht zweifeln, und versprach ihm, den Ruhm derselben auch in anderen Ländern, in die er kommen werde, auszubreiten. Der Schulze lächelte – und da er sah, daß seine Frau und seine Töchter schon nickten, und daß B. gleichfalls die Augen zufielen, so überließ er dem Gast sein Bett, fütterte den Herkules, dem er den gehabten Schrecken schon ganz verziehen hatte, und retirierte sich mit den Seinigen in ein anderes kleines Zimmer. Den folgenden Tag wollte ihm Becker einen Taler beim Abschiede in die Hand drücken,

aber der Schulze wollte durchaus nichts vom Gelde wissen. Er begleitete ihn noch eine Strecke Weges und nahm freundschaftlich von ihm Abschied.

Ihr habt den Tristram Shandy gelesen und erinnert Euch wahrscheinlich an die Geschichte der treuen Liebenden. Amandus Er – Amanda Sie – Amandus, der getrennt von seiner Amanda die Welt durchstreift, um sie zu finden; der in die Gefangenschaft der Seeräuber geriet und zwanzig Jahre in einem unterirdischen Loche saß, weil er seiner Amanda nicht untreu werden und der Liebe der marokkanischen Prinzessin nicht entsprechen wollte, die sich in ihn verliebt hatte – Amanda, die Europa, Asien und Afrika barfuß und mit fliegenden Haaren durchzog, in jeder Stadt, an jedem Tore nach ihrem Amandus fragte und das Echo der dunklen Wälder und der steilen Felsen den Namen ihres Amandus lehrte. Amandus Er – Amanda Sie, die sich endlich in Lyon, ihrer Vaterstadt, wiederfanden – sich erblickten, einander in die Arme stürzten und – tot zur Erde fielen . . . ihre Seelen flogen auf den Flügeln der Freude gen Himmel – Ihr erinnert Euch, wie der empfindsame Yorik sich dem Orte näherte, wo der Beschreibung nach ihr Grab sein sollte, und im stärksten Feuer der Empfindung ausrief: „Zärtliche, treue Schatten! Längst, längst schon wünschte ich diese Tränen auf Eurem Grabe zu vergießen! Nehmt sie an – das Opfer eines gefühlvollen Herzens.“ – Ihr werdet Euch endlich erinnern, daß Yorik diese Tränen doch nicht vergießen konnte, weil er das Grab der Liebenden nicht fand. – Ach! auch ich habe es nicht gefunden! – Überall habe ich nachgefragt – aber die Franzosen denken jetzt an nichts, als an die Revolution, und bekümmern sich wenig um die Denkmäler der Liebe und Zärtlichkeit! –

Wer erinnert sich bei seinem hiesigen Aufenthalte nicht noch an ein anderes Paar unglücklicher Liebender, die sich vor ungefähr zwanzig Jahren in Lyon ermordeten?

Ein Italiener, Faldoni*), ein schöner, vortrefflicher Jüngling,

*) Leonard hat diese Geschichte zum Sujet eines Romans benutzt, von dem eine deutsche Übersetzung erschienen ist.

den die Natur mit ihren besten Gaben begabt hatte, liebte Therese und ward von ihr geliebt. Schon näherte sich der Tag, an welchem sie mit Einwilligung beiderseitiger Eltern auf immer verbunden werden sollten. Aber das harte Schicksal hatte es anders beschlossen. Der junge Faldoni verletzte sich zufällig eine Pulsader, woraus eine unheilbare Krankheit entstand. Der Vater Theresiens trug Bedenken, seine Tochter einem Manne zu geben, der kaum den Hochzeitstag überleben zu können schien, und nahm sein Wort zurück. Aber dieses Hindernis ihrer Vereinigung entzündete die Liebenden nur noch mehr; und da sie die Hoffnung aufgeben mußten, durch ein gesetzliches Band vereinigt zu werden, so beschlossen sie, sich selbst durch die kalte Hand des Todes zu verbinden. Nicht weit von Lyon, in einem Kastanienwalde, steht ein ländlicher, dem Gotte des Mitleids gewidmeter Tempel, der von der Hand der griechischen Künstler verschönert ist. Dahin begab sich der bleiche Faldoni und erwartete Theresien. Bald erschien sie in vollem Glanze ihrer Schönheit, angetan mit ihrem weißen Brautkleide und einen Rosenkranz in den braunen Haaren. Die Liebenden stürzten vor dem Altare auf die Knie — und hielten sich geladene Pistolen aufs Herz, die mit rosenfarbenen Bändern umwunden waren — blickten einer dem andern ins Auge — küßten sich — und dieser Feuerkuß war das Signal zum Tode. — Die Schüsse fielen — sie stürzten nieder, indem sie sich fest umarmt hielten — und ihr Blut mischte sich auf dem marmornen Boden.

Ich gestehe Euch, meine Freunde, daß mir dieser Vorfall mehr gräßlich als rührend scheint. Ich werde nie der menschlichen Schwachheit fluchen; aber bald erpreßt sie mir Tränen, bald empört sie mich. Wenn Therese, trotz Faldonis unaussprechlicher Liebe, ihn aufgehört hätte zu lieben, oder wenn ihm der Tod die zärtliche Freundin entrissen hätte, die das ganze Glück, den ganzen Reiz seines Lebens ausmachte; dann wäre es ihm wohl zu verzeihen gewesen, wenn er das Leben gehaßt hätte; dann hätte sich auch mein eigenes Herz diese traurige Erscheinung am Horizonte der Menschheit erklären können; ich würde die Empfindung des Unglücklichen möglich und begreiflich gefunden und mit den süßen Tränen eines zärtlichen Mitleids in

stiller Melancholie gen Himmel geblickt haben. Aber Faldoni und Therese liebten sich und so mußten sie sich glücklich schätzen. Sie lebten in einer Welt, unter reinem Himmel; die Strahlen einer Sonne, eines Mondes beschienen sie. — Was konnten sie mehr wollen? Die wahre Liebe genießt auch ohne sinnliche Genüsse — sogar dann, wenn der Gegenstand derselben durch Länder und Meere von ihr geschieden ist. Der Gedanke: „Sie liebt mich!" muß das Glück eines zärtlichen Liebhabers ausmachen. Und wie angenehm, wie süß ist der Glaube, daß das Lüftchen, das eben meine Wange kühlt, auch ihre Reize geküßt hat, daß der Vogel, der vor meinen Augen am blauen Himmel rudert, vor einigen Tagen vielleicht auf dem Baume saß, unter welchem meine Geliebte, in süße Schwärmereien versunken, an ihren Freund dachte? Mit einem Worte, die Freuden der Liebe sind unzählig; nicht die Tyrannei der Eltern, nicht einmal die Härte des Schicksals vermag sie zärtlichen Herzen zu entreißen. — Und wer diese Freude nicht kennt, der nenne sich nicht gefühlvoll! Faldoni und Therese! Nie werdet ihr mir ein Muster wahrer Liebe sein, aber immer werde ich euch als Beispiele der Verblendung und des Irrtums betrachten!

Becker rief mich ans Fenster. Das Rathaus war mit lärmendem Pöbel umringt. „Was bedeutet das?" fragten wir den Aufwärter, der unsere Zimmer in Ordnung brachte. — „Irgend eine neue Tollheit!" antwortete er. Aber wir waren doch neugierig etwas mehr von dieser Tollheit zu wissen und so gingen wir auf die Straße. Wir fragten einige um die Ursache des Tumults; aber alle antworteten: qu'en sais-je? — Endlich erfuhren wir den Handel. Ein altes Weib hatte sich auf der Gasse mit irgend einem alten Kerl gezankt. Ein Glöckner war ihr zu Hilfe geeilt, und der alte Tollkopf hatte ein Pistol aus der Tasche gezogen und den Glöckner zu erschießen gedroht. Aber die Vorübergehenden hatten ihn umringt und — à la lanterne geführt. Eine Patrouille der Nationalgarde war auf den Volkshaufen gestoßen, hatte ihm den Alten entrißen und auf das Rathaus geführt! Dies war den die Ursache des Tumults. Das Volk, das jetzt in Frankreich der fürchterlichste Despot ist, forderte den Kerl mit der Pistole zurück und schrie unaufhörlich: à la lanterne! Diejenigen,

die am tollsten lärmten und die andern am meisten aufhetzten, waren größtenteils Bettler und Faulenzer, die seit der Epoche der französischen Freiheit nicht arbeiten wollen. – Ein ziemlich wohlgekleideter Unbekannter trat zu uns und sagte mit freundlicher Miene: „Über eine halbe Stunde schon verfolgt Sie ein Spion. Seien Sie vorsichtig. – Sie sind wahrscheinlich Fremde. Sauvez vous, messieurs!“ – Ich sah ihn in die Augen und sagte ihm: „Wahrscheinlich wollte er uns nur erschrecken.“ Aber Becker wurde rot, ich weiß nicht warum; und ergriff meine Hand mit einem Blicke, der sagen zu wollen schien: „Wir verlassen einander nicht.“ – Doch kamen wir glücklich im Hotel de Milan an. Das Volk zerstreute sich gegen Abend, und wir gingen in aller Freiheit am Kai spazieren.

Wir haben heute bei Herrn T., einem reichen Kaufmanne, in Gesellschaft einiger Gelehrter gespeist, und gegen Abend sind wir auf der Promenade vor der Stadt gewesen. Reiche und Arme, alt und jung, wimmelten auf den grünen Wiesen durcheinander und wünschten sich einander zur Wiederkehr des Frühlings Glück, und freuten sich im Genusse des schönen warmen Abends. In der Stadt ist, glaube ich, kaum ein Viertel der Einwohner zurückgeblieben, und jeder war in seinem besten Staate. Einige saßen im Grase und tranken Tee, andere aßen Biskuit und Kuchen und boten ihren Bekannten davon an. Ich ging unter diesen Tausenden von Menschen, wovon ich keinen einzigen kannte, wie in einem Walde umher; aber der Anblick fröhlicher Gesichter machte mich gleichfalls lustig. Endlich ging ich doch aus dem Gedränge und setzte mit unter einen grünen Busch, wo ich Veilchen fand; mir schien es aber doch, als wenn sie nicht so gut röchen, als bei uns – vielleicht nur deswegen, weil ich sie nicht der liebenswürdigsten der Frauen und der treuesten unter meinen Freunden überreichen konnte.

Lyon.

Nein! meine Freunde! ich werde die schönen Gegenden des südlichen Frankreichs nicht sehen, die mich schon in der Vorstellung entzückten;

Becker hat seinen Wechsel nicht erhalten, und da er nicht mehr als sechs Louisdor übrig hat, so hat er sich entschlossen, gerade nach Paris zu reisen. Ich mußte mich also entweder von ihm trennen oder meine Leidenschaft, meine Schwärmerei für Langued'oc und die Provence aufopfern.

Einige Minuten war ich mit mir selbst uneinig und saß nachdenkend vor dem Kamine, während der liebenswürdige Däne seinen Koffer packte, worinnen sich auch einiges von meinen Sachen befand. „Hier sind Deine Bücher," sagte er, „Deine Briefe, Deine Schnupftücher, hier nimm sie! Vielleicht sehen wir uns nicht wieder!" „Nein!" rief ich, indem ich vom Stuhle aufsprang und ihn umarmte, „Nein! Wir reisen zusammen!"

Und also werde ich dich nicht sehen, Grab der zärtlichen Laura! und dich, Wildnis von Vauclüse, wo die Liebenden wohnten, und dich, rieselnde, schäumende Quelle, aus welcher sie ihren Durst löschten! — Mein Fuß wird nicht auf eurem blumigen Grün wandeln, ihr Wiesen der Provence, wo Thymian und Rosmarin duften! — Mein Auge wird den Tempel der Diana zu Nimes und das weitläufige Amphitheater — diese kostbaren Überbleibsel des Altertums, nicht erblicken! Ich sage euch Lebewohl, ihr Örter der heiligen Erinnerung!

Nicht ohne Tränen trennten wir uns von Matthisson, der mir zum Andenken noch einige seiner neuesten Gedichte schenkte und mit den Worten von uns Abschied nahm: Wo in Zukunft mein Aufenthalt sein wird, weiß ich nicht; aber kein Klima wird mein Herz verändern — immer werde ich mich mit Vergnügen an unsere Bekanntschaft erinnern — vergessen Sie Matthisson nicht! — Die übrigen Lyoner Bekannten verlaß' ich ohne Bedauern.

Morgen um 5 Uhr besteigen wir ein Boot und gehen nach Chalons. Die höfliche Wirtin haben wir schon bezahlt. — Ein jeder Tag in Lyon hat uns über einen Louisdor gekostet. —

Es ist jetzt Nacht — Becker schläft — und mich flieht der Schlaf. — Ich sitze, den Arm aufgestützt — und meine Gedanken fliegen ins Vaterland — zu Euch, zu Euch, meine Teuren!

Die Sonne geht auf – der Nebel zerteilt sich und unser Boot schaukelt sanft auf der lasurnen, mit goldnen Streifen der Morgensonne bestrahlten Fläche des Wassers. Neben mir sitzt ein braver Alter aus N i m e s; ein junges angenehmes Weibchen, das ganz fest schläft, liegt mit dem Kopfe auf seiner Schulter, und er bedeckt sie mit seinem Mantel, damit sie sich nicht erkälte, ein junger Engländer spielt in der Ecke des Bootes mit seinem Hunde und ein anderer spielt mit wichtiger Miene mit seinem langen Stocke im Wasser – ein langer Deutscher raucht am Maste sein Pfeifchen – Becker, der sich vor Kälte schüttelt, spricht mit den Bootsleuten und ich schreibe mit Bleistift auf ein Blatt Pergament. Zu beiden Seiten des Flusses erstrecken sich grüne Ebenen und nur selten erblickt man Anhöhen oder Hügel. Überall sieht man schöne Dörfer, wie ich sie weder in Deutschland noch in der Schweiz gesehen habe, die mit den Gärten und Landhäusern der reichen Kaufleute und den Schlössern der Edelleute abwechseln. Überall ist das Land aufs Beste bearbeitet; überall sieht man den Fleiß und seine reichen Früchte.

Ich dachte an den ursprünglichen Zustand dieser blühenden Ufer. – Hier strömte sonst die Saone zwischen dunkeln Wildnissen – ein finsterer Wald rauschte über ihren Wellen, die Menschen, die ihre Ufer bewohnten, lebten gleich wilden Tieren in tiefen Höhlen oder unter hundertjährigen belaubten Eichen. – Welch' eine Veränderung! Wie viele Jahrhunderte sind nötig gewesen, um alle Spuren der ursprünglichen Wildheit aus der Natur auszuglätten.

Aber vielleicht werden im Laufe der Zeiten diese schönen Gegenden wieder veröden und verwildern! Vielleicht sieht man nach einigen Jahrhunderten anstatt dieser schönen Mädchen, die jetzt vor meinen Augen am Ufer sitzen und ihre weißen Ziegen kämmen, wilde Tiere, die mit ihrem Gebrülle die Einöde noch furchtbarer machen. – Trauriger Gedanke!

Betrachtet die Revolution der Natur! Leset die Geschichte der Völker! Wendet eure Blicke nach Syrien, nach Ägypten, nach Griechenland – und sagt, was läßt sich nicht erwarten? Alles steigt

entweder oder fällt. Die Völker der Erde gleichen den Blumen des Frühlings; sie welken zu ihrer Zeit – der Wanderer, der sonst über ihre Schönheit erstaunte, kommt an den Ort, wo sie blühten – und seine Blicke fallen auf trauriges Moos. – Ja, Ossian, du fühltest lebhaft dieses beweinenswürdige Los aller Dinge unter dem Monde, und deswegen erschüttern deine melancholischen Gesänge meine Seele!

Wer bürgt dafür, daß nicht einmal Frankreich – dieses herrlichste der Reiche auf unserer Erde, das in Rücksicht seines Klimas, seiner Produkte, seiner Einwohner, seiner Kultur und Aufklärung nicht seines Gleichen hat, – einmal dem heutigen Ägypten gleicht? –

Nur eines tröstet mich – daß nämlich mit dem Falle einer Nation nicht das ganze Menschengeschlecht sinkt. Eins weicht dem andern, und wenn Europa verwildert, so entstehen vielleicht mitten in Afrika oder in Kanada bürgerliche Gesellschaften, unter welchen Wissenschaften, Künste und Gewerbe blühen.

Dort, wo einst die Homere und Platone lebten, wohnen jetzt wilde Barbaren – aber dafür lebt im Norden Europas der Sänger der Messiade, dem selbst Homer seinen Lorbeerkranz willig abgetreten hätte – dafür sehen wir am Fuße des Jura Bonnet und in Königsberg Kant, gegen welche Plato in Rücksicht der Philosophie nur ein Kind ist! Hier muß ich abbrechen. –

Macon in Bourgogne um Mitternacht.

Unsere Reise ist sehr angenehm gewesen. Der Tag war schön, der Abend warm, die Sonne ging still und majestätisch hinter einer blauen Wolke unter und seit langem hatte ich kein so schönes Abendrot gesehen als heute.

Gegen Mittag landeten wir bei einem kleinen Flecken, aus welchem uns fünfzehn bis zwanzig Weiber entgegenkamen, deren jede die lieben Reisenden in ihr Wirtshaus einladete, mit der Versicherung, daß ihre Suppe, ihr Gemüse, ihre Früchte und Weine die besten wären. Ich, Becker, ein junger französischer Offizier und die beiden Engländer speisten zusammen und bezahlten mit großem

Vergnügen jeder 30 Sous der Wirtin, die uns in der Tat recht gut bewirtet hatte. – Nach Tisch spazierten wir längs dem Ufer des Flusses und gingen in verschiedene Bauernhäuser, wo wir alles reinlich und ordentlich fanden. Der Offizier, Becker und ich sprachen mit den Bewohnern derselben von der Landwirtschaft, und scherzten mit den jungen Bauernmädchen. Eine Familie trafen wir bei Tische. Auf einem großen, mit einem ziemlich reinen Tischtuch bedeckten Tische stand eine große Suppenschüssel, ein Gericht Spinat und ein Topf mit Milch. – Die Schuhe der französischen Dorfbewohner gefallen mir ganz und gar nicht und ich begreife nicht, wie sie sich die Füße damit nicht aufreiben.

Gegen Abend fuhren wir bei der Stadt Trevoux vorbei, die auf dem rechten Ufer der Saone liegt und vorzüglich durch das Journal „Memoires de Trevoux“, antiphilosophischen Andenkens, bekannt ist, das, gleich einer schwarzen, blitzschwangeren Wolke, auf Voltaire, d'Alembert und andere aufgeklärte Männer fürchterliche Blitze schleuderte und alle Produkte des menschlichen Verstandes mit heiligem Feuer zu vertilgen drohte.

Um neun Uhr stiegen wird endlich bei der Stadt Macon aus, wo wir in dem besten Wirtshause zu Abend aßen und den herrlichsten Burgunder tranken. Er ist dick, von dunkler Farbe und dem Getränke, das man bei uns in Rußland Burgunder nennt, durchaus unähnlich.

Wir übernachten hier und um vier Uhr des Morgens setzen wir unsere Reise nach Chalons fort, wo wir morgen Nachmittag anzukommen gedenken.

Fontainebleau, um 9 Uhr des Morgens.

Vorgestern des Nachts verließen wir Chalons in einer leichten Kalesche in Gesellschaft eines Pariser Kaufmanns, der die Ausgaben unterwegs über sich nahm, um uns der Mühe zu überheben. Wir haben ihm 300 Livres eingehändigt. Vielleicht gewinnt er dabei einige Taler, aber dafür sind wir auch ganz ruhig.

Die französische Post ist nicht teurer als die deutsche; aber dabei

ungleich besser. Die Pferde findet man alle fünf Meilen fertig. Die Wege sind vortrefflich und die Postillione munter. Unaufhörlich sieht man Dörfer und Städte.

In dreißig Stunden sind wir dreiundsechzig französische Meilen gefahren. Überall fuhren wir durch die herrlichsten Gegenden und überall – waren wir mit Bettlern umringt. Unser Reisegefährte, der Kaufmann, versicherte uns zwar, daß Faulenzerei und Müßiggang die Ursache ihrer Armut sei; mir war es aber nicht möglich zu essen oder zu trinken, wenn ich vor den Fenstern diese bleichen Gesichter und zerrissenen Lumpen sah!

Fontainebleau ist eine kleine, mit einem Walde umgebene Stadt, in welchem sich vor Zeiten die Könige von Frankreich mit der Jagd belustigten. Der heilige Ludwig datierte seine Befehle: Donné en nos Deserts de Fontainebleau, und damals bestand Fontainebleau aus nichts als einigen Kirchen und Klöstern. Franz der Erste baute endlich in dieser Einöde einen großen Palast und zierte ihn mit den schönsten Werken der italienischen Kunst. Ich hatte Lust das Innere dieses prächtigen Gebäudes zu sehen und für zwei Ecu besah ich alles Merkwürdige – die schöne Kirche, die Galerie Franz des Ersten mit ihren herrlichen Gemälden, die Zimmer des Königs und der Königin, die gleichfalls mit den herrlichsten Malereien prangen usw. Auf einer großen Galerie zeigt man den Ort, wo die grausame Christine im Jahre 1659 ihren Stallmeister und Liebhaber, den Marchese Monaldeschi, hinrichten ließ. In dem Maskaradensaale, der von Nicolo gemalt ist, sind viele Malereien ausgekratzt, weil sie gar zu anstößig für fromme Leute waren. Sauval, Advokat des Pariser Parlaments, der die Liebesgeschichten der Könige von Frankreich beschrieben hat, behauptete, daß das Zeitalter Franz des Ersten das verderbteste gewesen sei, und daß alte Werke der damaligen Dichter und Maler nichts als Wohllust geatmet hätten. „Geht nur nach Fontainebleau," ruft der fromme Advokat, der im Jahre 1670 gestorben ist, „und überall an den Wänden erblickt ihr Götter und Göttinnen, Männer und Weiber, welche die Natur schänden und ins Meer der Liederlichkeit tauchen. Die tugendhafte Gemahlin Heinrichs

des Vierten hat zwar viele dieser Gemälde übertünchen lassen, aber um alles Schädliche zu vertilgen, müßte man ganz Fontainebleau den Flammen übergeben." — Auch hat ein gewisser Souble de Noe, der Kommandant von Fontainebleau war, in der Tat ein Gemälde Michel Angelos verbrennen lassen, für welches Franz der Erste eine ungeheure Summe bezahlt hatte. Es stellte die nackende Leda vor — und zwar so lebendig und in einer so wohllüstigen Lage, daß es der Kommandant nicht ohne Ärgernis ansehen konnte. Dies erzählt Dulaure.

Wir haben hier gefrühstückt. Der Postillion klatscht mit der Peitsche. — Lebt wohl! lebt wohl bis Paris.

Paris, den 27. März 1790.

Als wir uns Paris näherten, fragte ich unaufhörlich: werden wir es bald sehen können? — Endlich erblickten wir es in seiner ganzen Größe auf einer weiten Ebene. Unsere gierigen Blicke starrten auf diese ungeheure Häusermasse und verloren sich darinnen, wie in dem unermeßlichen Ozean. Mein Herz schlug hoch; „das ist sie, die Königin der Städte — dachte ich — die so viele Jahrhunderte hindurch Europa zum Muster diente und die Quelle des Geschmacks und der Moden für so viele Nationen war — deren Namen Gelehrte und Ungelehrte, Philosophen und Stutzer, Künstler und Barbaren in allen Weltteilen mit Ehrfurcht aussprechen und den ich fast zu gleicher Zeit mit meinem eigenen Namen schon kennen lernte; Paris, von dem ich so vieles gelesen und gehört, über das ich so manchmal geschwärmt und gedacht hatte — da liegt es vor mir — ich nähere mich seinen Toren." — Ja! meine Freunde, dieser Augenblick war einer der angenehmsten meiner Reise. Keiner Stadt habe ich mich noch mit solchen regen Gefühlen, mit solcher Neugierde, mit solcher Ungeduld genähert! — Unser Reisegefährte zeigte uns mit seinem Stocke die verschiedenen Teile von Paris und die merkwürdigsten Gebäude, die man von weitem sehen kann. „Hier zur Rechten," sagte er, „sehen Sie die Vorstädte Mont-Martre und du Temple; gerade vor uns

liegt die Vorstadt Saint Antoine; zur Linken an der Seine die Vorstädte Saint Marcel, Michel und Germain. Jener hohe gotische Turm gehört zur alten Kirche unserer lieben Frau und dieser neue prächtige Tempel, dessen Bauart gewiß ihre Bewunderung auf sich zieht, ist die Kirche der heil. Genoveva, der Schutzpatronin von Paris. Das Gebäude dort in der Ferne mit der glänzenden Kuppel ist das Hotel Royal des Invalides, das unter die größten Gebäude in Paris gehört. Hier ernährt der König und das Vaterland die ausgedienten Veteranen.

Bald fuhren wir in die Vorstadt Saint Antoine ein. Aber was erblickten wir hier in der Nähe? – Enge, unreinliche, kotige Straßen, schlechte Häuser und zerlumpte Bettler. Das ist also Paris – dachte ich jetzt – die Stadt, die von weitem so glänzt? Doch änderten sich die Dekorationen gänzlich, als wir an den Kai der Seine gelangten. Hier sahen wir nichts als herrliche Häuser von fünf bis sechs Stockwerken und reiche Kaufläden. Eine ungeheure Menge Volks treibt sich hier unaufhörlich durcheinander – Wagen jagt hinter Wagen – unaufhörlich hört man das Geschrei: Care! Care! und der Lärm, den dies alles zusammen macht, gleicht dem Toben des aufgebrachten Meeres.

Dieses unbeschreibliche Getöse, diese wunderbare Verschiedenheit der Gegenstände, diese außerordentliche Volksmenge, die ungewöhnliche Beweglichkeit dieses Haufens, machten mich etwas verwirrt. Mir schien es, als wäre ich in einen ungeheuren Strudel gestürzt, und der tobende Wirbel des Wassers drehte mich gleich einem Sandkörnchen.

Wir haben neben dem Hotel brittanique in der Straße Hennegau zwei artige und helle Zimmer im dritten Stockwerke gemietet, wofür wir monatlich zwei Louisdor bezahlen. Die Wirtin überhäufte uns mit Höflichkeiten – sie lief, war geschäftig, zeigte unsere Betten, Koffern und Felleisen Plätze an und nannte uns bei jedem Worte: Aimables Etrangers. Unser Reisegefährte, der Kaufmann, wünschte uns das größte Vergnügen in Paris und fuhr nach seinem Hause. – Wir kleideten uns sogleich um, nachdem wir ein wenig gegessen hatten, und gingen aus. Das Gedränge des Volks, in

das wir uns mischten, trug uns wie das wogende Meer nach dem berühmten Pont neuf, auf welchem die schöne Statue Heinrichs des Vierten, des liebenswürdigsten aller französischen Könige, steht. Konnten wir wohl vorbeigehen, ohne dies Denkmal zu betrachten? Unmöglich! meine Füße blieben unwillkürlich stehen und meine Blicke wendeten sich von selbst nach der Statue des erhabenen Mannes und hingen einige Minuten unbeweglich daran.

Becker blieb an dem Piedestal der Statue Heinrichs, um mich da zu erwarten, und ich ging zu H. Breguet, der nicht weit vom Pont neuf auf dem Quai des Morfondus wohnt. Seine Frau empfing mich vor dem Kamin und da sie hörte, wer ich sei, so brachte sie mir sogleich einen Brief — einen Brief von meinen Lieben! — Stellt Euch die Freude Eures Freundes vor! — Alle meine Unruhe verschwand in einer Minute, ich ward froh und lustig wie ein Kind — las den Brief wohl zehnmal — vergaß Madame Breguet und sprach kein Wort mit ihr — meine Seele war nur mit meinen abwesenden Freunden beschäftigt. — „Sie scheinen," sagte endlich Madame Breguet, „Sie scheinen sehr froh zu sein. Das ist ein angenehmer Anblick!" — Diese Worte brachten mich wieder zu mir selbst — ich fing an mich zu entschuldigen, aber ziemlich unordentlich. Ich wollte ihr von Genf erzählen, wo sie geboren ward — aber ich konnte nichts Zusammenhängendes hervorbringen und empfahl mich endlich. — Becker sah mich von weitem gesprungen kommen; erblickte einen Brief in meiner Hand, sah die größte Freude in allen meinen Mienen und freute sich von Herzen, denn er liebt mich. — Wir umarmten uns auf dem Pont neuf unter der Statue Heinrichs, die über diesen Auftritt zu lächeln schien. Nie, nie, Pont neuf, werde ich deiner vergessen!

Meine Seele war nun heiter und zufrieden. — Wir durchstrichen die unbekannte Stadt von Straße zu Straße ohne Führer und ohne Zweck und Ziel; und alles was ich erblickte, erschien mir in einem angenehmen Lichte.

Die Sonne ging unter — es ward Nacht und man zündete die Laternen an. Wir kamen in das Palais Royal, ein ungeheures Gebäude, das man mit Recht die Hauptstadt von Paris nennt.

Stellt Euch einen prächtigen Palast im Quadrat vor, um welchen ringsher Arkaden laufen, unter welchen in unzählbaren Laden alle Reichtümer der Welt den erstaunten Blicken entgegenstrahlen. Alle Schätze Indiens und Amerikas, Brillanten, Perlen, Gold und Silber — alle Produkte der Natur und Kunst — alles, womit nur immer die königliche Pracht sich brüstet — alle Erfindungen des Luxus zur Verschönerung des Lebens — alles das ist auf die geschmackvollste Weise hier ausgelegt und mit verschiedenfarbigen Lampen erleuchtet. Ein Anblick, dessen Glanz die Augen blendet! — Dabei eine ungeheure Volksmenge, die in diesen Arkaden auf- und niederwallt, um zu sehen und gesehen zu werden! — Hier sind auch die besten Kaffeehäuser in ganz Paris, die gleichfalls immer mit Menschen vollgestopft sind und auf denen man Zeitungen und Journale laut vorliest, darüber streitet und lärmt, Reden hält usw.

Mir ging der Kopf in die Runde. Wir verließen die Bogengänge und gingen in die Kastanienallee des Jardin du Palais Royal, um auszuruhen. Hier herrschen Stille und Dunkel; die Arkaden ergossen zwar ihr Licht über die grünen Zweige, aber es verlor sich in ihren Schatten. Aus einer anderen Allee schallten sanfte leise Töne einiger Instrumente zu uns herüber und ein kühler Wind rauschte in den Blättern der Bäume. — Freudenmädchen besuchten uns in Menge, bewarfen uns mit Blumen, seufzten, lachten, ladeten uns in ihre Grotten ein und versprachen uns unendliches Vergnügen — verschwanden aber endlich wie die Erscheinungen einer Mondnacht.

Mir kam alles wie Zauberei vor — ich glaubte auf Kalypsos Insel oder im Schlosse der Armida zu sein. Ich vertiefte mich in angenehme Träumereien und tausend romantische Ideen erwachten in meiner Seele. —

Paris, den 2. April.

„Ich bin in Paris." — Dieser Gedanke erregt eine ganz besondere, rasche, unerklärliche, aber angenehme Empfindung in meiner Seele. — „Ich bin in Paris", sagte ich selbst zu mir, und laufe Straße auf,

Straße nieder, aus den Tuilerien in die Champs Elisées — auf einmal bleibe ich wieder stehen und betrachte alles mit außerordentlicher Neugierde — Häuser, Wagen, Menschen — und tausend verschiedene Gedanken durchkreuzen meinen Kopf. Was ich sonst nur aus Beschreibungen kannte, das sehe ich jetzt mit eigenen Augen — und freue mich über das Schauspiel der größten und berühmtesten Stadt der Welt, die in Rücksicht der verschiedenartigen Erscheinungen wunderbar und einzig ist.

Fünf Tage sind mir wie fünf Stunden verflossen — im Geräusch, im Volksgewühl, in den Schauspielhäusern und in dem prächtigen Palais Royal. Meine Seele füllt sich mit den lebhaftesten Eindrücken; aber noch kann ich mir selbst nicht davon Rechenschaft geben und bin durchaus nicht imstande, Euch schon etwas Zusammenhängendes über Paris zu sagen. Erst mag sich meine Neugier sättigen; dann ist es Zeit zu urteilen, zu beschreiben, zu loben, zu tadeln — Jetzt bemerke ich nur das — was mir auch der Hauptzug im Charakter der Pariser scheint — daß alles das Gepräge der Lebhaftigkeit und Geschwindigkeit trägt, Bewegungen, Worte und Handlungen. Das System des Descartes von den Wirbeln war in dem Kopfe eines Parisers ganz natürlich. Hier eilt alles irgendwohin; alles scheint sich einander zu jagen. Man hascht, man erratet die Gedanken eines andern, um ihn so geschwind als möglich abzufertigen. Welch ein Kontrast zwischen den Parisern und den ernsthaften Schweizern, die immer mit abgemessenen Schritten einhergehen mit der größten Aufmerksamkeit zuhören, eine Aufmerksamkeit, die so weit geht, daß sie einen schüchternen, bescheidenen Menschen rot macht; ja, die sogar dann noch hören, wenn man schon zu reden aufgehört hat; die dann Eure Worte zusammenfassen und ordnen und Euch so abgezirkelt und behutsam antworten, als wenn sie fürchteten, Euch nicht verstanden zu haben. — Der Pariser hingegen will immer erraten; Ihr habt Eure Frage noch nicht ausgesagt und er hat Euch schon geantwortet, hat sich schon empfohlen und — ist verschwunden!

Soll ich wohl – indem ich mich jetzt hinsetze, um Euch Paris, wenn auch nicht in einem vollendeten Gemälde, doch wenigstens skizziert, zu schildern – soll ich wohl da vom Ei anfangen, und Euch mit gelehrtem Ernste vermelden, daß es sonst Lutetia hieß? – Soll ich Euch mit dem gelehrten Staube eines Montfaucon und anderer die Augen blenden und es Euch heller als den Tag machen, daß Paris in seinem Anfange ein elendes Nest war, als anstatt der prächtigen Paläste, die jetzt die Ufer der Seine begrenzen, nur armselige Hütten zu sehen waren; als anstatt der steinernen Brücken von Granit nur zerbrechliche Stege von Holz ihre Ufer verbanden; als weder Lais noch Renaid die Hörer bezauberten, sondern nur wilde Gesänge ertönten; als endlich weder Mirabeau noch Maury die Pariser durch ihre Beredsamkeit in Verwunderung setzten, sondern nur graue Druiden in Eichenhainen zum Volk redeten? – Soll ich der Vergrößerung und Erhebung dieser Stadt durch die lange Bahn der verflossenen Jahrhunderte Schritt für Schritt folgen und alle Veränderungen, Gestalten und Fortschritte in der Baukunst anzeigen vom ersten steinernen Häuschen an bis zur Kolonnade des Louvre? – Ich höre Eure Antwort: „Wir haben den essai sur Paris von Saint Foix gelesen und wissen alles, was Du uns von den Pariser Altertümern sagen könntest; erzähle uns nur, wie es Dir in seiner jetzigen Gestalt gefallen hat – mehr verlangen wir nicht. – Und so mag denn das ehrwürdige Alte und alles Vergangene bleiben, wo es ist – ich rede nur von dem Gegenwärtigen.

Paris hat die beste Ansicht, wenn man von Versailles kommt; große Gebäude mit Spitzen und Kuppeln erblickt man vor sich; zur Rechten fließt die Seine mit malerischen Gärten und Lusthäusern besetzt; zur Linken erhebt sich hinter einer weiten grünen Ebene der Berg Martre, der ganz mit Windmühlen besetzt ist, die einem Heere geflügelter Riesen gleichen. Der Weg ist breit, eben, und so glatt, wie der Tisch. Des Abends ist er durch Laternen erleuchtet. Die Barriere ist ein mittelmäßiges Haus, das aber durch die Schönheit seiner Architektur einnimmt. Über eine große schöne Wiese fährt man nach den

Champs Elysées, die nicht umsonst diesen reizenden Namen führen. Ein Lustwald, der von den Oreaden selbst gepflanzt scheint, der hie und da durch kleine blühende Rasenplätze unterbrochen wird und in welchem man hie und da auf kleine artige Häuser stößt, die entweder zu Kaffehäusern oder zu allerhand Kaufladen dienen. — Das sind die Champs Elysées! Hier spaziert das Volk des Sonntags — Musik erschallt überall, und die jungen Leute tanzen. Arme Leute ruhen hier von der Arbeit der Woche aus. Gelagert auf das frische Gras, trinken sie ihre Flasche Wein und singen vaudevilles. Man kann nicht alle Schönheit dieses Lustortes betrachten, der gleichsam aus mehreren hie und da zu beiden Seiten des Weges zerstreuten Lustwäldchen besteht — der Blick fliegt unwillkürlich vorwärts nach dem großen achteckigen Platze, wo die Statue Ludwigs des Fünfzehnten steht, die mit einer Ballustrade von weißem Marmor umgeben ist. Von da aus sieht man wieder die dichten Alleen des berühmten Gartens der Tuilerien vor sich, die nach dem prächtigen Palaste führen. Eine herrliche Ansicht! — Tritt man in diesen Garten, so weiß man nicht, ob man die dichten alten Alleen oder die Schönheit der hohen Terrassen mehr bewundern soll, die sich auf beiden Seiten durch die ganze Länge des Gartens erstrecken — ob man seine Aufmerksamkeit auf die herrlichen Bassins oder auf die Blumenbeete oder auf die Vasen, Gruppen und Statuen richten soll. Der Künstler Le Noir, der Schöpfer dieses unleugbar geschmackvollsten Gartens in Europa, hat jedem Teile desselben das Gepräge des Geschmackes aufgedrückt. — Hier spaziert nun schon nicht mehr der Pöbel, wie in den Champs Elysées, sondern die sogenannte feine Welt versammelt sich hier — gepuderte und geschminkte Herren und Damen. Betritt man endlich die große Terrasse und erblickt überall hinter sich und vor sich, zur Rechten und zur Linken, die größten und schönsten Gebäude, Paläste und Tempel — die schönen Ufer der Seine — die Brücken von Granitblöcken, über welche sich Tausende von Menschen und Wagen drängen — was kann man da wohl von Paris anders urteilen, als daß es die erste Stadt in der Welt, der Mittelpunkt aller Pracht und Größe sei? Hier aber muß man auch bleiben, wenn man seine

Meinung nicht ändern will. Geht man weiter, so stößt man auf enge Gassen, auf das widrigste Gemisch des Reichtums mit der bettelhaftesten Armut. Neben den blitzenden Laden eines Juweliers erblickt man einen Haufen verfaulter Äpfel oder Heringe; überall ist Kot, und hie und da sogar Blut, das wie Bäche aus den Fleischerbuden herausströmt – Hier muß man Nase und Augen verstopfen! Das Bild der prächtigsten Stadt verliert sich und es scheint, als würde aller Kot und Schmutz der ganzen Welt durch unterirdische Kanäle nach Paris geführt. Geht Ihr noch einen Schritt weiter, so umduften Euch Wohlgerüche des glücklichen Arabiens. Ihr seid nämlich in der Nähe einer der in Paris unzähligen Buden, wo man Wohlgerüche und Pomaden verkauft. Mit einem Wort bei jedem Schritte hat man eine neue Atmosphäre und sieht neue Gegenstände des Luxus oder der niedrigsten Unreinlichkeit, so daß man Paris mit Recht die schönste und häßlichste, die wohlriechendste und stinkendste Stadt auf dem Erdenrunde nennen kann. Die Straßen sind alle ohne Ausnahme enge und dunkel, welches bei der Höhe und Größe der Häuser nicht wohl anders sein kann. Die berühmte Straße Saint Honoré ist die längste, die geräuschvollste und die kotigste. Wehe dem armen Fußgänger, vorzüglich, wenn es regnet! Er muß entweder den Kot in der Mitte der Straße messen – denn da das Pflaster von beiden Seiten nach der Mitte zu abhängig ist, so ist gewöhnlich in der Mitte der Straße ein außerordentlicher Kot – oder das Wasser stürzt ihm aus den Dachröhren auf den Kopf und läßt auch nicht einen trockenen Faden an ihm. Ein Wagen ist hier unumgänglich nötig, wenigstens für einen Fremden; denn die Franzosen verstehen meisterhaft durch den Kot zu waten, ohne sich zu beschmutzen – meisterhaft springen sie von einem Steine zum andern und schützen sich hinter den Buden vor den rollenden Wagen. Der berühmte Tournefort, der fast die ganze Welt durchreist hatte, wurde bei seiner Rückkehr nach Paris von einem Fiaker zerquetscht, weil er auf seinen Reisen die Kunst auf den Straßen gemsenartig zu springen verlernt hatte – eine Kunst, die einem hiesigen Einwohner unumgänglich nötig ist.

Wenn man die Stadt gerade durchschneidet, es mag sein, von

welcher Seite es will, so kommt man immer in die dichten schattigen Alleen der Boulevards. Es sind ihrer drei – eine für die Wagen, die andern beiden für die Fußgänger. Sie laufen parallel und gleichen einem magischen Ringe oder einer schönen Einfassung, die rings um Paris herläuft. Hier spielten sonst die Pariser à la boule auf dem grünen Grase, daher der Name Bouleverd oder Boulevard. Ursprünglich war hier nur ein Wall, der zur Verteidigung der Stadt dienen sollte. Später wurden die Alleen angelegt. Der eine Teil derselben heißt die alten und der andere die neuen Boulevards. Auf jenem sieht man überall Geschmack, Reichtum, Luxus. Alles scheint vom Müßiggang erdacht zu sein, um die Müßiggänger zu beschäftigen. Hier ist Komödie, dort Oper; hier laden Euch glänzende Zimmer, dort die Gärten des Hesperiden ein, in denen es alles, nur keine goldenen Äpfel gibt; hier ist ein Kaffeehaus mit grünen Guirlanden behangen, dort eine Laube mit Blumen geputzt, einem ländlichen Tempel der Liebe ähnlich. Hier sieht man ein kleines angenehmes Wäldchen, aus welchem Musik erschallt und wo eine mutwillige Nymphe auf dem Seile tanzt, oder irgend ein Hokuspokusmacher den Pöbel mit seiner Kunst in Erstaunen setzt, dort zeigt man alle seltenen Produkte des Tierreichs; amerikanische Vögel, afrikanische wilde Tiere, Kolibris und Strauße, Tiger und Krokodile. Hier unter einem Kastanienbaume sitzt Circe, sie blickt Euch mit ihren braunen Augen an, und legt die Hand aufs Herz; geht Ihr aber gleichgültig vorüber, so ruft sie Euch nach: Gefühlloser! Grausamer! – Dort begegnet ein junger Stutzer im Negligé einem abgelebten, niedlich gepuderten Petitmaitre; er blickt lächelnd auf ihn und gibt einer Opernsängerin den Arm. Hier hält eine lange Reihe Kutschen, aus denen Alter und Jugend, Schönheit und Häßlichkeit, Verstand und Dummheit in den auffallendsten und abstechendsten Zügen herausguckt. Den Zug beschließt endlich eine Abteilung Nationalgarde, die rasch und munter vorbeimarschiert. Ich habe einen ganzen Tag zugebracht, um diesen geräuschvollen Teil der Boulevards zu besehen.

Unter den prächtigen und geschmackvollen Häusern, die ihn umgeben, ist mir vorzüglich das Haus des bekannten Beaumarchais auf-

gefallen. Dieser Mann hat nicht bloß die Kunst verstanden, den Parisern durch eine Komödie die Köpfe drehend zu machen; er versteht auch die Kunst, außerordentlich reich zu werden. Er hat nicht allein die schwachen Seiten des menschlichen Herzens aufs deutlichste geschildert, sondern er weiß sie auch zu benutzen, um seinen Beutel zu füllen. Er ist ein scharfsinniger Schriftsteller und zugleich der feinste Weltmann, der listigste Hofmann und der spekulierendste Kaufmann. Jetzt besitzt er alle Mittel, das Leben auf das Angenehmste zu genießen. Sein Haus ist eine Seltenheit in Ansehung der Pracht und des Geschmacks. Ein einziges Basrelief über dem Torweg kostet dreißig- bis vierzigtausend Livres.

Die sogenannten neuen Boulevards gewähren ein ganz anderes Schauspiel; dort sind die Bäume schattiger, die Alleen schöner, die Luft reiner, aber weniger Volk. Man hört weder das Rasseln der Wagen, noch das Stampfen der Pferde, weder Sang noch Klang. Man sieht weder englische, noch französische Stutzer, weder gepuderte Köpfe, noch geschminkte Gesichter. Hier erholt sich der ehrliche Handwerker mit seiner Frau und Tochter, unter dem Schatten der Bäume von der Arbeit der Woche. Dort in der Allee lustwandelt mit abgemessenen Schritten sein Sohn mit seiner jungen Braut. Man erblickt Kornfelder, ländliche Arbeiten und fleißige Bauern. Mit einem Worte, alles ist hier einfach, still und friedlich.

Doch kehrt mit mir zurück in das Geräusch der Stadt. Karl der Fünfte hat gesagt: Lutetia non urbs, sed orbis! Was würde er nun nicht jetzt sagen, da Paris noch zweimal so groß und zweimal mehr bevölkert ist, als zu seiner Zeit! Stellt Euch 25.000 Häuser von vier bis fünf Stockwerken vor, die alle von oben bis unten mit Menschen vollgestopft sind. Ungeachtet alles dessen, was die geographischen Almanache sagen, ist Paris bevölkerter als Konstantinopel und London, denn nach den neuesten und richtigsten Angaben beträgt die Anzahl seiner Einwohner 1,130.450 Menschen, worunter 150.000 Fremde und 200.000 Bediente begriffen sind. Man mag aber auch nur hinkommen, wo man will, überall ist ein außerordentliches Gehen und Fahren — überall ist Lärm und Geschrei, auf

großen und kleinen Straßen, deren es in Paris über tausend gibt. Selbst bis um zehn und elf Uhr des Nachts ist alles lebendig, alles dreht und wirbelt sich noch, ja sogar um ein und zwei Uhr begegnet man noch vielen Leuten, und auch um drei und vier Uhr hört man wohl noch hie und da einen Wagen rasseln. Doch sind diese zwei Stunden die stillsten unter allen; denn um fünf Uhr zeigen sich schon wieder die Arbeiter, die Savoyarden und Taglöhner auf den Straßen — und nach und nach lebt die ganze Stadt wieder auf.

Heute habe ich bei Herrn Glo.., an den ich einen Brief aus Genf hatte, zu Mittag gegessen. Es ist übel, wenn man die Sitte eines Ortes nicht kennt. Ich ging um zwei Uhr zu ihm; aber da dachte man noch nicht daran Gäste zu empfangen. Der Wirt kleidete sich nach dem Morgenspaziergang in seinem Kabinett um und die Wirtin beschäftigte sich mit Morgenlektüre. Nach ungefähr zehn Minuten trat die letztere in das Gastzimmer, wo ich am Kamin saß und in Marmontels Poetik blätterte, die auf dem Gesimse des Kamins lag. Madame Glo.. ist eine gelehrte Dame von ungefähr dreißig Jahren, die Englisch und Italienisch spricht und so wie Madame Necker, bei welcher sich die d'Alemberts, die Diderots und Marmontels versammelten, den Umgang mit Gelehrten liebt. Wir sprachen von Literatur und das Gespräch war bald leidenschaftlich, da Madame Glo.. allen meinen Urteilen widersprach. Ich behauptete zum Beispiel, daß Racine und Voltaire die besten französischen Tragiker wären, aber sie war so gütig mich zu belehren, daß Chenier ein Gott gegen sie sei. Ich äußerte die Meinung, daß man sonst in Frankreich ungleich besser geschrieben habe als jetzt; aber sie sagte mir, daß sich in ihrem Hause oft eine Gesellschaft von einigen zwanzig Schriftstellern versammelten, die nicht ihresgleichen hätten. Ich lobte du Paty, und sie versicherte, in Paris lese man ihn nicht. Er sei ein guter Advokat, aber ein schlechter Autor und Beobachter gewesen. Ich lobte den Raoul und sie sprach mit Verachtung davon — mit einem Worte, wir würden ohne Ende disputiert haben, wenn nicht der Bediente die Türen geöffnet und die Ankunft der Gäste gemeldet hätte. In einigen Minuten füllte sich das Zimmer mit Marquis, Ludwigsrittern, Advo-

katen und Engländern. Ein jeder Gast trat zu der Wirtin und machte ihr ein kaltes Kompliment. Zuletzt erschien der Wirt, und die Unterhaltung lenkte sich nun auf die Partien, Intriguen und Dekrete der Nationalversammlung. Die Franzosen urteilten, lobten, tadelten, und die jungen Engländer gähnten. Unwillkürlich gesellte ich mich zu den letztern und war herzlich froh, als man uns zu Tische rief. Das Essen war sehr gut; aber die Redner verstummten nicht. Vorzüglich zeichnete sich ein junger Advokat aus, der bloß deswegen Minister zu werden wünschte, um in sechs Monaten die Schulden Frankreichs zu bezahlen, die Einkünfte ums Dreifache zu erhöhen und dem König, die Geistlichkeit, den Adel, und den Bürgerstand zu bereichern – Bei diesen Worten faßte ihn Herr Glo.. bei der Hand und sagte mit ernsthafter Miene: „Genug! genug! großmütiger Mann." – Ich lachte – und zum Glück nicht allein. Das beleidigte aber den Advokaten keineswegs; er fuhr fort, den Nutzen seiner großen Pläne zu zeigen und wendete sich dabei vorzüglich an den Bruder Neckers, der mit bei Tische war und ihm mit bewunderungswürdiger Geduld zuhörte. – Dergleichen Sprecher gibt es jetzt eine Menge in Paris; vorzüglich hört man sie im Palais Royal. Es gehört aber ein ziemlich gesunder Kopf dazu, wenn man von ihrer Beredsamkeit nicht Kopfweh haben will. Neben mir saß ein verständiger und ernsthafter Engländer, der mich über das Klima, die Lebensart usw. in Rußland befragte. Der bekannte Reisebeschreiber Coxe ist sein Freund und er ist mit ihm zugleich in der Schweiz und in Deutschland gewesen – Um fünf Uhr standen wir vom Tische auf und der Wirt sagte mir, daß ich alle Sonntage mit seinen übrigen Freunden bei ihm speisen könne. Auch hatte ich noch eine Adresse an Herrn N., einen alten Edelmann aus der Provence, dessen Bruder, einen Emigranten, ich in Genf kennen gelernt habe. Dieser Mann ist blind, taub und kriecht kaum; und lebt seiner jungen, zarten, angenehmen, blonden, kleinen Frau zu Gefallen in Paris, die das Schauspiel und die große Welt liebt. Welch' eine ungleiche Verbindung! Kann eine solche Ehe wohl glücklich sein? – Herr und Madame N. gleichen dem Vulkan und der Venus oder dem toten Oktober und dem blühenden Mai.

O Natur! Wachsen wohl in deinen Reichen die Rosen neben dem Schnee? — Man empfing mich mit einer kalten Freundlichkeit, so wie man hier gewöhnlich die Fremden aufzunehmen pflegt — und bat mich zu Tische. Madame N. sagte mir, daß es jetzt traurig in Paris sei, und daß sie bald nach der Schweiz reisen würde, um sich auf dem schönen Berg unweit Neufchatel zu ergötzen, den Rousseau so hinreißend in seinem Briefe an d'Alembert beschrieben hat, und dort im Schoße der Natur ein glückliches Leben zu führen. Ich lobte, wie billig, diesen poetischen Entschluß.

Paris ist das jetzt lange nicht mehr, was es sonst war. Ein drohender Sturm hängt über seinem Horizonte und verdunkelt den Glanz der ehemals so prächtigen Stadt. Der goldene Luxus, der hier, als seinem liebsten Sitze, residierte, hat sein trauerndes Gesicht mit einem schwarzen Schleier bedeckt und ist in ferne Regionen entflohen. Nur ein schwacher Schimmer seines Glanzes ist zurückgeblieben, der gleich der sterbenden Abendröte am westlichen Horizonte leuchtet. Der Schrecken der Revolution hat die reichsten Einwohner verjagt; der vornehmste Adel ist ausgewandert, und die wenigen, die zurückgeblieben sind, leben größtenteils im engen Kreise ihrer Freunde und Verwandten.

„Hier," sagte der Abbé N. zu mir, indem wir durch die Straße St. Honoré gingen, „hier versammelten sich sonst des Sonntags bei der Marquise D. die ersten Modedamen, die Großen und die berühmtesten schönen Geister; einige spielten Karten, andere unterhielten sich über Lebensphilosophie, über Gefühl, Schönheit und Geschmack, — dort im Hause der Gräfin A. kamen des Donnerstags die tiefsinnigsten Politiker und P o l i t i k e r i n n e n? zusammen, verglichen Jean Jaques mit Mably und entwarfen Pläne für das neue Utopien. Hier hielt M. des Sonnabends bei der Baronesse F. Vorlesungen über das Buch vom Dasein und erklärte den wißbegierigen Zuhörerinnen das Wesen des alten Chaos, das er in einer so fürchterlichen Gestalt darstellte, daß Krämpfe und Ohnmachten erfolgten. — Sie sind zu spät gekommen, mein Herr! Die glücklichen Zeiten sind vorbei; von den herrlichen Soupers ist keine Spur übrig. D i e g u t e

Gesellschaft hat sich in der ganzen Welt zerstreut. Die Marquise D. befindet sich in London; die Gräfin A. in der Schweiz und die Baronesse F. ist nach Rom gereist, um sich als Nonne einkleiden zu lassen. Ein ordentlicher Mensch weiß jetzt nicht mehr, was er anfangen und wie er seine Abende zubringen soll." — Bei alledem gestand er, daß der feine Frohsinn — der zur Zeit Ludwigs des Vierzehnten vorzüglich in dem Hause einer de Lormes, einer de la Suse, einer Ninon de Lenclos geherrscht habe, wo Voltaire seine ersten Verse dichtete, wo Voiture, Saint Evremont, Sarasin, Grammont, Menage Belisson und andere durch ihren Witz glänzten, die jede Unterhaltung mit attischem Salze würzten und in Sachen des Vergnügens und des Geschmacks Gesetzgeber waren — schon seit langer Zeit die französischen Gesellschaften verlassen habe.

„Law", fuhr der Abbé fort, „hat durch sein unglückliches Projekt den Reichtum und die Liebenswürdigkeit der Pariser vernichtet, indem er unsere artigen Marquis in spekulierende Wucherer verwandelte. Da wo zuvor alle Feinheiten der Unterhaltung spielten, wo der ganze Reichtum, alle Schattierungen der französischen Sprache in angenehmen Scherzen und witzigen Einfällen sprudelten; da sprach man von dem Preise der Bankozettel, und die Häuser, in welchen sich die beste Gesellschaft versammelt hatte, verwandelten sich in Börsen. Law floh nach Italien, aber der echte französische Frohsinn war seit dieser Zeit nur eine seltene Erscheinung in den Pariser Gesellschaften. Spielwut war die Seele der Gesellschaft, und die jungen Damen kamen jetzt bloß zusammen, um sich einander in Farao zu ruinieren, und die Kunst der Grazien, die Kunst zu gefallen, geriet in Vergessenheit. Darauf kamen nach und nach die Papageien und die Ökonomisten, die akademischen Intriguen und die Enzyklopädisten, die Calembours und der Magnetismus, die Chemie und die Dramaturgie, die Metaphysik und die Politik in die Mode. Die Schönen wurden Autoren und fanden das Mittel, selbst ihre Liebhaber einzuschläfern. Vom Schauspieler, der Oper, dem Ballett sprach man nun in mathematischen Sätzen und die Schönheiten der neuen Heloise erläuterte

man algebraisch. Alles philosophierte, sprach erhaben und künstlich und die Sprache wurde mit einer Menge neuer und sonderbarer Ausdrücke überfüllt, die Racine und Despreaux weder verstehen konnten noch wollten – und ich weiß nicht, wohin wir endlich vor Langeweile noch gekommen wären, wenn nicht plötzlich der Donner der Revolution über unseren Häuptern gerollt hätte."

Gestern sah ich in der Hofkapelle den König und die Königin. Ruhe, Sanftmut und Gutmütigkeit stehen deutlich auf dem Gesichte des ersteren geschrieben, und ich bin überzeugt, daß in seiner Seele kein schlechter Entschluß aufkeimen kann. Es gibt glückliche Charaktere, die durch eine gewisse natürliche Neigung zum Guten hingezogen werden. Dies ist der Charakter Ludwigs! Es ist vielleicht möglich, daß er irre geführt werden kann, aber die unparteiische Geschichte wird seinen Namen in die Reihe der tugendhaften Könige schreiben und der Menschenfreund wird seinem Andenken eine gefühlvolle Träne weihen. – Die Königin ist, ungeachtet aller Schläge des Schicksals von reizenden und majestätischem Anstande. Sie gleicht einer Rose, die unter dem feindseligen Hauche kalter Stürme doch immer noch ihre Blüte und Schönheit erhält. Sie scheint zur Königin geboren. Miene, Blick, Lächeln – alles an ihr zeigt eine nicht gewöhnliche Seele. Gewiß ist ihr Herz von Kummer zerrissen, aber sie weiß ihre Empfindungen zu verbergen und in ihren hellen Augen bemerkt man nicht die kleinste Wolke. Mit dem Lächeln der Grazien schlug sie die Blätter ihres Breviers um und blickte bald auf den König, bald auf die Prinzessin, ihre Tochter. Die Prinzessin Elisabeth war sehr andächtig und kreuzigte sich mit großer Inbrunst; mir schien es sogar, als wenn Tränen ihre Wangen benetzten. – In der Kapelle war eine so große Menge Volks, daß ich vor Hitze und Bangigkeit bald in Ohnmacht gefallen wäre, wenn nicht eine Dame, welche die Veränderung der Farbe in meinem Gesichte bemerkte, mir ihr Flakon gereicht hätte. Alles sah den König und die Königin, vorzüglich die letztere, unverwandt an. Einige seufzten und trockneten sich die Augen; andere aber zeigten nicht die geringste Empfindung und lachten über die armen Mönche, welche die Horas sangen. – Der König hatte eine violett-

farbenes Kleid an; die Königin aber und die Prinzessinnen waren schwarz gekleidet. — Den Dauphin habe ich in den Tuilerien gesehen. Die schöne, gefühlvolle Lamballe, der Florian seine Novellen zugeeignet hat, führte ihn bei der Hand. Was für ein liebenswürdiges Kind! Ein Engel voll Schönheit und Unschuld! Wie sprang und hüpfte er nicht in seinem dunkelfarbigen Westchen mit dem blauen Bande über die Schulter, gleich einem jungen Lamme, das sich in der frischen Luft und der grünen Weide freut! Von allen Seiten liefen Leute herbei, um ihn zu sehen. Alle zogen die Hüte ab und umringten frohlockend das liebenswürdige Kind, das sie freundlich anlächelte. O! das Volk liebt noch die königliche Familie!

Paris, im April 1790.

Soll ich von der Revolution reden? — Ihr leset die Zeitungen; die Begebenheiten sind euch folglich bekannt. Hätte man wohl dergleichen Auftritte von den liebenswürdigen Franzosen erwarten sollen, die noch vor kurzem von Calais bis Marseille und von Perpignan bis Straßburg mit Begeisterung sangen:

Pour un peuple aimable et sensible
Le premier bonheur est un roi. —

Doch dürft ihr keineswegs glauben, daß die ganze Nation an dem großen Trauerspiele, das jetzt in Frankreich aufgeführt wird, tätigen Anteil nimmt. Kaum der hundertste Teil gehört zu den eigentlichen Schauspielern. Die übrigen sind Zuschauer, und urteilen oder diskutieren, weinen oder lachen, klatschen oder pfeifen, wie es ihnen gefällt. Diejenigen, die nichts zu verlieren haben, sind kühn wie hungrige Wölfe; da hingegen die, welche alles verlieren können, furchtsam wie die Hasen sind. Die einen wollen alles haben, und die anderen suchen wenigstens etwas zu retten. Aber ein bloßer Verteidigungskrieg gegen einen unternehmenden Feind ist selten glücklich. Das Stück ist übrigens noch nicht zu Ende; nur scheint es bis jetzt, als wenn der Adel und die Geistlichkeit den Thron eben nicht mit Erfolg verteidigten.

Seit dem 14. Juli hört man hier von nichts, als von Aristokraten und Demokraten. Mit diesen Namen sucht eine Partei die andere verhaßt zu machen, obgleich die meisten nicht wissen, was sie bedeuten. Zum Beweise, wie unwissend hierin der große Haufe ist, mag folgende Anekdote dienen:

In einem kleinen Dorfe, nicht weit von Paris, hielten die Bauern einen jungen, wohlgekleideten Menschen an und zwangen ihn, vive la nation! zu rufen. Der junge Mensch schwenkt seinen Hut und ruft: vive la nation! „Gut, gut," schreien die Bauern, „du bist ein braver Franzose! Wir sind zufrieden. Geh' in Gottes Namen, wohin du willst. — Doch noch ein Wort! Erkläre uns einmal, was versteht man denn eigentlich unter der Nation?" —

Auch erzählt man, daß der kleine Dauphin sein Eichhörnchen mit den Worten genasenstübert hat: Warte du, böser Aristokrat, ich will dich kriegen! — Das liebenswürdige Kind hat sich das Wort, das es so oft gehört hatte, gemerkt.

Ein gewisser Marquis, den der König mit Gnaden überhäuft hat, spielt eine der ersten Rollen unter den Feinden des Hofes. Einige seiner alten Freunde bezeigten ihm ihr Erstaunen darüber, und er antwortete mit gleichgültigem Achselzucken: Que faire? j'aime les tetetroubles. Er stotterte nämlich.

Aber kennt wohl der Marquis die Geschichte des römischen und der griechischen Freistaaten? — Kennt er den Schierlingsbecher und den tarpejischen Felsen? — Das Volk ist ein scharfes Eisen, mit welchem es ein wenig gefährlich zu spielen ist; und Revolutionen sind offene Schlünde, welche die Tugend eben so gut verschlingen wie das Laster.

Eine jede, durch eine Reihe von Jahrhunderten befestigte bürgerliche Gesellschaft ist ein Heiligtum für gute Bürger, und auch in der unvollkommensten hat man oft Gelegenheit eine seltene Übereinstimmung und Ordnung zu bewundern.

Utopien*) wird immer ein Traum guter Seelen bleiben, oder wenigstens wird es nur durch die unvermerklichen Wirkungen der Zeit,

---

*) oder das Reich der Glückseligkeit von Thomas Morris.

vermittelst langsamer, aber sicherer und gefahrloser Fortschritte des menschlichen Geistes in der Aufklärung, in der Erziehung und den Sitten einmal wirklich werden. Nur dann, wann die Menschen überzeugt sind, daß allein die Tugend glücklich macht, nur dann ist das goldene Zeitalter da; und Menschen- und Bürgerglück blüht dann unter allen Regierungsformen. Aber jede außerordentliche Erschütterung ist verderblich, und jeder Rebell bereitet sich das Schafott. Laßt nur, meine Freunde, der Vorsehung vertrauen! Sie hat gewiß ihren Plan, und die Herzen der Könige sind in ihrer Hand — das ist genug!

Leichtsinnige Menschen halten alles für leicht; aber der Weise kennt die Gefahren der Revolutionen und lebt ruhig. Die französische Monarchie hat große Fürsten, große Minister und große Männer aller Art hervorgebracht, unter ihrem Schatten blühten die Wissenschaften und die Künste und tausend Annehmlichkeiten verschönerten das Leben. Was ist Frankreich jetzt?

O ihr neuen Republikaner mit verdorbenen Herzen, hört was der alte, erhabene, tugendhafte Republikaner Cato sagt: die Anarchie ist schlimmer als irgend eine Regierungsform.

Ich schließe diesen Brief mit einigen Versen aus dem Rabelais, in denen der Abbé N. eine Prophezeiung auf die jetzige Revolution finden will.

Gargantua, ch. LVIII.
Enigme et Prophetie

Je fays sçavoir à qui le veut entendre,
Que cet hyver prochain, sans plus attendre,
En ce lieu, ou nous sommes,
Il sortira une manière d'hommes,
Las du repos et faschez du sejour,
Qui franchement iront, et de plein jour,
Suborner gents de toutes qualitez,
A differends et parrialitez,

Et qui voudra les croire et escouter,
Quoy qu'il en doive advenir et couter,
Ils feront mettre en debats apparents,
Amys entre eux et les proches parents,
Le fils hardi ne craindra l'impropère.
De se bander contre son propre père.
Mesme les grands de noble lien faillis,
De leurs subjects se verront affaillis;
Et sur ce point naistra tant de meslées,
Tant de discords, venues et allées,
Que nulle histoire, où sont les grandes merveilles,
N'a fait récit d'émotions pareilles.
Alors auront non moindre authorité,
Hommes sans foy, que gents de verité;
Car touts suivront la créance et l'estude
De l'ignorante et sotte multitude,
Dont le plus lourd sera reçu pour juge.
O dommageable et penible deluge!
Deluge, dis-je, et à bonne raison
Car ce travail ne perdra sa raison
Et n'en sera la terre delivrée,
Jusques à tant qu'elle soit ennyvrée
De flots de sang. --

Paris, im April 1790.

In den drei letzten Tagen der Marterwoche war sonst eine berühmte Promenade in den Bois de Boulogne. Sie war; denn das, was ich jetzt gesehen habe, läßt sich mit dem, was ehemals war, gar nicht vergleichen, als die Reichen und die Leute nach der Mode hier ihre neuesten Equipagen zur Schau stellten, und vier- bis fünftausend Kutschen, eine schöner, glänzender und modischer als die andere, die Augen der Zuschauer verblendeten. Vor allen aber zeichneten sich sonst die Priesterinnen der Venus durch die reichsten und geschmackvollsten

Equipagen aus. Eine junge Aktrice hatte mit dem Grafen D., einem der schönsten jungen Männer gebrochen. Ihre Bekannten wunderten sich darüber, „Warum wundert ihr euch?" antwortete die Schauspielerin, „das ist ein Ungeheuer! denkt nur, er wollte mir nicht einmal einen neuen Wagen für die Promenade au bois de Boulogne schaffen; und ich sah mich genötigt, ihm einen alten Marquis vorzuziehen, der den ganzen Schmuck seiner Frau versetzt hat, um mir den teuersten Wagen in ganz Paris zu kaufen."

Diesmal waren kaum tausend Wagen da und unter allen nicht ein einziger prächtiger. Diese Lustbarkeit erinnerte mich an unseren ersten Mai. Eben so reihten sich hier Kutsche an Kutsche von den Champs Elysées an bis zu dem Kloster Longchamp. Der Pöbel, der in zwei Reihen an den Seiten des Weges stand, lärmte, schrie und spottete eben nicht auf die feinste Weise über die Vorüberfahrenden; z. B. „Seht doch einmal wie sich dort das Fischweib mit ihrer Nachbarin, der Schusterin, brüstet!" – „Nun, das ist doch wohl die größte rote Nase in ganz Paris!" – „Ach! über die junge Kokotte von 70 Jahren! Wer sollte sich da nicht verlieben?" – „Seht doch den Ludwigsritter mit seiner jungen Frau und seinen Hörnern!" – „Der Philosoph da verkauft seine Weisheit für zwei Sous!" –

Dagegen sprengten junge Stutzer auf ihren Engländern einher, lorgnierten in jede Kutsche und neckten den Pöbel: allons, allons, mes amis! de l'esprit! de l'esprit! c'est de la vraie gaieté parisienne! — Andere dieses Gelichters drängten sich mit großen hölzernen Säbeln, anstatt der Stöcke, unter dem Volke umher, pour se confondre avec le peuple. —

Ich trat in das Kloster Longchamp, um Isabellens, der Schwester des heiligen Ludwigs, Grabmal zu sehen, und fand da zwei Inschriften, die ich Euch unmöglich vorenthalten kann. Die eine auf dem Monumente des Pater Fremin lautet folgendermaßen:

Fremin, tu fais fremir le sort
Et ton nom vit malgré la mort.

Und die andere auf dem Grabsteine des Frater Franciscus Seraphicus heißt:

Qui la vie a vecu de François Seraphique
80 ans sur terre, au ciel vit l'angélique.

Paris, den 28. April 1790.

Heute habe ich den ganzen Tag allein auf meinem Zimmer zugebracht. Ich hatte Kopfschmerzen. Nur gegen Abend, als es zu dämmern anfing, ging ich auf den Pontneuf, lehnte mich an das Fußgestelle der Statue Heinrichs des Vierten und sah mit großem Wohlgefallen, wie sich die Schatten der Nacht mit dem sterbenden Lichte des Tages mischten und wie nach und nach die Sterne am Himmel und die Laternen auf den Straßen zu leuchten anfingen. Seit meiner Ankunft in Paris hatte ich alle Abende ohne Ausnahme in den Schauspielhäusern zugebracht und folglich die Dämmerung einen ganzen Monat lang nicht gesehen, die im Frühlinge — selbst mitten in dem geräuschvollen und häßlichen Paris — ihre besonderen Reize hat.

Einen Monat lang jeden Tag im Theater? — und zwar ohne der Scherze Thaliens und der Tränen Melpomenens überdrüssig zu werden — jedesmal mit neuem Vergnügen, mit frischem Genuße. — In der Tat, ich wundere mich selbst darüber; aber es ist wahr.

Auch das ist wahr, daß ich vorher von den französischen Theatern nur einen sehr unvollkommenen Begriff hatte. Jetzt weiß ich, daß jedes in seiner Art auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit gebracht ist und daß alles auf denselben die schönste Harmonie ausmacht, die das Herz des Zuschauers auf die angenehmste Weise bewegt.

In Paris gibt es fünf Haupttheater; die Große Oper, das sogenannte Französische Theater (les François), das italienische (les Italiens), das Theater von Monsieur und die Variétés. Auf diesen Theatern wird alle Tage gespielt, und immer sind sie so voll, daß man um sechs Uhr kaum noch irgendwo einen Platz findet.

Wer in Paris war, sagen die Franzosen, und hat die Große Oper nicht gesehen, der war in Rom, ohne den Papst zu sehen. Und in der

Tat, ist sie etwas Außerordentliches, vorzüglich in Rücksicht der Dekorationen und der Ballette. Hier sieht man — bald die elysäischen Felder, den glücklichen Aufenthalt der Gerechten, wo ein ewiger Frühling blüht, wo die sanften Harmonien goldner Leiern das Ohr bezaubern, wo alles schön, lieblich und entzückend ist — bald den finsteren Tartarus, wo der schreckliche Acheron die Seufzer der Sterbenden fortwälzt, wo das Geräusch des schwarzen Cocyths und des furchtbaren Styx die Klagen des Jammers übertäubt, wo die dunkeln Wolken des Phlegethon brausen, wo Tantalus, Ixion und die Danaiden ewig und ohne Hoffnung leiden, wo endlich die helle Lethe mit ihrem melancholischen Rieseln die Unglücklichen zur Vergessenheit ihres irdischen Kummers bringt. Hier erblickt man Orpheus, wie er in den Wäldern der Unterwelt umherirrt; den von den Furien gejagten Orestes, und den mit Flammen und Ungeheuern kämpfenden Jason. Man hört die Flüche der erzürnten Medea, und sieht, wie sie in Donner und Blitz auf den Gipfel des Kaukasus fliegt. Man hört die Ägyptier den Tod ihres guten Königs in Trauerchören beklagen, und die bekümmerte Nephta am prächtigen Grabmale des Gemahls, ihm ewige Treue schwören. Man sieht, wie Rinaldo zu den Füßen der brennenden Armida in Entzücken zerschmilzt; wie Diana auf einer glänzenden Wolke herabsteigt, um den schönen Endymion zu küssen, wie die majestätische Calypso alle ihre Künste erschöpft, um den jungen Telemach zu fesseln, wie ihn die mutwilligen, holden Nymphen — eine mutwilliger und holder als die andere — umringen, mit Harfen und Leiern die Liebe besingen, und ihm mit jedem flammenden Blicke, mit jeder wollüstigen Bewegung zuzurufen scheinen: Liebe! Liebe! wie der gefühlvolle Jüngling wankt, seine Schwäche fühlt, die Ratschläge der Weisheit vergißt, und endlich — durch die Hand des tugendhaften Mentors von dem hohen Felsenufer hinab ins schäumende Meer geschleudert wird — ihm nach fliegt die Seele des Zuschauers.

Und alles das ist so wahr, so natürlich, so lebendig, daß ich mich tausendmal vergessen und die Täuschungen der Kunst für die Natur selbst genommen habe. Kaum glaubt man seinen Augen bei den

schnellen Veränderungen der Dekorationen. In einem Augenblicke verwandelt sich ein Paradies in eine Hölle. In einem Augenblicke ergießt sich das Meer, wo zuvor blumige Wiesen grünten und Hirten auf ihren Schalmeien spielten. Den heitern Himmel überzieht schwarzes Dunkel, dicke Wolken, getragen auf den Fittigen des heulenden Sturms, ziehen heran, und alle Herzen zittern — noch ein Augenblick, und das Dunkel verschwindet, die Wolken sind vorüber, der Sturm schweigt, und in die Seele kehrt Leben und Freude zurück.

Unter der großen Menge der hiesigen geschickten Tänzer glänzt Vestris, wie der Sirius unter den Sternen. Alle seine Bewegungen sind voll Grazie, so lebendig, so ausdrucksvoll, daß ich immer staune, wenn ich ihn sehe, ohne mir doch selbst Rechenschaft über das Vergnügen geben zu können, das mir dieser einzige Tänzer verursacht. Leichtigkeit, Gewandtheit, Harmonie, Empfindung und Leben — alles das vereinigt er in sich, und wenn es möglich ist, ein Redner ohne Worte zu sein, so ist Vestris ein Cicero. Kein Dichter vermag das auszudrücken, was in seinen Augen glänzt und was das Spiel seiner Muskeln sagt, wenn ihm die holde, schamhafte Hirtin nun endlich mit zärtlichen Blicken ihre Liebe gesteht, und er, an ihren Busen stürzend, Himmel und Erde zu Zeugen seines Glücks aufruft. Der Maler wirft seinen Pinsel hin und ruft Vestris!

Gardel ist unnachahmlich in der tragischen Pantomime. Welche Größe! Ein Halbgott in jedem Blicke und ein Held in jeder Bewegung! Vestris ist der Zögling der holden Grazien und Gardel der Schüler der ernsten Musen. Nivelon endlich ist Vestris der Zweite. Von den übrigen Tänzern läßt sich weiter nichts sagen, als daß sie alle zusammen die herrlichste, malerische Gruppe bilden, die man nur sehen kann.

Aber wenn nun Terpsichorens Nymphen, wie auf Flügeln des Zephyrs herbeifliegen, dann scheint mir das Theater eine reizende Wiese voll Blumen; der Blick verliert sich unter der Menge von Schönheiten, unter denen aber doch die liebenswürdige Perignon und die reizende Müller, gleich der prächtigen Rose und der stolzen Lilie, hervorragen.

Lais, Chenard, Laisne und Rousseau sind die vorzüglichsten Sänger der Oper, und wenn man den Franzosen glauben soll, so hat nie ein Land bessere gehabt. In der Tat gefallen sie mir sehr; doch nicht allein wegen ihres Gesanges, sondern vorzüglich wegen ihrer Spieltalente, die sich nicht immer beisammen finden. Nie hat mich Marchesi so bewegt, als Lais oder Chenard. Möge man über meine Einfalt lachen, aber ich gestehe es offenherzig, in den Tönen dieses berühmten italienischen Sängers vermisse ich das, was mich am meisten entzückt – die Seele. Ihr fragt mich vielleicht, was ich darunter verstehe? – Ich kann das nicht erklären; aber ich fühle es. – Ach! welcher Marchesi kann die Verse:

J'ai perdu mon Eurydice
Rien n'égale mon malheur etc.

welcher italienische Halbmensch kann diese unvergleichliche Gluckische Arie mit solchem Ausdruck singen, als Rousseau, der junge, schöne, Eurydicens würdige Rousseau?

Die Maillard ist jetzt die erste Sängerin der Oper. Ihr habt von der Saint-Huberti gehört; sie ist nicht mehr auf dem Theater. Sie soll den Verstand verloren haben. Die Liebhaber der Oper erinnern sich ihrer mit tränenden Augen.

Den Dekorationen und Balletten, den Sängern und Sängerinnen entspricht das aus den geschicktesten Musikern bestehende Orchester vollkommen. Mit einem Worte, meine Freunde, die Kunst herrscht hier in ihrer größten Vollkommenheit und alles zusammen erregt in den Herzen der Zuschauer ein Gefühl, das man ohne Übertreibung hinreißend nennen kann.

Ein solches Theater ist natürlich sehr kostbar und ungeachtet die Plätze teuer bezahlt werden und das Haus gewöhnlich voll ist, so hat doch die Oper dem Hofe, nach Neckars Rechnungen, jährlich drei bis vier Millionen gekostet.

Auf dem sogenannten französischen Theater werden Trauerspiele, Dramen und große Lustspiele aufgeführt. Noch habe ich meine Meinung von der französischen Melpomene nicht

geändert. Sie ist erhaben, edel, majestätisch; aber nie macht sie den Eindruck auf mich, den die Muse Shakespeares und die Werke einiger deutscher Tragiker auf mich machen. Die französischen Dichter haben einen feinen zarten Geschmack und können in der Kunst zu schreiben als Muster dienen; aber in dem Ausdruck des warmen und tiefen Naturgefühls – verzeiht mir, heilige Schatten eines Corneille, Racine und Voltaire – darinnen müsset ihr den Engländern und Deutschen den Vorzug lassen. Eure Trauerspiele sind voll der schönsten Gemälde, in denen Kolorit und Haltung meisterhaft sind; aber man bewundert sie mit kaltem Herzen. Überall mischt sich das Romanhafte mit dem Natürlichen; überall mes feux, ma foi; überall Griechen und Römer à la Françoise, die in verliebtem Entzücken zerschmelzen, oder hie und da philosophieren und einen einzigen Gedanken in langen Tiraden ausspinnen, worüber sie sich denn so sehr in die Labyrinthe der Beredtsamkeit verirren, daß sie zu handeln vergessen. Das französische Publikum verlangt von den Verfassern schöne Verse, des vers à retenir; diese nur sichern den glücklichen Erfolg eines Stückes, und deswegen bemühen sich die Dichter, sie auf alle Weise zu häufen; aber dabei vernachlässigen sie den eigentlichen Gang des Stückes und die neuen, überraschenden und natürlichen Situationen, wodurch doch der Charakter der handelnden Personen vorzüglich bestimmt wird und von denen der Ausdruck seine größte Stärke erhält*). Mit einem Worte, die Werke der französischen Trauerspieldichter verdienen alles Lob wegen der Schönheit des Stils und der vortrefflichen Versifikation, und dieses Lob werden sie immer behaupten; aber wenn es wahr ist, daß das Trauerspiel das Herz rühren und die Seele erschüttern muß, so

*) Ich ersuche die Kenner der französischen Bühne, mir im Corneille oder Racine etwas aufzufinden, was sich mit der berühmten Stelle in Shakespeares Lear vergleichen ließe, wo der von seinen unnatürlichen Töchtern verjagte Vater in der dunkeln, stürmischen Nacht auf freiem Felde umherirrt. Und was ist es, das dieser Stelle eine solche Kraft gibt? – Nichts als die außerordentliche Lage des königlichen Greises, und die lebendige Darstellung seines jammervollen Schicksals. Wer kann, wenn er diese Stelle gelesen hat, noch fragen: welchen Charakter hatte Lear?

können Voltairens Landsleute vielleicht nicht zwei eigentliche Trauerspiele aufweisen, und D'Alembert hat Recht, wenn er sagt, daß alle ihre Tragödien mehr zum Lesen, als zum Aufführen geschrieben sind.

Wenn sie denn aber durchaus aufgeführt werden müssen, so mag ich sie wenigstens von keinem andern Schauspieler sehen, als von einem Larive, Saint-Priest, Saint-Fal und einer Sainval und Reaucour, die jetzt die Plätze eines Baron Lecain und einer Lacourreur und Clairon einnehmen. Das nenne ich Deklamation! Das ist Aktion! Adel in jeder Miene, Größe in jeder Stellung, Deutlichkeit im Ausdruck und in jedem Worte Empfindung! Kein Gedanke des Dichters geht verloren, immer wird er mit dem eigensten Tone und dem passendsten Spiele des ganzen Körpers vorgetragen. Alles ist Gemälde, und wenn der Zuschauer, bei aller dieser Kunst, kalt bleibt, so liegt die Schuld wenigstens nicht an den Schauspielern.

Larive ist der König der tragischen Bühne. Mit einer wahren griechischen Gestalt verbindet er ein seltenes Organ. Dieser Schauspieler hatte sich schon ganz vom Theater zurückgezogen, und zwar aus folgender Ursache: Er konnte die junge Schauspielerin Garcin, die ein wahres Bild der sanften Schwermut ist, nicht leiden und bemühte sich deswegen jedesmal, sie in ihrem Spiele irre zu machen. Das Publikum, das diesen unedlen Charakterzug mit Unwillen bemerkte, pfiff den berühmten Larive aus, und dies brachte ihn so auf, daß er das Theater verließ und es nie wieder zu betreten schwur. Aber nach einigen Jahren ward er der Ruhe überdrüssig. Gewöhnt an Lob und Beifall, fühlte er sich unglücklich; und so erschien er endlich, nachdem er lange mit sich selbst gekämpft hatte, wieder auf der Bühne, und zwar zum erstenmal in der Rolle des Oedip. Ich wohnte dieser Vorstellung bei. Das Haus war drückend voll. Logen, Parkett, Parterre und sogar das Orchester waren mit Zuschauern angefüllt. Um fünf Uhr erhob sich das Lärmen und Pochen der Ungeduld, und um halb sechs Uhr ging der Vorhang auf — eine Grabesstille im ganzen Hause! — Oedip erscheint nicht im ersten Auftritt; die Stille

dauert fort. Aber kaum hatte Dumas die Worte gesagt: Oedipe en ces lieux va paloitre. als sich ein donnerndes Beifallsklatschen erhob, welches so lange fortdauerte, bis Larive erschien. Er war in ein prächtiges, griechisches Gewand von weißer Farbe gekleidet und braune Haare umflossen seine Schultern. Mit einer halb stolzen, halb bescheidenen Verbengung des Hauptes dankte er dem Publikum für seine Gunst. Das Klatschen dauerte durch das ganze Stück fort, und Larive strebte aus allen Kräften, es zu verdienen. Die Franzosen sagen, er habe sich diesmal selbst übertroffen. Auch schonte er seine arme Brust ebensowenig, als die Zuschauer ihre Hände. In der Szene, wo Oedip erfährt, daß er der Mörder seines Vaters und der Gemahl seiner Mutter ist und darauf sein Schicksal auf eine schreckliche Weise verflucht, war ich wie versteinert. Kein Pinsel malt das, was bei dieser Stelle in Larives Mienen wütete: Entsetzen, Gewissensbisse, Verzweiflung, Wut, Verstockung, und noch viel mehr, was sich nicht durch Worte ausdrücken läßt, konnte man in seinem Gesichte lesen. Und als er, von den Furien gejagt, von dem Theater stürzte und mit dem Kopfe wider das Peristil rannte, daß die Säulen zitterten, da durchtönte ein lautes Ach das ganze Theater.

Nach Endigung des Stückes rufte ihn das Publikum, das sich an seinem Liebling noch nicht satt gesehen hatte, heraus. Der arme Mann erschien an der Hand der Schauspielerin Reaucour, welche die Rolle der Jocaste gespielt hatte. Kaum vermochte er einige Worte hervorzubringen und schien umsinken zu wollen, als — der Vorhang fiel.

Saint-Priest, welcher dieselben Rollen spielt, ist ein guter Schauspieler von vielen Talenten: aber bei alledem ist er doch kein Larive.

Saint-Fal, ein schöner, ansehnlicher Mann von angenehmer Miene, macht die Liebhaber im Trauerspiele und Drama. Seine Triumphrolle ist Rodrigo im Cid von Corneille. Nur in zwei oder drei Stellen bin ich nicht ganz mit ihm zufrieden gewesen. Wenn er zum Beispiel dem König seine Schlacht mit den Mauren erzählt, so drückt er die Stille der Nacht, so wie das Geräusch der Schlacht

usw. ganz deutlich mit der Stimme aus. Die Franzosen klatschen zwar bei solchen Stellen; aber wer die Regeln einer guten Mimik kennt, der wird an solchen unnatürlichen Spielereien gewiß keinen Gefallen finden.

Die Sainval ist die erste tragische Schauspielerin, und ob sie gleich für ihre Rollen — sie spielt Liebhaberinnen — schon ein wenig zu alt ist und übrigens nur wenige Reize hat, so gefällt sie doch durch ihr schönes und gefühlvolles Spiel.

Die Reaucour ist eine leibhafte Medea und folglich in dieser Rolle unübertrefflich. Eine majestätische Gestalt; große Augen, die zwischen dichten Augenwimpern hervor wie Blitze durch die Nacht strahlten; pechschwarze Haare; regelmäßige Gesichtszüge ohne Annehmlichkeit; Schönheit ohne Zärtlichkeit; Härte, selbst im Lächeln; eine starke und nachdrückliche Stimme — mit einem Worte, Medea. Noch sehe ich, wie der feurige, mit Zauberfiguren bemalte Mantel die erzürnte Halbgöttin umflattert und wie der scharfe Dolch in ihrer Hand, wetteifernd mit ihren Blicken, fürchterlich blinkt. Folgende Zeilen kann ihr unmöglich jemand mit gleichem Ausdruck nachsagen:

Le destin de Medée est d'être criminelle,
Mais son coeur étoit fait pour aimer la vertu.

Die Schauspielerin Contat — berühmt, mehr wegen ihrer Schönheit und ihrer Koketterie, als wegen ihres Spiels — macht die Liebhaberinnen im Lustspiel und Drama und auch wohl dann und wann im Trauerspiele. Sie ist schon über dreißig Jahre, aber doch gefällt sie noch immer, und das Parterre ist voll von ihren glücklichen und unglücklichen Anbetern. Ein junger Graf soll sogar aus Liebe zu ihr den Verstand verloren haben und Karthäuser geworden sein.

Am reizendsten ist sie in dem neuen Stücke: le Couvent; das schwarze Kleid, der weiße Schleier, die Miene der Unschuld — armer Graf, ich glaube es gern, daß sie dir den Kopf verrückt hat! — Die Arie:

L'attrait, qui fait chérir ces lieux,
Est le charme de l'innoncence etc.

muß sie immer mehrere Male wiederholen. Sie hat eine unbeschreiblich angenehme Stimme.

Doch gefällt mir unter allen Schauspielern keiner so sehr, als Molé, der einzige unnachahmliche Molé. – Er spielt vorzüglich die Väter im Lustspiel. Unser Pomeranzew*) scheint sein Schüler zu sein. Zweimal habe ich ihn in Molières und Fabres Misanthropen gesehen und bewundert, und mehrere Male hat er mir in Merciers Drama: Montesquieu, Tränen entlockt. Solch eine edle Miene, solch ein gutherziges, menschenfreundliches Lächeln hatte gewiß der Verfasser des unsterblichen Werkes „Über die Gesetze".

Von den übrigen Schauspielern dieses Theaters werde ich nichts sagen. Ihre Anzahl ist beträchtlich. Nur das kann ich nicht unbemerkt lassen, daß die komische Muse der Engländer und der Deutschen tief unter der französischen Thalia steht. Die englischen Lustspiele sind größtenteils langweilig, oder wenigstens voll grober, die guten Sitten und den feinen Geschmack beleidigender Stellen; und die Deutschen verdienen außer einigen wenigen, die sich aber noch nicht über das Mittelmäßige erheben, gar keine Erwähnung.

Das sogenannte italienische Theater, wo aber nur französische Singspiele aufgeführt werden, ist mir unter allen Pariser Theatern das liebste. Auch besuche ich es am öftesten, und immer mit gleichem Vergnügen. Die Kompositionen der französischen Musiker, das Spiel der berühmten Dugazon und der Gesang der liebenswürdigen Rose Renaud, gewähren hier die entzückendsten Genüsse. Die letztere ist unstreitig die beste Sängerin in Paris und verdient den Beifall des Publikums, das sie vergöttert.

Am meisten haben mir zwei Stücke gefallen, die auf diesem Theater gespielt werden. Das erste ist Raoul oder Blaubart, und das andere Peter der Große. Der Stoff des ersteren ist aus einem alten Märchen genommen und schickt sich in der Tat ganz für die Bühne. Raoul, ein reicher Edelmann, verliebt sich in die Schwester eines armen Ritters, die reizende Rosalie, und bietet ihr, zugleich mit den kostbarsten Geschenken, seine Hand an. Rosalie fühlt

*) Einer der besten Schauspieler des moskowischen Theaters. Mehreres über ihn findet man in meiner Beschreibung von Moskwa. Anm. des Übers.

einige Neigung gegen den jungen Vergis, der sie anbetet. Aber der arme Vergis kann ihr nichts anbieten als ein zärtliches Herz, und das wiegt nicht immer die Geschenke des Glücks in den Augen der Mädchen auf. Raouls Reichtum verblendet Rosalien. Sie blickt auf die Geschenke – welche Pracht! wie geschmackvoll! – Vorzüglich gefällt ihr ein Kopfputz von Brillanten. Sie setzt ihn auf, tritt vor den Spiegel, und – reicht dem stolzen Raoul die Hand. Der arme Vergis flieht mit seinen Tränen in die Einsamkeit. – Rosalie lebt nun in einem prächtigen Schlosse, wo sie wie eine Göttin verehrt wird und wo alles ihrer Eitelkeit schmeichelt. Manchmal – aber nur selten – entwischt der ungetreuen Brust ein Seufzer; manchmal – aber nur selten – scheint es ihr, als wenn sie mit dem guten, sie so innig liebenden Vergis doch glücklicher gewesen wäre, als mit dem kalten Raoul. – Bald nach ihrer Verbindung verreist ihr Gemahl, ohne zu sagen, wohin? – Als er von Rosalien Abschied nimmt, überreicht er ihr einen Schlüssel zu einem verschlossenen Zimmer, beschwört sie aber, bei seinem und ihrem Leben, keinen Gebrauch davon zu machen. Rosalie versichert ihm mit den heiligsten Eidschwüren ihre Neugierde zu bekämpfen, und kaum ist er aus dem Hause als – sie die Tür öffnet. – Welch ein Schauspiel! Sie erblickt die blutigen Köpfe der beiden vorigen Weiber Raouls, mit der feurigen Inschrift: „Siehe dein Schicksal!" – Raoul war nämlich prophezeit worden, daß ihm die Neugierde seiner Weiber das Leben kosten würde; und deswegen hatte er sie auf die Probe gestellt, ob sie mit diesem Fehler behaftet wären; und da er dies fand, so hatte er sie gemordet, in der Hoffnung sich selbst zu retten. Die Dugazon macht die Rosalie. Blaß, mit fliegenden Haaren wirft sie sich nach der unglücklichen Entdeckung in einen Sessel und singt mit der rührendsten Stimme:

Ah! quel sort
le barbare
me prépare!
c'est la mort!
c'est la mort!

Jetzt erscheint Vergis in weiblicher Kleidung als Rosaliens Schwester. Welch ein Anblick! — Er will, er muß die Unglückliche retten. Aber wie? — Allein und ohne Waffen, unter zahlreichen Feinden! — Nur ein Mittel bleibt ihm übrig. Er schickt seinen Knappen an Rosaliens Fenster und meldet ihm alles. — Unterdessen kommt Raoul nach Hause. Er ist von allem unterrichtet und befiehlt Rosalien mit drohender Stimme, sich zum Tode zu bereiten. Keine Tränen, keine Klagen rühren ihn. — Nirgends ist Rettung! Umsonst schaut der ungeduldige Vergis aus dem Fenster nach dem rettenden Bruder. — Keine Hilfe! — Endlich entdeckt sich der verzweifelte Liebhaber. Er sagt Raoul wer er ist, bekennt ihm, daß er seine Gemahlin liebt und erbietet sich, mit ihr zu sterben. Raoul läßt ihn ins Burgverließ werfen, und Rosalie erwartet den Todesstreich. Schon schwebt das blinkende Schwert über ihrem Haupte — als auf einmal die Tür aufgerissen wird. Gewappnete Ritter stürzen herein — sie stürzen auf Raoul und seine Krieger — sie siegen — und Rosalie erkennt ihren Bruder. Ihr grausamer Gemahl wird getötet, und der zärtliche Vergis liegt zu ihren Füßen. — Hier endigt sich das Stück, zu welchem Gretry eine vortreffliche Musik gemacht hat.

Die Operette „Peter der Große" hat sehr rührende Szenen, wenigstens für einen Russen. Die Handlung geht in einem Dorfe vor, nicht weit von der russischen Grenze, wo sich der Kaiser mit seinem Freunde Lefort aufhält, um die Schiffsbaukunst zu lernen. Vom frühen Morgen bis an den späten Abend arbeitet er in den Docken. Jedermann bewundert seinen Fleiß, und überall ist er unter dem Namen des guten, fleißigen und verständigen Peters bekannt. Der junge wohlgebildete Schauspieler Michud, welcher diese Rolle spielt, schien mir ein lebendiges Abbild unseres großen Kaisers. Vielleicht war diese Ähnlichkeit größtenteils ein Werk der Einbildungskraft; aber ich hütete mich wohl, diese Täuschung zu stören, die mir so vielen Genuß verschaffte. — In demselben Dorfe wohnt die reizende Catherine, eine junge tugendhafte Witwe, und der Liebling aller Bewohner des Dörfchens. Peter, rasch und

feurig in allen seinen Leidenschaften, verliebt sich in die junge und schöne Catherine und entdeckt ihr seine Leidenschaft. Catherine liebt ihn gleichfalls. Nie hatten ihre Augen einen schöneren und liebenswürdigeren Mann gesehen und nie war ihr Herz so mit den Augen einverstanden gewesen. Sie verhehlt ihm ihre Gefühle nicht und reicht ihm die Hand. Tränen des Entzückens überströmen bei diesem Geständnisse ihr schönes Gesicht. Der Kaiser schwört ihr, sie zu seiner Gattin zu machen — das Wort war seinen Lippen entwischt, es ist ihm heilig. — Als Lefort allein mit ihm ist, bezeigt er ihm seine Verwunderung über seinen Entschluß. „Wie?" — sagt er, „eine arme Bäuerin soll die Gemahlin meines Kaisers werden? — Aber du bist einzig in allen deinen Handlungen — du willst in deinem Lande die Würde des Menschen erheben und dein großer Geist sieht mit Verachtung auf die kleinlichen Vorurteile der Eitelkeit. Nur der Adel der Seele gilt in deinen Augen, und Catherine besitzt diesen Adel — so werde sie denn immerhin die Gemahlin meines Kaisers, meines Vaters und Freundes!" —

Der zweite Aufzug hebt mit der Verlobung an. Hundertjährige Greise, gestützt auf die Schultern ihrer Enkel, nahen sich der Braut, reichen ihr die kalten zitternden Hände und wünschen ihr mit tränenden Augen Glück. Junge Mädchen bekränzen das liebenswürdige Paar mit Rosen und singen bräutliche Lieder. „Guter Peter," sagen die Alten, „liebe immer Deine holde Catherine und bleibe der Freund unseres Dorfes." Gerührt wendet sich der Monarch zu Lefort, und sagt ihm leise ins Ohr: „Das ist die zweite wahrhaft glückliche Stunde meines Lebens. Die erste genoß ich da, als ich den Entschluß faßte, der Vater meines Volkes zu werden und dem Allmächtigen feierlich angelobte, diesen Vorsatz auszuführen." — Man setzt sich nun um das junge Paar her, und alles ist heiter und glücklich. Die Alten wissen, daß Lefort gut singt, und so bitten sie ihn, irgend ein hübsches Liedchen zu singen, aber nichts Neumodisches; sondern was Altes und Gutes. — Lefort nimmt die Zither und nachdem er ein wenig nachgesonnen hat, fängt er an:

Es war einmal ein guter Fürst,
Ein guter Fürst und Kaiser;
Den liebten im Lande wohl Groß und Klein,
Wie ihren Freund und Vater.

Der gute Fürst verläßt den Thron,
Das Glück des Volks zu bauen;
Das Zepter macht er zum Wanderstab,
Und zieht in fremde Länder.

Warum verläßt der Fürst den Thron,
Das Glück des Volks zu bauen?
Warum ergreift er den Wanderstab
Und zieht in fremde Länder?

Um überall von jedem Volk
Das Beste abzusehen,
Um Kunst und nützliche Wissenschaft
Zu lernen in der Fremde.

Und warum will von jedem Volk
Das Beste er absehen?
Was hilft ihm die Kunst und Wissenschaft
Der nahen und fernen Länder?

Das Beste will er in sein Land
Mit eigner Hand verpflanzen;
Und nützliche Kunst und Wissenschaft
Will er sein Volk selbst lehren.

O großer Kaiser, guter Fürst!
Des Volkes Freund und Vater!
Dir kommt kein Herrscher der Erde gleich
Mit Recht heißt du d e r E r st e.

Die guten Landleute loben das Lied; nur wollen sie nicht glauben, daß es wirklich jemals einen solchen Fürsten gegeben habe. Catherine ist am meisten gerührt. In ihren schwarzen Augen glänzen Tränen. „Nein," sagt sie zu Lefort, „nein, du täuschest uns nicht, dein Lied enthält Wahrheit; sonst hättest du es nicht mit solchem Gefühl singen können." – Was muß nicht Peter bei diesem Auftritte empfinden! – Bald verändert sich die Szene. Mentschikoff erscheint und ruft den Kaiser auf die Seite. Hier entdeckt er ihm, daß sich in Rußland das Gerücht verbreitet habe, er sei tot, daß die Übelgesinnten überall die Fahnen des Aufruhrs erheben und daß deswegen seine Rückkehr nach Moskau durchaus nötig sei. Endlich meldet er ihm, daß ihn sein treues preobraschenskisches Regiment in der Nachbarschaft, an der Grenze erwarte. Peter fürchtet die Aufrührer nicht. Er weiß, daß ein einziger seiner großen und hellen Blicke hinreicht, alle Wolken, die sich an Rußlands Horizont emportürmen, zu zerstreuen. Aber er eilt sich seiner getreuen Garde zu zeigen. Die zärtliche Catherine vermißt ihren Freund. Sie sucht ihn überall, ohne ihn zu finden. Endlich hört sie, daß er fort sei. Ihr Herz erstarrt. „Peter hat mich betrogen – er hat mich verlassen" – diese Worte ersterben auf ihren bleichen Lippen. – Sie sinkt in Ohnmacht. – Als sie wieder zu sich kommt, erblickt sie Peter zu ihren Füßen; aber nicht mehr den armen Arbeiter Peter, sondern den mächtigen Kaiser, umringt von seinen Großen. – Catherine sieht nur ihren Geliebten. Über die Freude, ihn wieder zu haben, vergißt sie alles andere. Endlich entdeckt ihr Peter, wer er ist. „Ich suchte ein zärtliches Herz," sagte er, sie umarmend, „das in mir nicht den Kaiser, sondern den Menschen liebte. – Ich habe es gefunden. Mein Herz und meine Hand sind dein, nimm auch meine Krone. Sie wird nicht deine Zierde, du wirst die ihrige sein." – Catherine erstaunt über diese Entdeckung; aber das Diadem macht ihr keine Freude. Sie hätte lieber mit ihrem teuren Peter in einer stillen Hütte gelebt – doch auch auf dem Thron liebt sie ihn. – Die Großen des Hofes bezeigen ihr nun ihre Ehrerbietung und die ganze preobraschenskische Garde erscheint auf dem Theater. Der freudige Glück-

wunsch: „Es lebe Peter und Catherine!“ durchtönt die Luft, und indem der Kaiser seine Gemahlin umarmt, fällt der Vorhang. Ich trockne mir die Augen und freue mich, daß ich ein Russe bin. Der Verfasser des Stückes heißt Bouilli. Schade nur, daß das Kostüm so wenig beobachtet ist. Der Kaiser, Mentschikoff und Lefort erscheinen in polnischer Tracht und ihre Offiziere und Soldaten der preobratschenskischen Garde tragen russische Bauernkleider von grüner Farbe mit gelben Leibbinden. Einige meiner Nachbarn im Parterre versicherten mich, das sei die wahre russische Nationaltracht, und auch jetzt noch gingen die Russen nicht anders. Ich war zu sehr ins Stück vertieft, um sie eines Besseren zu belehren.

Auf dem Theater von Monsieur wird gewöhnlich italienische opera buffa, und nur dann und wann ein kleines französisches Stück gegeben. Die Truppe, die hier spielt, soll eine der besten sein und selbst in Italien nicht ihresgleichen haben. Und in der Tat findet man hier seltene Talente Md. Balletti ist die erste Sängerin und nicht allein wegen ihrer Stimme und ihrer Schönheit berühmt, sondern auch wegen ihrer tadellosen Aufführung geachtet. Eine Pariser Schauspielerin und tugendhaft? Das ist wirklich eine seltene Erscheinung, und deswegen nennen sie auch die englischen Lords seufzend einen Phönix. Unter den Sängern sind Raffanelli, Mandini und Viganoni die berühmtesten.

Das neue Theater des Variétés ist das prächtigste unter allen hiesigen Schauspielhäusern; ein prächtiger Saal, schön verzierte Logen, treffliche Korridors! — Hier werden Lustspiele und Dramen gegeben; manchmal sehr gut, manchmal aber auch nur mittelmäßig! Der bekannte Monvel, einer der ersten Schauspieler in Paris, Lecains Nebenbuhler, spielt jetzt auf diesem Theater. Er ist alt und hat weder Stimme noch Figur; aber alle diese Mängel verdeckt seine Kunst und sein herrliches Spiel. Jedes Wort, das er sagt, macht Eindruck. Seine Augen scheinen wie ausgelöscht und in einem Augenblick glänzen sie von dem lebhaftesten Feuer. Larive, Monvel und Molé sind vielleicht die ersten Schauspieler in Europa.

Außer diesen fünf Haupttheatern gibt es noch eine Menge kleinerer

in Paris, zum Beispiel im Palais Royal, auf den Boulevards und jedes hat seine Freunde. Denn außer den Reichen, die nur für ihr Vergnügen leben, besuchen auch Handwerker, Savoyarden, Hausierer und dergleichen Leute das Theater wöchentlich wenigstens einige Male. Auch sie weinen und lachen, klatschen und pfeifen und entscheiden das Schicksal eines Stückes. Und in der Tat gibt es unter ihnen Kenner, die jeden glücklichen Gedanken des Dichters und jeden passenden Vortrag des Schauspielers bemerken; à force de forger on devient forgeron. Ich habe mich manchmal über den guten Geschmack der hiesigen Parterre gewundert, die größtenteils mit Leuten aus den niedrigen Ständen angefüllt sind. Der Engländer glänzt im Parlamente und auf der Börse, der Deutsche in der Studierstube, und der Franzose im Theater.

Im ganzen Jahre werden die Theater nur zwei Wochen lang geschlossen, nämlich in der Marter- und Osterwoche. Aber wie könnten die Franzosen vierzehn Tage ohne öffentliche Belustigungen leben? — Während dieser Zeit werden im Opernhause concerts spirituels gegeben, in denen sich die geschicktesten Virtuosen hören lassen. Ich habe hier einige sehr angenehme Abende zugebracht, und Haydns „Stabat mater“ und Jomellis „Miserere“ haben mir warme Tränen entlockt. Himmlische Musik, die Freuden, die du gewährst, erheben meinen Geist über die Erde und versetzen mich in die Wohnungen höherer Geister! Wer wagt es mir zu leugnen, daß meine Seele bei diesen heiligen, reinen und ätherischen Genüssen nicht etwas Göttliches und Geistiges sei? — Nein, diese zarten Töne, die, gleich lieblichen Westen, mein Herz anwehen, sind nicht die Nahrung sterblicher, irdischer Wesen. — Am meisten hat mich ein Duett gerührt, das Laris und Rousseau miteinander sangen. Sie sangen — das Orchester schwieg — die Zuhörer atmeten kaum — doch, das ist unbeschreiblich.

Paris, im April . . . .

Wie kommt's, daß ich manchmal bekümmert bin, ohne zu wissen warum? — Warum verwandelt sich manchmal der Tag vor meinen

Augen in Nacht, so hell auch die Sonne am Himmel scheint? — Wer erklärt mir diese melancholischen Gefühle, bei denen die Seele gleichsam erstarrt und das Herz unwillkürlich zusammengepreßt wird? — Sind sie vielleicht Ahnungen eines bevorstehenden Unglücks, oder sind sie Folgen vergangener Leiden? — In einer solchen traurigen Stimmung war ich mehrere Stunden umhergestrichen und befand mich endlich in dem Gehölze von Boulogne vor dem alten gotischen Schlosse Madrit, das Franz der Erste im 16. Jahrhundert nach seiner Rückkehr aus Spanien erbaut hat. Es ist ringsum mit tiefen Gräben und dunkeln Arkaden umgeben und die Terrassen sind mit Gras bewachsen. Wo ehemals Franz der Erste alle Vergnügungen der Liebe und des Wohllebens genoß, wo er unter dem zärtlichen Gelispel der Harfen und Gitarren in den Armen der Wollust entschlummerte, da herrscht jetzt Stille und Öde. Um mich her spielten die Hirsche. Die Sonne stand tief im Westen. Der Wind rauschte in den Gipfeln der Bäume. Ich trat ins Innere des Schlosses — die Basreliefs der Treppe, welche Szenen aus Ovids Metamorphosen vorstellen, sind mit grünem Moose bewachsen. Aus der heißen Brust des liebenden Piramus sproßt hier kalter Wermut und dort verwischt die Zeit mit ihrer alles zerstörenden Hand den Betrug der listigen Juno, der die unglückliche Semele in Asche verwandelt. — In den drei ersten Sälen fand ich alles leer und wüste; aber als ich in den vierten, mit Bildhauerarbeit und Malereien verzierten Saal trat, hörte ich einen tiefen Seufzer — ich sah mich um, und — stellt Euch mein Erstaunen vor! — erblickte in einem Winkel auf einem großen Lehnstuhle eine alte, blasse, ausgetrocknete und schlechtbekleidete Frau von ungefähr sechzig Jahren. Als sie mich gewahr wurde, nickte sie mit dem Kopfe und grüßte mich mit leiser Stimme. Einige Minuten lang stand ich unbeweglich. Endlich trat ich näher und redete sie an. Da erfuhr ich denn, sie sei eine arme Frau, die ihr Brot vor den Türen suche und schon seit zwei Jahren in diesem wüsten Schlosse wohne. „Und niemand beunruhigt sie hier?" fragte ich. — „Wer sollte mich hier beunruhigen? Nur einmal ist der Aufseher des Schlosses hier gewesen. Er fand mich im Vorzimmer auf einem Strohlager. Ich erzählte ihm

meine und meiner Tochter Geschichte; da gab er mir drei Livres und erlaubte mir diesen Saal zu bewohnen; denn hier sind die Fenster ganz, und man ist vor Wind und Wetter gesichert. Der brave Mann!" — „Sie hat also eine Tochter!" — „Nicht mehr, jetzt ist sie dort, dort oben! Ach! Ich lebte mit ihr wie im Paradiese; in einer kleinen Hütte waren wir glücklich und ruhig. Damals war alles besser und die Menschen hatten noch Herzen. Meine Tochter war von jedermann geliebt. Sie sang gern und wenn sie am Fenster saß oder in den Wald nach Blumen ging und ihre helle Stimme hören ließ, blieb alles stehen und hörte zu. Mir sprang das Herz vor Freude. Unser Hauswirt dachte menschlich; wenn Luise bat, so wartete er gern noch eine zeitlang auf den Hauszins. Aber als sie nun tot war, jagte er mich nackt und bloß aus der Hütte. Durchirre die Welt, hieß es nun, und erweiche die Steine mit deinen Tränen." — „Hat Sie keine Verwandte?" — „O ja; aber heutzutage sorgt ein jeder für sich. Mich hat niemand nötig und ich falle nicht gern zur Last. Gott sei Dank! Ich habe ein Obdach gefunden. Wissen Sie wohl, daß einst der König Franz der Erste dieses Schloß bewohnte? Manchmal kommt es mir vor, als wenn er des Nachts mit seinen Ministern und Generalen umherginge und sich mit ihnen von den vergangenen Zeiten unterhielte." — „Und Sie fürchtet sich nicht?" — „Fürchten? Das habe ich schon seit langem verlernt." — „Aber was soll aus Ihr werden, meine gute Alte, wenn Sie krank wird oder vor Alter nicht mehr fort kann?" — „Was aus mir werden soll? Ich sterbe, man begräbt mich, und alles ist vorbei." — Wir schwiegen beide. Ich trat an das Fenster und blickte auf die untergehende Sonne, welche die malerische Gegend umher mit ihren milden Strahlen beleuchtete. Mein Gott! dachte ich, welche Pracht und Schönheit ist nicht überall in der physischen Natur; und wie viel Elend und Jammer in der moralischen! Freut sich wohl der arme, von der Last seines Schicksals niedergedrückte, von harten und kalten Menschen verstoßene Unglückliche, an dem prachtvollen Golde der Sonne und an dem reinen Blau des Himmels? Laben ihn wohl die Reize der grünen Wiesen und Wälder? O nein! Er trauert immer und überall, der arme

Leidende! Bedecke ihn, dunkle Nacht, mit deinem Schleier; trage ihn fort, brausender Sturmwind, auf deinen Schwingen, dorthin, wo die Edlen frei von Kummer sind und die Wellen der Ewigkeit die beängstigten Herzen mit sanfter Kühlung erquicken! — Die Sonne war untergegangen. Ich drückte der Alten die Hand — und machte mich auf den Rückweg.

Paris, im Mai . . . .

So eben habe ich Euren Brief erhalten. — Wie ich mich freue, brauche ich Euch nicht zu sagen. Konntet Ihr's wohl übers Herz bringen, mir in drei Monaten nicht zu schreiben? — Ihr wußtet wahrscheinlich nicht, wie viel mich Euer Stillschweigen gekostet hat; sonst hättet Ihr mich ohne Zweifel nicht so lange warten lassen. — Verzeiht mir, teure Freunde, wenn dies einem Verweise ähnlich sieht; mir war in der Tat traurig zu Mute. Jetzt danke ich Gott und alles ist vergessen.

Ihr meint, es hätte das Ansehen gehabt, als würde ich Genf gar nicht verlassen? Ach! Wenn Ihr wüßtet, wie lang mir zuletzt die Zeit dort wurde! — Aber, werdet Ihr nicht fragen, warum setztest du denn deinen Stab nicht weiter? — Einzig und allein deswegen, weil ich von Tag zu Tag auf Briefe von Euch wartete. Dabei verging die Zeit. Ich wollte meine Reise gern mit beruhigtem Herzen fortsetzen; aber leider konnte ich das nicht.

Ja, Du hast Recht, lieber A., Paris hat nicht seinesgleichen. Nirgends findet man so viel Gelegenheit zu philosophischen Betrachtungen; nirgends gibt es so viele Gegenstände der Aufmerksamkeit für den Kenner der Künste; nirgends kann man so viele Vergnügungen und Zerstreuungen genießen, als hier. Aber nirgends gibt es auch so gefährliche Klippen für die Philosophie, und besonders für die Moral, als hier. Tausend Netze sind aufgestellt für jede Schwäche des Herzens. — Du schiffst hier auf einem gefahrvollen Meere, dessen reißende Wogen dich aus der Scylla in die Charybdis schleudern. — Sirenen in Menge und ihre Gesänge so süß und einschläfernd! — wie leicht

ist es da möglich sich zu vergessen und — einzuschlummern. Und immer hat das üble Folgen. — Die erste und unausbleiblichste ist wenigstens ein — leerer Beutel.

Übrigens sind die Vergnügungen in Paris nicht immer kostbar; im Gegenteil, kann man mit wenigem recht vergnügt leben; es versteht sich nämlich, daß dies nur im Geleise der Ordnung und Sittlichkeit möglich ist. Wer mit den Opernsängerinnen und Schauspielerinnen nähere Bekanntschaft machen will, wer Häuser besucht, wo hoch gespielt wird, und alle Partien mitmacht, der muß freilich reich sein, wie ein Lord. Aber auf folgende Art kann man seine Zeit recht angenehm zubringen, ohne eben großen Aufwand zu machen.

Man mietet ein Zimmer in einem der besten Hotels*). Des Morgens beim Kaffee — den man, beiläufig gesagt, weder in Deutschland, noch in der Schweiz so gut zu kochen versteht als hier, liest man Journale und Zeitungen, wo man immer etwas Merkwürdiges, etwas zu weinen oder zu lachen, findet. Unterdessen kommt der gesprächige, possierliche Haarkräusler, der allerhand Schnacken und Schnurren von Mirabeau und Maury, von Bailly und Lafayette erzählt, während er die Haare mit den schönsten Gerüchen der Provence einbalsamiert und mit dem weißesten und leichtesten Puder bestreut. Darauf wirft man sich in einen simplen, reinlichen Frack und durchstreift die Stadt. Man geht ins Palais Royal, in die Tuilerien, in die Elysäischen Felder, zu irgend einem berühmten Schriftsteller oder Künstler, in die Kupferstichladen oder zu Didot, um die prächtigen Ausgaben der griechischen und lateinischen Klassiker zu bewundern. Unterdessen kommt der Mitag heran. Nun geht man zu irgend einem Restaurateur, wo man für einen Rubel fünf bis sechs gute Schüsseln nebst einem Dessert bekommt. Die Zeit bis zur Komödie bringt man mit Besehen einer Kirche voll Monumente, einer Bildergalerie, einer Bibliothek oder eines Naturalienkabinett zu, und mit dem Glockenschlage sechs tritt man in's

*) In den Hotels findet man bloß Logis und Bedienung. Kaffee oder Tee läßt man sich aus dem nächstgelegenen Kaffeehause, sowie das Essen vom Speisewirt bringen.

Opernhaus oder in irgend ein anderes Theater, je nachdem man Augen- oder Ohrenweide sucht, je nachdem man Lust zu weinen oder zu lachen hat. Nach dem Schauspiele erholt man sich von den mannigfaltigen Empfindungen in einem Kaffeehause des Palais Royal bei einer Schale Bavaroise – besieht die prächtige Beleuchtung der Gewölbe, Arkaden und Alleen, horcht manchmal auf die Gespräche der dortigen tiefen Politiker und kehrt dann in sein stilles Zimmer zurück, wo man den Tag überdenkt, seine Ideen sammelt und vielleicht einige Zeilen in sein Tagebuch schreibt. Endlich wirft man sich auf das weiche Bett, und – womit sich jeder Tag und auch das Leben schließt – schlummert unter fröhlichen Gedanken an den kommenden Morgen ein. – So bringe ich meine Zeit in Paris zu und bin dabei recht heiter und zufrieden.

Jetzt einige Worte über die vorzüglichsten Gebäude in Paris: das Louvre war anfangs nichts weiter, als eine fürchterliche Festung, und diente Clodwigs Nachkommen zur Wohnung und zum Staatsgefängnisse für die unruhigen Barone. Franz der Erste, welcher den Krieg, die Weiber und das Bauen mit gleicher Leidenschaft liebte, riß die gotischen Türme bis auf den Grund nieder und baute einen weitläufigen Pallast an deren Stelle, zu dessen Verschönerung die besten Künstler seiner Zeit beitrugen, der aber erst von Carl dem Neunten gänzlich vollendet wurde. Endlich kam Ludwig der Vierzehnte auf den Thron und mit ihm die Künste und Wissenschaften. Das Louvre erhielt seine prächtige Kolonnade, die unleugbar das schönste Werk der französischen Baukunst ist, und um so mehr Bewunderung verdient, weil sie nicht etwa von einem berühmten Baumeister, sondern von dem Doktor Perrault herrührt, den Boileau in seinen Satyren so mitgenommen hat. Es ist unmöglich dieses herrliche Werk, dem eine Terrasse mit geschmackvollen Ballustraden zum Dache dient, ohne eine gewisse Ehrfurcht zu betrachten. Oft stelle ich mich dem Haupttore gegenüber und philosophiere über die Fortschritte des menschlichen Geistes. Wie viele Jahrtausende sind nicht seit dem ersten von Zweigen geflochtenen Obdach, unter welchem der wilde Nachkomme Adams Schutz gegen die rauhe Witterung

suchte, bis zu der gigantischen Kolonnade des Louvre, diesem Wunder der Pracht und des Geschmacks, verflossen! – Wie klein ist der Mensch und wie groß ist sein Geist! Wie unmerklich sind die Fortschritte des menschlichen Verstandes, dabei aber wie mannigfaltig und unendlich! – Ludwig der Vierzehnte bewohnte lange Zeit das Louvre, aber endlich zog er ihm Versailles vor, und nun bewohnte es Apollo mit den Musen. Alle Akademien wurden hieher verlegt, und die berühmtesten Schriftsteller erhielten hier Wohnungen. Indem Ludwig seinen Pallast dem Genie überließ, sorgte er eben so wohl für seinen Ruhm, als für die Ehre der Wissenschaften und Künste.

Bei Gelegenheit des Louvre kann ich den Obelisk von Schnee nicht unerwähnt lassen, den die Armen in dem harten Winter von 1788, als einen Beweis ihrer Dankbarkeit gegen den König, der sie mit Holz versorgt hatte, dem Louvre gegenüber errichtet hatten. Alle Pariser Dichter verfertigten Inschriften auf dieses seltene Denkmal, worunter folgende eine der besten ist:

Dies Monument, das einem guten König
Der Armen Dank erbaut, ist freilich nur von Schnee;
Doch lieber ist es seinem Vaterherzen,
Als teurer Marmor mit des Volkes Schweiß bezahlt.

Um das Andenken an diesen rührenden Vorfall zu erhalten, hat ein reicher Mann namens Joubot, vor seinem Hause, nicht weit von den Tulerien einen marmornen Obelisk errichten lassen, worauf man alle Inschriften des Schneemonumentes findet. Ich bin dort gewesen und habe sie gelesen; aber indem es mir beifiel, wie jetzt dem armen König mitgespielt wird, konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren: „dieses Denkmal der Dankbarkeit ist ein wahrer Beweis der Undankbarkeit der Franzosen.“ –

Die Tuileries. Dieses Wort bedeutet eigentlich Ziegelhütten, deren es wahrscheinlich vor Zeiten in dieser Gegend gab. Das Schloß der Tuileries ist von Catherinen von Medicis erbaut. Es besteht aus fünf Pavillons und vier Corps-de-

Logis, und ist von außen mit Kolonnaden, Frontons, Statuen, und endlich mit dem Bilde der Sonne und dem Namenszuge Ludwigs des Vierzehnten verziert. Die Ansicht dieses Palastes ist mehr angenehm als imponierend, wozu wohl die schöne Lage vieles beiträgt. Auf der einen Seite fließt die Seine und vor der Hauptfassade ist der herrliche Garten der Tuileries mit seinen Terrassen, Blumenstücken, Bassins, Statuen, und was das beste ist, mit seinen alten, dichten Alleen, durch die man in der Ferne den schönen Platz Ludwigs des Fünfzehnten erblickt. Das Schloß der Tuileries wird jetzt von der königlichen Familie bewohnt, dessen ungeachtet aber habe ich auch das Innere desselben gesehen. Am zweiten Pfingsttage geht der König mit den Rittern des heiligen Geistordens in die Kirche. Ihn begleitet die Königin mit ihren Damen. Ich war bei dieser Prozession gegenwärtig. Sobald der König mit seinem Gefolge vorüber war, stürzten die neugierigen Zuschauer in die inneren Gemächer. Ich folgte der Menge, die aus einem Saale in den andern, selbst bis ins Schlafzimmer drang. „Wohin meine Herren? Was wollen Sie?" riefen die Hoflakaien. „Wir wollen uns umsehen", antwortete man, ohne sich stören zu lassen. – Die Verzierungen der Zimmer bestehen in Tapeten aus der berühmten Fabrik aux Gobelins, in Gemälden, Statuen, Grotesken, Bronzen und Kaminen. Unterdessen war meine Aufmerksamkeit doch mehr auf die Menschen, als auf die Verzierungen gerichtet. Da standen Minister und Exminister, Hofleute und alte Diener des Königs, und sahen mit Achselzucken die unartige Aufführung der liederlich gekleideten jungen Leute, die lärmend und schreiend hin und her liefen. Mir selbst ward das Herz schwer. „Ist das wohl", dachte ich, „der ehemals so glänzende, prachtvolle Hof des Königs von Frankreich?" – Wo ich zwei miteinander heimlich sprechen sah, da glaubte ich, sie sprächen von Frankreichs unglücklicher Lage und von seinen vielleicht noch bevorstehenden fürchterlichen Katastrophen. – Der zweite Sohn des Herzogs von Orleans spielte mit einem ehrwürdigen Alten Billard in einem der Zimmer. Er hat eine sehr schöne Bildung und seine Seele kann unmöglich der Seele seines Vaters ähnlich sein.

Die Tuileries sind mit dem Louvre vermittelst einer Galerie verbunden, die gewiß in Ansehung der Länge und Pracht nirgends ihresgleichen hat. Hieher soll das königliche Museum oder die Sammlung von Gemälden, Statuen, Altertümern etc. kommen, die jetzt hie und da zerstreut ist.

Das Luxemburg ist ein majestätisches Gebäude aus den Zeiten der Maria von Medicis. Maria von Medicis, die Gemahlin eines großen, und die Mutter eines schwachen Fürsten, herrschsüchtig, ohne alles Talent zum Regieren, lange Zeit Heinrichs des Vierten Xanthippe, folgte diesem Monarchen auf dem Throne, um die Früchte von Sullys Sparsamkeit zu verschleudern, die Flammen des Bürgerkrieges in Frankreich zu entzünden, Richelieu zu bereichern, und endlich das Opfer seiner Undankbarkeit zu werden. Mit Millionen überschüttete sie ihre unwürdigen Lieblinge und starb arm, verjagt, im Elende. Kaum konnte sie ihren Hunger stillen und ihre Blöße bedecken. Der Gang der Vorsehung ist manchmal schrecklich. Diese Gedanken drängten sich mit beim Anblicke des prächtigen Luxemburg auf.

Für ein kleines Trinkgeld zeigte man mir auch das Innere. Die Zimmer sind eben nicht merkwürdig; desto mehr aber ist es die berühmte Galerie von Rubens, in welcher dieser niederländische Raphael die ganze Kraft seiner Kunst und seines Genies erschöpft hat. Sie enthält fünfundzwanzig große Gemälde, die alle Heinrich den Vierten und seine Gemahlin Maria zum Gegenstand haben. Was für eine Verschiedenheit in den Figuren dieser beiden Personen! Auf allen Gemälden haben sie einen besonderen Charakter. – Maria, als Kindbetterin ist der Triumph des Rubenschens Pinsels. Die tiefen Züge des Leidens der Wöchnerin, schmachtende Mattigkeit, die erblaßte Rose der Schönheit, die Freude, Mutter des Dauphins zu sein, der Gedanke, daß ganz Frankreich diesen Tag mit banger Ungeduld erwartete und daß Millionen ihre glückliche Niederkunft feiern werden, ihre Zärtlichkeit gegen den Gemahl, dem sie mit ihren Blicken zu sagen scheint: „ich lebe, und wir haben einen Sohn" – das alles ist vortrefflich und mit rührender

Kunst auf Mariens Gesichte ausgedrückt. – Augenscheinlich ist die Königin der Hauptgegenstand des Malers. Auf allen Gemälden nimmt sie den ersten Platz ein. Und das ist kein Wunder; den Rubens malte auf ihren Befehl, nach Heinrichs Tode. Und in der Tat hat der schmeichelnde Maler etwas bewirkt, was weder ein schmeichelnder Historiker, noch ein schmeichelnder Dichter hätte bewirken können – er besticht das Herz zu Mariens Gunsten. Er macht, daß man sie liebt. – Unter den allegorischen Figuren fiel mir vorzüglich ein holdes Gesicht auf, das mit besonderem Fleiße gearbeitet schien. Mein Begleiter belehrte mich, daß dies Gesicht die schöne Helena Forman, Rubens Gattin sei, die der verliebte Maler überall, wo er nur konnte, angebracht habe. Ich liebe die Menschen, die ein zärtliches Herz haben, und dieser Zug von Rubens machte mir ihn um vieles teurer.

Der Garten des Luxemburg war sonst der Lieblingsspaziergang der französischen Schriftsteller. In seinen dichten und schattigen Alleen durchdachten sie die Pläne zu ihren Werken. Hier ging oft Mably mit seinem Freunde Condillac spazieren; hier unterhielt sich der schwärmende Rousseau mit seinem beredten Herzen; Voltaire suchte hier in seinen jüngeren Jahren den harmonischen Rhythmus zu seinen scharfsinnigen Gedanken und der finstere Crebillon entwarf hier seinen Atreus.

Jetzt sind mehrere dieser Alleen ausgehauen oder vertrocknet; doch labe ich mich oft an dem Schatten der noch übrigen alten Bäume – denn ich wohne nicht weit davon in der Straße Guenegaud.

Als ich vor einigen Tagen mit Herrn D. hier spazieren ging, erzählte er mir einen lustigen Vorfall, der sich vor ungefähr fünf Jahren im Garten des Luxemburg zutrug. Ein gewisser Abbé Miolan kündigte in den Zeitungen an, er werde an einem bestimmten Tage aus dem Garten des Luxemburg mit einem Aerostat in die Höhe steigen. Als der Tag erschien, versammelte sich ganz Paris an dem bestimmten Orte und jedermann erwartete mit Ungeduld den Augenblick, wo der Luftschiffer erscheinen würde. Als aber schon mehrere Stunden verstrichen waren und immer noch kein Luft-

ballon zu sehen war, so fragt man endlich, ob das Experiment bald vor sich gehen werde. „Den Augenblick," antwortete der Abbé, „nur ein wenig Geduld!" – Aber es wird Abend und der Aerostat hängt oder liegt noch immer unbeweglich. Nun verliert das Volk die Geduld – es stürzt auf den unglücklichen Luftballon, und in wenigen Sekunden ist er in tausend Fetzen zerrissen. Mit Mühe rettet sich der arme Aeronaut durch die Flucht und den Tag darauf verkaufen die Savoyarden im Palais Royal und an allen Straßenecken „eine schöne Abbildung der berühmten Luftreise des berühmten Abbé Miolan" für einen Sous. Der Abbé hielt es übrigens nicht für ratsam, sich öffentlich zu zeigen, und niemand wußte, wo er hingekommen war. –

Diese lächerliche Geschichte hatte eine andere, fast noch lächerlichere zur Folge. D. befand sich nämlich bald hernach in der Oper, als sich auf einmal ein langer Abbé vor ihn hinstellte und ihn am Sehen hinderte. Er bat ihn höflich, ein wenig auf die Seite zu treten, da Platz genug wäre; aber der Riese tat, als wenn er nichts hörte, und rührte sich nicht von der Stelle. Ein junger Advokat, der neben D. steht, frägt ihn, „ob er wohl wünsche, daß er den Giganten wegschaffe?" – „O, um Himmels willen," antwortete D., „tun Sie das doch ja, wenn es möglich ist." – „Sogleich soll er verschwinden", sagt der Advokat, und flüstert nun den Umstehenden ins Ohr: „das ist der Abbé Miolan!" Nach einigen Minuten schreit das ganze Parterre: der Abbé Miolan! der Abbé Miolan! und alle zeigen mit Fingern auf den langen Abbé. Der arme Teufel ist außer sich und ruft halb in Verzweiflung, bald zur Rechten, bald zur Linken: „Meine Herren, Sie irren sich, ich bin wahrhaftig nicht der Abbé Miolan!" – Aber das Geschrei wird von Minute zu Minute ärger. Parterre und Logen und Galerie rufen mit einer Stimme: der Abbé Miolan! der Abbé Miolan! so daß sich endlich der unhöfliche Riese, der in der Tat nicht Miolan war, genötigt sieht, das Feld zu räumen. D., der sich vor Lachen nicht fassen kann, dankt unterdessen dem jungen Advokaten, während das Geschrei: der Abbé Miolan! der Abbé Miolan! die Musik übertäubt.

Das Palais Royal ist das Herz, die Seele, das Gehirn von Paris, oder vielmehr: Paris im kleinen. Es ward von Richelieu erbaut, der es hernach Ludwig dem Dreizehnten schenkte, nachdem er über das Tor die Worte „Palais cardinal“ hatte setzen lassen. Diese Inschrift wollte mehreren nicht gefallen. Einige nannten sie stolz, andere meinten, es wäre Unsinn, weil man im Französischen nicht sagen könne: Palais cardinal. Doch fanden sich auch einige Verteidiger. Es kam zum öffentlichen Federkriege und der damals so berühmte Kenner der französischen Sprache Balzac spielte in diesem wichtigen Streite eine vorzügliche Rolle — ein Beweis, daß die Köpfe der Pariser sich schon seit langem mit Seifenblasen beschäftigt haben! — Die Königin Anna machte endlich dem Streite ein Ende, indem sie das Wort „cardinal“ ausstreichen und dafür „royal“ setzen ließ. Ludwig der Vierzehnte wurde im Palais Royal erzogen, und schenkte es nachher dem Herzoge von Orleans.

Das Äußere dieses viereckigen Palastes, der unstreitig das weitläufigste Gebäude in ganz Paris ist, und alle Arten der Baukunst in sich vereinigt, werde ich Euch nicht weiter umständlich beschreiben; nur das, was zu dem eigentlichen Charakter desselben gehört, will ich Euch etwas genauer erzählen. — Die Familie des Herzogs von Orleans bewohnt nur den kleinsten Teil des ersten Stockwerkes; alles übrige ist dem Vergnügen des Publikums oder dem Nutzen des Besitzers geweiht. Hier findet man Schauspielhäuser, Klubs, Konzertsäle, Magazine aller Art, Kaffeehäuser, Speisehäuser und Kramläden, reiche Ausländer mieten hier Zimmer, die brillantesten Nymphen der ersten Klasse wohnen hier, und nicht weit davon nisten auch die verächtlichsten dieser Kreaturen. Alles, was es in Paris gibt — (und was gäbe es nicht in Paris?) — findet man auch im Palais Royal. Du hast einen neuen modischen Frack nötig? — Komm hieher und ziehe ihn an. Du wünschest in wenigen Augenblicken deine Zimmer mit den schönsten Möbeln oder mit Verzierungen anderer Art zu schmücken? — Hier findest Du alles fertig. Du suchst Gemälde oder Kupferstiche von den besten Meistern? — Komm hieher und

wähle. Die kostbarsten Kleinodien aller Art, goldene und silberne Gefäße – mit einem Worte a l l e s kann man hier für Geld haben. Sogar Bibliotheken in allen Sprachen und aus allen Fächern stehen in den geschmackvollsten Schränken zur augenblicklichen Aufstellung bereit. Und so kann sich an diesem Zauberorte der wildeste Neuseeländer in einer halben Stunde in den schönsten Pariser Stutzer verwandeln und sich alle Herrlichkeiten eines Finanziers verschaffen, selbst die blühende Lais nicht ausgenommen, die alle Minuten vor Liebe zu ihm stirbt. Alle Mittel gegen die Langeweile, alle möglichen Arzneien für Leib und Seele, alle Arten, die Zeit zu genießen oder zu verschwenden, sind hier beisammen, und man kann sein ganzes Leben, auch wenn es hundert Jahre und darüber dauerte, in dieser Zauberwelt verträumen und dann mit der Überzeugung sterben, daß man alles gesehen und erfahren hat.

In der Mitte des P a l a i s R o y a l ist seit einiger Zeit ein Garten angelegt, dessen Plan in der Tat sehr gut ist, mit welchem aber die Pariser sehr unzufrieden sind. Denn sie können die schattigen Bäume nicht vergessen, die sonst diesen Platz zierten, und welche der gefühllose H e r z o g v o n O r l e a n s, der neuen regulären Alleen wegen, hat umhauen lassen. „Jetzt" beklagen sich die Unzufriedenen, „jetzt stehen die Bäume so weitläufig, daß sich kaum ein Sperling unter ihrem Laube verstecken kann – da man sonst selbst an dem heißesten Sommertage hier eben so viel Kühlung fand, wie in dem dichtesten Walde. Der berühmte Krakauer Baum (arbre de Cracovie) erhob sich unter den übrigen wie ein König, in seinem dichten Schatten versammelten sich die alten Politiker und teilten einander bei einem Glase Limonade ‚d i e G e h e i m n i s s e d e r Z e i t u n g e n' mit. Hier enthüllten sie die Geheimnisse der Kabinette und entschieden über Krieg und Frieden. Ehrfurchtsvoll nahte sich von Zeit zu Zeit ein junger Provinziale diesem ehrwürdigen Zirkel, um Stoff zu seinen Briefen an seine Freunde in der Provinz zu sammeln." „Diese Macht", schrieb er, „wird bald einer anderen den Krieg erklären. Das ist gewiß – Ihr könnt es glauben – ich habe es unter dem K r a k a u e r B a u m gehört." – Was muß der für ein Herz haben, der diesen Gegenstand der allgemeinen Verehrung nicht verschonte? –

Kann dem wohl noch etwas heilig sein? – Gewiß nicht! Nein, der Herzog von Orleans ist ein zweiter Herostrat; sein Genius ist der böse Geist der Zerstörung. –

Bei alledem hat der neue Garten seine Schönheiten. Die grünen Pavillons um die Bassins her und der Tempel von Linden, geben einen reizenden Anblick. Doch reizender als alles andere, ist der Zirkus, ein bewundernswürdiges Gebäude, das einzig in seiner Art ist. Es befindet sich in der Mitte des Gartens, hat die Figur eines länglichen Vierecks und ist mit jonischen Säulen und grünem Laubwerk verziert, zwischen welchem die Statuen großer Männer von weißem Marmor hervorblitzen. Von außen scheint dieser Zirkus ein niedriges Lusthaus mit Kolonnaden. Tritt man aber ins Innere, so erblickt man zu seinen Füßen prächtige Säle, Galerien, Manegen. Auf welcher Treppe man hinabsteigt, man wird sich immer im Reiche der Gnomen befinden. Nur ist es nicht finster. Das Licht fällt von oben durch große Fenster herein; und rund umher vervielfältigen sich die Gegenstände in den schönsten Spiegeln. – In den Sälen sind alle Abende Bälle oder Konzerte und die Erleuchtung verschönert das Innere des Zirkus noch um vieles. Auf diesen Bällen und Konzerten kann man sich dreist jeder Dame, und wenn sie auch mit Brillanten übersäet wäre, nähern, und mit ihr sprechen und scherzen. Keine wird darüber böse werden, so gut sie auch übrigens die vornehmen Damen zu spielen wissen. – Auch zeigen die berühmtesten Pariser Fechtmeister in diesen Sälen ihre Kunst, die mich mehrmals in Erstaunen gesetzt hat. – Aus dem Zimmer des Herzogs von Orleans geht ein unterirdischer Weg nach der Manege, auf welchem er reiten und fahren kann. Eine herrliche mit wohlriechenden Kräutern und Blumen besetzte Terrasse bedeckt endlich das ganze Gebäude und ihr Anblick bringt die schwebenden Gärten und Semiranis ins Gedächtnis. Auf ihr befinde ich mich in dem Reiche der Sylphen hoch über der Erde, mitten zwischen Wohlgerüchen; und steige ich dann wieder hinab zu den Gnomen, so fällt mir der lustige Gedanke ein, daß Tausende von Menschen über meinem Kopfe herumwandeln und sich ergötzen.

Das ganze Erdgeschoß des Palais Royal besteht aus Ar-

kaden, deren 180 gezählt werden, und die des Abends, durch Reverberen beleuchtet, die schönste Illumination von der Welt darstellen.

Die Gemächer, welche die Familie Orleans bewohnt, sind reich und geschmackvoll verziert. Dort ist die schöne Gemäldegalerie, die der Dresdner und Düsseldorfer nur wenig nachgibt; ein Naturalienkabinett, eine Sammlung von Altertümern, geschnittenen Steinen und Modellen aller Art. –

Doch ist es Zeit meinen langen Brief zu schließen und Euch, meine Freunde, eine gute Nacht zu wünschen.

Paris, im Mai 1790.

Heute hat der junge Scythe Karamsin das Glück gehabt, Barthélemy-Plato in der Akademie der Inschriften kennen zu lernen.

Man hatte mir versprochen, mir seine Bekanntschaft zu verschaffen; aber als ich ihn heute erblickte, konnte ich der ersten Bewegung meines Enthusiasmus nicht widerstehen – ich ging auf ihn zu und redete ihn an. „Ich bin ein Russe," sagte ich, „und habe den Anacharsis gelesen; die Werke großer, unsterblicher Talente entzücken mich, und so erlauben Sie mir, Ihnen das Opfer meiner tiefsten Verehrung, wenn auch in etwas barbarischen Ausdrücken, darzubringen." – Er erhob sich, aus seinem Lehnstuhl, reichte mir die Hand und sein freundlicher Blick versicherte mir schon im voraus eine günstige Antwort. „Ich freue mich Ihrer Bekanntschaft," antwortete er, „ich liebe den Norden und der Held meines Buches ist Ihnen nicht fremd." – „Wohl, wünscht ich einige Ähnlichkeit mit ihm zu haben", versetzte ich; „Ich befinde mich in der Akademie, Plato steht vor mir; aber es fehlt viel, daß mein Name so berühmt wäre, als der Name des Anacharsis"*). – „Sie sind jung," sagte Barthélemy, „Sie reisen

*) „Il me reçut", sagt Anacharsis von Plato, „avec autant de politesse, que de simplicité, et me fit un si bel éloge du philosophe Anacharsis, dont je descends, que je rougissois de porter le même nom". — Anach. Vol. II. chap. VII.

wahrscheinlich, um ihren Geist durch Kenntnisse aufzuklären: das ist Ähnlichkeit genug." — „Und ich werde ihm noch ähnlicher werden," fuhr ich fort, „wenn es mir vergönnt ist, Sie von Zeit zu Zeit zu sehen und zu hören und die Lehren des großen Schriftstellers mit lernbegieriger Seele aufzufassen und meinen Geschmack dadurch zu bilden. Ich brauche nicht nach Griechenland zu reisen: Griechenland ist in ihrem Studierzimmer." — „Nur schade," seufzte der Weise, „daß Sie gerade zu einer Zeit kommen mußten, da Apollo und die Musen Nationaluniform tragen. Doch bitte ich Sie, mich zu besuchen. Jetzt werden Sie meine Vorlesung über die samaritanischen Münzen hören. Sie wird Ihnen langweilig vorkommen, comme de raison; verzeihen Sie mir das. Dafür werden Sie meine Kollegen angenehmer unterhalten." — Unterdessen war die Sitzung eröffnet. Barthélemy setzte sich auf seinen Platz. Er ist der älteste Akademiker, le doyen. Die Versammlung bestand aus ungefähr dreißig Mitgliedern und so viel waren auch ungefähr Zuschauer da. In der Tat fesselte Barthélemys Abhandlung von den Münzen der Samaritaner meine Aufmerksamkeit eben nicht sehr; dafür betrachtete ich aber den Verfasser derselben desto genauer. Barthélemy ist der wahre Voltaire, wie man ihn gewöhnlich auf Kupferstichen sieht. Groß, hager, durchdringende Augen, ein feines attisches Lächeln — das sind Hauptzüge. Er ist weit über siebzig Jahre; und doch ist seine Stimme noch angenehm, sein Gang fest und gerade und alle seine Bewegungen sind lebhaft und munter. Gelehrte Arbeiten machen also nicht immer alt, wie man gemeiniglich glaubt. Nicht das sitzende Leben, sondern ein wildes Leben voll Leidenschaften, füllt das Gesicht mit Runzeln; und Barthélemy hat nie eine andere Leidenschaft gekannt, als die Liebe zum Ruhm, und diese ist immer von seiner Philosophie beherrscht worden. Doch ist er auch, gleich dem unsterblichen Montesquieu, in die Freundschaft verliebt gewesen und er hat das Glück gehabt, seine edelmütige Anhänglichkeit an seinen Freund, den gestürzten Minister Choiseul, zu zeigen, dem er in die Einsamkeit folgte. Ihn und seine Gemahlin hat er in seinem Anacharsis, unter dem Namen Arsamas und

Phedime, mit folgenden schönen und rührenden Worten gezeichnet: „Wie oft haben eure Namen meinem Herzen und meiner Feder entwischen wollen! Wie glänzend strahlen sie mir vor den Augen, wenn ich irgend eine große Eigenschaft des Geistes oder des Herzens beschreibe! – Ihr habt ein heiliges Recht an dieses Buch; ich unternahm es an dem Orte, den eure Gegenwart verschönert, und ob ich es gleich weit von Persien endigte, so schreibe ich es doch immer unter euren Augen! Denn nie, nie wird das Andenken der Stunden, die ich mit euch verlebt habe, in meiner Seele verlöschen. Immer wird es das Glück meiner noch übrigen Tage machen, und wenn ich sterbe, schreibe man auf mein Grab: Er besaß die Freundschaft von Arsamas und der Phedime." –

Auch lernte ich bei dieser Gelegenheit Levesque kennen, dessen russische Geschichte, so viele Mängel sie auch hat, doch immer noch die beste bleibt. Überhaupt haben wir noch keine gute Geschichte Rußlands, das heißt: eine solche, die mit philosophischem Geiste, mit Kritik und edler Beredsamkeit geschrieben wäre – eine Geschichte, die sich mit den Werken eines Tacitus, Hume, Robertson und Gibbon vergleichen ließe. Zwar will man behaupten, unsere Geschichte sei an und für sich selbst nicht interessant genug: dies scheint mir aber nicht der Fall zu sein. Nur muß sie mit Geist, mit Geschmack und Talent geschrieben sein. Wahl und Vortrag können machen, daß der Leser vielleicht erstaunt, wie aus Nestor, Nikon und anderen Annalisten etwas so Anziehendes, Kraftvolles, für Russen und Ausländer Interessantes, habe hervorgehen können. Allerdings haben die Geschlechtsregister der Fürsten, ihre Streitigkeiten und die Einfälle der Polowzer, eben nicht viel Anziehendes; aber, warum braucht man denn ganze Bände damit zu füllen? Warum sollte man nicht lieber, wie Hume in seiner Geschichte Englands, das Unwichtige abkürzen, und hingegen alle Züge, welche den Nationalcharakter bezeichnen, oder die alten Helden und übrigen großen Männer besser schildern, und dann die eigentlich sogenannten Anekdoten mit mehrerem Fleiße bearbeiten? – Wir haben unsern Karl den Großen: Wladimir – unsern Ludwig den Elften: den Zar Iwan – unsern

Cromwell: Godunow — und überdies noch einen Fürsten, dessengleichen keine Geschichte aufzuweisen hat: Peter den Großen. Die Regierungen dieser Fürsten machen die wichtigsten Epochen in unserer Geschichte, und selbst in der Geschichte der Menschheit; sie müssen vorzüglich ausgemalt werden, wenn das übrige nur skizziert wird, — aber freilich skizziert wie Raphael und Michel Angelo ihre Skizzen machen. — Levesque ist als Geschichtschreiber nicht ohne Talente und Verdienste; er stellt ziemlich gut dar, erzählt ziemlich leicht und urteilt gewöhnlich richtig; aber sein Pinsel ist schwach, die Farben sind tot, sein Stil sündigt weder gegen Grammatik noch gegen die Logik; aber es fehlt ihm an Feuer. Überdies ist Rußland ihm fremd; kein russisches Blut fließt in seinen Adern — konnte er wohl die Geschichte Rußlands mit gleicher Teilnahme schreiben, als sie ein Russe geschrieben haben würde? — Vorzüglich aber liebe ich ihn deswegen nicht, weil er Peter den Großen herabwürdigt; (wenn es nämlich überhaupt möglich ist, daß ein mittelmäßiger französischer Schriftsteller unseren großen Kaiser herabwürdigen kann) denn er sagt von ihm: on lui a refusé, peut-être avec raison, le titre d'homme de génie, puisque, en voulant former sa nation, il n'a su qu'imiter les autres peuples. Diesen Vorwurf habe ich auch sogar von Russen gehört, und zwar immer mit großem Verdruß. Ist denn der Weg der Aufklärung nicht ein und eben derselbe für alle Völker? Alle gehen ihn, eins nach dem andern. Zu Peters Zeiten war das Ausland klüger als Rußland, und so mußten die Russen von andern Völkern leihen und lernen und fremde Erfahrungen und Versuche benutzen. Ist es wohl vernünftig, etwas, das schon gefunden ist, noch zu suchen? Sollte denn also Rußland keine Schiffe bauen, kein reguläres Kriegsheer haben, keine Akademien errichten usw., weil alles das ausländische Erfahrungen sind? Wo ist ein Volk, das nicht von andern geborgt hätte? — Und muß man nicht erst einholen, wenn man vorkommen will? — Gut! antwortete man, nur war es nicht nötig, sklavisch nachzuahmen, und Dinge von den Ausländern anzunehmen, die man leicht hätte entbehren können. — Und welches wären denn diese Dinge? Vielleicht

ist die Rede von der Kleidung und den Bärten? — Peter der Große führte die deutsche Kleidung ein, weil sie ihm besser schien; und befahl die Bärte abzuschneiden, weil sie unbequem und häßlich sind. Das lange russische Kleid ist zu schwer und hindert am Gehen — aber es ist auch wärmer, antwortet man — dafür haben wir Pelze — Aber warum sollen wir denn zwei Kleider haben, deswegen: weil es nicht gut ist, mit einem und demselben Kleide in der warmen Stube und in der Kälte zu gehen. Und was den Bart betrifft, so gehört er nur für einen Wilden. Sich nicht barbieren, ist gerade eben so viel, als sich die Nägel nicht abschneiden. Er schützt nur einen sehr kleinen Teil des Gesichts vor der Kälte; wie viele Unbequemlichkeiten aber hat er nicht im Sommer? Und selbst im Winter ist er beschwerlich, wenn sich Reif, Schnee und Eiszapfen daran hängen. Tut nicht ein Muff, der das Gesicht bedeckt, ungleich bessere Dienste? — Überall das Beste wählen, ist der Charakter eines hellen Geistes; und Peter erklärte unsern alten Gebräuchen deswegen den Krieg, weil sie erstlich an und für sich selbst nichts taugten, und dann auch um der Einführung anderer, ungleich wichtigerer und nützlicherer Erfindungen des Auslandes den Weg zu bahnen. Es mußte, sozusagen, der alten eingewurzelten Halsstarrigkeit der Russen auf einmal der Kopf zerschmettert werden, um sie biegsam und zum Unterricht geschickt zu machen. Wäre Peter vielleicht Herr einer einsamen, von anderen weit entlegenen Insel gewesen, so hätte er gewiß in seinem großen Geiste Mittel und Wege gefunden, sein Volk zu beglücken; aber da er in Europa lebte, wo Künste und Wissenschaften überall, nur noch nicht in Rußland blühten, so brauchte er bloß den Vorhang zu zerreißen, der uns die Fortschritte des menschlichen Geistes noch verbarg, und uns zuzurufen: „da sehet! kommt ihnen gleich, und dann übertrefft sie!“ — Die Deutschen, Franzosen und Engländer waren den Russen um mehrere Jahrhunderte zuvor; aber Peter trieb uns mit seiner mächtigen Hand, und wir haben diese Völker bis auf wenige Jahre, die sie vielleicht noch vor uns voraus haben, eingeholt. Alle die traurigen Jeremiaden von Änderung des eigentlichen russischen Charakters, vom Verlust der wahren moralischen Nationalphilosophie, sind entweder

Scherz, oder haben ihren Grund in mangelhaften Einsichten. Es ist wahr, wir sind anders, als unsere bärtigen Vorfahren; aber desto besser! Innerliche und äußerliche Roheit, Unwissenheit, Müßiggang und Langeweile, waren sonst das Los aller Stände; da uns hingegen alle Wege zur Verfeinerung des Verstandes und zu den edlen Vergnügungen des Geistes, geöffnet sind. Alles Nationale ist nichts gegen das Menschliche. Wir sollen Menschen sein, und nicht Sklaven. Was gut für den Menschen ist, das kann nicht schlecht für den Russen sein, und alles, was die Engländer oder Deutschen zum Nutzen der Menschheit erfunden haben, das ist auch mein, denn ich bin ein Mensch. – Noch verdient eine andere sonderbare Meinung widerlegt zu werden. Il est probable, sagt Levesque, que si Pierre n'avoit pas regné, les Russes seroient aujourd'hui ce qu'ils sont — das heißt: Wenn uns Peter der Große auch nicht aufgeklärt hätte, so würden wir doch aufgeklärt sein! – Aber auf welche Art denn? Von selbst? durch den natürlichen Gang der Dinge? – Aber wie viel Mühe hat es nicht dem großen Kaiser gekostet unsere Unwissenheit zu besiegen? – Daraus folgt denn doch wohl, daß die Russen noch nicht vorbereitet, noch nicht reif zur Aufklärung waren.

Unter dem Zaren Alexei Michailowitsch gab es schon viele Ausländer in Moskwa; aber sie wirkten durchaus nicht auf die Russen, die gar keinen Umgang mit ihnen hatten. Die damaligen Stutzer fuhren manchmal auf Schlitten in die deutsche Slobode*) – und dies reichte hin, sie zu Freigeistern zu machen. Nur allein der tätige Wille und die unbegrenzte Macht des Zaren konnte eine so schnelle und reißende Umwandlung hervorbringen. Unsere Verbindung mit anderen europäischen Staaten war nur sehr schwach geknüpft, und fremde Aufklärung konnte deshalb nur schwach auf Rußland wirken; vielleicht hätten mehrere Jahrhunderte kaum hingereicht, das zu bewerkstelligen, was Peter in zwanzig Jahren getan hat. So wie Sparta ohne Lykurg nicht groß geworden

*) Eine Vorstadt von Moskwa, in der damals die Ausländer wohnten.

wäre, so würde Rußland ohne Peter noch nicht aufgeklärt sein.

Unterdessen, meine Freunde, sitzt ihr immer noch mit mir in der Akademie der Inschriften. Man hat unterdessen eine Abhandlung über die Malerei der Griechen und eine Lobrede auf ein verstorbenes Mitglied gelesen. Bei dieser Gelegenheit habe ich wieder eine Bemerkung gemacht, die sich mir schon mehreremal in den Theatern aufgedrungen hat: Das hiesige Publikum verliert nämlich nie einen guten Gedanken oder einen glücklichen Ausdruck des Schriftstellers; immer wird es ihn beklatschen. Vorzüglich aber gefallen Sentenzen, und wenn sie auch nur etwas Gewöhnliches und Bekanntes ausdrücken. So hieß es zum Beispiel in der Lobrede auf den verstorbenen Akademiker: „Das ist ein Beweis, daß edle Seelen die stille Ruhe des Gewissens den rauschenden Erfolgen des Ehrgeizes immer vorziehe." — Bei diesen Worten klatschte das ganze Auditorium Beifall. — Die Sitzung endigte mit der Aufgabe einer Preisfrage für die Altertumsforscher. Darauf machte ich noch Herrn Levesque mein Kompliment über seine gute Meinung von den Russen, denen er wohlwollend, weder den gesunden Menschenverstand noch alle Anlagen zu den Wissenschaften abspricht; und Barthélemy beehrte mich noch mit einigen Höflichkeiten, die ich so gut als möglich erwiderte. Wir schieden wie alte Bekannte.

Heute habe ich auch den berühmten Verfasser der vortrefflichen Erzählungen gesehen, die, wie es scheint, in einem so leichten, gewöhnlichen Stile geschrieben, in der Tat aber vielleicht einzig und unnachahmlich sind. Brauche ich's Euch wohl zu sagen, daß ich von Marmontel rede? — O, ihr solltet ihn genauer kennen — ihr solltet ihn von den glücklichen Zeiten der französischen Literatur reden hören, die für immer vorbei sind! — Denn das Zeitalter eines Voltaire und Rousseau, das Zeitalter der Enzyklopädie und des „Esprit des loix" gibt dem Zeitalter eines Racine, Boileau und Lafontaine nichts nach; und in dem Hause der Madame Nekker und des Baron Olsbach ist vielleicht eben so witzig gescherzt worden, als bei der Ninon Lenclos.

Die Physiognomie Marmontels ist sehr anziehend und seine

Unterhaltung zeigt, daß er in den besten Pariser Gesellschaften gelebt hat. Dessenungeachtet aber schildert ihn ein deutscher Reisebeschreiber, dessen Name mir entfallen ist, als einen groben bäurischen Mann! – Marmontel ist über sechzig Jahre und hat sich unlängst mit einer jungen, liebenswürdigen Frau verheiratet, mit welcher er in ländlicher Einsamkeit ein glückliches Leben führt, ohne sich viel um die Hauptstadt zu bekümmern.

Laharpe wohnt in der Straße Guenegaud in meiner Nachbarschaft. Seine Talente, sein Stil, sein Geschmack und seine Kritik haben ihm schon längst den allgemeinen Beifall erworben. Er ist unleugbar der beste Trauerspieldichter nach Voltaire. Zwar haben seine Trauerspiele nur wenig Feuer und Empfindung; aber seine Verse sind schön und sein Ausdruck ist kräftig. Jetzt schreibt er zugleich mit Chamfort, der gleichfalls Mitglied der Akademie ist, den literarischen Teil des Mercure de France.

Mercier und Florian sind hier; aber bis jetzt habe ich noch nicht Gelegenheit gehabt, sie zu sehen.

Paris, im Mai ....

Der Schauspielerin Dervieux, die zwar in ihrer Kunst nur mittelmäßig, aber dafür desto reizender gewesen ist, und welche mit ihrem einträglichen Gewerbe in einem Zeitraume von ungefähr zwanzig Jahren Millionen zusammengebracht hat, fiel es ein, ein Haus zu bauen, das die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zöge. Dieser Einfall wurde ausgeführt, und in der Tat ist dies Gebäude ein Wunder. Man muß ein Billet haben, um es zu sehen. Herr P., mein Landsmann, verschaffte mir dieses Vergnügen.

Welche Zimmer! Was für Verzierungen! Gemälde, Bronzen, Marmor, Möbeln – alles ist prächtig; alles fesselt die Augen. Das Haus ist nicht groß; aber der Verstand hat den Plan dazu gemacht, die Kunst hat es gebaut, der Geschmack hat es ausgeziert und der Reichtum hat die Kosten dazu hergeschossen. Man findet hier nichts, was nicht schön wäre, und überall ist Bequemlichkeit und Leichtigkeit

mit Kostbarkeit und Pracht verbunden. Nachdem wir ungefähr durch fünf Zimmer gegangen waren, kamen wir ins Allerheiligste — ins Schlafzimmer, dessen Wände mit den schönsten Malereien verziert waren. Hier kniet Herkules vor der Omphale und einige Liebesgötter reiten auf seiner Keule. Armida vor dem Spiegel scheint noch mehr entzückt über ihre Reize zu sein, als über die Huldigungen des neben ihr sitzenden Rinaldo. Venus löst ihren Gürtel und übergibt ihn — man sieht nicht wem — aber wahrscheinlich der Göttin dieses Tempels. Der Blick sucht — was meint ihr wohl? — Zum Lager des Vergnügens, das mit unverwelklichen Rosen übersät ist, gelangt man auf einigen Stufen. Hier muß ohne Zweifel jeder Adonis die Knie beugen. Hinter dem Schlafzimmer findet man in einem mittelmäßig großen Saale ein marmornes Bassin zum Baden. In der Höhe laufen Galerien umher für die Musikanten; wahrscheinlich plätschert die Nymphe nach dem Takte. Aus diesem Saale führt eine Tür in die Gärten der Hesperiden, wo alle Wege mit Blumen bestreut sind und tausend Wohlgerüche die Luft erfüllen. Hie und da erblickt man malerische Wiesen und Gehölze, und jede Pflanze, jedes Blatt scheint aus einer Menge von Tausenden ausgewählt zu sein. Das Gewinde der Gänge leitet zu einem moosigen Felsen, in welchem man eine wilde Grotte erblickt, über welcher die Worte zu lesen sind: Die Kunst führt zur Natur; sie reicht ihr freundschaftlich die Hand. Und auf einer anderen Stelle: Hier genieß ich das Vergnügen des Nachdenkens. Als ein junger Engländer, der uns begleitete, diese Inschrift las, rief er aus: grimace, grimace, Mademoiselle Dervieux! — Die Besitzerin des Hauses bewohnt das zweite Stockwerk. Hier sind die Zimmer zwar auch schön, aber doch lassen sie sich nicht mit den Zimmern des ersten Stockwerkes vergleichen. Ich war neugierig, die Nymphe zu sehen; aber es gefiel ihr unsichtbar zu bleiben. Auf einem Diwan lag ihr Korsett, ein Dokument ihrer feinen Taille, und ein Kopfputz mit rosafarbenen Bändern. Ein grüner seidener Vorhang verbarg uns die berühmte Schönheit; aber wir wagten es nicht, ihn wegzuziehen.

Diese moderne Ninon hat jetzt diesen Zaubertempel verkauft. Ein reicher Amerikaner aus der Zahl ihrer Anbeter hat ihn für 600.000 Livres gekauft, welches die Hälfte der Summe ist, die er zu bauen gekostet hat. Wie man sagt, so wird ihn dieser Liebhaber bei dem ersten Souper, das er darinnen geben wird, seiner Göttin wieder schenken, und ein Blick des dankbaren Erstaunens wird ihn wahrscheinlich dafür belohnen.

Akademien

Mit vereinten Kräften auf ein gemeinschaftliches Ziel hinarbeiten, und zwar nach dem besten Plane – das ist der Zweck aller Akademien. In der Tat hat diese Erfindung den Wissenschaften und Künsten und der Menschheit überhaupt nicht geringen Nutzen gebracht. Es ist ein angenehmer Gedanke, ein Teilnehmer ehrenvoller Arbeiten zu sein – und die Nacheiferung der Mitglieder, die Vereinigung des allgemeinen Ruhms mit der Ehre jedes einzelnen und die gegenseitige, aufrichtige Hilfeleistung beflügeln die Fortschritte des Geistes. Den Pariser Akademien muß man das Zeugnis erteilen, daß sie immer tätiger und nützlicher gewesen sind als alle anderen gelehrten Gesellschaften.

Die eigentliche sogenannte französische Akademie wurde vom Kardinal Richelieu zur Bereicherung der französischen Sprache errichtet und vom Parlament und König bestätigt. Ihre Devise ist: à l'immortalité. Nur schade, daß sie ihr Dasein einem so harten Minister verdankt; schade, daß ihm jedes neue Mitglied bei seinem Eintritt eine Lobrede halten muß; und schade endlich, daß die Hälfte der Mitglieder aus unwissenden Menschen besteht, die nichts weiter als vornehm sind! Dergleichen Leute haben denn doch nun wohl eben nicht viel Ehre von dem Titel eines Gelehrten, und die Ehre der Akademie leidet dabei. Wenn doch ein jeder an seinem Platze bliebe! – Bei alledem herrscht unter den Herren Vierzigern die vollkommenste Gleichheit. Anfangs saßen sie auf gewöhnlichen Stühlen. Aber als eines der vornehmen Mitglieder sich einen Lehnstuhl geben ließ, so nahmen auch die übrigen Lehnstühle. C'est toujours quelque chose! — Die vorzüglichste Frucht dieses gelehrten Baumes ist unstreitig das Wörterbuch der franzö-

sischen Sprache, – Dictionnaire de l'Academie. — Es verdient mit Recht das Lob der Richtigkeit und Reinheit; aber es ist nicht vollständig und in der ersten Ausgabe fehlt sogar das Wort Akademie. Dagegen sind Johnsons englisches und Adelungs deutsches Wörterbuch ungleich vollkommener. Voltaire fühlte vorzüglich die Mängel des Dictionnaire de l'Academie, und hatte die Absicht, es zu verbessern und vollständiger zu machen; aber der Tod verhinderte ihn an der Ausführung dieses Gedankens*). Manchmal hat sich die Akademie auch mit Kritik beschäftigt; aber doch nur selten. So hat sie zum Beispiel aus Gefälligkeit gegen ihren Stifter, Richelieu, zu beweisen gesucht, daß der Cid von Corneille nichts taugt; aber die Pariser Theaterfreunde haben ihn, ihr zum Possen, nur desto mehr erhoben. Gewiß würde die Akademie noch nützlicher sein, wenn sie ein kritisches und literarisches Blatt herausgäbe – denn was könnten nicht die vereinigten Kräfte der besten Schriftsteller leisten? – Doch hat sie auch ohnedies ihren guten Nutzen. Eine Menge der vortrefflichsten Schriften haben dem Ehrgeiz, einen Platz in der Akademie zu haben, ihr Dasein zu verdanken, oder sind geschrieben, um ihren Beifall zu erhalten. Jährlich werden nämlich zwei Preisaufgaben für die Dichtkunst und Beredsamkeit aufgegeben, und am Ludwigstage werden die Preise verteilt, die in goldenen Medaillen bestehen. Man frägt vielleicht, warum Lafontaine, Molière, Jean Baptiste Rousseau und Jean Jaques Rousseau, Diderot, Dorat und viele andere berühmte Schriftsteller nicht Mitglieder der Akademie gewesen sind? – Die Antwort ist leicht: Wo Menschen sind, da gibt es auch Leidenschaften und Neid; und manchmal ist es rühmlicher, nicht Akademiker zu sein. Wahres Talent bleibt nie ohne Belohnung. Es gibt ein Publikum, eine Nachwelt! Und die Hauptsache ist, Belohnung zu verdienen, nicht sie zu erhalten. Nur die Schmierer ärgern sich, daß man ihnen keine Patente gibt. Um

*) Der scharfsinnige Rivarol hat schon längst ein neues philosophisches Wörterbuch der französischen Sprache versprochen; aber es fehlt ihm, wie man sagt, an Fleiße.

die Demütigung zu vermeiden, daß etwa ein Schriftsteller die Ehre ausschlüge, ein Mitglied der Akademie zu werden, ist das Gesetz gemacht, nur diejenigen zu wählen, die sich selbst zu den erledigten Stellen melden. – Der erbittertste Feind dieser Akademie war Piron. Sein Bon Mot: Messieurs les quarante ont de l'esprit comme quatre, und seine lustige Grabschrift: Ci — git Piron; il ne fut rien, pas même Academicien, sind bekannt.

Was aber der Akademie Ehre macht, ist, daß man in ihrem Versammlungssaale unter den Abbildungen der berühmtesten Schriftsteller auch Pirons Büste erblickt. Das ist eine großmütige Rache!

Die Akademie der Wissenschaften, die ihren Ursprung Ludwig dem Vierzehnten verdankt, beschäftigt sich vorzüglich mit der Physik, der Astronomie, der Mathematik und der Chemie und hat zum Zwecke, neue Erfindungen zu machen, oder das Alte zur Vollkommenheit zu bringen und so lautet auch ihr Denkspruch: invenit et perficit. Jährlich gibt sie einen Teil ihrer Werke heraus, die nützlich für den Gelehrten und angenehm für den Liebhaber der Wissenschaften sind. Diese Werke enthalten die zuverlässigste Geschichte der Wissenschaften seit Ludwig XIV. Die Ausländer schätzen es für eine große Ehre, ein Mitglied dieser Akademie zu sein. Die gesetzmäßige Anzahl dieser ausländischen Mitglieder ist acht. Nirgends gibt es jetzt solche Astronomen und Chemiker als in Paris. Selbst die deutschen Gelehrten nennen die Namen Lalande und Lavoisier mit Ehrerbietung. Der erstere dieser Männer beschäftigt sich seit vierzig Jahren nur mit dem Himmel und hat eine große Anzahl neuer Sterne entdeckt. Er ist der Thales unseres Zeitalters, und die vortreffliche Grabschrift des griechischen Weisen im Diogenes Laertius wird auch auf ihn passen:

Thales der Greis vermochte nicht mehr die Sterne zu schauen;
Und so eilt er hinauf, ihnen näher zu sein.

Bei aller seiner Gelehrsamkeit ist Lalande liebenswürdig, lebhaft, munter, trotz dem liebenswürdigsten jungen Franzosen. Seine Tochter erzieht er ganz für den Himmel. Sie lernt Mathematik und Astronomie, und er nennt sie im Scherz Urania. Lalande

steht mit den berühmtesten Astronomen Europas in Briefwechsel und spricht mit der größten Achtung von Bode in Berlin.

Lavoisier ist der Genius der Chemie. Er hat diese Wissenschaft mit unzähligen Entdeckungen bereichert, welche – was das Wichtigste ist – wahrhaft nützlich für die ganze Menschheit sind. Da er vor der Revolution Finanzpächter gewesen ist, so versteht es sich, daß er sein Vermögen nach Millionen zählt; aber seine Reichtümer machen ihn nicht gleichgültig gegen die Wissenschaften; sie dienen ihm vielmehr zum Mittel, ihr Gebiet zu erweitern. Die chemischen Versuche sind nicht selten kostbar, und Lavoisier scheut keine Kosten, und wenn sie auch noch so groß wären, sobald es darauf ankommt, die Wissenschaften mit neuen Erfindungen zu bereichern. Überdies teilt er noch seinen Überfluß mit den Dürftigen. Mit der einen Hand umarmt er den Unglücklichen wie seinen Bruder, und mit der anderen steckt er ihm die Börse in die Tasche. Er kann mit Helvetius verglichen werden, der gleichfalls Generalpächter und ein Freund der Wissenschaften und der Armen war. Aber die Philosophie des letzteren ist nichts gegen die Chemie Lavoisiers. Mein Reisegefährte Becker kann nicht ohne Begeisterung von Lavoisier sprechen, der ihn als einen Schüler Klaproths sehr freundschaftlich aufgenommen hat. Mir schlägt immer das Herz vor Freude, wenn ich sehe, wie die Wissenschaften die Menschen aus allen Ländern vereinigen – wie sie Freundschaft stiften unter Leuten, die sich übrigens durchaus unbekannt sind. Nein! Die Mysosophen mögen sagen, was sie wollen, die Wissenschaften sind etwas Heiliges und Göttliches! –

Der Ruhm Lavoisiers hat vor einigen Jahren mehrere Pariser Damen zu Liebhaberinnen der Chemie gemacht, die dann die Empfindungen des Herzens auf chemische Art zergliederten. –

Bailly ist gleichfalls eins der berühmtesten Mitglieder der Akademie der Wissenschaften. Er ist vorzüglich stark in der Geschichte und Astronomie. Schade, daß er sich in den Strom der Revolution gestürzt hat, der ihn leicht verschlingen könnte*).

*) Leider sind Bailly und Lavoisier in der Folge unter Robespierre als Revolutionsopfer gefallen!

Die Akademie der Inschriften ist gleichfalls von Ludwig dem Vierzehnten gestiftet. Seit einem Jahrhundert arbeitet sie mit Eifer an der Bereicherung der historischen Wissenschaften. Sitten, Gebräuche und Denkmäler des Altertums sind die Gegenstände ihrer Nachforschungen. Sie hat bis jetzt über vierzig Teile ihrer Werke herausgegeben, die man mit Recht eine Goldgrube der Geschichte nennen kann. Sie versetzen gleichsam den Leser in die Zeiten der Perser, Griechen und Römer. Man lebt durch sie im Altertum und ist in Athen und Rom zu Hause. Das Sinnbild dieser Akademie ist die Muse der Geschichte, die in der Rechten einen Lorbeerkranz hält und mit der Linken auf eine Pyramide zeigt, welche die Inschrift hat: vetat mori.

Noch erwähne ich die Akademien der Malerei, Bildhauerkunst und Baukunst, welche alle ihre Sitzungen im Louvre halten, und Ludwigs des Vierzehnten, oder vielmehr seines Ministers Colbert, Liebe zu den Wissenschaften und Künsten beurkunden.

Paris, im Mai ....

Was meint ihr wohl, daß ich heute besehen habe? – Nichts geringeres als die Straßen von Paris – es versteht sich, nur diejenigen, wo es etwas Merkwürdiges gibt. Da ich vergessen hatte, den Plan von Paris mitzunehmen, der mir am besten zum Wegweiser hätte dienen können; so habe ich die Stadt auf den erbärmlichen Fiakern von einem Ende zum anderen durchkreuzt. Um zehn Uhr des Morgens trat ich die Reise an und befahl dem Kutscher vor allen Dingen nach der Quelle der Liebe zu fahren. Da er den Saint Foix nicht gelesen hatte, so verstand er mich nicht. Er riet hin und her, ohne ins Klare zu kommen. Endlich erklärte ich ihm das Rätsel: „Eh bien, dans la rue de la Truanderie“ —„A la bonne heure,“ antwortete er, „vous autres étrangers, vous ne dites le mot propre, qu'à la fin de la phrase“. Und so ging es denn nach der Truanderie. Folgendes ist die Geschichte der Quelle der Liebe:

Agnes Hellebick, eine junge Schönheit am Hofe Philipp

Augusts, liebte unglücklich. Da der leukadische Felsen ein wenig zu weit von Paris entfernt ist, so stürzte sie sich in der Straße Truanderie in einen Brunnen und endigte so die Qualen ihrer Liebe. Dreihundert Jahre darauf stürzte sich ein junger Mensch, den die Grausamkeit seiner Geliebten zur Verzweiflung gebracht hatte, in denselben Brunnen – aber mit großer Behutsamkeit und sehr glücklich. Er ertrank nicht und kam sogar, ohne den geringsten Schaden zu nehmen, in die Tiefe. Seine Geliebte eilte, auf Flügeln des Zephirs getragen, herbei, ließ ein Seil hinab und zog den Ritter herauf, dem sie nun Herz und Hand schenkte. Der Liebhaber ließ aus Dankbarkeit den Brunnen von neuem bauen und mit großen getischen Buchstaben die Worte darauf setzen:

L'amour m'a refait
En 1525 tout-à-fait.

Seit diesem Vorfalle, der in ganz Paris bekannt wurde, wallfahrteten die jungen Leute beiderlei Geschlechts hieher und unter Tänzen und zärtlichen Liedern schwuren sie sich einander Treue. Der Brunnen ward ein Altar der Liebe. Aber diesem Unfug machte ein damals brühmter Prediger ein Ende. Er zeigte mit vielem Eifer den Eltern, was dergleichen Wallfahrten für Folgen haben könnten, und seine Reden bewirkten, daß die frommen Leute den Brunnen der Liebe verschütteten. Jetzt zeigt man nur noch den Platz, wo er gewesen ist. Ich trank hier ein Glas Seinewasser, besprengte mit dem Reste die Erde und rief: à l'Amour.

Die jetzt sogenannte Pavillonstraße hieß sonst die Dianenstraße zu Ehren der liebenswürdigen Diane du Poitier, die ich aus Brentôme kenne und liebe. Sie besaß alle weiblichen Reize in hohem Grade und beherrschte durch ihre Schönheit, die sich bis ins späteste Alter erhielt, das Herz des Königs Heinrich des Zweiten. Ein Wuchs wie Minerva, der stolze Blick der Juno, ein majestätischer Gang, dunkelbraunes Haar, das bis zur Erde hinabreichte; feurige schwarze Augen, ein zarter Teint voll Lilien und Rosen, die Brust der mediceischen Venus, und was das Beste

ist – ein gefühlvolles Herz und ein gebildeter Verstand – das waren die Reize, die sie auszeichneten. Der König wollte, daß das Parlament ihre Tochter für rechtmäßig erkennen sollte. Aber Diana antwortete: „Ich hatte ein Recht auf deine Hand und verlangte nur dein Herz, denn ich liebe dich. Aber nimmer werde ich zugeben, daß mich das Parlament öffentlich für deine Beischläferin erklärt." – Heinrich folgte ihr in allem, und tat daher nichts als Gutes. Sie liebte die Wissenschaften und die Dichtkunst und war die Muse des witzigen Marot.

Die Stadt Lyon ließ eine Münze auf sie prägen, welche die Inschrift hat: omnium victorem vici. „Ich habe Dianen in ihrem fünfundsechzigsten Jahre gesehen," sagt Brentôme, „und konnte mich nicht genug über ihre Schönheit wundern. Alle Reize glänzten noch auf ihrem Gesichte." – Welche unter unseren heutigen Schönheiten beneidet nicht dieses seltene Frauenzimmer? – Aber sie brauchen nur ihre Lebensweise nachzuahmen, um ihr ähnlich zu werden. Gewöhnlich stand sie um sechs Uhr auf, wusch sich mit frischem reinen Quellwasser, ohne an Schminken, Pomaden, Essenzen und Schönheitswasser zu denken. Oft sah man sie zu Pferde und niemals war sie müßig. Das ist das beste Rezept zur Erhaltung der Schönheit! – Da ich keine Hoffnung hatte, ihr Grab zu sehen – denn sie ist zu Anete begraben; so streute ich eine Blume auf den Ort, wo sie gewohnt hat.

In der Schreibergasse (rue des écrivains) besah ich das Haus, das Niklas Flamel im vierzehnten Jahrhundert mit seiner teuren Pernille bewohnt hat, und wo noch bis jetzt ihre in Stein gehauenen Bildnisse, mit gotischen Inschriften und Hieroglyphen umgeben, zu sehen sind. Niklas Flamel war anfangs ein armer Kopist, und wurde auf einmal, zum Erstaunen aller, der Wohltäter der Dürftigen, streute mit milder Hand reiche Gaben über Witwen und Waisen aus, errichtete Hospitäler und baute mehrere Kirchen. Darüber gingen nun verschiedene Gerüchte. Einige meinten, er habe einen Schatz gefunden; andere glaubten ihn im Besitze des Steins der Weisen und hielten ihn für einen Goldmacher und noch andere vermuteten, er habe Umgang mit Geistern. Auch behaupteten einige,

daß die Ursache seines Reichtums in seinen geheimen Verbindungen mit den Juden zu suchen sei, die damals aus Frankreich vertrieben wurden. Flamel starb, ohne daß man ins Reine kam. Einige Jahre nach seinem Tode gruben die Neugierigen in seinem Keller nach und fanden eine Menge Kohlen, verschiedene Geschirre und Schmelztiegel, die mit einer harten erzartigen Masse gefüllt waren. Der Aberglaube der Alchimisten freute sich über das neue Licht, das ihren törichten Hoffnungen aufging, und viele, die nach Flamels Beispiel reich werden wollten, ließen ihr Vermögen in Rauch aufgehen. Einige Jahrhunderte nachher, als Flamel und seine Geschichte schon ganz in Vergessenheit geraten waren, brachte sie der berühmte Reisebeschreiber Paul Lucas, der aber ein großer Lügner ist, durch folgendes Märchen wieder ins Andenken. „Während meines Aufenthaltes in Asien", erzählt er, „ward ich mit einem Derwisch bekannt, der alle Sprachen redete und ein Jüngling schien, ob er gleich schon über hundert Jahre alt war. Dieser Derwisch versicherte mich, daß Flamel noch am Leben sei, und daß er sich aus Furcht, wegen seiner Kenntnisse des Steines der Weisen eingekerkert zu werden, aus dem Staube gemacht und die Ärzte bestochen habe, ihn für tot auszugeben. Seitdem", fuhr der Derwisch fort, „lebt Flamel mit seiner Pernille ein philosophisches Leben und hält sich bald hier, bald da auf. Er ist mein Busenfreund und ich habe ihn unlängst am Ganges gesehen." – Daß Paul Lucas dieses Märchen erzählt, ist eben nicht so wunderbar, als das, daß Ludwig der Vierzehnte einen solchen Mann zur Bereicherung der Wissenschaften auf Reisen geschickt hat. – Ich stand einige Minuten am Hause Flamels, störte mit meinem Stocke in der Erde und fand wohl Steine, die aber nichts weniger als Steine der Weisen waren.

In der Straße Ferronerie möchte ich um alles in der Welt nicht wohnen. Welche schreckliche Erinnerung! Hier fiel Heinrich der Vierte von der Hand eines Bösewichts – le seul roi, de qui le peuple ait gardé la memoire, wie ihn Voltaire nennt. – Großmütiger Held, wohltätiger König, du erobertest nicht fremde Länder, sondern dein eigenes Land, um es glücklich zu machen! –

Unvergeßlich sind deine schlichten, aber kräftigen Worte: „Ich will nicht eher ruhen, bis nicht jeder meiner Untertanen des Sonntags sein Huhn im Topfe hat" — und die Antwort, die du dem spanischen Gesandten gabst: „Es ist kein Wunder, daß Sie Paris nicht mehr kennen. Der Hausvater war zuvor abwesend; jetzt ist er zurückgekehrt und sorgt selbst für seine Kinder." — Heinrich hatte seine Seele im Unglück gebildet und eigene Not hatte ihn die Wohlfahrt anderer schätzen gelehrt; er war mit der Freundschaft bekannt geworden, die nur unter Stürmen wächst und emporschießt. Einige gute Franzosen folgten ihm aus Kummer über seinen Verlust ins Grab, wohin namentlich der damalige Gouverneur von Paris, Levique, gehört. —

Der Mietkutscher hielt still und rief mir zu: „Das ist die Straße de-la-Ferronerie!" — „Nein," antwortete ich, „fahre weiter!" — Ich scheute mich den Boden zu betreten, der den schändlichen Ravaillac nicht verschlungen hatte.

Die Tempelstraße, rue du Temple, erneuert das Andenken des unglücklichen Loses der Tempelherren, die anfangs, so lange ihr Orden noch arm war, bescheiden, tapfer und großmütig waren; in der Folge aber, als sie reich wurden, Stolz und Luxus zu ihren Götzen machen. Philipp der Schöne (nur nicht in Rücksicht der Seele) und der Papst Clemens der Fünfte verurteilten, auf die Anzeige zweier Bösewichter, die vornehmsten Ritter des Tempelordens zum Tode. Man zwang sie durch die schrecklichsten Martern, sich arger Verbrechen schuldig zu bekennen, als z. B., sie hätten Christum verleugnet, einen hölzernen Götzen angebetet, ein Bündnis mit dem Teufel errichtet, junge Kinder auf die grausamste Weise gemordet etc. — Mehrere Ritter gestanden die Schandtaten auf der Folter ein, aber andere blieben standhaft und riefen unter den schrecklichsten Qualen: „Es ist ein Gott, der unsere Unschuld kennt!" Molé, der Großmeister des Ordens, wurde auf das Schaffot geführt, wo er, unter der Bedingung, öffentlich seine Reue zu bezeigen und Abbitte zu tun, Begnadigung erhalten sollte. Ein eifriger Legat beschrieb zuvor in einer langen Rede alle angeblichen Verbrechen der Tempelherren und schloß endlich mit den Worten: „Hier steht ihr

Meister. Er selbst wird jetzt die gotteslästerlichen Geheimnisse des Ordens entdecken." – „Ja," antwortete der unglückliche Greis, „ich will die Wahrheit sagen"; und indem er vortrat und mit seinen schweren Ketten klirrte, fuhr er also fort: „Höre, allmächtiger Gott, meinen Schwur! – Ich schwöre, daß der Orden unschuldig ist, daß er immer eifrig die Pflichten des Christentums erfüllt hat, daß er allezeit rechtgläubig und wohltätig gewesen ist. Nur die Folter hat das Gegenteil aus mir gepreßt, und ich bitte Gott, mir meine Schwachheit zu vergeben. Ich sehe die wütende Bosheit unserer Verfolger, ich sehe das Schwert und die Flamme – Gottes Wille geschehe! – Ich bin bereit, alles zu leiden, um die Verleumdung meiner Brüder, die Verletzung der Wahrheit und des heiligen Glaubens zu büßen." – Darauf verbrannte man ihn noch an dem nämlichen Tage, und der Greis hörte nicht auf, mitten in den Flammen die Unschuld seiner Brüder zu bezeugen und den Himmel um Stärke zur Erduldung der Martern anzurufen. Die Zuschauer zerflossen in Tränen und stürzten sich in den Scheiterhaufen, um die Asche des Unglücklichen zu sammeln, die sie als ein schätzbare Reliquie davon trugen. – Was für Zeiten! – Was für Ungeheuer unter den Menschen! Der habsüchtige Philipp brauchte das Vermögen des Ordens. –

Wodurch sollte ich das Andenken an diese Schandtaten aus meiner Seele verwischen? Wodurch konnte ich das besser, als daß ich nach Isle de notre Dame fuhr, wo zu den Zeiten Karls des Fünften, vor den Augen von ganz Paris, der Ritter Maquer mit einem Hunde stritt, aber mit einem Hunde, der manchem Menschen zum Muster dienen könnte. Noch bis jetzt zeigt man den Platz, wo dieser sonderbare Kampf vorgefallen ist. Folgende Begebenheit gab dazu Veranlassung. Aubry Mondidier wurde nicht weit von Paris auf einem einsamen Spaziergange erschlagen und unter einen Baum begraben. Sein Hund, den er zu Hause gelassen hatte, lief in der Nacht davon, um seinen Herrn zu suchen, und fand dessen Grabhügel im Walde. Einige Tage verließ er ihn nicht, bis ihn der Hunger wieder in die Stadt trieb. Er eilte zu dem Freunde des Erschlagenen, dem Ritter Ardilliers, und gab ihm durch

ein trauriges Heulen zu verstehen, daß ihr gemeinschaftlicher Freund nicht mehr am Leben sei. Ardilliers gab ihm zu fressen, schmeichelte ihm, aber das betrübte Tier hörte nicht auf zu heulen, leckte ihm die Füße und zog ihn bei dem Rock nach der Tür. Endlich entschloß sich Ardilliers ihm zu folgen. Der Hund führte ihn von Straße zu Straße aus der Stadt in den Wald zu einer hohen Eiche. Hier fing er noch stärker zu heulen an und kratzte die Erde mit den Füßen auf. Der Freund Aubrys betrachtete voll banger Ahnungen den Hügel und befahl seinem Diener nachzugraben. Da fand sich denn der Leichnam seines Freundes. – Einige Monate darauf begegnete der Hund dem Mörder seines Herrn, er stürzte auf ihn los, bellte, biß, so daß man ihn nur mit großer Mühe von ihm losreißen konnte. Dies geschah mehrmals. Das treue Tier, das sonst immer ganz still war, ward einem wütenden Tiger gleich, sobald es diesen Ritter erblickte, der seinen Herrn ermordet hatte. Man erstaunte darüber, es entstanden Vermutungen, man erinnerte sich, daß Maquer bei verschiedenen Gelegenheiten sich als einen Feind Aubrys gezeigt hatte, und endlich brachten mehrere Umstände die Sache fast zur Gewißheit. Der König hörte von der Begebenheit und wollte sich mit seinen eigenen Augen überzeugen, ob es mit dem Hunde seine Richtigkeit habe. Und das Tier, das jedermann schmeichelte, stürzte sich wütend auf Maquer, sobald es ihn erblickte. In den damaligen Zeiten entschied der Zweikampf das Schicksal der Angeschuldigten, wenn die Beweise nicht überzeugend waren. Karl bestimmte also Tag und Ort; der Ritter erschien bewaffnet mit eingelegter Lanze, und der Hund ward auf ihn losgelassen. Der fürchterlichste Kampf erhob sich nun. Der Ritter stürzte auf ihn los; aber der Hund springt auf die Seite, faßt ihn bei der Kehle und reißt ihn nieder. Der Bösewicht bekannte nun seine Schandtaten, und Karl, um das Andenken des treuen Tieres auf die Nachwelt zu bringen, ließ ihm in dem Walde, wo der Mord geschehen war, ein marmornes Denkmal errichten, auf welchem die Worte ausgehauen sind: „Hartherziger, erröte! Ein unvernünftiges Tier liebt und kennt die Dankbarkeit. Und du, Bösewicht, fürchte in dem Augenblick des Verbrechens deinen eigenen Schatten!"

— Karl verdient den Namen des Weisen. — Ja, wenn die Geschichte der Menschheit mir aus Entsetzen vor den Greueln, die sie erzählt, aus der Hand fällt, so will ich die Geschichte der Hunde lesen, um mich zu trösten.

In Paris gibt es eine Straße, welche die Höllenstraße heißt. Die Veranlassung zu dieser Benennung war folgende: Ludwig der Heilige, ein guter Fürst, schenkte den Schülern Brunos, der den Kartäuserorden gestiftet hat, ein kleines Haus mit einem Garten, nicht weit von einem alten Schlosse, daß der König Robert erbaut hatte und das schon seit langer Zeit leer stand. Auf einmal entstand das Gerücht, daß es in diesem Schlosse spuke und daß vorzüglich ein grünes Ungeheuer, halb Mensch, halb Drache, in den Gemächern umherrase, des Nachts auf die Straße hinausspringe und die Vorübergehenden anfalle. Ludwig schenkte darauf das Schloß den Kartäusern, unter der Bedingung, daß sie die bösen Geister vertrieben. Und so verschwand das grüne Ungeheuer und die Mönche lebten ruhig in ihrem geräumigen Hause. Die Straße aber behielt den Namen Höllenstraße bis auf den heutigen Tag.

Von da fuhr ich in die Straße Millecoeur, wo Franz der Erste einige Zeit gewohnt hat, um der schönen Herzogin d'Estampes näher zu sein, welche sein zärtliches Herz beherrschte. Die Zimmer, die er hier bewohnte, waren mit Gemälden, Sinnbildern und Inschriften zum Ruhme der Liebe geziert. „Ich habe noch viele von diesen Sinnbildern gesehen," sagt Sauval; „aber ich erinnere mich nur an eins: ein brennendes Herz zwischen einem Alpha und einem Omega, welches wahrscheinlich auf die Dauer der Liebe deuten sollte." — Jetzt dient das Badezimmer der schönen Herzogin zum Pferdestalle; in der Schlafstube Franzens kocht ein Hutmacher sein Essen und das Kabinett des Delices hat ein Schuhflicker eingenommen.

Nach einem alten Gesetz darf man in Frankreich keine Schweine auf die Straße lassen. Die Veranlassung zu diesem Gesetze könnt ihr auf der Straße Maltois erfahren, wo einst der junge König Philipp, der Sohn Ludwigs des Dicken, durch ein Schwein

seinen Tod fand. Er war nämlich zu Pferde, ein Schwein stürzte aus einem Hause und machte das Pferd scheu. Philipp war abgeworfen, und den Tag darauf starb er.

Die Straße Quimquempois ist durch die Banknoten des Schottländers Law berühmt geworden. Eine ungeheure Menge Menschen strömte nach dem Bureau, das sich in dieser Straße befand, um Louisdors gegen Banknoten umzusetzen. „Hier vermieteten die Buckligen ihren Buckel an die Agioteurs, die darauf schrieben. Der Bediente kaufte die Equipage seines Herrn und sogar der Philosoph wurde durch den Dämon der Gewinnsucht aus seinem Studierzimmer unter den Schwarm der Glücksjäger versetzt. – Aber der Traum verflog – und es blieb nichts als Papier zurück. Der Urheber dieses unglücklichen Systems starb in Venedig vor Hunger, nachdem er einige Zeit zuvor der verschwenderischste Mensch in Europa gewesen war", sagt Mercier im Gemälde von Paris.

Meine Straßenbesichtigung endigte sich endlich in der Harfenstraße (rue de la Harpe), wo ich die Trümmer eines alten römischen Gebäudes besah, welches man Palais des Thermes nennt. Ein großer, gewölbter Saal, der über vierzig Fuß hoch ist, steht noch ganz. Die Geschichtsforscher glauben, daß dieses Gebäude von Julian bewohnt worden sei, als ihn die gallischen Legionen zum Kaiser ausriefen. Aber die prächtigen Gärten, die Wasserleitungen und andere Werke der Kunst, deren die alten Geschichtsschreiber erwähnen, sind allzumal durch die Hand der Zeit vertilgt. Dieses Gebäude bewohnten die fränkischen Könige aus Clodwigs Stamm, und die reizenden Töchter Carls des Großen büßten hier die Schwachheiten ihres zärtlichen Herzens. Darauf ward es der Sammelplatz verliebter Paare aus den höhern Ständen, und jetzt hält man hier Tauben feil. „Recht so!" dachte ich, „denn sind nicht die Tauben die Vögel der Venus?"

Auch hat in dieser Straße der berühmte Kuchenbäcker Mignot gewohnt, dessen Boileau in seinen Satyren erwähnt:

Mignot, c'est tout dire, et dans le monde entier
Jamais empoisonneur ne sut mieux son métier.

Über diesen Scherz ward der Kuchenbäcker böse und verklagte den Dichter. Aber die Richter verlachten ihn mit seiner Klage, und nun suchte er sich auf eine andere Art zu rächen. Er vermochte den Abbé Cottin eine Satyre auf Boileau zu verfertigen, lies sie drucken und schickte sie, zugleich mit seinen Kuchen, in der ganzen Stadt herum.

Eine Opernbekanntschaft

Ich kam mit dem Deutschen Reinhold in die Oper — entrez dans cette loge, Messieurs! — Wir traten hinein und fanden zwei Damen nebst einem Ludwigsritter. „Bleiben Sie hier, meine Herren," redete uns eine von den Damen an, „Sie sehen, wir sind nicht hoch frisiert und die hohen Federn der anderen Damen werden Ihnen das ganze Theater verbergen." — „Sie sind sehr gütig", antwortete ich und wir setzten uns im Hintergrunde der Loge. Die zuvorkommende Höflichkeit der Dame hatte mir sie interessant gemacht, und ich wünschte, sie genauer betrachten zu können. Unterdessen sprach Reinhold mit mir russisch und sogleich drehten sich die Köpfe der Damen und des Ritters, deren Neugierde durch die unbekannten Töne rege ward, nach uns um, und ich hatte nun Gelegenheit, das höfliche Frauenzimmer genauer zu betrachten. Es war eine reizende, junge Blondine, deren schwarzes Gewand die zarte Weiße ihres Gesichtes noch erhöhte. Ein himmelblaues Band umschlang die Fülle ihrer ungepuderten blonden Haare, und ein Rosenstrauß vereinigte sich mit den Linien ihres Busens. „Sitzen Sie gut?" fragte sie mich freundlich lächelnd, und ich versicherte sie, daß ich unmöglich besser sitzen könne. Nicht so Reinhold. Der Ludwigsritter, der ohne Unterlaß von einer Seite zur andern fuhr, machte ihn ungeduldig. „Ich bleibe hier für nichts in der Welt. Der verdammte Franzose wird mir noch Beulen auf den Knien reiben, so rutscht er umher." — Mit diesen Worten verließ mein Deutscher die Loge. Die schöne Blondine sah auf die Tür und auf mich und sagte: „Ihrem Freunde scheint es nicht bei uns zu gefallen." —

Ich: Er wünscht dem Theater gerade gegenüber zu sein.

Die Blondine: Und Sie bleiben bei uns?

Ich: Wenn Sie es erlauben.

Die Blondine: Sie sind sehr gütig.

Der Ludwigsritter: Eben bemerke ich, daß Sie einen Rosenstrauß am Busen haben. – Sind Sie eine Freundin von Rosen.

Die Blondine: Wie sollte ich nicht? Ist nicht die Rose ein Emblem unseres Geschlechts?

Der Ludwigsritter: Aber sie riechen gar nicht.

Ich: Ich bitte um Verzeihung – ob ich gleich weiter von der Dame sitze, so rieche ich sie doch.

Die Blondine: Weiter? – Aber was hindert Sie sich zu nähern, wenn Sie die Rosen gern riechen. Hier neben mir ist Platz ... Sie sind ein Engländer?

Ich: Wenn die Engländer so glücklich sind, Ihnen zu gefallen, so höre ich den Augenblick auf, mich einen Russen zu nennen.

Der Ludwigsritter: Sie sind ein Russe? Sehen Sie, Madame, daß ich's erraten habe. – J'ai voyagé dans le nord; je me connois aux accens. Je vous l'ai dit dans le moment.

Die Blondine: Und ich hätte Sie wirklich für einen Engländer gehalten. Je raffole de cette nation.

Der Ludwigsritter: Wer, wie ich, überall gewesen ist und alle Sprachen versteht, kann sich unmöglich irren. Denn nicht wahr? Bei Ihnen in Rußland spricht man deutsch?

Ich: Nein, russisch.

Der Ludwigsritter: Oder russisch – das ist ja einerlei. „Alles ist voll," unterbrach die Blondine unser Gespräch, indem sie aufs Parterre sah, „und das ist gut; denn ich liebe die Menschen." –

Der Ludwigsritter: Auch würden Sie undankbar sein, wenn Sie das nicht täten. – Wie ärgerlich das ist! dachte ich, er nimmt mir das Wort von der Zunge.

Der Ludwigsritter: Doch müssen Sie, nach den Gesetzen Mosis, die Frauenzimmer hassen.

Die Blondine: Wie so?

Der Ludwigsritter: Moses sagt: „Liebe für Liebe, Haß für Haß!" –

Die Blondine (lächelnd): Ich bin eine Christin. Aber bei alledem ist es wahr; die Weiber lieben sich selten unter einander.

Ich: „Aber wie kommt das?“ fragte ich in aller Unschuld.

Die Blondine: Wie das kommt? Sie roch an ihren Rosen, sah mich darauf an und fragte endlich: „wie lange ich schon in Paris sei?“ und „wie lange ich noch da zu bleiben gedenke?“

Ich: „Wenn die Rosen am Stocke welken, bin ich schon nicht mehr hier“, erwiderte ich mit wehmütiger Stimme.

Die Blondine (indem sie auf ihren Rosenstrauß blickte): Bei mir blühen sie auch des Winters.

Ich: Was vermag die Kunst nicht? Aber die Natur verliert doch nimmer ihr Recht. Ihre Blumen sind schöner.

Die Blondine: Wie kann ein Bewohner des Nordens die Natur loben? Ist sie nicht bei Ihnen traurig und dürftig?

Ich: Nicht immer; wir haben auch unsern Frühling, unsere Blumen und unsere schönen Frauenzimmer. –

Die Blondine: Aber sind sie auch liebenswürdig?

Ich: Wenigstens werden sie geliebt.

Die Blondine: Das glaube ich. – Bei Ihnen versteht man die Kunst zu lieben besser als die Kunst zu gefallen. In Frankreich ist es gerade umgekehrt. Hier finden Sie das Gefühl bloß in Romanen.

Ich: Und bei uns wohnt es im Herzen.

Der Ludwigsritter: Das Gefühl ist überall nichts weiter als Roman. Das weiß ich von meinen Reisen.

Die Blondine: O, ihr unerträglichen Franzosen! In der Liebe seid ihr allzumal Atheisten. Lassen Sie ihn doch reden. Er wird uns erzählen, wie man in Rußland die Weiber anbetet.

Der Ludwigsritter: Roman!

Die Blondine: Wie zärtlich und aufmerksam die Männer sind. –

Der Ludwigsritter (gähnend): Roman!

Die Blondine: Wie Sie, ohne Langeweile zu fühlen, ohne zu gähnen, den Weibern in die Augen blicken. –

Der Ludwigsritter (lachend): Roman! Roman!

Das Gespräch wurde hier unterbrochen — denn das Theater wurde auf einmal erleuchtet, und die Zuschauer klatschten zum Zeichen ihrer Freude. Lächelnd sagte die Blondine: die Männer sind froh über das Licht und wir scheuen es. Sehen Sie einmal zum Beispiel, wie blaß die junge Dame geworden ist, die uns gegenüber sitzt.

Der Ludwigsritter: Das macht, weil sie die Engländerinnen nachahmt und sich nicht schminkt.

Ich: Auch die blasse Gesichtsfarbe hat ihre Reize und die Weiber tun unrecht, sich zu schminken.

Die Blondine wandte sich nach dem Parterre. — Ach! Auch sie war geschminkt. Wie sollte ich meine Unhöflichkeit wieder gut machen? — Ich war in Verlegenheit. Zum Glück fing eben die Musik an, und Glucks Orpheus entzückte mich so sehr, daß ich sogar die Blondine vergaß. Dafür aber dachte ich an Jean Jaques, der Gluck nicht liebte, aber bezaubert ward, als er seinen Orpheus hörte. Als ihn die Kenner beim Ausgange umringten und um sein Urteil befragten, fing er mit leiser Stimme zu singen an: J'ai perdu mon Euridice rien n'égale mon malheur — trocknete sich die Augen und ging, ohne weiter ein Wort zu sagen, fort. So gestehen große Männer gern, daß sie geirrt haben!

Als der erste Aufzug vorbei war, rief die Blondine: „Himmlische Musik! Aber Sie haben gar nicht geklatscht, wie ich bemerkt habe?" —

Ich: Dafür hab' ich empfunden.

Die Blondine: Gluck ist ungleich liebenswürdiger als Piccini.

Der Ludwigsritter: Darüber hat man schon längst aufgehört zu streiten. Der eine hat mehr Harmonie, der andere mehr Melodie. Der eine ist immer bewunderungswürdig und der andere ist nur dann und wann groß. Der eine fällt niemals, hingegen der andere sich leicht wieder von seinem Falle erhebt, um über die Wolken zu fliegen. Der eine hat mehr Charakter, der andere mehr Nuancen. Darüber ist man schon längst einig.

Die Blondine: Ich verstehe mich nicht auf diese gelehrten Vergleichungen. Und Sie, mein Herr?

Ich: Ich bin vollkommen Ihrer Meinung.

Die Blondine: Etes-vous toujours bien, Monsieur?

Ich: Parfaitement bien, Madame, auprès de vous.

Hier zischelte ihr der Ludwigsritter etwas ins Ohr. Sie lächelte, sah auf die Uhr, stand auf, gab ihm den Arm und verließ mit einem freundlichen: je vous salue, Monsieur! die Loge. Ich wußte nicht, was ich denken sollte. –

Das herrliche Ballett: Kalypso und Telemach nicht abzuwarten! – Die Loge war mir nun zu weit und – zu öde. Ich blickte ohne Unterlaß auf die Tür, als wenn ich ihre Rückkehr erwartete. Wer war sie? Verdiente sie meine Achtung oder nicht? Die angesehenen Pariser Damen pflegen sonst nicht so ungezwungen mit Fremden umzugehen. – Doch gibt es ja Ausnahmen von jeder Regel. Meine Einbildungskraft fuhr fort, sich mit ihr zu beschäftigen, auch während des Balletts, und mir schien es, als wenn ihr manches Gesichtchen unter den Tänzerinnen ähnlich sei. Ich kam nach Hause – und konnte sie nicht vergessen.

Hier ist die Geschichte aus meint Ihr? Vielleicht aber auch nicht. Vielleicht begegne ich ihr irgendwo wieder, in den elysäischen Feldern, oder in dem Gehölz von Boulogne, befreie sie aus den Händen von Räubern, oder ziehe sie aus den Fluten der Seine, oder rette sie in einem Brande. – Ich sehe Euer Lächeln. – „Roman! Roman!" ruft Ihr mit dem Ludwigsritter, und ich seufze über die Ungläubigkeit Eures Herzens. Wahrlich! Da möchte einem die Lust zu reisen und seine Reise zu beschreiben, vergehen. Gut! Gut! Ich schweige. –

Paris, im Mai . . . .

Soliman Aga, der türkische Gesandte am Hofe Ludwigs des Vierzehnten, im Jahre 1669, hat zuerst den Gebrauch des Kaffees in Frankreich eingeführt und ein gewisser Pascal, ein Armenier von Geburt, hat um dieselbe Zeit das erste Kaffeehaus in Paris

angelegt. Die Neuheit der Sache reizte und P a s c a l hatte vielen Zuspruch. Nach seinem Tode verlor sich die Mode des Kaffeetrinkens wieder so sehr, daß sein Erbe fast gar keine Gäste mehr zu sich kommen sah. Einige Jahre darauf legte ein Sizilianer, P r o c o p e mit Namen, neben dem französischen Theater ein zweites Kaffeehaus an, verzierte es geschmackvoll und fand das Mittel die interessantesten Leute an sich zu locken. Vorzüglich besuchten ihn die berühmtesten Schriftsteller fleißig. F o n t e n e l l e, J e a n B a p t i s t e R o u s s e a u, S a u r i n, C r e b i l l o n, P i r o n, V o l t a i r e etc. kamen hier zusammen, lasen sich ihre Werke vor, diskutierten, scherzten und erzählten Neuigkeiten. Die Pariser kamen hieher, um sie zu hören. Das Kaffeehaus existiert noch, hat aber nicht mehr seinen alten Ruf.

Nichts kann glücklicher sein, als diese Erfindung. Man durchirrt die ungeheure Stadt, man wird müde, man will ausruhen. Ihr tretet in ein Kaffeehaus, wo ihr für wenige Sous Euch mit Limonade oder Gefrorenem erquicken könnt. Dabei habt ihr die Zeitungen. Ihr hört allerhand Neuigkeiten und Urteile. Ihr sprecht und schreit, wie es Euch beliebt. Im Herbst und Winter finden Unbemittelte hier am hellodernden Kaminfeuer einen angenehmen Zufluchtsort gegen die Kälte, den man umsonst hat, und wobei man noch das Vergnügen der Unterhaltung genießt. Vive Pascal! Vive Procope! Vive Soliman Aga!

Jetzt gibt es mehr als 600 Kaffeehäuser in Paris und jedes hat seinen Sprecher; aber unter dieser Menge gibt es etwa z e h n, die sich vor den übrigen auszeichnen, wovon fünf oder sechs allein im P a l a i s R o y a l sind, nämlich: Café de Foi, du Cavot, de Valois, de Chartres etc. Das erste ist vortrefflich möbliert und das zweite ist mit den marmornen Büsten der berühmtesten Pariser Tonsetzer verziert. Man findet hier die Büste eines G l u c k, S a c c h i n i, P i c c i n i, G r e t r y und P h i l i d o r. Auch steht hier ein Tisch von Marmor, auf welchem die Worte gegraben sind: On ouvrit deux souscriptions sur cette table: la première le 28 Juillet, pour repeter l'expérience d'Annonay, la deuxième le 29 Août 1783 pour rendre hommage par une medaille à la découverte de MM. Montgolfier.

An der Mauer sieht man diese Medaille, welche die beiden Brüder Montgolfier vorstellt. Das Kaffeehaus de la Regence ist durch Jean Jaques Rousseau berühmt geworden; denn hier spielte er täglich Schach. Die Neugierde, den großen Schriftsteller zu sehen, lockte hier so viele Zuschauer herbei, daß der Polizeileutnant Wache an die Türen setzen mußte. Auch jetzt noch versammeln sich hier die eifrigen Jean-Jaquisten, um eine Tasse Kaffee auf Rousseaus Andenken zu trinken. Der Stuhl, auf welchem er gewöhnlich gesessen hat, wird als eine Kostbarkeit verwahrt. Einer seiner Verehrer soll 500 Livres dafür geboten haben; aber der Wirt des Kaffeehauses will ihn um keinen Preis verkaufen.

Heute bin ich in den Guinguettes gewesen, um zu sehen, wie sich der Pariser Pöbel des Sonntags lustig macht. Das ist ein lärmendes und mannigfaltiges Schauspiel in den Schenken, wo man für zehn Sous speist und den wohlfeilsten Wein trinkt! Ungeheure Säle sind mit Menschen beiderlei Geschlechts angefüllt; man schreit, man tanzt und singt. Zwei sechzigjährige Männer tanzen mit einem Paare fast eben so alter Weiber ein Menuett, und die jungen Leute klatschten in die Hände und rufen: Bravo! – Manche taumelten auch von den Dünsten des Weins und wären bald im Tanze gefallen. Sie suchten ihre Tänzerinnen, ohne sie zu finden; und ein diable! oder ein peste! zeigte ihre Beschämung. Also der russische Pöbel liebt nicht allein die Freuden der Flasche! Auch der französische ist kein Feind davon, nur mit dem Unterschiede, daß der Franzose bloß schreit und lärmt. –

An der Tür eines jeden solchen Wirtshauses stehen Straußerweiber, welche die Eintretenden bei der Hand fassen und ihnen einen Blumenstrauß überreichen. Dies Geschenk muß man nicht nur annehmen und es durch ein Sechssousstück erwidern, sondern auch noch etwas Artiges, un mot de politesse, d'honneteté dazu sagen. Denn die Pariser Straußerweiber sind eben so schlimm als die Poissarden, und wehe dem, der das Unglück hat, ihnen zu mißfallen. Sie sind im Stande ihn von oben bis unten mit Kot zu bedecken. Einmal hielten mich und den Baron W. zwei Sträußerweiber auf

dem Pont royal an und forderten — einen Kuß. Wir lachten und wollten weitergehen; aber die wilden Bachantinnen hielten uns fest und küßten uns auf die Backen, indem sie aus vollem Halse lachten und dabei riefen: Noch einen Kuß! Noch einen Kuß! —

Letzthin, als ich am Ufer der Seine spazieren ging, erblickte ich zwei chinesische Pavillons und erfuhr bei näherer Erkundigung, daß es Badehäuser wären. Ich trat in eines derselben, bezahlte meine 24 Sous und badete mich in einem kleinen niedlichen Kabinette. Es herrscht hier eine bewunderungswürdige Reinlichkeit. In jedes Kabinett wird das Wasser durch eine besondere Röhre geleitet. Auch wird hier Unterricht im Schwimmen gegeben. Ich sah drei Menschen mit außerordentlicher Leichtigkeit schwimmen.

Auch gibt es in Paris warme Bäder, die öfters von den Ärzten verordnet werden. Die besten und teuersten heißen bains russes, de vapeurs, ou de fumigations, simples et composés. Für ungefähr zwei Rubel wird man hier gebadet, mit Schwämmen gerieben und mit allerhand Räucherwerk eingeräuchert, so wie bei uns in Moskwa in der grusinischen Badestube.

Gestern bin ich im Hotel Dieu gewesen, wo man alle Kranken ohne Unterschied des Glaubens und Volks aufnimmt, sie mögen behaftet sein, mit welchen Krankheiten sie wollen. Ihre Zahl steigt manchmal bis zu 5000, und acht Doktoren nebst hundert Chirurgen besorgen sie. Zur Wartung und Pflege dienen 150 Nonnen, die zugleich für die Reinlichkeit sorgen. Vierundzwanzig Geistliche sind unaufhörlich beschäftigt, die Sterbenden zum Tode zu bereiten oder die Gestorbenen zu begraben. Ich war in zwei Sälen. Es war mir unmöglich weiter zu gehen. Mir wurde übel und lange nachher ertönte das Ächzen der Sterbenden und Leidenden in meinen Ohren noch wieder.

Ungeachtet der guten Aufsicht und Sorgfalt sterben doch von tausend Kranken gewöhnlich 250. Wie kann man nur solche Krankenhäuser in der Stadt anlegen? Und wie ist es möglich, das Wasser der Seine zu trinken, in welche alle Unreinigkeiten des Hotels Dieu fließen?

Eine schreckliche Vorstellung! Wohl dem, der Paris gesund ver-

läßt! – Ich eile ins Theater, um die melancholischen Gedanken und einen kleinen Ansatz von Fieber zu verjagen.

Die königliche Bibliothek in Paris ist d i e e r s t e i n d e r W e l t – wenigstens versichert dies der Bibliothekar. Sie besteht aus sechs großen Sälen, die alle mit Büchern angefüllt sind. Die Mystischen Schriften allein nehmen einen Platz von 200 Fuß Länge und 20 Fuß Breite ein. Gedichte zählt man über 40.000 Bände, Romane 6000 und Reisebeschreibungen 7000. Die ganze Bibliothek enthält mehr als 200.000 Bände und 60.000 Handschriften. Die Pünktlichkeit und Ordnung, die hier herrscht, ist bewunderungswürdig. Kaum hat man ein Buch gefordert, so hat man es auch schon in den Händen. Mir, als einem Russen, zeigte man eine slawonische Bibel und die Gesetzinstruktion der Kaiserin. – Karl der Fünfte erbte von seinem Vorfahr, dem König Johann, zwanzig Bücher; und da er ein Liebhaber vom Lesen war, so vermehrte er sie bis auf 900 und wurde so der Stifter der Bibliothek. Auch befindet sich hier ein Münzenkabinett, wo ich mit großem Vergnügen die Schilder der beiden größten Heerführer des Altertums: H a n n i b a l s und S c i p i o s, sah. Welche angenehmen Erinnerungen verdanken wir der Geschichte! Als ich in meiner früheren Jugend zum ersten Male die römische Geschichte las, so bildete ich mir nichts weniger ein, als ein kleiner S c i p i o zu sein. Von der Zeit an liebte ich ihn immer als meinen Helden. Den H a n n i b a l haßte ich in den glücklichen Tagen seines Ruhmes; aber an dem entscheidenden Tage unter den Mauern Kartagos wünschte ich ihm heimlich den Sieg. Und wenn endlich alle Lorbeeren auf seinem Haupte vertrocknen, wenn er, verfolgt von der Bosheit der rachsüchtigen Römer, aus einem Lande ins andere irrt; da ward ich der wärmste Freund des unglücklichen, aber großen Hannibals und der erbittertste Feind der harten Republikaner. – Noch zeigt man auf der Bibliothek zwei Pfeile der amerikanischen Wilden, deren Spitzen mit so starkem Gifte tingiert sind, daß, wenn man ein Tier damit bis zum Blute verletzt, es einige Minuten darauf stirbt. – In einem Saale des unteren Stockwerkes stehen zwei Globusse von außerordentlicher Größe. Ihr oberer Teil geht durch die Decke bis ins zweite Stockwerk. Sie sind

ein Werk des Mönchs Coronelli. – Auch die Kupferstichsammlung der Bibliothek verdient Aufmerksamkeit.

Es gibt noch mehr öffentliche und Privatbibliotheken in Paris, die für jedermann an gewissen, bestimmten Tagen geöffnet werden. Hier kann man lesen und exzerpieren, wie man will. – Nein! Es gibt kein zweites Paris mehr in der Welt, weder für den Gelehrten, noch für den Neugierigen. Alles ist hier fertig und bereitet. – Benutze es nur!

Das königliche Observatorium ist ohne Holz und ohne Eisen erbaut. Durch einen großen Saal des ersten Stockwerkes ist der Meridian gezogen, der durch ganz Frankreich von Colioure bis nach Dünkirchen läuft. Ein Zimmer, welches la salle des secrets genannt wird, zeigt eine seltene Erscheinung. Wenn man den Mund an einen Pfeiler hält und etwas leise sagt, so kann es ein anderer, der in einer beträchtlichen Entfernung an dem entgegengesetzten Pfeiler steht, hören, und derjenige, der in der Mitte zwischen beiden steht, hört nichts. Der Mönch Kircher hat eine Erklärung dieser physikalischen Seltenheit geschrieben. – Das unterirdische Labyrinth des Observatoriums, das zu verschiedenen meteorologischen Versuchen dient, kann man nicht ohne Wegweiser und ohne Fackeln betreten. Dreihundertundsechzig Stufen führen in diesen Abgrund, wo eine dicke feuchte Luft fast den Atem benimmt. Man erzählte mir, daß zwei Mönche, die mit einer Gesellschaft Neugieriger in diese Höhle hinabgestiegen waren, von den anderen getrennt wurden, und da ihre Fackeln verlöscht waren, den Ausgang vergebens suchten und nach acht Tagen tot gefunden wurden.

Ludwig der Vierzehnte hat das mächtigste Invalidenhaus in ganz Europa erbaut, um dadurch den alten ausgedienten Kriegern seine Dankbarkeit zu bezeigen. Oft hat er sie besucht, allein, ohne Wachen, im Vertrauen auf die Ergebenheit seiner Veteranen. – Diese Invaliden sind ein trauriges Schauspiel für den Philosophen, und ihr Anblick muß jedes Herz rühren. Einige können nicht gehen, andere müssen gefüttert werden wie die Kinder. Hier beten einige vor dem Altare; dort sitzen andere im Kreise unter dem Schatten der Bäume und sprechen von den Siegen, die ihr Blut

erkaufte. Wie gern ziehe ich vor einem grauen Krieger den Hut ab, der die unvertilgbaren Zeichen der Tapferkeit und das Gepräge des Ruhms an seinem Leibe trägt! Der Krieg ist ein Unglück; aber die Tapferkeit ist unstreitig eine der erhabensten Tugenden. „Ein furchtsamer Mensch", sagt der Korporal Trim im Tristram Shandy, „kann ein guter Kerl sein; aber gewiß ist jeder schlechte Mensch furchtsam." –

Als Peter der Große das Pariser Invalidenhaus besah, saßen die ehrwürdigen Krieger gerade bei Tische. Er schenkte sich ein Glas Wein ein, rief: „Auf Eure Gesundheit, Kameraden!" und trank es bis auf den letzten Tropfen aus.

Die Architektur und die Malerei dieses Gebäudes sind vortrefflich.

Am dreizehnten Mai ging ich in das nicht weit von Paris gelegene Dörfchen Surenne, wo, wie ich gehört hatte, das tugendhafteste Mädchen von achtzehn Jahren unter großen Feierlichkeiten mit Rosen gekrönt werden sollte. Aber wie unglücklich! Dieses Jahr wurde la fête de la Rosière nicht gefeiert. Das Hotel de Ville hatte die Interessen des Kapitals, das ein gewisser Elliot zur Belohnung der ländlichen Unschuld ausgesetzt hat, nicht bezahlt, ob sie gleich nur 300 Livres betragen. – Der Pfarrer des Orts pflegt sonst gewöhnlich die Namen der drei tugendhaftesten Mädchen bekannt zu machen. Aus diesen dreien wählen die Dorfältesten ein Mädchen, das dann mit Blumen geschmückt wird, und unter Lobliedern auf ihre Tugend durch das Dorf geführt wird. Die Pariser Damen haben sonst immer Teil an diesem Feste genommen. Die Unschuld so nahe bei Paris ist auch in der Tat etwas Bewundernswürdiges. – Ich aß im Wirtshause mit den geputzten Landleuten, die mich mit ihrem roten Weine traktierten, von welchem sie versicherten, daß er eben so gut und echt sei als die Tugend ihrer Mädchen. Einer, der seine langen weißen Manschetten mit stolzen Blicken zurecht zupfte, erzählte mir, daß alle seine drei Töchter den Preis der Tugend erhalten hätten und jetzt an würdige Männer verheiratet wären.

Seit langem hat mich die ländliche Einfalt nicht so ergötzt, als an diesem Tage – ländliche Einfalt und Unschuld so nahe bei Paris! – Ich konnte mich nicht satt reden mit den Bauern und Bäuerinnen. Die letzteren sind dreist, ohne unverschämt zu sein. „Wohin mit dem Buche unter dem Arme?" fragte ich ein niedliches Mädchen. „In die Kirche," antwortete sie mir, „um zu beten." – „Schade, daß ich nicht von deiner Religion bin, schönes Mädchen; ich hätte Lust neben dir zu beten." – „Mais le bon Dieu est de toutes les religions, Monsieur!" war ihre Antwort. Ihr werdet gestehen, meine Freunde, daß eine so philosophische Denkungsart für ein Bauernmädchen eben nicht ganz gewöhnlich ist. Überhaupt schienen mir alle Einwohner des Dörfchens vernünftige und glückliche Leute zu sein. Vielleicht trug auch die heitere Stimmung meiner Seele nicht wenig dazu bei, alles in einem schönen Lichte zu sehen.

Den Abend brachte ich nicht minder angenehm in den herrlichen Gärten des Herzogs Infantados und der Prinzessin Chimer zu Issy zu. Hier ist eine unvergleichliche Allee von Kastanienbäumen, die selbst die in den Tuilerien noch übertrifft, und an dem einen Ende derselben befindet sich ein großer Wasserbehälter. – Auch die Aussicht von der Terrasse ist schön. Die Schlösser Meudon und Bellevue, das Gehölz von Boulogne, eine ungeheure Ebene, durch welche die Seine fließt, und am Rande des Horizontes der Mont-Valerien – alles das macht zusammen eine vortreffliche Wirkung.

Überhaupt sind die Gegenden um Paris sehr angenehm. Überall sieht man herrliche Dörfer, Alleen, Gärten; überall stößt man auf Schätze der Kunst. Fast jede Dorfkirche hat einige schöne Gemälde oder merkwürdige Denkmäler aufzuweisen, und seit einigen Tagen durchstreiche ich vom Morgen bis spät auf den Abend die Gegend um Paris; denn jetzt blüht schon alles und der Frühling verliert sich schon mit den zarten Übergängen in den Sommer.

Meine hiesigen Bekanntschaften und ihre Kränzchen besuche ich wenig. Ich bin geizig auf die Zeit und es tut mir leid, sie in drei oder vier Häusern zu verlieren, in denen ich Zutritt habe. Und überdies lockt mich die kalte Höflichkeit der Pariser eben nicht sehr. Die Mad. Glo ... versichert, daß sich in ihrem Hause die besten Schriftsteller versammeln; aber ich habe auch nicht einen einzigen von Bedeutung bei ihr gesehen. Die Unterhaltung ist fragmentarisch, alles hat Bezug — ein Jargon, der für einen Fremden durchaus unverständlich ist. Zu schweigen und zu gähnen, oder auf die albernen Fragen, wie stark die Kälte in Petersburg gewöhnlich ist? und ob man bei uns mit Renntieren fährt? ein paar Worte zu antworten, das ist nicht angenehm. Und obgleich der Tisch bei Mad. Glo ... sehr gut ist, so speise ich doch lieber bei irgend einem Restaurateur, wo ich mich an der Menge Menschen ergötze und manchmal auf die lärmende Unterhaltung höre, oder für mich denke und den Plan für den Rest des Tages entwerfe. — Mad. N., eine andere meiner Bekannten, ist sehr liebenswürdig, und ich habe sie einigemal mit vielem Vergnügen besucht. Wir sprachen von der Schweiz, von Rousseau, von dem Glücke eines einfachen ländlichen Lebens und von dem Hange zu metaphysischen Grübeleien. Aber auch hier ist etwas, das mir nicht gefällt. Der junge Baron D. besucht sie gleichfalls, und so wie er nur in die Tür tritt, werde ich überflüssig. Das ist denn ein wenig beleidigend für meine Eigenliebe, und der Baron, ob er gleich kein deutscher Baron ist, sieht mich ziemlich unhöflich an. Er wälzt sich neben die Wirtin auf den Diwan hin, spielt die Rolle des Zerstreuten oder des Tiefsinnigen; legt den Kopf aufs Kissen und treibt allerhand Ungezogenheiten. Da man ihm nun nicht die Tür weist, so läßt sich glauben, daß er das Recht hat, anderen die Tür zu weisen. — Und so nehme ich meinen Hut und gehe fort. — Jetzt hat Mad. N. den Einfall aufgegeben, nach der Schweiz zu reisen und eine Bewohnerin des Berges von Neufchatel zu werden, den Rousseau in seinem Briefe an d'Alembert beschrieben hat. Der Baron lachte über diesen Einfall und nannte ihn eine altfränkische, romanhafte Grille.

Jetzt gibt es hier wenig Russen. Außer unserem Gesandten, dem Sekretär M. und dem Dolmetscher D. sind nur noch die Familien der Fürsten G. und P. hier. Ich besuche sie fleißig. D., der bloß von seiner Gage lebt, hat sich doch eine schöne Bibliothek angeschafft und besitzt eine Menge seltener Manuskripte in verschiedenen Sprachen. Er hat Originalbriefe Heinrichs des Vierten, Ludwigs des Dreizehnten, Ludwigs des Vierzehnten und Ludwigs des Fünfzehnten; vom Kardinal Richelieu, von der Königin Elisabeth usw. Er ist mit allen Parisern Bibliothekaren bekannt und durch sie erhält er diese Seltenheiten oft für eine Kleinigkeit, vorzüglich bei den jetzigen unruhigen Zeiten. An dem Tage, wo das Volk die Archive der Bastille plünderte, hat er für einen Louisdor eine ganze Kiste voll Briefschaften erhandelt, worin sich unter anderen ein Brief des jüngeren Crebillon (der einige Zeit in der Bastille saß) an den Polizeileutnant und das Tagebuch eines Gefangenen aus den Zeiten Ludwigs des Vierzehnten befindet. D. ist überzeugt, daß dieses Tagebuch von dem geheimnisvollen Gefangenen herrührt, der unter dem Namen der eisernen Maske bekannt ist und auf den Voltaire zuerst die Aufmerksamkeit des Publikums gelenkt hat. Die Stelle Voltaires, wo er das Rätsel zur Sprache bringt, ist bekannt. In dem unlängst erschienenen Leben des Herzogs von Richelieu ist es gelöst, ob richtig oder nicht, bleibt wahrscheinlich unausgemacht. Die eiserne Maske soll nämlich, nach dem Verfasser jener Schrift, ein Zwillingsbruder Ludwigs des Vierzehnten gewesen und von dem Kardinal Richelieu deswegen eingesperrt worden sein, damit er nicht nach dem Throne streben könne. Die Hypothese ist eben so unwahrscheinlich, als daß das Tagebuch, das mein Landsmann so hoch hält, wirklich von der eisernen Maske geschrieben sei. Sein Beweis dafür ist folgender: In verschiedenen Stellen erwähnt der Gefangene der Schokolade, die man ihm des Morgens gebracht hat; und zu Ludwigs des Vierzehnten Zeiten hätten nur Vornehme Schokolade getrunken. Nun wisse man aber, daß damals kein anderer Gefangener von Bedeutung in der Bastille gewesen sei als die eiserne Maske. Folglich müsse das

Tagebuch von ihm sein. Übrigens mag es herrühren, von wem es will, so enthält es durchaus nichts Merkwürdiges. Es sind Klagen über Langeweile, über die harte Gefangenschaft in einem schlechten Stile und unorthographisch geschrieben. — Das ist alles.

Paris, im Mai ....

Schon gehe ich mehrere Tage hintereinander des Morgens um 10 Uhr in das Karmeliterkloster der Jakobsstraße. Ihr fragt warum? — Um vielleicht die Kirche des Klosters zu besehen, welche die älteste in ganz Paris ist und die sonst mit einem Walde umgeben war, in welchem sich der heilige Dionysius vor seinen und des Christentums Feinden in einer tiefen Höhle verbarg? — Oder vielleicht um den Streit der Geschichtsforscher zu entscheiden, ob diese Kirche noch aus dem Heidentume herstammt oder ob sie der König Robert erbaut hat? Ob die Bildsäule über dem Portal eine Ceres oder der Erzengel Michael ist? — Oder endlich vielleicht um den prächtigen Altar mit seiner Bronze, seiner Vergoldung und seinen Basreliefs zu bewundern? — Nein, Ihr Lieben, Ihr habt es nicht erraten. Ich besuche das Karmeliterkloster bloß deswegen, um die holde reizende Magdalena von Lebrun zu sehen, zu bewundern und anzubeten. O Wunder der unvergleichlichsten Kunst! Hier sind nicht kalte Farben, keine leblose Leinwand, sondern Leben und Engelsschönheit, in Kummer und Tränen. — Tränen, die aus den himmlischen Augen siedendheiß auf meine Brust fallen! O! Sie kannte die Eitelkeit der Welt und das Elend der Leidenschaften! Ihr für alles Weltliche erstorbenes Herz brennt nur für den Höchsten. Nicht die Qualen der Hölle sinds, die sie fürchtet; nein, sie fürchtet nichts, als der Liebe dessen nicht würdig zu sein, den sie so innig liebt — der Liebe des himmlischen Vaters; eine Empfindung, die nur schöne Seelen kennen! „Vergebung!" ruft ihr Blick, und „Vergebung!" ruft ihr Herz. — Ach! Welche Schwachheiten würde, ich will nicht sagen, Gott, der die Güte selbst ist, sondern sogar der härteste Mensch einer solchen aufrichtigen und heiligen Reue nicht verzeihen? — Nie hätte ich geglaubt, daß

ein Gemälde so beredt und rührend sein könne! Je mehr ich es betrachte, desto mehr fühle ich seine Schönheiten. Das Gesicht, die Stellung, die Hände, die auf der Lilienbrust üppig wogenden Haare und vorzüglich die rotgeweinten Augen — wie schön ist das alles! Ich habe mehrere berühmte Werke des Pinsels gesehen und bewundert; aber dieses Gemälde wünschte ich zu besitzen; es würde in meinem einsamen Kabinett vor meinen Augen stehen, ich würde es ohne Unterlaß betrachten und mich glücklich fühlen. Mit einem Worte: ich liebe es.

Aber soll ich Euch den geheimen Reiz verraten, mit welchem es mich besonders fesselt? — Lebrun hat unter dem Bilde Magdalenens die schöne und gefühlvolle Herzogin Lavalière, Ludwigs des Vierzehnten Geliebte, abgebildet, die in ihm nicht den König, sondern den Mann liebte, und ihm alles aufopferte — ihr Herz, ihre Unschuld, ihre Ruhe und die Welt. Ich stelle mir die stille Mondnacht vor, in der die liebenswürdige Lavalière mit ihren Freundinnen im Parke von Versailles umherirrte und auf ihr freundliches Geschwätz mit folgenden Worten antwortete: „Ihr sprecht von den schönen Männern am Hofe und ihr erwähnt des schönsten nicht, unseres liebenswürdigen Königs. Glaubt nicht, daß die Pracht des Thrones meine Augen verblendet; nein, auch in einer ländlichen Hütte und in dem Gewande eines armen Hirten würde ich ihn allen Männern in der Welt vorziehen." Der König, der in der Nähe war, hörte diese Worte und sein Herz sagte ihm: „das ist sie, die du lieben mußt!" — Er hatte sie nicht erkannt. Den Tag darauf suchte er mit allen Damen am Hofe zu sprechen und erkannte die Lavalière an der Stimme. Einige Jahre lang betete er sie an und ward von ihr angebetet. Als er sie verließ, schloß sich die Unglückliche in das Karmeliterkloster und lebte hier sechsunddreißig Jahre lang unter dem Namen der barmherzigen Schwester Luise, der Tugend und dem Himmel, in der eifrigsten Erfüllung ihrer Ordenspflichten.

Welches würde wohl die interessanteste Beschreibung von Paris sein? – Die Aufzählung der Denkmäler der Kunst, die gleichsam auf allen Straßen zerstreut sind, der Seltenheiten aller Art, der Gegenstände der Pracht und des Geschmacks, hat gewiß ihren großen Wert; aber zehn dieser und ähnlicher Beschreibungen würde ich für eine kurze Charakteristik der merkwürdigsten Menschen in Paris hingeben, die nicht etwa in Palästen, sondern größtenteils unterm Dache unbekannt und in Dürftigkeit leben. Das wäre ein weites Feld für den Anekdotensammler! Hier lehrt die Not oft die sonderbarsten Mittel zur Gewinnung des Unterhalts. Wie viele Menschen gibt es nicht hier, die auch nicht einen Sous sichere Einkünfte haben und doch alle Tage im Palais Royal, im Theater und auf den öffentlichen Spaziergängen wohlgekleidet erscheinen, und, nach ihrer Miene zu urteilen, so sorglos leben, wie die Vögel unter dem Himmel. – „Aber wie machen sie es?" – Auf mancherlei Weise. Sie haben unzählige Mittel, etwas zu gewinnen, die nirgends anders, als in Paris bekannt sind.

So sieht man zum Beispiel alle Tage im Café de Chartres bei einer Tasse Bavaroise einen wohlgekleideten Menschen, der ein edles Ansehen hat, gut spricht, allerhand lustige Geschichten erzählt und mit fröhlichem Mute scherzt. Und wovon lebt er? – Vom Verkaufe der Anschlagzettel, die er des Nachts, wenn alles schläft, an den Straßenecken abreißt und zu den Kuchenbäckern trägt, die ihm dafür einige Sous bezahlen. Darauf legt er sich ruhig auf seinen Bund Stroh in irgend einem Grenier und schläft süßer als mancher Krösus.

Ein anderer, der gleichfalls jeden Tag in den Tuilerien und dem Palais Royal ist, und den man, der Kleidung nach, wenigstens für einen Clerc halten sollte, ist ein Pächter – und was für einer meint ihr wohl? – Er hat die Stecknadeln gepachtet, welche in dem italienischen Theater verloren werden. Wenn der Vorhang fällt und die Zuschauer das Haus verlassen, so erscheint er erst im Theater und geht nun, während die Lichter ausgelöscht werden, von Loge zu Loge, um die verlorenen

Stecknadeln aufzusuchen. Keine einzige entgeht seinen Luchsaugen, sie mag liegen, wo sie will, und wenn das letzte Licht ausgelöscht wird, so hebt unser Pächter die letzte Stecknadel auf und eilt mit seinem Pakete Nadeln und mit der Hoffnung morgen nicht Hungers zu sterben zum Krämer, der ihm seine Schätze abkauft.

Als ich die Mazarinsche Bibliothek besah, und unentschlossen, wohin ich meinen Blick zuerst richten sollte, zwischen den Bücherschränken stand, näherte sich mir ein alter Mann und redete mich an: „Ist's Ihnen gefällig die merkwürdigsten Bücher und Handschriften zu sehen" — und nun fing er an mir die Seltenheiten der Bibliothek zu zeigen und zu erklären. Ich hielt ihn für den Bibliothekar: aber ich betrog mich. Er war ein Fremder, dem die Aufseher der Bibliothek die Erlaubnis erteilt haben, den Liebhabern der Literatur zum lebendigen Katalog zu dienen. Seit dreißig Jahren verdient er sich auf diese Weise sein Brot. Er ist mit allem zufrieden, was man ihm gibt, es mag ein ecu oder ein sous sein.

Die Pariser Bettler wollen ein anständiges Äußeres beibehalten. Sie nehmen ein Almosen, ohne rot zu werden; aber für ein grobes Wort sind sie imstande jemanden herauszufordern; denn — sie tragen einen Degen.

In dieser Galerie merkwürdiger Menschen würde ein hiesiger Stoiker, der unter dem Namen de quatorze oignons bekannt ist, gewiß nicht vergessen werden dürfen. Das ist ein wahrer Diogenes, der sich alles, bis auf die dringendsten Bedürfnisse versagt. Seines Handwerks ist er ein Lastträger und sein ganzes Vermögen besteht in einem Korbe, in welchem er des Tages allerhand trägt, wenn er gedungen wird, und den er des Nachts zu seinem Alkoven macht und darin auf dem Markte, oder wo es sich sonst trifft, ganz ruhig schläft. Vierzig Jahre trägt er sein Wams; wenn es nottut, flickt er es, und auf diese Weise erneuert es sich von Zeit zu Zeit, so wie sich, nach der Meinung der Ärzte, der menschliche Körper nach und nach erneuert. Vierzehn Zwiebeln machen seine tägliche Nahrung aus. Dazu zwingt ihn aber keineswegs die Not; im Gegenteil, er gibt den Armen, die ihn um Almosen ansprechen, und

leiht Geld aus, ohne es jemals wieder zurückzufordern. Er verdient täglich drei bis vier Livres, und so kann er der Freund und Wohltäter vieler sein. Er spricht nicht viel; aber immer mit Nachdruck. Mehrere Gelehrte sind mit ihm bekannt. Einmal fragt ihn der Chemiker L., ob er glücklich sei? – „Ich glaub' es", antwortete ihm der Philosoph. – „Aber worin besteht deine Glückseligkeit?" – „In der Arbeit, der Ruhe und der Sorglosigkeit." – „Setze noch hinzu: im Wohltun; denn ich weiß wohl, daß du viel Gutes tust." – „Wieso?" – „Du gibst den Armen." – „Ich gebe ihnen bloß meinen Überfluß." – „Betest du auch zu Gott?" – „Ich danke ihm." – „Wofür?" – „Für mich selbst." – „Du fürchtest den Tod nicht?" – „Weder den Tod noch das Leben." – „Liest du auch?" – „Ich habe keine Zeit dazu." – „Aber hast du nicht manchmal Langeweile?" – „Ich bin niemals müßig." – „Beneidest du niemanden?" – „Ich bin mit mir zufrieden." – „Du bist ein wahrer Weiser." – „Ich bin ein Mensch." – „Ich wünsche deine Freundschaft." – „Alle Menschen sind meine Freunde." – „Es gibt aber auch böse Menschen." – „Ich kenne sie nicht." –

Zu meinem großen Leidwesen habe ich diesen modernen Diogenes nicht gesehen. Er ist beim Anfang der Revolution verschwunden, und manche glauben gar, daß er nicht mehr lebt. Er dient zum Beweise, daß es auch beim niedrigsten Stande praktische Philosophen geben kann.

Paris, im Mai . . . .

Heute habe ich zwei merkwürdige Institute besehen, nämlich die Schule für Taub- und Stummgeborene, wo diese Unglücklichen durch Zeichen im Lesen und Schreiben und in den Wissenschaften unterrichtet werden; und eine Anstalt für Blindgeborene, die gleichfalls Lesen, Musik und Wissenschaften lernen. Das erste dieser Institute ist von dem verstorbenen Abbé L'Epée errichtet worden und jetzt steht ihm der Abbé Siccard vor, der sich mit großem Eifer dem Geschäfte, diese Halbmenschen zu vollkommenen Menschen umzuschaffen, widmet, und ihnen gleichsam

anstatt des Gehörs und der Zunge ein neues Organ gibt. Ein junger Schwede, der mit mir zugleich dieses Institut besuchte, schrieb auf ein Papier die Worte: „Ihr seid wohl Euren vorigen Lehrer L'E p é e sehr dankbar?" — Da gab es einen Taub- und Stummgeborenen, der sogleich die Feder ergriff und folgende Antwort unter die Frage schrieb: „Ganz gewiß! Er war unser Wohltäter. Er erweckte in uns den Verstand, gab uns Gedanken und einen anderen Lehrer, der ihm an Geschicklichkeit und Eifer gleicht, der eben so wie er unser Lehrer, unser Freund und Vater ist." — Viele dieser Taubstummen sind leidenschaftliche Liebhaber des Lesens, so daß man ihnen die Bücher wegnehmen muß, damit sie sich die Augen nicht verderben. Auch sprechen sie mit der größten Geschwindigkeit untereinander durch Zeichen, durch welche sie die abstraktesten Ideen ausdrücken können. Es scheint, als könnten sie sich nicht genug über das neue Talent, sich ihre Gedanken mitzuteilen, freuen.

In der anderen, von H ü a t errichteten Anstalt, werden die Blinden in der Arithmetik, dem Lesen, der Musik und der Geographie, vermittelst erhabener Buchstaben, Noten und Landkarten, durch das Gefühl unterrichtet. Der B l i n d g e b o r e n e befühlt mit den Fingern die vor ihm liegenden Buchstaben und Noten und liest oder singt auf diese Weise; und indem er mit der Hand über die Landkarte fährt, findet er Paris, Moskwa, Otaheite, oder was man sonst will. Der junge Schwede drehte die Karte heimlich um; aber der Blinde merkte es sogleich. Mit einem Worte, das Gefühl, das bei den Blindgeborenen außerordentlich fein ist, vertritt ganz bei ihnen die Stelle des Auges und führt ihrer Seele alle die Vorstellungen zu, die wir anderen durch das Gesicht erhalten. — Der Aufseher machte uns das Vergnügen und ließ die Blindgeborenen einen besonders für sie verfertigten Hymnus anstimmen, den sie vortrefflich sangen. Auch war Text und Musik so rührend, daß wir uns der Tränen nicht enthalten konnten. Der Inhalt des Hymnus war ungefähr folgender: „Großer Beherrscher der Welten und des Schicksals, laß uns nur einmal — wenn auch nur auf Augenblicke — das Licht deiner Sonne schauen und unsere Wohltäter erblicken. Mögen dann unsere Augen wieder

auf ewig mit Nacht bedeckt werden; ihr liebes Bild wird nimmer in unserer Seele verlöschen."

Paris, im Mai . . . .

Wenn ich Euch alle Gemälde, Statuen und übrigen Werke der Kunst, die ich sehe, beschreiben wollte, so würden sich meine Briefe zu Büchern ausdehnen. Die Kirchen scheinen hier Galerien der bildenden Künste zu sein. Und das ist kein Wunder. Denn seit Franz dem Ersten haben die Künste in Paris wie in ihrem Lieblingsaufenthalte gewohnt. Doch will ich Euch das Wichtigste, was mir gerade beifällt, erzählen.

In der Hauptkirche de notre Dame, einem alten gotischen Gebäude, findet man eine Menge Gemälde der besten französischen Maler; aber von allen schweige ich, um Euch einige Worte über das schöne Denkmal der ehelichen Liebe zu sagen, das eine moderne Artemisia hier errichtet hat. Die Gräfin d'Harcourt wollte durch dieses Mausoleum, das Pigals Meisel geschaffen hat, ihrem verstorbenen Gemahl ein Denkmal der Treue und Zärtlichkeit setzen. Ein Engel öffnet mit der einen Hand das Grab des Gatten und in der anderen hält er eine Fackel, womit er, wie es scheint, den Lebensfunken aufs neue anzünden will. Der durch die wohltätige Wärme belebte Gatte erhebt sich und streckt die schwachen Hände nach der Gattin aus, die in seine Umarmung sinkt! Aber der unerbittliche Tod steht hinter ihm und zeigt auf die abgelaufene Sanduhr, zum Zeichen, daß seine Stunde gekommen ist. Der Engel löscht die Fackel aus. — Man sagt, daß die zärtliche Gräfin, die unausgesetzt über den Verlust des geliebten Gatten trauerte, dieses alles im Traume gesehen, und daß der Künstler nach ihrer Angabe gearbeitet habe. Mir scheint es, daß Pigal sich hier selbst übertroffen hat. Gewiß hat sein Herz Anteil an der Arbeit gehabt.

In der Kirche der Sorbonne bewundert jedermann die Kunst des Bildhauers Girardon, die er in dem Denkmale des Kardinals Richelieu, das im antiken Geschmack ist, gezeigt hat.

Der Kardinal stirbt in den Armen der Religion. Die Rechte legt er aufs Herz und in der Linken hält er seine geistlichen Schriften. Die Wissenschaft in Gestalt eines jungen Frauenzimmers weint zu seinen Füßen. – Man erzählt, daß Peter der Große, als er dieses Denkmal besah, zu dem Neveu des Kardinals, dem Herzog von Richelieu, gesagt habe: „Ich hätte die Hälfte meines Reiches gerne dem großen Richelieu abgetreten, um von ihm zu lernen, wie ich die andere regieren solle." – Aber ich glaube dies nicht, oder unser großer Kaiser hat den Kardinal nicht genau gekannt, der zwar ein kluger Minister, aber ein gefühlloser Mensch und ein unversöhnlicher Feind war, der die Wissenschaften auf eine prahlerische Weise beschützte, aber große Talente auf eine kleinliche Weise verfolgte. Nein! Ich würde Richelieu nicht in den Armen der heiligen Religion, sondern in den Armen des Ungeheuers abgebildet haben, das Voltaire in der Henriade folgendermaßen beschreibt:

Des Stolzes und Herrschsucht Tochter,
Des Truges und der Arglist Mutter,
Hüllt es in alle Formen sich.
Bald scheint es friedlich, sanft und ruhig,
Bald trägt es eine andere Maske,
So wie der Vorteil es gebeut.
Es leiht der Wahrheit helles Siegel,
Und blickt auf seinen Feind mit Liebe;
Doch innerlich tobt Höllengift.

Übrigens ist dieses Kunstwerk eines der ersten und besten in Paris.

In der Kirche der Cölestiner ist ein Altar, den der Herzog von Orleans errichtet hat, und der an einen sehr traurigen Vorfall erinnert. Karl der Sechste erschien einst in der Maskerade als Satyr. Einige Hofleute, die mit ihm durch eine Kette vereinigt waren, hatten dieselben Masken. Der Herzog von Orleans näherte sich mit einer Fackel und das zottige Gewand der Masken fing unglücklicherweise Feuer. Da sich diese nicht geschwind von einander losmachen konnten, so gerieten sie alle in Flammen und nach wenigen

Minuten waren sie verbrannt. Nur der König wurde durch die Herzogin de Berry gerettet, die ihm ihre Mantille umwarf und so die Flammen erstickte. Der Herzog von Orleans, um seine unglückliche Unvorsichtigkeit zu büßen, errichtete den prächtigen Altar in der Kirche der Cölestiner. Auch gibt es hier noch andere Merkwürdigkeiten; unter anderen das Grabmal des armenischen Königs Leo, der von den Türken aus seinem Lande vertrieben war und im Jahre 1393 zu Paris starb. Froissard, ein gleichzeitiger Schriftsteller, sagt folgendes von diesem Fürsten: „Er hatte seinen Thron verloren, aber alle Tugenden eines Königs zierten ihn, und sein Unglück lehrte ihn noch eine neue, nämlich Standhaftigkeit und Geduld. Mit seinem Wohltäter, Karl dem Sechsten, ging er wie mit seinem Freunde um und nie vergaß er seine königliche Abkunft. Sein Tod war seines Lebens würdig."

Neben dem Grabmale des unglücklichen Königs hat die kindliche Liebe einer zärtlichen Mutter ein Denkmal errichtet. Eine schwarzemarmorne Urne steht auf einer weißen Säule und hat folgende Inschrift: „Sie war die Freundin ihrer Kinder, die dankbar an ihrem Grabe weinen. Ihre Bescheidenheit konnte unsere außerordentliche Liebe nicht begreifen." (Welch ein Zug!) „Dieses Denkmal sei guten und gefühlvollen Seelen geweiht. Hier liegt Maria Hoccard, Gräfin von Cossais, gestorben den 29. Sept. 1779."

Nicht weit von dieser rührenden Inschrift liest man eine andere ziemlich lustige auf dem Grabe des Ritters Brissac: „Wer bin ich? lautete sie, ein Toter oder ein Lebendiger? Ein Toter; nein, ein Lebendiger. Du fragst: warum? Und ich antworte: deswegen, weil mein Name in der ganzen Welt lebt." — Auch ist in dieser Kirche die schöne Gruppe Pillons, die drei Grazien — herrliche Gestalten, immer eine schöner als die andere. In der Tat ist es sonderbar in einer christlichen Kirche heidnische Gottheiten zu sehen; Catherine von Medici hat diesen sonderbaren Einfall gehabt. Ihr Herz sollte, nach ihrer Verordnung, nebst dem Herzen Heinrichs des Zweiten, in einer Urne auf den Köpfen der Grazien ruhen.

In der Kirche des heil. Stephans, deren sonderbare

Bauart den griechischen und gotischen Geschmack in sich vereinigt, sieht man das Grab des gefühlvollen Racine, ohne irgend ein weiteres Denkmal; aber sein Name, der an die Meisterstücke der französischen Melpomene erinnert, ist das schönste Denkmal. — Ferner liegt hier Pascal begraben, der als Philosoph, als Theolog und witziger Schriftsteller bekannt ist, und dessen „lettres provinciales“ noch bis jetzt als Muster der guten französischen Schreibart geschätzt werden. Auch der berühmte Botaniker und Reisebeschreiber Tournefort und der geschickte Arzt Tonier sind in dieser Kirche begraben. Die Grabschrift des letzteren lautet folgendermaßen: „Jetzt, Sterbliche, fürchtet den Tod; denn Tonnier ist tot.“ Endlich findet man auch noch das Grab des Malers Le Sueur hier, den man den französischen Raphael genannt hat und der der Gegenstand des Neides und der Verfolgung Lebruns und anderer Maler seiner Zeit war. Lebrun konnte seinen Namen nicht nennen hören, ohne von den wildesten Leidenschaften zerrissen zu werden, und als er hörte, daß er in den letzten Zügen liege, rief er aus: „Jetzt fällt mir ein Stein vom Herzen!“ — Ein andermal, als er ein Gemälde Le Sueurs betrachtete und sich unbeobachtet glaubte, sagte er heimlich für sich: Herrlich! Bewundernswürdig! Unvergleichlich! — Es ist traurig, von großen Männern solche kleine Züge zu hören, und so sehr ich den Maler Magdalenens liebe, so sehr hasse ich doch den Feind des braven Le Sueur.

In der Kirche des heil. Eustachius ist Colberts Grabmal, das seiner würdig ist. Er kniet vor einem Engel, der ein aufgeschlagenes Buch in der Hand hält, auf einem Sarge von schwarzem Marmor, und der Überfluß und die Religion, in Gestalt von Frauenzimmern, stehen hinter ihm. — Dieser große Minister, der Ruhm Frankreichs und seines Königs, diente dem Monarchen, dessen Einkünfte und Macht er vermehrte; er diente dem Volke, das er durch verschiedene nützliche Einrichtungen und durch den Handel bereicherte und nützte endlich der Menschheit durch Beförderung der Fortschritte in Wissenschaften und Künsten. Ludwigs siegreiche Flotten, die blühendsten Manufakturen, der Languedocische Kanal, der das

Mittelmeer mit dem Ozean vereinigt, die ansehnlichsten Handelsverbindungen, wie z. B. die ostindische und die amerikanische Gesellschaft, und fast alle Akademien sind die Monumente seiner unübertrefflichen Verwaltung. Man kann dreist behaupten, daß Colbert der erste Minister in der Welt gewesen ist; umsonst durchblättert man die Geschichte, um einen zu finden, der ihm an Weisheit und an Glück, der Folge seiner Weisheit, gliche. Der Ruhm seiner Verwaltung hat Ludwigs des Vierzehnten Regierung berühmt gemacht. Er sollte das Muster aller Minister sein und jeder sollte sein Bildnis in seinem Kabinette aufstellen, um sich, bei seinem Anblick, an die großen Pflichten zu erinnern, die er zu erfüllen hat. — Aber bei alledem hatte auch Colbert seine Feinde, und einer derselben hatte auf sein Grabmal die Worte geschrieben: Res ridenda nimis, vir inexorabilis orat! Wo ist der Sterbliche, der es allen recht macht?

In der Abtei der heil. Genoveva liegt der Leichnam des Philosophen Descartes, der siebenzehn Jahre nach seinem Tode aus Stockholm nach Paris gebracht worden ist. Seine Grabschrift nennt ihn den ersten Weisen seines Jahrhunderts, und zwar mit Recht. Vor ihm war die Philosophie nichts weiter, als ein leeres Schulgeschwätz. Descartes verwandelte sie in die Wissenschaft der Natur und des Menschen und errichtete ein neues scharfsinniges System, das alles erklärt — sogar das Unerklärbare. In der Tat hat Descartes oft geirrt; aber seine Irrtümer haben den englischen und deutschen Weltweisen den Weg zur Wahrheit gezeigt. Er hat sich in ein Labyrinth verirrt; aber er hat auch Newton und Leibnitz den Faden der Ariadne hinterlassen. Er verdient nicht überall Glauben, aber immer erregt er Bewunderung, immer ist er groß, und seine Metaphysik und Moral erhöhen die Würde des Menschen, indem sie das Dasein des Schöpfers, die Unsterblichkeit der Seele und die Heiligkeit der Tugend unwiderlegbar dartun. In der Abtei habe ich das Grabmal Clodwigs, des ersten Königs von Frankreich gesehen, ferner das schöne Basrelief von Rom, auf welchem man alle Straßen und großen Gebäude unterscheidet; dann die Bibliothek und endlich eine seltene Sammlung

von ägyptischen, hetrurischen, griechischen und gallischen Altertümern.

Eine neue Kirche der heil. Genoveva ist im schönen und erhabenen Stil; vorzüglich bewundern die Kenner der Baukunst den Fronton, wo sich die Kühnheit der gotischen Bauart mit der Schönheit der griechischen vereinigt. Von außen und von innen sind korinthische Säulenordnungen; doch ist das Innere noch nicht ganz vollendet.

In der Abtei des heil. Victor finden sich mehrere seltene Manuskripte, unter anderen eine Bibel aus dem neunten Jahrhundert und ein Alcoran, den der türkische Gesandte für echt erkannt und mit großer Erfurcht gelesen und geküßt hat.

In der königlichen Abtei, wo alles schön und prächtig ist, sind die Malereien im Innern der Kuppel das Schönste. Sie sind von Mignard mit Wasserfarben gemalt. Die Kenner nennen sie Meisterstücke und Molière hat ein Gedicht zu Ehren des Künstlers verfertigt. Nur Schade, daß die Farben schon ihre Lebhaftigkeit verlieren.

In der Andreaskirche befindet sich das Denkmal des Abbé Batteu, des Lehrers der Schriftsteller. Dies Monument gefällt durch seine Einfalt. Auf einer Säule steht eine Urne mit dem Medaillon des Verstorbenen und der schönen Inschrift: amicus amico! — Vorzüglich aber hat mir hier eine alte Grabschrift auf einen gewissen Matthias Chartieux gefallen: „Er glaubte", heißt sie, „an Gott, an die Religion, an die Unsterblichkeit der Seele und an die Tugend, und verachtete Heuchelei, Aberglauben und das Glück des Lasters. Fünfzig Jahre hat er mit seiner Frau gelebt und jedes neue Jahr hat er mit dem Wunsche angefangen, es wie das vergangene zu durchleben. An Werktagen liebte er die Arbeit und an Feiertagen sah er gerne Gäste. Seine Kinder führte er zu allem Guten an, dann und wann durch weise Lehren, öfter durch sein Beispiel. Seine Meinung und sein Zeugnis galten in der ganzen Nachbarschaft und jedermann sagte: das hat der brave Matthias Chartieux gesagt! — Wanderer! wundere dich nicht, daß sein Grabmal nicht aus parischem Mar-

mer besteht und mit phrygischer Arbeit verziert ist. Reiche Monumente brauchen nur diejenigen, welche sich weder durch ihr Leben noch durch ihre Taten ein gutes Gedächtnis gestiftet haben. Der Name des braven Matthias Chartieux ist und wird das beste Denkmal für ihn bleiben. 1559." –

In der Kirche der Benediktiner ist das Grab des verjagten Königs Jacob des Zweiten. Nach seinem letzten Willen ist er ohne alles Gepränge begraben worden; und auf seinem Grabsteine liest man nur die Worte: Ci — git Jaques II. Roi de la grande Bretagne. Er war unleugbar einer der unglücklichsten Könige, denn niemand bedauerte ihn in seinem Unglück.

Die Kirche der Karmeliter ist wegen eines prächtigen Monuments merkwürdig, das die Herren Boullenais hier ihren Eltern errichtet haben; aber die in lateinischer Sprache geschriebene Geschichte des Karmeliterordens ist noch merkwürdiger. Nach diesem Buche sind nicht nur alle berühmten Christen, die jemals gelebt haben, sondern auch mehrere große Männer unter den Heiden, wie z. B. Pythagoras, Numa Pompilius, Zoroaster, die Druiden etc. Mönche dieses Ordens gewesen, der von den frommen Einsiedlern des Berges Karmel in Syrien gestiftet worden sei! –

Die Kirche Saint-Germain enthält das Grab des französischen Horaz, Malherbe, von welchem Boileau sagt, daß er zuerst die geheime Kraft eines jeden, an seinen Ort gestellten Wortes gefühlt habe. Noch bis jetzt liest man seine Oden mit Vergnügen, und wer kennt nicht die herrliche Strophe:

La mort a des rigueurs à nulles autres pàreilles.
On a beau la prier;
La cruelle qu'elle est, se bouche les oreilles
Et nous laisse crier.
Le pauvre en sa cabane, où le chaume le couvre,
Est sujet à ses loix,
Et la garde, qui veille aux barrières du Louvre,
N'en defend point nos Rois.

Auch liegen hier Herr und Madame Dacier, welche die Liebe — zur griechischen Sprache — verband, die sich in ihrer gelehrten Ehe auf griechisch liebkosten und nur dann erst sich recht glücklich fühlten, wenn sie eine neue Schönheit im Homer entdeckten. Und — o Barbarei! o Undankbarkeit! — Man hat ihnen nicht einmal eine griechische Grabschrift gesetzt!

Das Könotaph des Grafen Caylus in einer Kapelle dieser Kirche ist aus dem schönsten Porphyr, den der Graf lange Zeit zu diesem Behufe aufgehoben hatte. Ein Mann, der weder Vermögen, noch Leben, noch Mühe geschont hat, um die Kunst zu vervollkommnen, ist eines solchen Denkmals würdig. Folgende Anekdote ist ein Beweis seiner leidenschaftlichen Liebe zu den Wissenschaften und Künsten. Als er in Smyrna war, wollte er gern die Ruinen von Ephesus sehen, in deren Nachbarschaft sich damals eine Räuberbande aufhielt, die der Schrecken der ganzen umliegenden Gegend und aller Reisenden war. Was tat unser unerschrockener Graf? Er dang zwei zu dieser Bande gehörende Räuber als Wegweiser und zwar unter der Bedingung, daß sie ihren Lohn nicht eher erhalten sollten, als bis sie ihn wieder glücklich nach Smyrna zurückgebracht hätten. Darauf zog er ein einfaches Kleid an, nahm nichts mit sich als Papier und Bleistift und ging nun gerade auf die Räuberhöhle los, wo er dem Hauptmann die Ursache seiner Reise entdeckte. Dieser lobte seine Wißbegierde und benachrichtigte ihn, daß es nicht weit davon noch andere sehr merkwürdige Ruinen gäbe. Ja, er gab ihm sogar ein paar arabische Pferde, um dahin zu reiten. Der Graf nahm dies Anerbieten mit Freuden an und ritt sogleich fort. Gegen Abend kam er zurück, sehr zufrieden mit dem, was er gesehen hatte, und dankte dem Räuberhauptmann, der seine Gastfreiheit so weit trieb, daß er ihn die Nacht bei sich behielt. Den Tag darauf besah der Graf die „Überbleibsel von Ephesus" mit aller Bequemlichkeit und kam glücklich nach Smyrna zurück. — Caylus ist der Verfasser mehrerer Schriften, darunter seine Sammlung von Altertümern und seine Märchen am meisten bekannt sind.

Die Kirche Saint-Hilaire ist einmal durch das Duell

zweier Maler entweiht worden, wovon der eine den anderen tadelte, daß er Adam und Eva mit einem Nabel gemalt habe, da er doch wissen müsse, daß Adam und Eva nicht geboren, sondern gleich als Erwachsenen von Gott geschaffen wären, und folglich keinen Nabel haben können, der durch das Abschneiden der Nabelschnur eines geborenen Kindes entstünde. Der andere fühlte sich durch diesen Vorwurf beleidigt und griff nach dem Degen. – Nur mit Mühe konnte man diese Rasenden, die im Begriff standen, sich vor dem Altare zu morden, von einander reißen.

Der Staub des großen Corneille, wie ihn die Franzosen nennen, ruht in der Kirche Saint-Roch. Kein Grabmal, keine Inschrift bezeichnet sein Grab. – Auch schläft hier die gefühlvolle Deshoulières, deren Name an

die beblümten Ufer kristallner Bäche

und

die Herden sanfter Lämmer,
geschützt vom treuen Hunde,

erinnert. – Ein Schäferstab, ein Kranz aus Wiesenblumen und eine Hirtenflöte würden ihren Grabhügel am besten zieren. – Ferner findet man hier das Grab Le Notres, des Schöpfers der prächtigen Gärten, gegen welche die Gärten der Hesperiden nur als Kohlgärten erscheinen. Auf dem Grabe steht seine Büste, in deren Zügen man den edlen und ernsthaften Charakter des Künstlers deutlich bemerkt. – Als er Ludwig dem Vierzehnten den Plan der Gärten von Versailles vorlegte und dabei erklärte, wie alles werden sollte und welche Wirkung diese oder jene Idee haben müßte, rief der entzückte König mehrmals aus: „Le Notre, für diesen Gedanken gebe ich dir 20.000 Livres." Darüber ward der stolze und uneigennützige Künstler empfindlich und antwortete endlich: „Ich schweige, Ew. Majestät, um Sie nicht zu ruinieren." –

Hinter dem letzten Altare dieser Kirche erhebt sich unter einem niedrigen Gewölbe ein wilder Felsen, auf welchem der Heiland am Kreuze hängt. Zu seinen Füßen sitzt Maria Magdalena; zur Rechten

sieht man die schlafenden Wächter und zur Linken liegt zerbrochenes Holz, zwischen welchem eine Schlange kriecht. Unter dem Felsen ist ein Altar von blauem Marmor, der einem antiken Grabmal gleicht und auf welchem zwei Urnen stehen. Ein dämmerndes Licht beleuchtet das Ganze, das eine unbeschreiblich rührende Wirkung macht. Man kann sich eines ehrfurchtvollen Schauers nicht erwehren und die Knie beugen sich von selbst. – Dieses Kunstwerk Falconets macht seinem Meister Ehre.

In dem Kirchhofe des heil. Severin liest man unter dem Kreuzgange des Gottesackers folgende in Stein gehauene Verse, die ein sonderbares Wortspiel enthalten:

Passant, penses-tu pas passer par ce passage,
Ou pensant j'ai passé?
Si tu n'y penses pas, passant, tu' n'es pas sage,
Car en n'y pensant pas, tu te verras passé.

Paris, im Junius . . . .

Madame Glo . . sagte mir vorgestern: „Übermorgen wird der Abbé D. eine Schrift seiner Schwester der Marquise L. bei mir vorlesen. Es sind Ideen über die Liebe. C'est plein de profondeur à ce qu'on dit. Auch die Verfasserin wird inkognito zugegen sein. Wenn Sie den Scharfsinn und die Tiefdenkerei unserer Damen kennen lernen wollen, so versäumen Sie nicht zu kommen.“ – Wie hätte ich da ausbleiben können? Ich opferte das Schauspiel auf und begab mich um acht Uhr zur Mad. Glo . . Die Wirtin saß in einem Voltairestuhl, und ein halbes Dutzend Kavaliere summten um sie her. Auf dem Sofa unterhielten zwei Abbés einige Damen mit ihrer Liebenswürdigkeit, und in den Winkeln des Zimmers waren noch hie und da einige Gruppen zerstreut. Die ganze Gesellschaft bestand ungefähr aus 25 bis 30 Personen. Um neun Uhr rief die Wirtin den Abbé D. aus; und alles umringte den Sofa. Der Vorleser zog ein rosenfarbenes Heft aus der Tasche, sagte einige artige Worte und hob

an. — Schade, daß ich Euch nicht von Wort zu Wort wiedererzählen kann, was ich hörte. Doch aus folgenden Fragmenten, die mir im Gedächtnis geblieben sind, werdet Ihr ungefähr über den Wert und den Geist des Produktes urteilen können:

„Die Liebe ist eine Krisis — die entscheidende Minute des Lebens, die das Herz mit Zittern erwartet. — Sie erscheint endlich — Er ist's; Sie ist's, ruft das Herz, und verliert die Persönlichkeit des Daseins."

„Ein geheimes Schicksal wirft die Würfel in eine Urne. — Der ist glücklich — jener unglücklich."

„Alles auf der Welt läßt sich beschreiben, nur die Liebe nicht. Sie ist das Bild des Himmels, welcher der Erde ein Rätsel ist. Vor ihr beugt sich jede Größe. Cäsar ist ein kleiner Geist, Regulus ein Schwächling, im Vergleich mit dem wahren Liebhaber, der über den Elementen und außer der Sphäre der irdischen Wünsche schwebt, wo gewöhnliche Seelen, wie Strohhalme im Wirbelwinde umhergetrieben werden. Es würde zu kühn sein, ihn einen Halbgott zu nennen — wir sind keine Heiden — aber er ist mehr als ein Mensch. Zoroaster stellt das höchste Wesen unter dem Bilde des Feuers vor, und das Feuer der tugendhaften erhabenen Liebe ist wert den Thron des Allerhöchsten zu umgeben."

„Montaigne sagt: „Ich liebe meinen Freund, weil er Er ist; und er liebt mich, weil ich Ich bin." Montaigne spricht von der Liebe und nicht von der Freundschaft, oder seine Worte haben keinen Sinn."

„Reize sind nie der Grund der Liebe. — Sie entsteht plötzlich durch das Zusammentreffen zweier zärtlicher Seelen in einem Blicke, in einem Worte, sie ist nichts weiter als die Sympathie, die Vereinigung zweier Hälften, die über ihre Trennung seufzen."

„Nur einmal kann eine Sache verbrennen; nur einmal kann das Herz lieben."

„Das Leben des Gefühlvollen hat drei Epochen. Erwartung, Vergessen, Erinnerung. Vergessen nenne ich die Begeisterung der Liebe, die nicht von Dauer sein kann, da wir

keine Götter sind und die Erde kein Olymp ist. Die Liebe läßt eine süße Erinnerung nach, die freilich keine Liebe mehr ist; aber es scheint doch, als liebten wir immer den Menschen noch, den wir einmal anbeteten. Die Stelle ist uns angenehm, wo wir etwas Angenehmes erlebten."

„Derjenige, welcher den Ruhm, oder Ehrenstellen, oder Reichtümer liebt, gleicht demjenigen, der in Ermangelung von Rousseaus Neuer Heloise einen Roman der Demoiselle Scudery liest – ich sage in Ermangelung, oder vielleicht auch aus schlechtem Geschmack. Auf dem rohen Marmor von Paros sproßt manchmal ein ziemlich angenehmes Grün, aber läßt er sich deswegen mit dem Marmor vergleichen, dem Phidias die Gestalt einer Venus gegeben hat? Dies war seine eigentliche Bestimmung, so wie die Bestimmung des Herzens die Liebe ist."

„Irgend ein großer Musiker hat behauptet, daß die Glückseligkeit des anderen Lebens in der Harmonie bestehen muß; aber gefühlvolle Seelen sind überzeugt, daß sie in der Liebe besteht."

„Ich weiß nicht, ob es Atheisten gibt; aber das weiß ich, daß Liebende unmöglich Atheisten sein können. Unwillkürlich wendet sich der Blick von dem geliebten Gegenstande gen Himmel. Wer geliebt hat, wird mich verstehen." –

Bei jeder Phrase riefen die Zuhörer: Bravo! c'est beau! c'est ingeniex, sublime! und ich dachte bei mir selbst: Gut, artig, schwülstig, dunkel, und durchaus nicht die Sprache eines Weibes! Meine Blicke suchten die Verfasserin. Eine Brünette von ungefähr dreißig Jahren saß am weitesten vom Vorleser, hörte nicht zu, blätterte in einem Buche oder in den Noten auf dem Klavier -- und so war es nicht schwer, die Verfasserin in ihr zu erraten. Die Wirtin rief einmal aus: „Ich kenne den Verfasser des Werkes nicht, aber ich möchte ihn umarmen", und mit diesen Worten umarmte sie die Marquise L. aufs zärtlichste. Alle klatschten. – Nach geendigter Vorlesung wurden zwei Spieltische gebracht, an welche sich einige Herren und Damen zum Spiele setzten. Die übrigen aber alle hörten, sitzend oder stehend, dem Abbé D. zu, der die berühmtesten Schriftsteller mit großer Strenge

beurteilte. „Voltaire," sagte er, „hat nur für seine Zeit geschrieben und geschickter als alle anderen Schriftsteller hat er die wahre Liebe der Geister benutzt; aber sein Verdienst muß mit der Veränderung der Umstände notwendig aufhören. Da er nach dem Ruhme des Augenblicks haschte, so fürchtete er sich, sein Urteil von der Meinung seines Zeitalters zu trennen, er hütete sich, seine Zeitgenossen zu überfliegen, um nicht dunkel und unverständlich zu werden. Für jede Zeile suchte er eine unmittelbare Vergeltung und deswegen strebte er immer nach dem besten Ausdruck, nach der schönsten Aufstutzung bekannter Ideen. Er nahm aus fremden Vorratskammern und arbeitete es ins Reine, ohne an Erfindung und Aufsuchung neuer Materialien zu denken. Er war in Rücksicht des Geistes ein wahrer Epikureer; die Nachwelt kümmerte ihn nicht und die Unsterblichkeit des Namens schien ihm ein Phantom. Er pflanzte keine Zedern, sondern setzte leicht aufsprossende Blumen, von denen schon mehrere vor unseren Augen verwelkt sind – und wir sind noch seine Zeitgenossen. Was wird nach hundert Jahren sein? Werden seine Verspottungen des Aberglaubens und mancher philosophischen Systeme wohl auch dann noch interessant sein, wenn von alledem keine Spur mehr da ist?" – „Aber seine Trauerspiele?" fiel ich ein. – „In Rücksicht der Vollkommenheit stehen sie Racines Trauerspielen gewiß nach. Ihr Stil ist weder so rein, noch so leicht und fließend als der Stil des Schöpfers der Phädra und der Andromache; sie sind voll von kühnen Ideen, die aber jetzt schon nicht mehr kühn sind; voll von sogenannter Philosophie, die eigentlich gar nicht ins Drama gehört; und endlich voller Geschmack; aber man vermißt in ihnen wahre Empfindung." – „Wie? In der Zaire keine Empfindung?" – „Nein! Und ich mache mich anheischig zu beweisen, daß in der ganzen Zaire nicht ein einziger gefühlvoller Gedanke ist, den man nicht auch in dem gewöhnlichsten Roman fände. Voltaires einziges Verdienst besteht im Ausdruck; aber nie wird man die großen und erhabenen Ergießungen des Gefühls bei ihm antreffen, die man zum Beispiel in der Phädra findet." – Also Racine ist, nach Ihrer Meinung, ein echter Tragiker? „Er ist ein großer Schriftsteller und

Dichter; aber kein großer Tragiker. Seine gefühlvolle Seele konnte sich nie das wahre tragische Fürchterliche zu eigen machen. Seine Trauerspiele sind daher nichts weiter als dramatische Elegien; aber sie sind voll Gefühl, der Ausdruck ist unvergleichlich, und sie kommen von Herzen und gehen zu Herzen. In dieser Hinsicht kann man Racine vollkommen nennen, und bis ans Ende der Welt wird immer das größte Lob für französische Verse das sein, daß man von ihnen sagen kann: Sie gleichen den Versen Racines! Aber bei dem Talente, zarte Empfindungen zu malen, fehlt ihm gänzlich das andere: das Fürchterliche und Heroische auszudrücken. Er hat auch nicht einen einzigen starken Charakter gezeichnet. Wir hören in seinen Trauerspielen große Namen, ohne einen einzigen großen Mann zu sehen, wie sie z. B. Corneille zeichnet." – Also Corneille wird den Kranz erhalten? – „Corneille hätte verdient, ein Römer zu sein. Das Große und Erhabene war sein Eigentum. Seine Helden sind wahre Helden; aber oft sinkt sein sonst starker Ausdruck, er wird niedrig und beleidigt den guten Geschmack; und wenn er gefühlvoll sein will, ist er immer unerträglich." – Aber was sagen Sie von Crebillon? – „Ich sage, daß er unter allen unseren Tragikern am meisten Furcht und Schrecken zu erregen weiß. Wenn Voltaire gefällt und Racine bezaubert; wenn Corneille die Seele erhebt, so erschreckt Crebillon die Einbildungskraft; nur ist sein barbarischer Stil weder Melpomenens, noch unserer Zeit würdig. Corneille hat ohne Muster geschrieben und doch kann er oft zum Muster dienen. Aber Crebillon hat es gewagt, nach Racine in groben und barbarischen Versen zu schreiben, und hat dadurch bewiesen, daß er weder Gehör, noch Gefühl für die Schönheiten der Dichtkunst hatte. Dann und wann entwischt ihm ein guter Vers; aber das ist gleichsam ohne Wissen und Willen."

Welch' ein strenger Aristarch! dachte ich bei mir selbst – gut, daß wir in Rußland nicht solche strenge Kritiker haben! –

Um 11 Uhr setzten wir uns zu Tische. Das Gespräch war lebhaft; aber ich habe nichts davon behalten. Eine französische Unterhaltung

läßt sich mit einem Lauffeuer vergleichen — so schnell folgt ein Wort aufs andere; und kaum vermag die Aufmerksamkeit dem raschen Strom der Rede zu folgen.

Paris, im Junius . . . .

Mad. N. schreibt mir folgendes Billet: „Meine Schwester, die Gräfin D., die sie bei mir gesehen haben, wünscht genaue Nachrichten über Ihr Vaterland zu haben. Die Umstände in Frankreich sind jetzt so, daß jeder auf einen Zufluchtsort im Auslande denken muß. Ich ersuche Sie daher, auf die vorgelegten Fragen zu antworten. Sie werden mich dadurch verbinden." — Dabei lag ein großer Bogen, auf welchem die Fragen so geschrieben waren, daß immer Platz für die Antworten gelassen war. Hier ist einiges von diesem Verhöre zu Eurer Belustigung:

Frage: Kann jemand, der von zartem Körperbau und schwächlicher Gesundheit ist, das rauhe Klima Ihres Vaterlandes vertragen?

Antwort: In Rußland leidet man weniger von der Kälte, als in der Provence. In unseren warmen Zimmern und mit unseren guten Pelzen lachen wir des stärksten Frostes. Im Dezember und Jänner, wenn der Himmel in Frankreich unaufhörlich mit Wolken bedeckt ist und der Regen stromweis herabstürzt, fahren unsere Damen bei dem schönsten Sonnenscheine auf Schlitten über die Brillanten des Schnees und die schönsten Rosen blühen auf ihren lilienweißen Wangen. Nie sind die Russinnen reizender als im Winter. Die Kälte erfrischt und belebt ihre Gesichtsfarbe, und eine jede, die aus der freien Luft ins Zimmer tritt, gleicht der Flora.

Frage: Welche Jahreszeit ist wohl die schönste in Rußland.

Antwort: Sie sind alle angenehm, aber nirgends hat der Frühling solche Reize als in Rußland. Die weiße Decke des Winters ermüdet endlich das Auge — der Geist sehnt sich nach Veränderung — und horch! Die helle Stimme der Lerche ertönt in den Lüften. Das Herz bebt vor Vergnügen. Schnell schmelzen die Berge von Schnee an den warmen Strahlen der Sonne. Das Wasser rauscht durch die

Gefilde, die Flüsse zerbrechen ihre Fesseln, majestätisch brausen sie über ihre Ufer und der kleinste Bach wird zum Strome. Die bleichen Wiesen bedecken sich, genährt von der wohltätigen Nässe, mit frischem Grün und bunten Blumen. Die Birkenwälder fangen an zu grünen und nach ihnen belauben sich, unter den lauten Hymnen der fröhlichen Vögel, auch die dunkeln Wälder, und die Weste tragen die Wohlgerüche der blühenden moskowitischen Lorbeerkirsche nach allen Seiten. In Frankreich kommt der Frühling nur langsam, so daß man sein Kommen kaum gewahr wird, aber bei uns steigt er plötzlich vom Himmel und der Blick vermag kaum seinem schnellen Wirken zu folgen. Hier scheint die Natur matt und entkräftet; aber bei uns hat sie das ganze Feuer der Jugend. Kaum erwacht vom Schlafe des Winters, erscheint sie in dem Glanze ihrer Schönheit, und was hier in einigen Wochen reift, das kommt bei uns in wenigen Tagen zur vollkommenen Reife. Hier werden die Wiesen im Sommer gelb und bei uns grünen sie bis zum Winter. An den heiteren Tagen des Herbstes endlich genießen wir die Natur wie einen Freund, von dem wir uns bald auf eine lange Zeit trennen müssen, und sie gewährt uns desto mehr Vergnügen. Der Winter bricht nun herein — und die Bewohner des Landes eilen nach der Stadt, um die Vergnügungen des gesellschaftlichen Lebens zu genießen.

Frage: Welche Annehmlichkeiten hat das gesellschaftliche Leben in Rußland?

Antwort: Alle die, welche es hier hat: Schauspiele, Bälle, Soupers, Spiel und endlich die Liebenswürdigkeit Ihres Geschlechts.

Frage: Liebt man die Ausländer in Rußland und werden sie wohl aufgenommen?

Antwort: Die Gastfreiheit ist eine russische Nationaltugend. Wir verdanken den Ausländern unsere Aufklärung — eine Menge kluger Gedanken und angenehmer Gefühle, von denen unsere Vorfahren nichts wußten. Und indem wir unsere Gäste mit Höflichkeiten überhäufen, macht es uns Freude, ihnen dadurch zu zeigen, daß die Schüler ihre Lehrer in der Kunst zu leben und mit Leuten umzugehen fast erreicht haben.

Frage: Sind die Weiber in Rußland geachtet?

Antwort: Bei uns sitzt eine Frau auf dem Throne. Ruhm und Liebe, Lorbeeren und Rosen, sind die Sinnbilder unserer Ritter.

Nun ratet einmal, welche Frage nun wohl folgt? –

Frage: „Gibt es viel Wild in Rußland? fragt mein Mann", setzt die Gräfin hinzu, „der ein leidenschaftlicher Liebhaber der Jagd ist." –

Auf diese Frage habe ich so geantwortet, daß der Herr Graf gewiß sogleich Anstalt zur Reise macht.

Mit einem Worte, wenn diese Leutchen nicht eilig sich aufmachen und zu Euch nach Moskau fliegen; so bin ich wenigstens nicht Schuld daran.

Paris, im Junius 1790.

Ich hatte mich entschlossen, einige Tage auf die Stadt und ihre Vergnügungen Verzicht zu tun, um die merkwürdigsten Gegenden und Örter in der Nähe von Paris zu besuchen. Womit sollt ich wohl den Anfang machen, als mit Versailles?

Um neun Uhr des Morgens bestieg ich mit unserm Gesandtschaftsgeistlichen und einem russischen Künstler von vielen Talenten eine Galliote. Wir fuhren längs den elysäischen Feldern, dem Gehölze von Boulogne und einer Menge der reizendsten Landhäuser und Gärten, die beide Ufer der Seine zieren. Zur Linken zeichnete sich vorzüglich das Schloß Meudon mit seiner prächtigen Terrasse aus. In dem Flecken Meudon lebte im sechzehnten Jahrhundert Franz Rabelais, der berühmte Verfasser des Gargantua und Pantagruel. Seine Zeitgenossen bewunderten seine Kenntnisse, seinen Scharfsinn und seine Harlekinaden, und die Nachwelt folgt ihrem Beispiel. Rabelais war eine zeitlang Mönch und ward endlich, nach erlangter Dispensation vom Papste, Doktor der Arzneikunde. Er lehrte zu Montpellier und die dasige Universität ward durch ihn berühmt*). Darauf ging er nach Rom, um über den Pantoffel seines

*) Noch bis jetzt bekleidet man jeden Doktor, der in Montpellier promoviert, mit Rabelais' Mantel, eine Zeremonie, die gewiß sehr oft an die Fabel vom Esel in der Löwenhaut erinnert.

Wohltäters zu spotten und wurde endlich Pfarrer zu Meudon, wo er für die leibliche und geistliche Gesundheit seiner Gemeinde mit allem Eifer sorgte und nebenher Romane schrieb, in welchen der aufrichtige Lafontaine mehr Scharfsinn gefunden zu haben gesteht, als in mancher hochgepriesenen philosophischen Abhandlung und die, aller Wahrscheinlichkeit nach, Sternen die Idee zum Tristram Shandy gaben. Rabelais lebte und starb unter Scherz und Lachen. Einige Minuten vor seinem Ende sagte er: „Der Vorhang fällt. Die Komödie ist aus. Je vais chercher un grand peut-être." Sein Testament bestand aus folgenden Worten: „Ich besitze nichts, bin viel schuldig – was übrig bleibt, den Armen." –

In dem Dörfchen Sevre, das wegen seiner Porzellanfabrik bekannt ist, frühstückten wir und gingen von da vollends zu Fuß nach Versailles. Zu beiden Seiten des Weges sieht man die schönsten Landhäuser, Gärten und Wirtshäuser und so kamen wir, zerstreut durch die mannigfaltigen Gegenstände, die uns umgaben, unvermerkt in die Allee von Versailles, (les avenues de versailles), wo wir den Palast erblickten. –

Ludwig der Vierzehnte wünschte etwas außerordenliches zu machen, er befahl – und mitten in einer wilden sandigen Einöde entstanden die Täler von Tempe und ein Palast, mit welchem kein anderer in Europa verglichen werden kann.

Drei Doppelalleen, die eine aus Paris, die andere von Seaux und die dritte aus Saint-Cloud, vereinigen sich auf der Place d'Armes, welchen zwei weitläufige Gebäude begrenzen. Dies sind die königlichen Ställe. Vorne ist ein schöngearbeitetes eisernes Gitter und an den Seiten zwei Gruppen, welche Frankreichs Siege über Spanien und das Deutsche Reich vorstellen. Auf der linken Seite ist das neue Gebäude für die königlichen Garden, das zwar an und für sich gut in die Augen fällt, aber die Symmetrie des ganzen stört. Hinter der Place d'Armes kommt man in den Vorderhof oder den Hof der Minister, an dessen Tore zwei Gruppen angebracht sind, welche den Überfluß und den Frieden vorstellen – Gegenstände, die gewiß der Aufmerksamkeit aller Minister wert sind.

Wir gingen zuerst in die Hofkirche, von welcher Voltaire in der Beschreibung des Tempels des Geschmacks sagt:

Il n'a rien des defauts pompeux
De la chapelle de Versailles,
Ce colifichet fastueux
Qui du peuple éblouit les yeux,
Et dont le connoisseur se raille.

Doch nicht alle Kenner denken so, und mehrere finden sie, trotz dem Spötter von Ferney, sowohl in Rücksicht der Harmonie des Ganzen, als auch in ihren einzelnen Verzierungen alles Lobes würdig. – Es war gerade Messe, aber wir fanden außer den Mönchen niemanden in der Kirche. Die Bildhauerarbeit und die Malerei sind vortrefflich. Überall Pracht und Reichtum, gepaart mit Geschmack! Unter vielen vorzüglich schönen Gemälden fiel mir besonders eins von Jouvenet auf, das den heiligen Ludwig vorstellt, wie er nach einem Siege über die Ungläubigen in Ägypten die Verwundeten bedient. – Auf einem der Altäre zeigte man uns, als eine große Kostbarkeit, ein Kruzifix von Elfenbein, das vier Fuß hoch ist. Es ist ein Geschenk von August dem Zweiten, König von Polen. Aus der Kirche traten wir in den Saal des Herkules, der wegen seiner außerordentlichen Größe und wegen der Pracht seiner Verzierungen merkwürdig ist. Zwanzig korinthische Säulen von Marmor mit vergoldeten Kapitälen und Füßen zieren ihn. Aber seine größte Zierde ist der von Lemoine in Öl gemalte Plafond, welcher die Vergötterung des Herkules vorstellt. Das größte Gemälde, das man sich denken kann! Die Anordnung der Figuren und der lebendige Ausdruck in allem sind der stärkste Beweis von Lemoines Genie. Auch sieht man hier zwei schöne Gemälde von Paul Veronese, den Heiland und die Rebekka. Das erstere dieser Gemälde gehörte den Servitenmönchen in Venedig, die es Ludwig dem Vierzehnten um keinen Preis verkaufen wollten. Als aber der Senat von dem Wunsche des Königs hörte, nahm er das Gemälde den Mönchen und schenkte es dem König.

Die Säle des Überflusses, der Venus, der Diana und des Mars

sind gleichfalls wegen ihrer Deckenstücke vorzüglich merkwürdig. In dem Saale der Venus gefiel mir eine antike Statute des Cincinnatus und im Saale der Diana die Büste Ludwig des Vierzehnten vorzüglich. In dem Saale des Mars bewunderte ich Lebruns „Familie des Darius", die alle Kenner für sein schönstes Gemälde halten. Lebrun malte dieses Gemälde in Fontainebleau, der König besuchte ihn während der Arbeit täglich und ergötzte sich an seiner Kunst — und das hat gewiß nicht wenig Einfluß auf den Pinsel des Künstlers gehabt. Man erzählt, daß ein gewisser italienischer Prälat dies Gemälde vor Neid nie habe ansehen können und immer die Augen zugemacht habe, wenn er vorüber gegangen sei. Daneben steht Paul Veroneses Gemälde „Die Wanderer", auf welchem er seine ganze Familie vorgestellt hat. Im Saale des Merkur hingen sonst zwei Raphaels; der „Erzengel Michael" und „Die heilige Familie", aber jetzt waren sie zu unserem großen Bedauern weggenommen. Hier sahen wir auch eine zu Anfang dieses Jahrhunderts von Moran verfertigte Uhr, der ebensowenig wie unser Kulübin*) die Uhrmacherkunst jemals erlernt hatte. Wenn die Stunden schlagen, so krähen zwei Hähne und schlagen mit den Flügeln. Zu gleicher Zeit treten aus einer kleinen Tür zwei Liebesgötter von Bronze mit Pauken hervor, auf denen sie die Viertelstunden mit einem kleinen stählernen Hammer schlagen. In der Mitte erscheint die Bildsäule Ludwig des Vierzehnten, über dessen Haupt die Siegesgöttin auf einer Wolke schwebt und eine Krone über ihn hält. Unterdessen spielt die Uhr, und nach Endigung des Stückes verschwindet auf einmal alles. — Im Thronsaale sieht man unter einem prächtigen Baldachin den Thron. „Da, meine Herren! sehen sie den ersten Thron der Welt", sagte der Mann, der uns herumführte, „wenigstens war er es ehemals, aber wenn der Himmel Frankreich nicht gänzlich verlassen hat, so geht die Sonne Ludwig des Vierzehnten dereinst gewiß wieder einmal in ihrem völligen Glanze hier auf." — Durch den Saal des Krieges (Salon de la guerre), wo Lebruns Pinsel die

*) Kulübin, ein berühmtes mechanisches Genie; sein merkwürdigstes Werk ist das Modell der Newabrücke, das sich bei der Akademie der Wissenschaften in Petersburg befindet.

Siege Frankreichs verherrlicht hat, gingen wir in eine Galerie, die mit Recht die große Galerie heißt. Sie ist siebenunddreißig Klafter lang und achtunddreißig Fuß hoch. Den Fenstern gegenüber sind Bogengänge von Spiegeln, in denen sich der Garten, die Springbrunnen und Bildsäulen auf die lieblichste Weise abbilden. Der Plafond, ein Werk Lebruns, zeigt in siebenundzwanzig allegorischen Vorstellungen die Geschichte der sieben ersten Regierungsjahre Ludwigs. Vier Säulen von Marmor mit acht Pilastern umgeben den Eingang auf beiden Seiten der Galerie. Zwischen den Pilastern stehen vier antike Bildsäulen auf marmornen Piedestalen. Sie stellen den Bacchus, die Venus (diese Bildsäule ist zu Arles ausgegraben worden), eine Vestalin und die Muse Urania vor und in der Mitte sieht man in ebensovielen Blenden die Bildsäule des Germanikus, die man für ein Werk des Alkamenes hält, zwei Statuen der Venus und eine Diana. — Im Saale des Friedens ist Frankreich auf einer himmelblauen Kugel sitzend vorgestellt. Der Ruhm bekränzt es und Ludwig reicht Europa den Ölzweig. — Aus diesem Saale des Friedens tritt man in die Zimmer der Königin! — Ich dachte an den vierten Oktober — jene schreckliche Nacht, in welcher die reizende Marie Antoinette vor ihrer Tür das drohende Gebrüll der Pariser Kannibalen und das Geräusch der Waffen hörte, halb entblößt, mit fliegenden Haaren in die Arme ihres Gemahls flüchtete, um den Klauen der Tiger zu entgehen. Nur erst spät vermochte ich es, mich so zu sammeln, daß ich einen aufmerksamen Blick auf die Schönheiten dieses Ortes warf. Alle Gemälde beziehen sich hier auf den Ruhm und den Triumph der Frauen. Antonius, im Begriff zu Kleopatras Füßen zu sinken — Rhodope vor der Pyramide, die ihrer Schönheit zu Ehren errichtet wurde — die unsterbliche Sappho mit ihrer himmlischen Leier — Aspasia im Gespräch mit den Weisen Griechenlands — Penelope, die ihre Gewebe wieder auflöst — unschuldige Mädchen, die dem Jupiter auf dem Ida opfern, und alle berühmten Königinnen des Altertums. — In den Zimmern des Königs sahen wir den Johannes von Raphael, einige Gemälde von Veronese und Bassano, nebst den Porträten der Catharina Valois, Maria Medicis und

Franz des Ersten, von Rubens, Van Dyck und Tizian; ferner zwei antike Büsten, die eine des Scipio Africanus von Bronze mit Augen von Silber, die andere Alexanders des Großen von Porphyr. Endlich zeigte man uns auch eine große astronomische Uhr, welche Monate, Wochen und Tage bezeichnet, die Grade der Kälte und Wärme bestimmt und den Lauf der Planeten mit solcher Richtigkeit anzeigt, daß in Jahrhunderten kaum eine Abweichung von den astronomischen Tabellen merklich wird — Ludwig der Vierzehnte schlief hier auf einem hohen Bette, auf welchem er durch die Allee Paris sehen konnte. — In einigen kleinen Gemächern neben dem Kabinett des Königs findet man eine kostbare Sammlung geschnittener Steine, unter denen vorzüglich das sogenannte Petschaft Michel Angelos meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Es ist eine Weintraube darauf geschnitten. — Nachdem wir noch das Theater besehen hatten, das den Namen eines königlichen Theaters mit Recht führt, gingen wir zum Mittagessen in unser Wirtshaus zurück.

Versailles ohne Hof gleicht einem Körper ohne Seele. Es ist verwaist, verödet. Wo sonst unaufhörlich Wagen donnerten und das Volk sich drängte, da sieht man jetzt nur einzelne Menschen. Eine tödliche Ruhe und Langeweile herrscht überall, jeder Einwohner, dem ich begegne, schien mir traurig. — In dem besten Wirtshause, in welchem wir abgetreten waren, mußten wir zwei Stunden auf das Essen warten. Die Wirtin sagte zu ihrer Entschuldigung: „Was soll man machen, meine Herren? Es sind traurige, unglückliche Zeiten. Alles muß sich gedulden und so müssen auch Sie Geduld haben.“ —

Nachdem wir unseren Hunger ein wenig gestillt hatten, eilten wir, den Garten und den Park zu besehen, die gegen fünfzig Werst (sieben deutsche Meilen) im Umkreis haben.

Nichts läßt sich mit dem majestätischen Anblick des Schlosses vom Garten aus vergleichen. Die Fassade nebst den Flügeln ist über dreihundert Klafter lang. Hier sind alle Schönheiten, aller Reichtum der Baukunst und des Meißels angebracht. Eine solche Wohnung hatte noch kein Fürst auf Erden. Man muß sie sehen. Sie ist unbeschreiblich; denn die Kolonnen, Bildsäulen, Vasen und Verzierungen aller Art

aufzählen, heißt nicht, sie beschreiben. Das Imposante, die vollkommene Harmonie der einzelnen Teile, die Wirkung des Ganzen vermag selbst der Pinsel des geschicktesten Malers nicht darzustellen.

Doch laßt uns den Garten betrachten, Lenotres Schöpfung, dessen kühner Geist überall die stolze Kunst auf den Thron gesetzt und die bescheidene Natur, gleich einer armen Sklavin, unter die Füße getreten hat. Hier ist das Reich der Skulptur und der Flora. Parterres, Blumenbeete, Teiche, Springbrunnen, Bassins, Lustwäldchen und dazwischen eine unzählige Menge Statuen, Gruppen, Vasen, eine schöner als die andere, welche nicht die Aufmerksamkeit auf sich lenken, sondern vielmehr zerstreuen, so daß man nicht weiß, wohin man sehen soll. Und diese Wirkung gerade ist's, welche der große König und der große Künstler hervorbringen wollte. Denn unmöglich hat der letztere sich vorstellen können, daß man jede Schönheit einzeln betrachten werde; – dazu würde kaum ein Jahr hinreichen! Nein, er wollte, daß der Zuschauer bei dem Blick auf diese Reichtümer der Kunst vor Erstaunen außer sich käme, und entzückt unter einzelnen Ausrufungen der Freude und Bewunderung, vor diesen Schätzen vorüberginge. So ging es mir wenigstens. In einem sonderbaren Gefühl der Demut trat ich von einem Gegenstande zum andern, fand alles vollkommen und schwieg bescheiden. Ludwig und Lenotre hatten meine Einbildungskraft sozusagen gesperrt, und es war mir nicht möglich etwas hinzuzudenken, oder mir etwas Größeres und Vollkommeneres vorzustellen, als was ich vor mir sah. Ich erinnerte mich an Tassos berühmte Beschreibung der Gärten Armidens; aber auch durch diese Erinnerung gewann der Schöpfer von Versailles. Wie arm und dürftig ist nicht der Garten des Dichters gegen diesen! Jener ist höchstens ein Kupferstich, wenn Versailles ein Gemälde genannt zu werden verdient. Wie oft hat man nicht behauptet, daß alle anderen Künste der Dichtkunst weichen müssen! Ja, wenn die Rede von Empfindungen ist, gewiß; aber sicher steht sie allen übrigen nach, was sinnliche Eindrücke betrifft. Da ist der Dichter nur ein Stümper gegen den Künstler und er muß zittern, wenn er seine Verse in den Händen des letzteren sieht.

Im Jahre 1775 erlitt der schöne Garten von Versailles eine grau-

same Verwüstung. Man hieb die schönsten Bäume um, weil sie, wie man sagte, alt würden und sich in Lustwäldchen nicht mehr schickten. Aber der Dichter hört in solchen Fällen keine solche Entschuldigung, und Delille klagt darüber in folgenden harmonischen Versen:

O Versailles, o regrêts, o bosquets ravissants
Chef-d'oeuvre d'un grand roi, de Lenotre et du temps!
La hache est à vos pieds et votre heure est venue etc.

Doch jetzt sind die jungen Bäume wieder ziemlich herangewachsen und Venus errötet nicht mehr über ihre Nacktheit, wie Delille sich in der Folge ausdrückt; die Vögel sind aus ihrem Exil zurückgekehrt, sie singen aufs neue die Liebe; aber ach! niemand hört mehr auf ihre Lieder, als dann und wann einige Fremde, welche die Neugierde herbeilockt.

Unter den herrlichen Werken des Meißels, deren Aufzählung schon mehrere Seiten einnehmen würde, und an denen dreißig der besten Bildhauer ihre Kunst verschwendet haben, erwähne ich nur die antike kolossale Statue des Jupiters, die man für ein Werk Mirons hält. Sie ist aus parischem Mormor und wurde von Marcus Antonius zu Samos gefunden. August stellte sie im Kapitolium auf und Germanikus, Trajan und Marc Aurel opferten ihr. – Die Herzogin von Komaringen, Margareta, schenkte sie dem berühmten Minister Karl des Fünften, Granvell, der sie in seinem Garten zu Besançon aufstellte. Endlich begab sich der kolossale Jupiter von Samos auf Ludwigs Geheiß nach Versailles. Ich verehrte in ihm zwar nicht den Gott, aber das ehrwürdige Altertum, und der Anblick desselben gewährte mir großes Vergnügen. Die Zeit und seine Reisen haben ihn um die Füße gebracht; Drouilly hat sie ersetzt, aber mir schien es, als wenn der alte Zeus auf seinen neuen Füßen nicht ganz gerade stünde.

In dem großen Tiergarten befindet sich die Menagerie ausländischer Tiere. Hinter einem eisernen Gitter sieht man da Löwen, Tiger, Panther, und was mir am meisten auffiel, ein Rhinozeros. Der Anblick dieses kolossalen Tieres flößt selbst im Käfig Furcht ein; wie muß

einem zu Mute sein, wenn man ihm in den afrikanischen Wüsten begegnet? – Übrigens ist der Haß der Tiere gegen den Menschen gewiß nicht ungerecht. Denn was müssen sie sich nicht von uns gefallen lassen? – Das kleine zweifüßige Geschöpf sitzt auf dem breiten Rücken des ungeheuren Elefanten, schlägt ihn mit einem spitzigen Hammer auf den Kopf und lenkt ihn wie ein Lamm, wohin er will. Das Nashorn führt er aus Aethiopien nach Versailles! Den majestätischen Löwen sperrt er in einen Käfig, und den gefesselten Tiger neckt er mit einem Stöckchen und spottet seiner Wut. Man rühmt die List des Fuchses und mancher anderen Tiere; aber was sind sie gegen die List und Klugheit des Menschen?

So sehr auch Ludwig der Vierzehnte die Pracht liebte, so ward er ihrer doch manchmal überdrüssig, und dann floh er aus seinem prächtigen Palaste nach Trianon, einem kleinen, aber geschmackvollen Gartenhause im Park vor Versailles. Es hat nur ein Stockwerk und zeichnet sich durch nichts, als seine Malereien aus. Vor dem Hause sind Blumenbeete, Wasserbehälter und marmorne Gruppen.

Wir eilten Klein-Trianon zu sehen, von welchem Delille sagt:

Semblable à son auguste et jeune déité
Trianon joint la grace avec la majesté.

Reizende Anlagen im englischen Geschmack umgeben ein einsames Häuschen, das von der Lebenswürdigkeit und den stillen Vergnügungen einer gewählten Gesellschaft geweiht zu sein scheint. Hier bewirteten nicht die Königin, sondern die reizende Marie Antoinette ihre Gäste. Hier gab die liebenswürdige Wirtin jene Soupers, Konzerte und Bälle, welche die Grazien und Liebesgötter beseelten. Die Sofas und Stühle sind mit den eigenhändigen Stickereien der Königin überzogen, und die Rosen, die Mariens Hände gearbeitet hatten, schienen mir schöner, als alle Rosen des Frühlings. Der Garten, der Trianon umgibt, ist der Triumph der englischen Gartenkunst. Nirgends findet man kalte Symmetrie, überall herrscht eine angenehme Unordnung, eine liebenswürdige Einfalt und die Schönheit der Natur. Die Bäche

laufen frei und natürlich und ihre mit Blumen bekränzten Ufer scheinen die Schäfer und Schäferinnen zu erwarten. Auf einer reizenden Insel erhebt sich in dunklem Gebüsche der Tempel der Liebe, in welchen Bouchardons Meißel den Amor in seiner ganzen Liebenswürdigkeit dargestellt hat. Der zärtliche Gott empfängt die Eintretenden mit freundlichen Blicken. In seinen Zügen ist nichts von der gefährlichen Arglist, deren man ihn gewöhnlich beschuldigt. Der Künstler dachte sich die unschuldige und glückliche Liebe. — Weiterhin sieht man kleine Hügel, angebaute Fluren, Wiesen, Herden, Hütten und eine wilde Grotte. Nach den prächtigen und hinreißenden Werken der Kunst findet man hier die Natur, sich selbst, sein Herz und seine Phantasie wieder. Ich atmete leichter. Der stille Abend und die untergehende Sonne gewährte mir Freude. Ich hätte gewünscht, daß sie noch hoch am Himmel stünde, um länger in dem reizenden Trianon verweilen zu können; aber die einbrechende Nacht nötigte uns, an den Rückweg zu denken. Als ich nach Paris zurückgekommen war und mich ermüdet aufs Bett warf, rief ich aus: „Nie habe ich etwas Prächtigeres gesehen als Versailles mit seinem Park und nie etwas Lieblicheres als Trianon mit seinen ländlichen Schönheiten."

Paris, im Junius 1790.

Ich war heute bei dem berühmten Reisenden Levaillant, der so weit in Afrika vorgedrungen ist. Ich fand ihn nicht zu Hause. Doch machte ich mit seiner Gattin, einer angenehmen und sehr gesprächigen Frau, Bekanntschaft. Ganz Paris liest jetzt die Beschreibung der fast romanhaften Reise Levaillants, in welcher er als ein zweiter Theseus erscheint, der mit Ungeheuern kämpft und Elefanten wie Hasen jagt: „Il est vaillant ce monsieur le Vaillant" sagen die Pariser Damen von ihm. Seine Gattin erzählte mir mit dem Blicke des Stolzes, daß in den letzten fünfzehn Jahren nur zwei der Unsterblichkeit würdige Werke in Frankreich erschienen wären: Anacharsis und die Reise ihres Mannes. „Sie ist vortrefflich," antwortete ich, „nur habe ich mich bei dem Lesen derselben gewundert, wie es möglich ist, Vater-

land, Freunde, Familie und alle Bequemlichkeiten des Lebens zu verlassen, um jenseits des Ozeans in unbekannten Wüsten umherzuirren, damit irgend ein Vogel genauer und richtiger beschrieben werden könne. Und jetzt, da ich sie sehe, wundere ich mich noch mehr." -- „Wie so?" – „Wie ist es möglich, sich von einer so liebenswürdigen Gattin zu trennen?" – „O, mein Herr, die Neugierde hat eben so gut ihre Märtyrer, wie die Religion. Wir Weiber sind bestimmt auf einer Stelle zu bleiben, aber ihr Männer seid allzumal Kalmücken, welche von einem Orte zum andern wandern, um, Gott weiß was, zu suchen, ohne sich um unsere Unruhe zu kümmern." – Ich versicherte Madame Vaillant, daß die Männer bei uns in Rußland eine Ausnahme machten und ihre Weiber nur ungern verließen und führte ihr das russische Sprichwort zum Beweise an: Der Don ist gut, aber besser ist's doch zu Hause. – Sie erlaubte mir, sie wieder zu besuchen, um Bekanntschaft mit ihrem Manne zu machen, der sich zu einer zweiten afrikanischen Reise rüstet.

Auteuil, im Junius 1790.

Um das Haus zu sehen, wo Boileau seine Satyren schrieb und wo Molière das Leben der besten französischen Schriftsteller rettete, machte ich einen Ausflug hieher. Ihr kennt die lustige Anekdote: Boileau, Racine, Lafontaine, Lachapelle, Molière, fingen einst bei einem Glase Wein zu heraklitisieren an. Sie verwünschten das Leben voll Jammer, fluchten auf das Schicksal und fanden endlich, daß, nach dem Ausspruch eines griechischen Sophisten, das erste Glück sei, nicht geboren zu sein, und das zweite, so bald als möglich zu sterben. Boileau, um keine Zeit zu verlieren, tat den Vorschlag, sich ins Wasser zu stürzen. Die Seine ist nicht weit und die vom Weine erhitzten Dichter sprangen sogleich auf, um den Tod in ihren Wellen zu suchen. Der einzige nüchterne Molière blieb sitzen und sagte: Freunde, euer Entschluß ist gut; aber jetzt ist es Nacht, niemand sieht unser erhabenes Ende. Laßt uns unseren Vater, den Phöbus, erwarten, und dann sei ganz Paris Zeuge von dem edlen Tode seiner

Kinder!" — Dieser glückliche Gedanke gefiel allen und Lachapelle rief: „Das ist wahr! Morgen wollen wir uns ersäufen und heute wollen wir die übriggebliebenen Flaschen leeren." — Nach Boileaus Tode bewohnte der Leibarzt Gendron sein Haus und Voltaire schrieb, als er einst bei ihm zu Gaste war, folgende Verse mit Bleistift an die Wand:

C'est ici le vrai Parnasse
Des vrais enfants d'Apollon!
Sous le nom de Boileau ces lieux virent Horace.
Esculape y paroit sous celui de Gendron.

Das Dörfchen Auteuil war sonst wegen seines guten Weines berühmt. Aber diesen Ruhm hat es verloren. Der Wein, den man jetzt hier hat, taugt nicht viel. Ich konnte kaum ein Glas davon trinken. Doch es wird dunkel; ich eile nach der Stadt zurück.

Saint-Denys

Des Erdballs Liebe oder Schrecken,
Ihr Könige, im Tode seid ihr Staub —

Ich war zu Saint-Denys, wo die Beherrscher Frankreichs begraben sind. Alle liegen friedlich bei einander, die Merovinger, Carolinger, Kapetinger, Valois und Bourbons. Ich suchte das Grab der Tochter Jaroslaws, der reizenden Anna, Heinrichs des Ersten Gemahlin, vergebens. Sie heiratete nach Heinrichs Tode den Grafen Crequi und starb in dem von ihr gestifteten Kloster zu Genlis. Doch behaupten einige Geschichtsschreiber, daß sie nach Rußland zurückgegangen sei. Wie dem auch sei, ihr Cenotaph findet sich hier nicht. Stellt Euch die Empfindung eines jungen Mädchens vor, die aus dem Schoße der Ihrigen gerissen, in ein fremdes, weitentlegenes Land zieht, wo sie niemanden kennt, dessen Sprache sie nicht versteht, um die Gattin eines unbekannten Mannes zu werden! — Also auch damals schon hatte die Politik ihre Opfer! — Anna mußte die Religion verändern, zu einer Zeit, wo die abendländische und morgenländische

Kirche gerade in der heftigsten Fehde begriffen waren. Ein Umstand, der gewiß sehr merkwürdig ist. Übrigens verdiente Heinrich der Erste ihr Gemahl zu sein. Er war tapfer und besaß alle Tugenden eines Ritters und eines Fürsten. Die zweite Ehe Annnens schloß die Liebe. Doch genoß sie ihres Glücks nicht lange. Der Graf Crequi wurde von einem britischen Ritter im Zweikampfe erlegt.

Ich neigte mich vor den Gräbern Ludwigs des Zwölften und Heinrichs des Vierten.

Das Grab Franz des Ersten, des Vaters der Künste und Wissenschaften, ist von der dankbaren Kunst aufs schönste verziert. Doch schien mir das Monument des großen Turenne, der Alexanders Mut mit der Klugheit eines Fabius verband, noch ungleich merkwürdiger. Der Held stirbt in den Umarmungen der Unsterblichkeit, die ihn mit Lorbeeren bekränzt. Die Tapferkeit und die Weisheit stehen neben seinem Grabe; die erste in der Stellung des Entsetzens, die andere in Schmerz versunken. Eine schwarze Marmortafel erwartet noch die Grabschrift. Warum gibt man ihm nicht folgende Verse eines französischen Schriftstellers, dessen Name mir entfallen ist, zur Grabschrift?

Turenne a son tombeau parmi ceux de nos rois,
Il obtint cet honneur par ses fameux exploits:
Louis voulut ainsi couronner sa vaillance,
Afin d'apprendre aux siècles d'avenir,
Qu'il ne met point de difference
Entre porter le sceptre et le bien soutenir.

Ich will Euch die sonderbaren Basreliefs an Dagoberts Sarge, wo die Teufel miteinander streiten, der heilige Dionysius auf dem Kahne fährt und die Engel Leuchter halten, nicht weitläufig beschreiben. Sie tragen ganz das Gepräge der finsteren Jahrhunderte, in denen Dagobert lebte. Dieser König war der Stifter der Abtei zu Saint-Denys. Ebensowenig werde ich die Schätze dieser Abtei, die goldenen Kruzifixe, die heiligen Nägel, Hände, Füße, Haare und Lappen aufzählen, die verschiedene Könige und fromme Menschen hie-

her geschenkt haben. Ich nenne bloß die Krone Karls des Großen, den Szepter und den Reichsapfel Heinrichs des Vierten, das Schwert Ludwigs des Heiligen, mit welchem er die Ungläubigen bekämpfte, das Bildnis des Mädchens von Orleans, der Heldin von Voltaires Pucelle, und ein antikes Becken aus orientalischem Achat, auf welchem der Zug des Bacchus abgebildet ist.

Der heilige Dionysius, der Schutzheilige Frankreichs, predigte zuerst das Christentum in Gallien und wurde von den aufgebrachten Heiden zu Montmartre hingerichtet. Die Legende erzählt, daß er nach seiner Enthauptung seinen Kopf in die Hand genommen und eine französische Meile weit damit gegangen sei. Eine Pariser Dame sagte bei Erwähnung dieses Wunders: cela n'est pas surprenant; il n'y a que le premier pas, qui coûte.

Paris, im Junius 1790.

So oft ich auch schon im Gehölze von Boulogne gewesen bin, so habe ich doch das berühmte Lusthaus des Grafen von Artois, B a g a t e l l e, erst heute besehen. Ihr erinnert Euch an Delilles schöne Beschreibung dieses geschmackvollen Lustortes:

Et toi, d'un prince aimable o l'asyle fidelle
Dont le nom trop modeste est indigne de toi,
Lien charmant! etc.

Am Ende des Gehölzes, nahe am Ufer der Seine, sieht man einen schönen Pavillon, über dessen Tür mit goldenen Buchstaben steht: parva sed apta. Auf der Treppe steht eine Nymphe von Marmor, die einen Blumenkorb auf dem Kopfe trägt, in welchen man des Abends eine krystallene Laterne zur Erleuchtung des Eingangs setzt. In dem ersten Zimmer, in welches man tritt, werfen zwei Delphine Wasser in ein großes Becken, das mit Rasen umgeben ist. Die Spiegel an den Wänden vervielfältigen dieses Schauspiel, welches eine sehr gute Wirkung macht. Von da kommt man in eine geräumige Rotunde, die mit Spiegeln, Basreliefs, Arabesken und verschiedenen allegori-

schen Figuren ausgeziert ist. An diese Rotunde stoßen zwei Kabinetts, wovon das eine ein Badezimmer und das andere ein Boudoir ist. Alles atmet hier Weichlichkeit und Wollust. Aus den Gemälden lächelt die Liebe und in dem Alkoven schwebt das Entzücken. — Ich wagte es nicht, auf das Bett zu blicken. In dem obern Stockwerk scheint Mars zu wohnen. Überall sieht man da Piken, Helme, Trophäen und andere Zeichen des Kampfes und Sieges. Doch ist der Kriegsgott kein Feind des Liebesgottes. Zur Rechten findet man ein kleines verstecktes Kabinett, wo man Insignien eines ganz anderen Kampfes und Sieges erblickt. Da stirbt die Schamhaftigkeit und nur die Wollust triumphiert. Die Farbe des Diwans, der Stühle und der Tapeten ist die zarteste Fleischfarbe. Nur die Liebesgötter verstehen so zu färben. Aus den Fenstern hat man die reizendste Aussicht! Die Krümmungen der Seine, das Kloster Longchamp, die Brücke Neilly und andere Gegenstände machen zusammen eine schöne Landschaft. — Man hält diesen Pavillon in der Tat für eine Art von Zauberwerk, wenn man hört, daß er in einer Zeit von nicht mehr als fünf Wochen gänzlich vollendet worden ist. Von dem Pavillon führen zwei Alleen zu einem Felsen von Granit, aus welchem ein Bach fließt. Hinter diesem Felsen ist ein angenehmes Lustwäldchen, das der Venus pudique geweiht ist, deren Bildsäule in der Mitte steht. Von da fängt ein englischer Garten an, der ein wahres Gemälde ländlicher Natur ist. An einigen Stellen ist er wild und romantisch, an anderen wieder heiter und zierlich bearbeitet. Vorzüglich zieht eine schöne, mit Gehölz und kleinen Hügeln begrenzte Wiese die Augen auf sich. In der Mitte ist ein klarer Teich, auf welchem ein Kahn schwimmt. Linker Hand schlängelt sich ein Fußsteig, der zu einer Wildniß führt, die hohe ineinander verflochtene Bäume umringen. Ein kleines mit Rohr gedecktes Häuschen steht in der Mitte, das zwei mit Moos und Blättern belegte Zimmer und eine Küche enthält. Hier hat eine Zeitlang ein Einsiedler gewohnt, den mehrere Neugierige besuchten, um seine Ausfälle auf die Welt und ihre Vergnügungen zu hören. Er schimpfte vorzüglich auf die Weiber und die Liebe; aber Kupido rächte diese Gotteslästerungen und zeigte ihm in der Nähe seiner Einsiedelei eine ländliche Schönheit, die am

Ufer der Seine Veilchen suchte. Der Einsiedler vergaß bei diesem Anblick seine strenge Moral und seinen dichten Bart und verwandelte sich in einen Seladon. Aber seine Liebe war nicht glücklich. Das Mädchen verschmähte sein Herz und aus Verzweiflung ward er Soldat. Als er in einer Schlacht mit den Engländern verwundet wurde, kam er ins Invalidenhaus und der Graf von Artois gab ihm eine Pension von hundert Livres. — Neben dem Häuschen ist eine Kapelle, ein Feld, das der Eremit selbst bearbeitet hat, und ein Bach, aus welchem er seinen Durst löschte. — Seufzend über die menschliche Schwäche ging ich weiter und kam an einen hohen mit Hieroglyphen beschriebenen Obelisk. Schade, daß ich den Schlüssel dazu nicht hatte. Man sagt, dieser Obelisk enthalte die ganze Weisheit der ägyptischen Priester. Weiterhin findet man blühende Wiesen, durch welche sich Fußsteige und Bäche schlängeln. Hie und da sieht man schöne Brücken und niedliche Pavillons. Einer davon steht auf einem Felsen, auf welchen man nur mit Mühe hinaufklimmt. Dieser Pavillon wird der Tempel der Philosophie genannt, zu welchem der Weg freilich nicht ganz leicht ist. Das Äußere dieses Tempels ist eben nicht anziehend. Er ist in einem sonderbaren gotischen Geschmack, zum Zeichen, daß die Philosophie nur ihren Freunden liebenswürdig, den Profanen aber fremdartig und widrig erscheint. Das Innere ist mit den Brustbildern der griechischen Weisen verziert, und die verschiedenfarbigen Fensterscheiben stellen alle Gegenstände, die sich daselbst befinden, verschiedenfarbig dar, welches sich auf die Verschiedenheit der Meinungen unter den Menschen beziehen soll. Unter dem Pavillon ist eine Grotte, in welche die Sonnenstrahlen durch einige Spalten eindringen und wo alle Produkte des Mineralreiches zusammengehäuft sind. — Von einem anderen Felsen stürzt ein Wasserfall mit Geräusch herab und mischt seinen Schaum mit dem krystallenen Wasser eines Teiches, dessen stille Wellen ein Grabmal von schwarzem Marmor bespülen, das mit Zypressen umgeben ist. Ein rührender Anblick für jeden, der geliebt und den Gegenstand seiner Liebe verloren hat. — Habt Ihr Lust, meine Freunde, mit mir in die Unterwelt hinabzusteigen? Die Erde öffnet sich vor Euren Füßen — Ihr steigt auf steinernen Stufen

hinab — dichte Finsternis umhüllt Euch — zu spät denkt Ihr an die Rückkehr. Ihr müßt weiter in dieser nächtlichen Finsternis, auf diesem unbekannten Pfade vordringen. Die beunruhigende Einbildungskraft hört hier das Geräusch des Styx und des Cocyt. Bald, bald wird Zerberus bellen — doch seid ruhig. Ein rascher Lichtstrahl dringt von weitem in Eure Augen. Noch einige Schritte und Ihr seid wieder am Lichte des Tages, am Ufer eines rauschenden Baches, mitten in einer reizenden Landschaft. Hier, meine Freunde, erholt Euch mit mir, setzt Euch auf den weichen Rasen und genießt den schönen Abend. Ich bin des Beschreibens überdrüssig und so gehts Euch vielleicht ebenfalls. Aber nie, nie würdet Ihr es überdrüssig werden, den schönen Garten des Grafen von Artois im Gehölze von Boulogne zu bewundern.

Paris, im Junius 1790.

Ich bin in Marly gewesen und habe den Palast der Sonne*) und die zwölf Pavillons, welche die Zeichen des Tierkreises vorstellen, den Olymp, das Tal von Tempe, die Gärten des Alcinous, mit einem Worte, das zweite Versailles, gesehen. Man muß ein Hydrauliker sein, um sich einen richtigen Begriff von den berühmten Wasserkünsten von Marly zu machen. Der Erfinder der Maschine, welche das Wasser aus der Seine hebt, und durch Röhren nach Marly und Trianon führt, konnte nicht lesen und schreiben.

Wie reich an Werken der Kunst ist nicht die Gegend von Paris! Oft gehe ich auf den Valeriansberg und blicke mit Erstaunen auf die majestätischen Paläste und Gärten, welche die majestätische Stadt umgeben.

Ich habe nicht vergessen, die Eremitage zu besuchen, wo Rousseau seine neue Heloise schrieb und sie der einfältigen Therese vorlas, die zwar nicht bis hundert zählen, aber die Schönheiten dieses unsterblichen Romans fühlen und weinen konnte. Das Haus ist klein und

*) Die Sonne war, wie bekannt, das Sinnbild Ludwigs des Vierzehnten, und der Pavillon des Königs der zwischen zwölf anderen steht, wurde der Sonnenpavillon genannt.

liegt am Abhange eines Hügels, mitten zwischen schönen Fluren und Tälern.

Auch bin ich zu Montmorency gewesen, wo Rousseau den „Emile" schrieb, und zu Passy, wo Franklin lebte. Ferner habe ich Bellevue, das seinen Namen mit Recht führt, und Saint Cloud besucht, wo der berühmteste künstliche Wasserfall in Europa ist.

Paris, im Junius 1790.

Mein Lohnbedienter Bieder, der, wie er versichert, Paris wie seine Dachstube kennt, hat mir schon oft angelegen, die Gardemeuble des Königs zu besuchen. „Es ist Unrecht, mein Herr," sagte er, „daß Sie schon fast drei Monate in Paris sind, ohne das Merkwürdigste gesehen zu haben. Was tun Sie denn hier? Sie laufen auf den Straßen umher, durchstreifen die Gegenden um die Stadt und besuchen höchstens das Theater. Hier ist Ihr Hut und Stock. Sie müssen durchaus die Gardemeuble des Königs besehen." — Ich nahm also Stock und Hut und ließ mich von ihm führen. Er brachte mich auf den Platz Ludwigs des Fünfzehnten in ein großes Gebäude mit Kolonnen, dies war die Gardemeuble des Königs.

In der Tat fand ich hier eine Menge der seltensten Sachen, goldene und silberne Gefäße, Edelsteine, Vasen und Rüstungen und Gewehre aller Art. Am merkwürdigsten waren mir: 1. Ein runder Schild von Silber, der über drei Fuß im Durchmesser hat. Er ist bei Lyon in der Rhone gefunden worden und auf ihm ist en bas-relief ein Gefecht der Reiterei abgebildet. Man glaubt, daß dieser Schild dem Scipio Africanus von den Völkern Spaniens geschenkt worden ist. 2. Der stählerne Harnisch Franz des Ersten, in welchem er bei Pavia gestritten hat. Die darauf gravierten Figuren sind nach der Zeichnung des Julio Romano gemacht und er ist so leicht, daß man ihn mit einer Hand aufheben kann. 3. Die Harnische Heinrichs des Zweiten, in welchem er bei dem Turniere vom Grafen Montgomery tödlich verwundet wurde, und Ludwigs des Vierzehnten, ein Geschenk

der Republik Venedig. 4. Zwei Schwerter Heinrichs des Vierten. 5. Zwei Kanonen mit silbernen Lafetten, welche der Kaiser von Siam Ludwig dem Vierzehnten geschickt hat, um ihm zu beweisen, daß er auch Artillerie habe, weil er gehört hatte, der König von Frankreich hielte ihn für einen wenig gefährlichen Feind, da er keine Kanonen habe. 6. Die lange vergoldete Lanze des Papstes Paul des Fünften, mit welcher er Venedig zu erlegen drohte. 7. Ein goldenes mit Diamanten und Rubinen besetztes Körbchen. 8. Die goldene Kapelle des Kardinals Richelieu, die gleichfalls mit Edelsteinen besetzt ist. 9. Ein prächtiger Sattel, den der türkische Kaiser Ludwig dem Fünfzehnten geschenkt hat, und endlich die Tapeten, für welche Franz der Erste den niederländischen Künstlern über 100.000 Taler bezahlt hat und welche nach Raphaels und Julio Romanos Zeichnungen gewirkt sind. Sie stellen die Schlachten des Scipio, die Taten der Apostel und die Fabel der Psyche vor. Hier findet man auch die besten Gobelin-Tapeten, bewunderungswürdige Arbeiten, die in Rücksicht der Zeichnung, des Kolorits und der Schattierung den besten Gemälden nichts nachgeben. Mein Lohnbedienter sagte unaufhörlich: Eh bien, Monsieur? Eh bien, qu'en dites vous?

Jetzt ein paar Worte von diesem B i e d e r. Er ist von Geburt ein Deutscher, hat aber seine Muttersprache vergessen. Er wohnt in demselben Hotel, in welchem ich wohne, nur in einem Dachstübchen. Er ist arm wie Irus, aber brav wie Sokrates. Alles, was er für mich einkauft, ist so wohlfeil als möglich und er schilt immer, wenn ich etwas zu teuer bezahle. Eines Tages verlor ich auf der Treppe ein Papier mit fünf Louisdors, Bieder, der hinter mir herging, hob es auf und brachte mir es ehrlich wieder. „Du bist die Ehrlichkeit selbst, Bieder", sagte ich zu ihm. „Il faut bien que je le sois, Monsieur, pour ne pas dementir mon nom", antwortete er. Einmal sagte ich ihm, ich erinnere mich nicht mehr, warum, etwas hartes. „Monsieur," sagte er, „de choses pareilles ne se disent point en bon François. Je suis trop sensible, pour le souffrir." Ich lachte. „Riez, monsieur," fuhr er fort, „je rirai avec vous; mais point de grossièretés, je vous en prie." — Ein andermal trat er mit

tränenden Augen vor mich hin und gab mir ein Zeitungsblatt. Ich nahm es und las folgendes: Heute, den 28. Mai, morgens um 5 Uhr, hat sich der Bediente des Herrn N. in der Straße St. Mery erschossen. Als man den Schuß hörte, eilte man herbei und öffnete die Tür — der Unglückliche schwamm in seinem Blute. Neben ihm lag das Pistol und an der Wand fand man die Worte von seiner Hand geschrieben: Quand on n'est rien, et qu'on est sans espoir, la vie est un approbre et la mort un devoir. Und an der Tür: Aujourd'hui mon tour, demain le tien. Auf dem Tische lagen Verse, philosophische Gedanken und sein Testament. Aus den ersteren sieht man, daß dieser junge Mensch die gefährlichen Schriften der neueren Philosophen fast auswendig wußte. Anstatt Trostes, enthielt jeder Gedanke Gift für seine zu dergleichen Lektüre nicht vorbereitete Seele, und so ward er ein Opfer seiner trügerischen Philosophie. Er war mit seinem niedrigen Stande unzufrieden und in der Tat war er sowohl in Rücksicht seines Geistes, als seines Herzens weit darüber erhaben. Er saß ganze Nächte über den Büchern, zu welchem Behufe er Licht von seinem eigenen Gelde kaufte, indem seine strenge Redlichkeit es nicht zuließ, seines Herrn Licht zu seinem eigenen Gebrauche zu verwenden. In seinem Testamente sagt er, daß er ein Sohn der Liebe ist und beschreibt sehr rührend seine Zärtlichkeit gegen seine zweite Mutter, seine gutmütige Amme. Er vermachte ihr 150 Livres, dem Vaterlande als patriotisches Geschenk 100, den Armen 48. Den Gefangenen, die für Schulden sitzen, 48 Livres; einen Louisdor demjenigen, der seinen Körper zur Erde bestattet und drei Louisdor seinem Freunde, dem deutschen Lohnbedienten im Hotel britannique. Man hat über 400 Livres in seiner Schatulle gefunden. — „Mir hat er drei Louisdor vermacht," sagte der gerührte Bieder, „ach, wir waren von Kindheit an Freunde! Er war ein seltener Jüngling! Anstatt sich, wie die meisten seiner Kameraden, in den Wirtshäusern umherzutreiben, brachte er seine Freistunden im Lesekabinett zu und des Sonntags ging er ins Theater. Oft sagte er mit Tränen zu mir: Heinrich, laß uns edel sein! Laß uns die Achtung unserer selbst verdienen! — O, ich vermag es nicht, Ihnen alles wieder zu sagen, was mein guter Jaques so schön

sagte. Er sprach wie ein Buch und ich Armer kann nicht zwei Worte zierlich zusammensetzen! – Seit einiger Zeit ward er tiefsinnig, er ging kopfhängend umher und sprach gern vom Tode. Seit sechs Tagen habe ich ihn nicht gesehen und gestern erfahre ich, daß Jaques nicht mehr ist, daß es einen guten Menschen weniger gibt!" – Bieder weinte wie ein Kind und ich selbst war bis ins Innerste des Herzens gerührt. Armer Jaques! O traurige Folgen einer halben Aufklärung! „Drink deep, or taste not." Trinke viel oder gar nichts, sagt Pope. Epiktet war auch ein Bedienter, aber er nahm sich nicht das Leben.

Ermenonville

Ermenonville liegt sechs französische Meilen von Paris. Hier beschloß Rousseau, der Ball der Leidenschaften und einer zu lebhaften Einbildungskraft, das Opfer der Bosheit anderer und seines eigenen Mißtrauens, seinen stürmischen Lebenstag mit einem stillen und heitern Abend. Hier war sein letztes Handeln Wohltun, sein letztes Wort eine Lobrede auf die Natur, und hier ruht im friedlichen Schatten hoher Pappeln, welche die Freundschaft pflanzte, seine sterbliche Hülle. Hieher eilen die empfindsamen Reisenden, um den, durch die Gegenwart seines Genius geheiligten Ort zu sehen, um auf den Fußsteigen zu wandeln, wo er wandelte, um die Luft einzuatmen, die er einst atmete und um sein Grabmal mit Tränen der Empfindung zu benetzen.

Ermenonville war ehemals ein dunkler, mit Sümpfen umringter Wald; aber ein geschmackvoller und reicher Mann verwandelte die rauhe Wildnis in einen schönen englischen Garten voll reizender Landschaften, der einem Gemälde Poussins gleicht. Das alte gotische Schloß ist geblieben. In demselben wohnte einst die liebenswürdige Gabrielle und Heinrich der Vierte genoß hier ihrer Liebe. Eine Erinnerung, die es mehr ziert, als die prächtigste Säulenordnung! Auf beiden Seiten sind kleine moderne Häuser und ein klares Wasser voll angenehmer Inselchen umgibt es. Hier sieht man niedliche Lustwäldchen, dort erblickt man grüne Täler. Hier ist eine dunkle Grotte, und dort rauschen stürzende Kaskaden. Überall die Natur in ihrer Mannigfaltigkeit!

Vor allem aber laßt uns die beiden hohen Bäume mit ineinander verflochtenen Zweigen betrachten, in welche Jean Jaques mit eigener Hand die Worte geschnitten hat: „Die Liebe vereinigt alles." Rousseau ruhte gern unter ihrem Schatten auf einem von ihm selbst gemachten Kanapee von Rasen. Hier sieht man die Zeichen des Hirtenlebens. An den Zweigen hängt die Flöte, der Hirtenstab und Kränze, und auf einem simplen Monumente liest man die Namen des Theokrit, Virgil und Thomson.

Auf einem ziemlich hohen Hügel sieht man den Tempel der neueren Philosophie, dessen Bauart an die Ruinen des Sibyllentempels bei Tivoli erinnert. Er ist nicht vollendet. Die Materialien sind da, aber Vorurteile hindern seine Vollendung. Auf den Säulen sind die Namen der Baumeister dieses Tempels zu lesen, mit der Bemerkung, was ein jeder vorzüglich bearbeitet hat. Z. B.:

J. J. Rousseau — Naturam.
Descartes — Nil in rebus inane.
Montesquieu — Justitiam.
W. Penn — Humanitatem.
Voltaire — Ridiculum.
Newton — Lucem.

Inwendig findet man eine Inschrift, vermöge welcher dieser unvollendete Tempel Montaigne gewidmet ist. Über dem Eingange steht: Discite cognoscere causas rerum und auf einer abgeschnittenen Säule: Wer wird es vollenden? Mehrere haben die Antwort auf diese Frage an die Säulen geschrieben. Einige meinen, der menschliche Geist werde nie etwas Vollkommenes hervorbringen; andere hoffen, daß der Verstand in der Schule der Zeiten reifer, alle Schwierigkeiten überwinden, sein Ziel erreichen und die Wahrheit auf den Thron setzen wird.

Die Aussicht von diesem Hügel erquickt die Augen und das Herz. Helle, klare Teiche, grüne Wiesen, dunkle Wälder, gewähren den lieblichsten Wechsel von Licht und Schatten.

Längs einem melancholisch rauschenden Bache gelangt man an einer

wilden Grotte vorbei, an den Altar des Nachdenkens, und weiterhin findet man im Gehölze einen mit Moos bewachsenen Stein, mit der Inschrift: „Hier liegen die Gebeine der Unglücklichen, die in den Zeiten des Fanatismus erschlagen wurden, als der Bürger gegen den Bürger, der Bruder gegen den Bruder wegen verschiedener Meinungen in Religionssachen aufstand." — Jenseits des großen Weges bilden traurige Fichten und Tannen, wilde Felsen und tiefer Sand eine wahre sibirische Wildnis. Über einer mit Fichtenzweigen bedeckten Hütte liest man die Inschrift: „Der König gefällt sich im Palaste; der Waldbewohner in seiner Hütte von Zweigen. Jeder ist Herr bei sich." Und an einer alten Buche: „Unter ihrem Schatten erfuhr ich, daß sie mich liebte." So findet sich oft das Glück in der wildesten Einöde. — Im Innern eines Felsens ist Rousseaus Grotte mit der Inschrift: „Jean Jaques ist unsterblich." Dort liest man, unter mehreren Aussprüchen des Philosophen und den Titeln aller seiner Werke, auch folgenden herrlichen Gedanken von ihm: „Derjenige allein ist frei, der zur Ausführung seines Willens keiner fremden Hilfe bedarf." — Weiterhin wird die Gegend lachender; grüne Rasenplätze, mit Wacholder bewachsene Felsen, rauschende Wasserfälle erinnern an die Schweiz, an Meillerie und Clarens. Man denkt an Julien — und findet ihren Namen an Felsen und Bäumen.

Ein klarer Bach schlängelt sich über eine Wiese, an Weingärten und Landhäusern vorbei. Auf der anderen Seite erhebt sich der gotische Turm der schönen Gabrielle und ein Kahn steht bereit, euch überzusetzen. Die Bauart dieses Turmes und die innere Verzierung erinnert an die Zeiten, wo man nur wenig von Geschmack in der Baukunst wußte, und nur die Ehre und die Schönheit anbetete. Man glaubt hier den königlichen Ritter, nach dem Sturm des Krieges, in den Armen seiner Gabrielle ausruhen zu sehen. Hier genoß er der Ruhe und der Liebe. Hier verfertigte er das zärtliche Lied:

Charmante Gabrielle
Percé de mille dards,
Quand la gloire m'appelle
Je vole aus champ de Mars.

Cruelle départie!
Malheureux jour!
C'est trop peu d'une vie
Pour tant d'amour*).

Wohin man in den Gemächern blickt, überall liest man charmante Gabrielle. Die Wände rufen hier: charmante Gabrielle.

Voll zärtlicher Empfindungen verläßt man den Turm und tritt in ein herrliches Wäldchen, das den Musen und der Ruhe gewidmet ist. Hier rieselt ein Quell, der dem von Vaucluse gleicht, wo „das Gras, die Blumen, die Weste, die Vögel und Petrarka, die Liebe sangen". —

Unter allen, auf der Wiese malerisch zerstreuten Häusern zeichnet sich das für Jean Jaques erbaute, das aber erst nach seinem Tode vollendet wurde, aus. Es ist ganz ländlich und äußerst niedlich. Daneben ist ein kleiner Garten, eine vom Bache bewässerte Wiese, dichte Bäume, eine an zwei großen Buchen befestigte Brücke und ein kleiner Altar mit der Inschrift: A l'amitié, le baume de la vie.

Rousseau zog den 20. Mai 1778 in Ermenonville ein und starb den 2. Juli desselben Jahres; er genoß also die stille und reizende Einsamkeit, in welcher er hier lebte, nur kurze Zeit; aber doch hatte er sich schon die Liebe aller Einwohner von Ermenonville erworben, die bis jetzt noch nicht ohne Tränen von ihm sprechen können. Die Welt, die Literatur, der Ruhm, alles war ihm zum Ekel; nur die Natur behielt ihre holden Rechte auf sein Herz bis an seinen Tod. In Ermenonville ergriff seine Hand nie die Feder; er brauchte sie nur, um Almosen auszuteilen. Sein größtes Vergnügen bestand im Spazierengehen, in freundschaftlichen Gesprächen mit den Landleuten und in unschuldigen Spielen mit den Kindern. Am Tage vor seinem Ende ging er noch botanisieren; den Morgen darauf fühlte er Schwäche und Übelbehagen. Er bat seine Therese das Fenster zu öffnen, blickte auf die Wiese und schloß mit den Worten: Comme la nature est belle! die Augen auf ewig. — Ein seltener Mensch und als Schriftsteller einzig in seiner Art! Feurig in seinen Leidenschaften, wie in seinem

*) Die beiden letzten Zeilen sind wahrscheinlich nicht von Heinrich. Vielleicht von Gabriellen selbst? — Die Musik dieses alten Liedes ist sehr angenehm.

Stile, überzeugend, selbst wenn er irrte, und liebenswürdig in seiner Schwäche. Ein Kind am Herzen bis ins späteste Alter; ein Feind der Menschen und doch voll Liebe gegen sie; unglücklich durch seinen Charakter unter den Menschen und doch beneidenswürdig glücklich durch die Zartheit seiner Empfindung in dem Umgange mit der Natur und der Gottheit, deren schöne und herrliche Werke er so ganz verstand und fühlte! — Sein Leichnam ruht auf einer kleinen reizenden mit hohen Pappeln besetzten Insel, auf welche man in einem Kahne übersetzt. Der Charon erzählt Euch von Jean Jaques, wie der Barbier von Ermenonville seinen Stock besitzt und nicht für 100 Taler verkauft, wie die Müllerin niemanden auf dem Stuhle sitzen läßt, auf welchem er gesessen hat; daß der Schulmeister zwei Federn von ihm aufhebt; daß Rousseau immer in tiefen Gedanken mit ungleichen Schritten gegangen sei, aber jedermann freundlich gegrüßt habe usw. Man hört ihm gern zu, aber man wünscht, auch das Grab Rousseaus zu sehen und die Inschriften am Ufer zu lesen.

Jeder Grabhügel ist mir ein Heiligtum und die Gebeine eines jeden Toten rufen mir zu: „Ich lebte einst wie du, und du stirbst einst, wie ich." Aber wie beredt muß nicht die Asche eines Mannes sein, der so stark auf unser Herz wirkte, dem man die liebsten seiner Ideen verdankt, dessen Seele sich gleichsam in die unserige ergossen hat? —

Sein Denkmal hat die Form eines antiken Altars. Auf der einen Seite steht: ici repose l'homme de la nature et de la verité. Auf der anderen sieht man eine Mutter, welche einen Band des Emile in der Hand hält und von spielenden Kindern umringt ist. Darüber liest man Rousseaus Denkspruch: Vitam impendere vero. Auf dem bleiernen Sarge stehen die Worte: Hic jacent ossa J. J. Rousseau.

Daß R o u s s e a u während seines Lebens Feinde hatte, ist begreiflich; aber kann man es wohl ohne Abscheu hören, daß man auch seine unempfindliche Asche nicht in Frieden ruhen läßt, daß man sein Grab mit unanständigen schamlosen Inschriften geschändet, sein Monument mit Kot beworfen und zerbrochen hat, so, daß der Besitzer von Ermenonville, der Marquis von Giradin, genötigt gewesen ist, Wache auf die Insel zu setzen?

Aber dafür hat Rousseau auch mehr als irgend ein anderer neuer Schriftsteller die wärmsten und eifrigsten Anhänger gehabt, und der Eifer einiger ist bis zur Verrücktheit gegangen. Unter anderem erzählt man, daß ein junger Franzose auf den Gedanken gekommen sei, Rousseaus Lehre im Orient zu predigen und einen Katechismus in arabischer Sprache verfertigt habe, der mit folgenden Fragen anfängt: Was ist die Wahrheit? Antwort: Gott. Wer ist ein falscher Prophet? Antwort: Muhamed. Wer ist ein wahrer Prophet? Antwort: Rousseau. Der französische Konsul in Bassora, der diesen Schwärmer im Jahre 1780 sah, suchte ihn vergebens von seinem Vorhaben abzubringen. Der bescheidene Rousseau wünschte sich gewiß nie dergleichen Schüler und auch die feurigen Lobreden der heutigen Redner in Frankreich auf ihn würden ihm kaum gefallen haben. Der gefühlvolle, gutmütige Jean Jaques hätte sich gewiß, einer der ersten, gegen diese Revolution erklärt.

Man hat gesagt, daß Therese einen Bedienten des Marquis Girandin geheiratet habe: aber das ist falsch. Sie ist stolz auf den Namen: Rousseaus Witwe und lebt einsam in dem Dörfchen Plessis-Belville.

Wer am Grabe des unvergeßlichen Rousseau die Sonne untergehen sah und dabei an die Unsterblichkeit dachte, der kann sagen: Ich hatte einen glücklichen Augenblick in meinem Leben.

Chantilly.

Dans sa pomp elegante admirez Chantilly,
De heros en heros, d'âge en âge embelli.

Erwartet keine weitläufige Beschreibung von mir. Ich sah Chantilly in einem schlechten Zeitpunkt in einer üblen Lage und flüchtig, indem ich immer fürchtete, der Postwagen würde ohne mir wegfahren. Der Gedanke, daß der Besitzer dieses prächtigen Landsitzes im Auslande wie ein armer Verbannter umherirrt, verdunkelte gleichfalls die Gegenstände vor meinen Augen. Was soll ich Euch sagen? — Ich sah

einen prächtigen Palast, herrliche Bildsäulen, ein merkwürdiges physikalisches Kabinett, unterirdische Gänge mit hohen Gewölben, vortreffliche Orangerien, weitläufige Ställe, einen großen Park, schöne Terrassen, die Insel der Liebe, einen geschmackvollen englischen Garten, eine gleich einem Palaste ausgezierte Hütte, bewunderungswürdige Wasserkünste und endlich die Rüstung des Mädchens von Orleans. Ich erinnerte mich zugleich an das prächtige und unvergeßliche Schauspiel, das der Prinz von Condé hier unserem Grafen von Norden gab, wie sich die Nacht in Tag verwandelte und die Wälder und Teiche von der ungeheuren Menge Lampen zu brennen schienen. Die Wasserkünste sprühten Funken und unter einer rauschenden Musik stürzten die Jäger wie Sturmwinde hinter den schnellfüßigen Hirschen her. So bewirteten selbst die Monarchen des Orients ihre Gäste nie.

Chantilly ist von einem dichten Walde umringt, in welchem der große Condé, der Held und der Freund der Aufklärung, Ludwig dem Vierzehnten und seinem Hofe auf einem freien Platze, auf welchem zwölf unabsehbare Alleen zusammenlaufen, manches Fest gab. Dieser Wald erinnert auch an das traurige Ende des Schriftstellers Prevot, der hier auf einem Spaziergange leblos zu Boden stürzte. Man trug ihn als einen Toten weg und schritt nun zur Obduktion. Der unvorsichtige Wundarzt stach ihm das Messer ins Herz und der arme Prevot, der nur scheintot war, gab einen fürchterlichen Schrei von sich. — Der Anatomiker hatte ihn erstochen und wenige Minuten nachher gab er den Geist auf.

Paris, im Junius 1790.

Ich muß Euch doch auch etwas von der Nationalversammlung erzählen, von der Ihr jetzt in den Zeitungen so viel lest. Zum ersten Male ging ich nachmittags dahin. Da ich nicht wußte, wohin ich gehen sollte, so wollte ich mit den Repräsentanten in den Versammlungssaal treten, aber eine Schildwache hielt mich zurück. Ich bat, aber umsonst; die Schildwache war unerbittlich und schon wollte ich mich verdrießlich auf den Rückweg machen, als mich ein Mann in einem dunklen Rocke,

der sehr häßlich aussah, bei der Hand nahm und mit den Worten: Allons, Monsieur, allons! in den Saal führte. Ich warf sogleich neugierige Blicke auf alle Gegenstände. Der Tisch des Präsidenten, zwei andere für die Sekretäre auf den Seiten; gegenüber der Rednerstuhl, die amphitheatralischen Bänke für die Repräsentanten und die Tribünen für die Zuschauer, fesselten vorzüglich meine Aufmerksamkeit. Den Saal füllte eine beträchtliche Menge Menschen, die größtenteils übel gekleidet waren. Viele waren unfrisiert und im Surtout. Man lärmte und lachte über eine Stunde. Die Zuschauer klatschten aus Ungeduld und endlich trat der Mann, der mich mit in den Saal genommen hatte – es war Rabaut-Saint-Etienne – an den Präsidententisch, ergriff die Glocke, klingelte und alle eilten unter dem Geschrei: aux places! an ihre Plätze. Ich blieb allein mitten im Saale. Nach einigem Nachdenken, was ich zu tun habe, setzte ich mich auf die nächste Bank. Aber kaum hatte ich mich gesetzt, als ein Huissier zu mir trat und sagte: „Sie können hier nicht sitzen." Ich stand auf und ging an einen anderen Platz. Unterdessen las André im Namen der Kriegskommission einen Bericht. Man hörte ihm ziemlich aufmerksam zu. Ich war gleichfalls sehr aufmerksam, aber meine Andacht wurde bald gestört, denn der Huissier trat wieder zu mir und sagte: „Mein Herr, Sie wissen wahrscheinlich nicht, daß außer den Gliedern der Nationalversammlung niemand im Saale sein darf?" – „Aber wohin soll ich?" – „Gehen Sie auf die Tribüne." – „Und wenn dort kein Platz ist?" – „So gehen Sie nach Hause, oder wohin Sie sonst wollen." – Ich mußte also den Saal verlassen. Das zweitemal war ich auf den Tribünen und wohnte gerade einer recht stürmischen Sitzung bei. Deputierte der Geistlichkeit überreichten eine Petition, daß die katholische Religion zur herrschenden erklärt würde. Dagegen widersetzte sich Mirabeau mit allem Feuer und rief unter anderem: „Ich sehe von hier das Fenster, aus welchem Carl der Neunte auf seine protestantischen Untertanen schoß." – Da sprang der Abbé Maury auf und schrie: „Das ist nicht wahr, von hier kann man es unmöglich sehen." – Alles lachte. Dergleichen Unanständigkeiten fallen oft vor. Überhaupt hat diese Versammlung, der Stell-

vertreter des französischen Volkes, wenig Feierliches und Imposantes. Doch gibt es treffliche Redner darunter, unter denen sich vorzüglich Mirabeau und der Abbé Maury auszeichnen, die wie Achilles und Hektor gegeneinander kämpfen.

Den Tag nach dieser Sitzung verkaufte man in Paris Dosen à l'abbé Maury. Wenn man den Deckel aufmacht, so springt ein Abbé heraus. So sind die Franzosen! Bei jeder Gelegenheit haben sie ein Bonmot in Bereitschaft. So wurden zum Beispiel an dem Tage, an welchem die Fabrikation von Assignaten dekretiert ward, in der Oper „Der Schuster", die diesen Tag gegeben wurde, anstatt des gewöhnlichen Vaudeville, am Ende des zweiten Aufzuges Verse zum Lobe des Königs und der Nationalversammlung abgesungen, die sich mit dem Refrain endigten:

L'argent caché ressortira
par le moyen des assignats.

Das Publikum war außer sich vor Freuden bei dieser Weissagung und der Schauspieler mußte die Worte: l'argent cache étc. wohl zehnmal wiederholen. Es glaubte schon Goldhaufen vor sich liegen zu sehen! –

Paris, im Junius 1790.

Ihr erinnert Euch, daß Yorik von den Franzosen einmal gesagt hat: „Sie sind zu ernsthaft", ohne zu erklären, was er damit meine. Aber mir scheint es, daß man von ihnen das sagen kann, was von den Atheniensern gesagt worden ist: daß sie mit ernsthaften Dingen spielen und Kleinigkeiten wichtig behandeln. Doch wenn man an den Streit über die alte und die neue Literatur, in welchem der Hof und ganz Paris Partei nahm, denkt, wenn man sich der Gluckisten und Piccinisten, und der Mesmerianer erinnert, so scheint es, als wenn Yorik nicht ganz Unrecht hätte. Aber im Ernst, die Franzosen haben gewiß Charakter – ungeachtet eines anderen Wortes von Yorik, wo er sie mit alten abgeriebenen Münzen vergleicht, qui à force d'être polis,

n'ont plus d'empreinte — und vielleicht mehr als andere Nationen. Ich habe einmal darüber an Md. N. geschrieben und setze Euch eine Stelle aus diesem Briefe her: „Ich nenne das Feuer und den Wind und der französische Charakter ist beschrieben. Ich kenne kein geistvolleres, feurigeres und windigeres Volk, als das französische. Es scheint, die Franzosen haben das gesellschaftliche Leben erfunden, oder es ist für sie erfunden worden: so angenehm ist ihr Umgang und so außerordentlich weit haben sie die Kunst, mit Menschen umzugehen, gebracht. Sie erscheint an ihnen als eine zweite Natur. Niemand versteht es so gut, durch eine freundliche Miene, durch ein höfliches Lächeln andere zu gewinnen. Umsonst studiert der Engländer oder der Deutsche diese Kunst vor dem Spiegel. An ihnen bleibt sie immer fremd und gezwungen. Ich wünsche nirgends anders zu leben, als in meinem teuren Vaterlande; aber nach Rußland kenne ich kein Land, das mir lieber wäre, als Frankreich, wo der Ausländer so leicht die Heimat vergißt. Man sagt, daß man hier selten wahre, aufrichtige Freunde findet — ach! sie sind überall selten und kann sie wohl der Reisende suchen, der, gleich einem Kometen, kommt und wieder verschwindet? Die Freundschaft ist Bedürfnis des Lebens und so sucht jedermann sie an einem festen und zuverlässigen Gegenstande. Aber alles, was man mit Recht von Fremden fordern kann, bietet der Franzose aufs angenehmste in einem Blumenstrauß dar. Die Windigkeit und Unbeständigkeit, die man ihm vorwirft, mischen sich in ihm mit anderen liebenswürdigen Eigenschaften, die gewissermaßen mit jenen Fehlern aufs genaueste zusammenhängen. Er ist unbeständig und deswegen nicht rachsüchtig und nachtragend. Bewunderung und Lob dauern nicht lange bei ihm; ebenso wenig der Haß und Neid. Aus Leichtsinn verschmäht er das Gute und wählt das Schlechte; aber er ist der erste, der über seinen Irrtum lacht, oder wohl gar darüber weint, wenn es not tut. Ein fröhlicher Leichtsinn begleitet ihn überall durchs Leben. Wenn sich der Engländer über die Entdeckung einer neuen Insel freut, so jauchzt der Franzose über einen witzigen Einfall. Gefühlvoll wie er ist, entbrennt er leicht für Wahrheit, Ruhm und große Unternehmungen, aber seine Liebe dauert nicht lange. Doch können die

Augenblicke seiner Liebe, seines Hasses und seiner Schwärmereien überhaupt schreckliche Folgen haben, wovon die Revolution zeigt. Es wäre schade, wenn diese ungeheure Umwälzung des politischen Systems auch den so geistvollen, heiteren und liebenswürdigen Charakter der Nation umwandelte!" –

Das schrieb ich an eine Dame und zwar an eine Französin, die mich gewiß einen nordischen Barbaren gescholten hätte, wenn ich die Franzosen nicht für das geistvollste und liebenswürdigste Volk unter der Sonne hätte gelten lassen.

Ich verlasse dich, liebes Paris, mit Dank und Bedauern. Ich lebte mitten unter deinen geräuschvollen Erscheinungen ruhig und heiter, wie ein sorgloser Kosmopolit. Mit ruhiger Seele blickte ich auf den Sturm, der in dir wütet, wie der friedliche Hirt von seinem Berge hinab auf das stürmische Meer blickt. Weder deine Jakobiner, noch deine Aristokraten haben mir das geringste Böse zugefügt. Ich sah ihren Kampf, ohne mich darein zu mengen. Ich ging in deine prächtigen Tempel, um mit Augen und Ohren zu genießen; dort wo der strahlende Gott der Kunst in den schönsten Produkten des Geistes und der Talente glänzt, wo der Genius des Ruhms majestätisch auf Lorbeeren ruht. – Ich habe nicht alle angenehmen Eindrücke beschreiben können, die du in mir erregt hast, ich habe selbst nicht alles genießen können; aber ich verlasse dich nicht mit leerer Seele. Vielleicht sehe ich dich einst wieder und vergleiche dann das Vergangene mit der Gegenwart. Vielleicht erfreue ich mich dann einer größeren Reife des Geistes, oder seufze über das verlorene Feuer der Empfindung. Aber immer werde ich mit Vergnügen den Valeriansberg besteigen, wo mein Blick so oft auf den malerischen Gegenden geruht hat, die dich umgeben und immer werde ich mit Vergnügen im Dunkel des Gehölzes von Boulogne lustwandeln.

Lebe wohl, geliebtes Paris, lebe wohl, geliebter W. – Wir sind zwar nicht in einem Lande geboren, aber mit gleichgestimmten Herzen. Wir sahen uns, und drei Monate lang waren wir unzertrennlich. Wie

viele angenehme Abende haben wir im Hotel Saint-Germain zugebracht, indem wir deines Landsmanns und Jugendfreundes, Schiller, Gedichte lasen, oder miteinander philosophierten, oder ein neues Stück kritisierten, das wir zusammen gesehen hatten! — Nie werde ich unsere angenehmen Mittagsmahlzeiten, unsere nächtlichen Spaziergänge und die Abenteuer vergessen, die wir zusammen bestanden und immer werde ich den freundschaftlichen Brief verwahren, denn du eine Stunde vor unserer Trennung heimlich auf meinem Zimmer schriebst. Ich liebe alle meine Landsleute, die ich in Paris zurücklasse, aber nur von Dir und von B. trenne ich mich mit Bedauern. Nur der Gedanke tröstet mich, daß wir uns einmal in deinem oder in meinem Vaterlande wiedersehen werden, vielleicht mit anderen Gesinnungen und einer veränderten Denkungsart, aber gewiß als Bekannte und Freunde*).

Und Ihr, meine Freunde, nennt mich deswegen nicht treulos, daß ich in einem fremden Lande einen Freund fand, an den sich mein Herz anschloß. Ich rechne diese Bekanntschaft unter die größten Wohltaten, die ich in dem verwaisten Zustande, in welchem ich mich befinde, von der Vorsehung empfangen habe. Denn so angenehm es auch ist, immer etwas Neues und Schönes zu sehen, so müssen doch Leute von einer gewissen Art Menschen haben, die ihnen an Geist und Herz ähnlich sind, wenn ihnen nicht alles zum Ekel und Überdruß werden soll.

Übrigens habe ich, meine gewöhnlichen melancholischen Augenblicke ausgenommen, in Paris nur heitere Stunden gezählt. Und vier Monate so zu leben, heißt, wie ein Engländer sagt, dem kargen Schicksal ein reiches Geschenk ablocken.

Alle meine Landsleute, die sich in Paris befinden, nebst Becker und dem Baron W. haben mich begleitet. Wir umarmten uns mehrmals, ehe ich die Diligence bestieg. Jetzt bin ich sechs französische Meilen von Paris, wo wir übernachten. Meine Seele ist noch so voll von dem Vergangenen, daß ich an das künftige gar nicht denke. Ich reise nach

*) Zehn Jahre nachher, während welcher Zeit ich nichts von meinem Freunde gehört hatte, erhielt ich aus Petersburg, wohin er von seinem Hofe in wichtigen Geschäften gesandt war, einen Brief von ihm, der mir bewies, daß sich seine Gesinnungen gegen mich durchaus nicht geändert haben.

England, aber noch nicht ein einzigesmal hat sich meine Einbildungskraft mit diesem Lande beschäftigt.

Haut-Büisson. Um 4 Uhr nachmittags.

In Isle-de-France sind die Früchte schon reif — in der Picardie sind sie noch grün — und in der Gegend von Boulogne blühen die Bäume erst. Die Veränderung des Klimas ist von Meile zu Meile merkbar und der Gedanke, daß ich mich immer weiter von den gesegneten Gegenden des Südens entferne, engt mir das Herz. Die Natur ist im Norden sichtbar ärmer.

Ich sitze unter einem Kastanienbaum nicht weit vom Posthause. Ich blicke über Wiesen und Felder auf das in bläulicher Ferne schimmernde Meer und das von Sümpfen und Sand umringte Calais.

Eine sonderbare Empfindung! Mir deuchte es, als sei ich am Ende der Erde. Dort das unübersehbare Meer; um mich her eine kalte, tote Natur! — Alles ist still und traurig. Das Posthaus steht einsam im freien Felde. Meine Reisegefährten sitzen stumm neben dem Postwagen auf dem Rasen. Der Wind rauscht melancholisch in den Zweigen des Baumes über meinem Haupte. Ich kann mich der Tränen nicht enthalten.

Aber wer sieht meine Tränen? Wer nimmt Teil an meinem Kummer? Wem schließe ich mein Herz auf? — Ich bin allein — allein! — O, wo ist Euer Auge, meine Freunde? Wo Eure Hand und Euer Herz? Wer tröstet mich Traurigen?

O süßes Band des Vaterlandes, der Verwandtschaft und Freundschaft! — Ich fühle deine sanfte Fessel, so weit ich auch von allem entfernt bin, was mir teuer ist, ich fühle sie und küsse sie mit Zärtlichkeit.

Setzt den Wilden aus den kanadischen Wäldern in die schönste Stadt Europas, mitten unter die herrlichsten Werke der Kunst; er wird sie bewundern, er wird über den Reichtum und die Pracht staunen; aber in wenig Augenblicken erlischt der Zauber, sein Herz erkaltet und er sehnt sich in die ärmliche Hütte von Zweigen zurück,

wo seine Brust die himmlischen Strahlen der Liebe und Freundschaft zuerst empfand.

Der Wagen ist fertig. In einer Stunde sind wir in Calais.

Calais, um 1 Uhr in der Nacht.

Wir stiegen im Posthause ab, das auch zugleich ein Wirtshaus ist. Aber ich ging gleich zu Dessein, dessen Gasthof das beste Haus in der Stadt ist. Ich stand vor der Tür und besah es, als ein junger französischer Offizier zu mir trat und mich fragte: „Was suchen Sie, mein Herr?" – „Das Zimmer," antwortete ich, „in welchem Yorik wohnte." – „Wo er zum erstenmal französische Suppe aß?" sagte er. – „Ein Hühnerfrikasse", antwortete ich. – „Wo er die Bourbons lobte?" – „Wo das Feuer der Menschenliebe seine Wangen rötete." – „Wo ihm das schwerste aller Metalle federleicht schien?" – „Wo der Pater Lorenzo mit der sanften Miene eines Heiligen für sein Kloster bat." – „Und wo er ihm nichts gab?" – „Wo er aber dem Advokaten zwanzig Pfund Sterling bezahlen wollte, der Yorik in Yoriks Augen rechtfertigte." – „Dieses Zimmer, mein Herr, ist im zweiten Stockwerke gerade über Ihnen. Es ist aber besetzt. Eine Engländerin mit ihrer Tochter bewohnt es."

Ich sah hinauf und erblickte einen Rosentopf am Fenster, neben welchem ein junges Frauenzimmer stand, die ein Buch in der Hand hielt. Gewiß Yoriks Reise, dachte ich.

„Ich danke Ihnen, mein Herr", sagte ich zu dem gesprächigen Franzosen. „Aber, wenn Sie mir erlauben wollten, noch mehr zu fragen? Wo die Wagenremise ist, in welcher Yorik die reizende Schwester des Grafen von L. kennen lernte? Und wo er sich mit dem Pater Lorenzo und seinem Gewissen aussöhnte? Wo Yorik seine Dose von Schildplatt gegen die hörnerne Dose des Pater Lorenzo vertauschte, die ihm teurer war, als die reichste Tabatiere von Gold mit Brillanten besetzt." – „Diese Wagenremise, mein Herr, ist fünfzig Schritte von hier; aber sie ist verschlossen und den Schlüssel hat Herr Dessein, der jetzt in der Vesper ist." – Der Offizier lachte, machte mir eine Verbeugung

und verließ mich. – „Herr Dessein ist im Theater", sagte ein Vorübergehender. – „Herr Dessein ist auf der Wache," rief ein anderer, „vor einigen Tagen ist er Korporal der Nationalgarde geworden." – O, Yorik, rief ich, wie sehr hat sich alles in Frankreich geändert! Dessein Korporal der Nationalgarde! Dessein auf der Wache! Grand dieu! – Es war finster und ich kehrte nach dem Posthause zurück.

Calais ist nicht groß, aber sehr volkreich und der sechste Teil der Einwohner sind Engländer. Die Häuser sind nicht hoch und nur an den Wirtshäusern sieht man Luxus. Übrigens ist hier alles traurig und ärmlich. Die Luft ist mit den feuchten und salzigen Dünsten des Meeres gefüllt, welches auf eine unangenehme Weise die Geruchsnerven kitzelt. Ich möchte für nichts in der Welt hier leben.

Zum Abendessen hatten wir trefflichen Fisch und frische Seekrebse, die außerordentlich schmackhaft waren. Es waren gegen 40 Menschen bei Tische, unter anderen sieben bis acht Engländer, die ihre große Reise antraten. Mit ihnen reiste ein Italiener, der sehr geschwätzig und sehr furchtsam war. In schlechtem Englisch und Französisch erzählte er von den vielen Gefahren, die ihn und seine Gefährten auf dem Meere bedroht hätten. Die Engländer lachten und nannten ihn Ulysses, der den König Alcinous mit der Erzählung seiner erdichteten Abenteuer erschreckt. Dabei riefen sie unaufhörlich: Wein! Wein! Du meilleur! Du meilleur! Und der rosenrote Champagner floß in Biergläser. Er schäumte so lieblich, seine Farbe war so lockend, daß auch Euer mäßiger Freund sich eine Flasche geben ließ. – Du meilleur! Du meilleur! – Ein herrlicher Wein! – Ein Deutscher, der neben mir saß, bewies auf die überzeugendste Weise, daß dies der wahre Nektar sei, der aus dem Horn der Ziege Amalthea floß. „Ich habe immer gehört," sagte ein Engländer, „daß die Deutschen ein gelehrtes Volk sind und jetzt glaube ich's. Vraiment, Monsieur, vous êtes savant, comme tous les diables!" — Der Deutsche lächelte und war mit diesem Lobe herzlich zufrieden.

Ich ging auf mein Zimmer und warf mich aufs Bett, wo ich auch bald einschlief. Aber nach wenigen Minuten weckte mich der Lärm auf, den die lustigen Engländer in dem Zimmer daneben machten. Sie

sangen, schrien, stampften mit den Füßen, sprangen, und schienen das Haus einreißen zu wollen. Eine halbe Stunde hielt ich's aus. Da aber der Lärm nicht aufhören wollte, so rief ich den Aufwärter und bat ihn die Briten zu erinnern, daß es noch andere Gäste im Hause gäbe, die vielleicht die Ruhe und Stille liebten, und nach einigen god dam's! ward es nun stille.

Calais, um 10 Uhr des Morgens.

Da ich hörte, daß das Paketboot vor 11 Uhr nicht abgehen würde, so ging ich noch vor die Stadt, wo ich auf den mit hohen Bäumen besetzten Gottesacker kam. Ich erinnerte mich an den Grabhügel des Pater Lorenzo, den Yorik mit Tränen benetzte, indem er in der einen Hand die hörnerne Dose des guten Mönchs hielt und mit der anderen einige Nesseln ausrupfte. „Pater Lorenzo, Freund Yorik," rief ich, an einen bemoosten Stein gelehnt, „wo seid ihr jetzt? Ich weiß es nicht; aber dereinst wünsche ich dahin zu kommen, wo ihr seid." — Ich sah einige Vergißmeinnicht zu meinen Füßen, wovon ich zwei abbrach und in mein Taschentuch legte, um sie Euch zu bringen.

Vierter Teil

Reise durch England

Auf dem Paketboote.

Wir sind schon drei Stunden in See. Der Wind weht heftig und die meisten Passagiere sind krank. Die französische Küste ist schon aus unseren Augen verschwunden und die englische dämmert in der Ferne.

Ein junger Lord mit seiner Frau und Schwester, die aus Italien zurückkehren, befinden sich auf dem Paketboot. Der Lord ist stolz, aber höflich, und Lady und Miß sind sehr liebenswürdig. Mit welcher Ungeduld nähern sie sich nach einer sechsjährigen Abwesenheit dem Vaterlande, ihren Verwandten und Freunden! Mit welcher Freude sprechen sie von dem Vergnügen, daß ihrer in London wartet. Ach, ich beneide sie von ganzem Herzen. Sie haben meine Empfindungen erraten, wie es scheint, und deswegen vielleicht behandeln sie mich freundlicher als die übrigen Passagiere. Der Lord und die Lady wurden bald seekrank und man führte sie in die Kajüte. Die Miß blieb auf dem Verdecke; aber bald darauf ward sie gleichfalls blaß; ich brachte ihr ein Glas kaltes Wasser, aber es wollte nichts helfen. Die arme Miß blickte mich mit bekümmerten Augen an und sagte: Je suis mal, très mal: ma poitrine se déchire — Dieu! je crois mourir. Endlich mußte sie auch in die Kajüte zu den übrigen kranken Frauenzimmern geführt werden. Ich nahm ihre kalte, zitternde Hand; ihre Brust flog sichtbar auf und nieder; die Tränen strömten ihr über die bleichen Wangen — ich mußte sie fast tragen. Was für eine schlimme Krankheit das ist! — Der Anblick der Leidenden in der Kajüte und der unangenehmen Folgen der Seekrankheit griff mich so an, daß ich bald in Ohnmacht gefallen wäre. Ich kehrte auf das Verdeck zurück und an der frischen Luft ward mir nach und nach besser.

Neben mir sitzen zwei Deutsche — wahrscheinlich Handwerker — die, in dem Gedanken, daß sie niemand versteht, von allerhand mit-

einander sprechen. „Was werden wir nun in England Neues sehen?" sagt der eine, „die Franzosen kennen wir; an denen ist nicht viel." — „Und ich glaube," antwortete der andere, „daß es uns auch in England nicht besonders gefallen wird. Nirgends ist es doch so gut als in unserem lieben Deutschland, an unserem lieben Rhein." — „Vorzüglich in Weindorf," sagt der erste lächelnd, „wo Hannchen lebt." „Ja," antwortet der andere seufzend, „wo Hannchen lebt. Und nicht weit davon wohnt auch Lieschen", setzte er mit einem ebenso schalkhaften Lächeln hinzu. — „Ach ja, nicht weit davon", erwiderte der erste gleichfalls seufzend. — „Noch ein halbes Jahr," antwortete dieser, „und wir sind wieder in Deutschland." — „An unserem lieben Rhein." — „In Weindorf." — „Wo Hannchen lebt." — „Wo Lieschen wohnt." — „Gebe es Gott! Gebe es Gott!" riefen sie beide mit einer Stimme und drückten sich stark die Hände.

Schon sieht man D o v e r und die hohen Leuchttürme. Die Küste ist mit Sandhügeln bedeckt. — Wir sind nicht weit vom Hafen, aber noch ist nicht alle Gefahr vorbei. Noch kann uns der Sturm aufs hohe Meer werfen; noch können wir auf verborgene Klippen stoßen und vom schäumenden Abgrunde verschlungen werden. — Doch nein! Wir sind glücklich gelandet. Wir sind in Dover und in England — in dem Lande, das ich von Jugend auf mit solcher Wärme liebte und das in Rücksicht der Aufklärung und des Volkscharakters gewiß eines der ersten in Europa ist. Ich finde alles anders, als bisher, andere Häuser, andere Straßen, andere Menschen, andere Speisen — mit einem Worte, ich glaube in eine andere Welt versetzt zu sein.

Alle Häuser in Städten und Dörfern sind aus Backsteinen und mit Ziegeln gedeckt. Sie werden nicht angestrichen. Der Geruch der Steinkohlen beschwert überall die Nase. Die Straßen sind breit und sehr reinlich. An den Häusern sind Trottoirs für die Fußgänger und bei jedem Schritte stößt man, so klein Dover ist, auf schöne Frauenzimmer von bescheidener, freundlicher Miene. Ja, meine Freunde, England kann man das Land weiblicher Schönheit nennen, und der Reisende, dem — vorzüglich wenn er aus Frankreich kommt, wo die Schönheit so selten ist — die Engländerinnen nicht gefallen, der muß

ein steinernes Herz haben. Ich durchwanderte die Straßen von Dover mehrere Stunden lang, bloß um mich an den reizenden Gesichtern zu vergnügen, die man hier überall sieht. Man kann zwar die hiesigen Schönen nicht mit Rosen vergleichen, das ist wahr, denn sie sind fast alle blaß; aber diese Blässe, die eine gewisse Empfindsamkeit auszudrücken scheint, wird ein neuer Reiz auf ihren Gesichtern. Der Dichter nennt sie Lilien, welche die Morgenröte bescheint, und mit ihren melancholischen Blicken scheinen sie zu sagen: „Ich verstehe, zärtlich zu lieben." Liebe, holde Engländerinnen! Aber ihr seid gefährlich für ein schwaches Herz, gefährlicher als Kalypso mit ihren Nymphen, und die Insel, die ihr bewohnt, wird durch euch zur Zauberinsel. Wehe dem armen Fremdling, der ihre Küsten betritt! Gleichgültig sieht er sein Schiff brennen, und seine flammenden Blicke suchen nur die geliebte Eucharis*). Wo ist der Mentor, der ihn ins Meer stürzt?

Doch beruhigt Euch, meine Freunde; noch bin ich trotz allem Zauber, der mich umringt, nicht ganz verloren. Ich habe noch Stärke genug, einen hohen Berg zu besteigen, auf welchem ein altes Schloß steht und wo man einen Brunnen von 300 Fuß Tiefe und eine drei Klafter lange Kanone von Messing zeigt, die man sehr witzig das Taschenpistol der Königin Elisabeth nennt.

Von der Spitze dieses Berges hat man eine treffliche Aussicht. Auf der einen Seite die Provinz Kent, mit Städten und Dörfern übersät und voller Wälder und Fluren, und auf der anderen das Meer mit seinen Schiffen und Segeln und Flaggen, in welches sich gerade jetzt die untergehende Sonne tauchte.

Als der Lord, mein Reisegefährte, mit seiner liebenswürdigen Frau und Schwester das Ufer betrat, fielen sie einander in die Arme. „Väterliche Erde, ich segne dich," rief der Lord. — Nachdem er mir seine Adresse in London gegeben hatte, warfen sie sich in den Wagen und eilten nach London.

Als ich in das Wirtshaus trat, wo wir übernachten sollten, umringten mich sechs bis sieben schlechtgekleidete Kerls, die mir mit grober

*) Es ist bekannt, daß dem in Kalypsos Nymphe, Eucharis, verliebten Telemach der Brand seines Schiffes nicht zu Herzen ging.

Stimme Geld abforderten. Der eine sagte: Ich kriege einen Schilling dafür, daß ich ihnen geholfen habe, aus dem Paketboot zu steigen. Der andere: Ich bekomme einen Schilling, weil ich ihnen das Schnupftuch aufgehoben habe, als sie es fallen ließen. Der dritte wollte zwei Schillinge haben, weil er meinen Mantelsack getragen habe und ebenso bewiesen mir die übrigen ihr Recht auf meinen Beutel. Ich warf ihnen einige Schillinge hin. Ihr könnt daraus sehen, wie hoch der Engländer seine Bemühung anschlägt und wie sehr er das Geld liebt.

Noch ein anderer Zug: Als man unsere Sachen auf das Zollamt zum Visitieren gebracht hatte, versprach ich den Zollbedienten einige Schillinge, wenn sie mein Felleisen nicht durchwühlen wollten und versicherte dabei auf mein Ehrenwort, daß ich nichts Verbotenes habe. Aber sie hörten nicht darauf. Ich mußte aufschließen und ihnen alles zeigen, und dann verlangten sie eine halbe Krone. — „Wofür denn?" rief ich unwillig. „Habt ihr denn meinen Willen getan? Oder habt ihr etwas Verbotenes gefunden?" — Nein, aber ohne das erhalten sie Ihr Felleisen nicht. — Ich zuckte die Achseln und bezahlte die halbe Krone. — So streng beobachten die englischen Zollbedienten ihre Pflicht und werden dabei reich.

Die Reinlichkeit einer englischen Küche ist musterhaft und alles ist da in der größten Ordnung. Die Wirtin lächelte sehr angenehm, als ich zu ihr sagte, daß man in einer französischen Küche nicht selten allen Appetit verliere, da hingegen der Anblick der ihrigen die Eßlust reize.

Unser Abendessen bestand aus Rinderbraten, Kartoffeln, Pudding und Käse. Ich wollte Wein fordern, aber ich erinnerte mich, daß ich in England war, und forderte Porter.

Lebt wohl! Es ist Mitternacht.

London.

Um sechs Uhr bestiegen wir einen viersitzigen, mit trefflichen Pferden bespannten Wagen und rollten auf dem schönen glatten Wege nach London.

Welche Gegenden! Was für ein Land! Überall reiche Wiesen, auf welchen zahlreiche Herden weiden; überall die schönsten Dörfer, wo junge Mädchen in reinlichen weißen Korsetts, mit fliegenden Haaren und offener Brust, Blumen in niedlichen Körben zum Verkaufe anbieten; überall die reizendsten mit Parks und Teichen umgebenen Landsitze der reichen Lords; überall eine Menge Wagen, Kaleschen und Reiter, die aus London kommen oder dahin gehen; überall Wirtshäuser, vor denen gesattelte Pferde und Kabriolets stehen! Mit einem Worte, der Weg von Dover nach London gleicht einer großen Straße in einer volkreichen Stadt.

Aber was würde ich erst sagen, wenn ich aus Rußland gerade nach England gekommen wäre? Wenn ich nicht zuvor die Ufer der Elbe, des Rheins und der Seine gesehen hätte? Dann würde England gewiß noch ungleich stärker auf mich gewirkt haben und alles würde mir neuer und fremder geschienen haben.

Was für eine Volksmenge! Welche Tätigkeit und dabei welche Ordnung! Alles hat hier das Ansehen der Genüglichkeit und selbst des Überflusses, und nichts erinnerte mich auf dem Wege von Dover nach London an Armut und Elend.

Alle zwei englische Meilen werden die Pferde gewechselt und außerdem halten die Kutscher noch zwei- oder dreimal bei den Wirtshäusern an, niemand wagt es, ihnen darüber ein Wort zu sagen.

In Canterbury, der Hauptstadt der Provinz Kent, tranken wir Tee auf englische Art, nämlich sehr starken Tee, fast ohne Milch und mit Buttersemmel. In Rochester aßen wir zu Mittag, gleichfalls auf englische Art; das heißt, wir hatten nichts als Rindfleisch und Käse. Ich forderte Salat und man gab mir welkes mit Essig begossenes Kraut. Die Engländer machen sich nichts aus Salat und Küchenkräutern. Roastbeef und Beefsteaks sind ihre gewöhnliche Nahrung. Und daher haben sie dickes Blut und werden phlegmatisch, melancholisch und nicht selten Selbstmörder. Zu dieser Quelle des Spleens kann man noch folgende setzen: nämlich den ewigen, aus dem Meere aufsteigenden Nebel und den Steinkohlenrauch, der in dichten Wolken über Städten und Dörfern schwebt.

So sahen wir auch London von weitem in einen dichten Nebel gehüllt. Die Kuppel der Paulskirche ragte gigantisch über alle Gebäude empor. Neben ihr — so schien es in der Ferne — erhob sich eine dünne hohe Säule, welche das Monument der Feuersbrunst ist, die einst einen großen Teil der Stadt in Asche gelegt hat. Bald darauf erblickten wir auch die Westminsterabtei, ein altes gotisches Gebäude, nebst den übrigen Türmen und Kirchen, so wie die Parks, Tiergärten und Lustwälder, die London umgeben. Als wir einen Berg hinabfuhren, stieg ich aus, und der Blick auf die majestätische Stadt und die Gegend umher ließ mich alles vergessen, und hätten mich nicht meine Reisegefährten fortgezogen, so wäre ich allein auf dem Berge geblieben und hätte müssen zu Fuße nach London wandern.

Zur rechten floß zwischen grünen Ufern die Themse, auf welcher sich ein Wald von Masten erhob. London ist der Mittelpunkt des Welthandels!

London, im Julius 1790.

Paris und London, die beiden ersten Städte Europas, waren die beiden Pharos meiner Reise, als ich den Plan dazu entwarf. Endlich sehe ich auch den zweiten.

Wenn die Pracht einer Stadt in großen Gebäuden besteht, die sich gleich Felsenmassen von Granit stolz in die Wolken erheben, so gehört London nicht unter die prächtigen Städte. Ich bin durch mehr als zwanzig Straßen gefahren, ohne einen einzigen großen Palast bemerkt zu haben. Aber die Straßen sind breit und gut gepflastert, die Trottoirs für die Fußgänger sind von Quadersteinen. Mehrere Haustüren sind von Mahagoniholz und glänzen wie Spiegel. Zu beiden Seiten sieht man zwei Reihen Laternen. Die Plätze (squares), wo mancherlei Denkmäler und Bildsäulen stehen, sind schön. Unter den Häusern sind reichgeschmückte Läden, durch deren Glastüren man von der Straße Waren aller Art erblickt. Überall herrscht eine seltene Reinlichkeit; die gemeinsten Leute sind gut gekleidet und eine gewisse Ordnung ist über alles verbreitet, die den angenehmsten Eindruck macht,

so daß man sich nicht enthalten kann auszurufen: London ist eine schöne Stadt! Was für ein Kontrast mit Paris! Dort Pracht neben Dürftigkeit, hier Einfachheit und bewunderungswürdige Reinlichkeit; dort Verschwendung neben Armut, hier allgemeiner Wohlstand; dort Paläste, aus welchen mit Lumpen behangene Gerippe kriechen; und hier kleine Häuser von Backsteinen, aus welchem die Gesundheit und die Zufriedenheit mit edlem ruhigen Blicke treten. Dort fährt ein geputzter und gepuderter Herr in einem elenden Fiaker; hier sitzt selbst der Landmann in einem guten mit zwei stolzen Rossen bespannten Wagen. Dort Kot und dunkle Enge; hier überall trockener Weg und ungeachtet der Volksmenge nirgends Gedränge.

Ich wußte nicht, wo ich in dem ungeheuren London mein Haupt hinlegen sollte; und doch betrat ich es heiter und sorglos — die gewöhnliche Folge der Reisen. Man gewöhnt sich daran, fremd und unbekannt zu sein. „Es sind Menschen hier, ich finde Wohnung, Bekanntschaften und die Bequemlichkeiten des Lebens." — Dieser Gedanke macht den Reisenden zu einem sorglosen Bürger des Weltalls.

Als der Postwagen hielt und meine Reisegefährten verschwanden, da erinnerte ich mich, daß ich mit meinem Mantelsack auch ein Unterkommen suchen müßte. Ich hatte einst in Paris auf der Treppe meines Hotels eine Karte gefunden, auf welcher geschrieben stand: „Herr Romelli zu London in der Straße Pall-Mall Nr. 108 hat Zimmer für Fremde zu vermieten." Des fiel mir jetzt ein und ich ließ mich zu Herrn Romelli bringen. Ein Franzose schickte einst auf seinem Sterbebette nach seinem gewöhnlichen Beichtvater und da fand es sich, daß dieser schon vor zwanzig Jahren gestorben war. So ging es jetzt mir. Herr Romelli lebte schon seit 15 Jahren nicht mehr. Ich mußte also eine andere Herberge suchen und so kam ich in ein französisches Wirtshaus, wo man mir ein kleines Zimmer anwies. „Es ist nicht groß," sagte der Wirt, „auch hat es schon ein junger Emigré im Besitz; aber das ist ein guter Mensch, er wird es gern mit ihnen teilen." — Mein Stubenkamerad war nicht zu Hause; in dem Zimmer sah ich nichts als ein Bett, eine Gitarre, Karten und — a black pair of silk breeches, die sich wie bekannt auch in Yoriks Garderobe befanden,

als er die Reise nach Frankreich unternahm. — Man brachte mir einen Perückenmacher, einen dicken phlegmatischen Engländer, der mir erst das Gesicht schund und dann den Kopf mit Talg und Mehl einkleisterte. „Ich bin nicht mehr in Paris," seufzte ich, „wo die Puderquaste des kunstreichen lustigen Rulets gleich einem Zephir um meinen Kopf schwebte und ihn mit den weißesten aromatischen Reif bestreute!" — Auf meine Klagen, daß er mich schinde, daß seine Pomade stinke, und der Puder nur grobes Mehl sei, antwortete der grobe Engländer unwillig: I don't understand you, Sir; ich verstehe Sie nicht, mein Herr.

Ich zog meinen Pariser Frack an, erinnerte mich mit einem Seufzer an Frankreich und ging schwermütig aus. Aber die Wolke, die meine Seele verfinsterte, verschwand bald bei dem Anblick der schönsten Illumination, die sich meinen Augen darstellte. Kaum war die Sonne untergegangen, und schon brannten alle Laternen auf den Straßen. Ihrer sind tausende, eine neben der anderen und wohin man blickt, sieht man einen feurigen durch die Luft gezogenen Faden. Ich hatte noch nie etwas ähnliches gesehen und wunderte mich nun nicht mehr über den Irrtum eines deutschen Fürsten, der bei seinem Einzuge in London diese herrliche Erleuchtung für eine Ehre hielt, mit welcher man ihn bewillkommte. Die Engländer lieben das Licht und verwenden Millionen darauf, um die wirkliche Sonne durch künstliche zu ersetzen. Ein sicherer Beweis des Nationalreichtums! — Die französische Regierung gab Pensionen auf den Mondschein*). Der Brite lacht darüber, klimpert mit seinen Guineen und läßt die Laternen noch bei hellem Tage anzünden.

Ich liebe die großen und volkreichen Städte, in denen man einsamer leben kann als in den kleinen Flecken. Ich sehe gern auf die unzähligen unbekannten Gesichter, die gleich chinesischen Schatten vor mir vorübergehen und nur leichte, kaum merkliche Eindrücke zurücklassen. Ich verliere mich gern in der mannigfaltigen Verschiedenheit der vor meinen Augen vorüberrauschenden Gegenstände, um dann auf einmal

*) In den mondhellen Nächten wurden die Laternen in Paris nicht angezündet, und von dieser Ersparnis wurden Pensionen bezahlt.

wieder in mich selbst zurückzukehren. Meine Philosophie wird bei dem Anblick fremder Torheit und Eitelkeit stärker, da ich mich hingegen in der Einsamkeit oft auf dem Gedanken an die nichtigsten Kleinigkeiten der Welt ertappe. Die moralische Welt hat, gleich den Himmelskörpern, zwei einander entgegengesetzte Kräfte; mit der einen zieht sie unser Herz an und mit der andern stößt sie es ab. Die erste dieser Kräfte ist am wirksamsten in der Einsamkeit, da hingegen die andere unter den Menschen ihren Einfluß mehr äußert.

Ich philosophiere: Ihr werdet mir verzeihen. Das ist die Wirkung der englischen Luft. Hier lebte Newton, Locke und Hobbes.

Vielleicht irre ich, aber mir scheint es, daß der erste Blick auf eine Stadt einen bessern und lebendigen Begriff gewährt und daß man besser im Stande ist, ein Urteil über sie zu fällen, als wenn man sich lange daselbst aufgehalten und über der Betrachtung der einzelnen Teile den Eindruck des Ganzen verloren hat. Eine frische Neugierde faßt die wichtigsten, ausgezeichnendsten Züge der Örter und Menschen und das, was man Charakter nennt, leichter auf; da sich alles das, im Gegenteil, bei einer langen und wiederholten Betrachtung in der Seele gleichsam verdunkelt. Ich wage es also, Euch den Eindruck zu schildern, den London am ersten Tage auf mich gemacht hat.

Wer London geräuschvoll nennt, der hat es entweder nie gesehen, oder hat keinen Begriff von einer geräuschvollen Stadt. London ist volkreich, das ist wahr; aber im Vergleich mit Paris und selbst mit Moskwa, ist es außerordentlich still. Die Bewohner Londons scheinen noch halb im Schlafe, oder von zu großer Geschäftigkeit ermüdet zu sein. Wenn nicht von Zeit zu Zeit das Rollen der Wagen die Gehörnerven erschütterte, so könnte man sich hier in den volkreichsten Straßen für taub halten. Ich war in verschiedenen Kaffeehäusern, wo zwanzig bis dreißig Menschen stillschweigend die Zeitungen lesen und ihren Portwein trinken. Kaum hört man alle zehn Minuten ein Your health, gentleman! — Und so hat man sich nicht zu wundern, daß die Engländer so tiefe Denker sind und daß ihre Parlamentsredner nicht aufhören können, wenn sie einmal anfangen; sie sind wahrscheinlich ihres gewöhnlichen Stillschweigens überdrüssig.

Je mehr Ruhe aber meine Ohren haben, desto geschäftiger sind meine Augen. Die Frauenzimmer sind auch in London sehr schön; sie kleiden sich einfach, aber geschmackvoll. Alle sind ohne Puder und Schminke und tragen Hüte, die die Grazien erfunden zu haben scheinen. Sie scheinen mehr zu fliegen als zu gehen. Ihre kleinen Füßchen, die nur wenig unter dem weißen Rocke von Nesseltuch hervorragen, berühren kaum die Steine. Über das weiße Korsett breitet sich ein ostindischer Schal aus, auf welchen die blonden Locken fallen. Denn mir scheint es wenigstens, daß die meisten Engländerinnen blond sind; doch sind die schönsten brünett. -- Die Physiognomien der Männer lassen sich unter drei Klassen bringen; sie sind entweder mürrisch oder gutmütig oder tierisch. Ich schwöre es Euch, nirgends habe ich so viel tierische Gesichter gesehen als hier und ich bin nun überzeugt, daß Hogarth nach der Natur gezeichnet hat. Zwar findet man dergleichen Physiognomien nur unter dem Pöbel; aber sie sind auch so mannigfaltig und so ausdrucksvoll, daß zehn Lavaters kaum imstande sein würden, die schlechten Eigenschaften zu beschreiben, die sie bezeichnen. – Stutzer sehe ich hier ungleich mehr als in Paris. Ein zuckerhutartiger Hut, dickgesalbte, bis auf die Schultern herabhängende Haare, ein dickes Halstuch, das den ganzen untern Teil des Gesichts verhüllt, ein aufgesperrtes Maul, beide Hände in den Taschen und ein sehr unanständiger Gang zeichnen sie aus. Daß aus diesen Gecken jemals gute Parlamentsglieder werden könnten, bezweifle ich. Burke, Fox, Sheridan und Pitt gingen in ihrer Jugend gewiß nicht wie diese Maulaffen einher.

Sagt unserm P., meine Lieben, daß er sich sogleich ein Dutzend dunkelblauer Fracks machen läßt, denn dunkelblau ist die Lieblingsfarbe der Engländer, die er so gern nachahmt. Unter fünfzig Menschen, die einem auf der Straße begegnen, sind gewiß zwanzig dunkelblau gekleidet. Mit dieser wichtigen Bemerkung schließe ich meinen Brief und erspare meine übrigen Beobachtungen auf die folgenden. Nur das erwähne ich noch, daß ich mit Mühe meine Taverne wiederfand; denn die Londoner Straßen sind einander fast alle ähnlich. Ich mußte fragen und da ich schlecht ausspreche, so konnte ich mich nur mit Mühe ver-

ständlich machen und erst um elf Uhr des Abends kehrte ich zurück zu meinem lieben — Mantelsack.

London, im Juli 1790.

Ich habe noch niemanden in London gesehen; selbst bei meinem Bankier bin ich noch nicht gewesen, um Geld zu holen. Aber doch habe ich Händels Messias in der Westminsterabtei gehört und meine letzte Guinee für das Billett bezahlt*). Das zahlreiche Orchester, die berühmtesten Sänger und Sängerinnen, eine ungeheure Menge Zuhörer, die das tiefste Stillschweigen beobachteten und endlich die himmlische Musik Händels — das alles machte den stärksten Eindruck auf mich. Ich habe Kompositionen von Pergolese, Jomelli und Haydn gehört; aber nichts hat mich je so bewegt, als Händels Messias.

In der Loge, in welcher ich war, befand sich ein Kaufmann mit seiner Familie, die mir alle Höflichkeiten erzeigten, ohne sich übrigens in ein Gespräch einzulassen. Nur wie die königliche Familie in ihre Loge trat, stand einer von ihnen auf, gab mir einen derben Schlag auf die Schulter und sagte: „Das ist unser guter Georg, mit seinen guten Kindern! Ich bücke mich, damit Sie sie besser sehen können." — Das gefiel mir nun wohl, aber noch besser würde es mir gefallen haben, wenn er mich nicht so stark geschlagen hätte. — Ein anderer Vorfall, den ich mit diesen Leuten hatte, ist gleichfalls charakteristisch. Es trat eine Frau in die Loge und gab mir einen Anschlagzettel in die Hand, wofür sie einige Pence forderte. Sogleich sprang der Älteste der Familie auf, riß mir den Zettel aus der Hand und warf ihn der Frau mit den Worten hin: „Er braucht das nicht. Das ist Geldschneiderei! Schämt euch; er ist ein Fremder und kann sich nicht verantworten." — Das ist alles recht und gut, dachte ich, aber wozu die Grobheit, Herr Brite, mit welcher Sie mir den Zettel aus der Hand reißen?

*) Ich lasse hier die Beschreibung dieses berühmten Konzerts weg, das durch so mannigfaltige Nachrichten darüber jetzt hinlänglich bekannt ist und setze nur die Bemerkungen her, die dem Verfasser eigen sind. Anm. des Übers.

Unterdessen betrachtete ich die königliche Familie mit Aufmerksamkeit. Sie haben alle gutmütige, mehr deutsche als englische Gesichter. Der König sieht vollkommen gesund aus und man bemerkt nicht die geringste Spur seiner Krankheit. Die Töchter gleichen der Mutter und sind, ohne im mindesten Ansprüche auf Schönheit machen zu können, doch ziemlich liebenswürdig. Der Prinz von Wales ist ein schöner Mann, nur etwas zu dick.

Auch sah ich hier den besten und interessantesten Teil des Londoner Publikums. Doch zog niemand so sehr meine Blicke und meine Aufmerksamkeit auf sich, als ein junger Mann in einem simplen grauen Frack, der unter einem gewöhnlichen Äußern einen seltenen Geist verbirgt, der in dem Frühling seines Lebens nur für den Ruhm und das Vaterland lebt — ein würdiger Sohn eines großen Vaters, den alle wahren Briten lieben und achten — mit einem Worte, William Pitt. Er hat ein echtes englisches, ruhiges und fast phlegmatisches Gesicht, auf welchem aber doch edler Stolz und Scharfsinn unverkennbar zu lesen sind. Er hörte sehr aufmerksam auf die Musik und sprach von Zeit zu Zeit mit seinen Nachbarn, schien aber doch öfter in tiefen Gedanken zu sein. — Händel gehört, Pitt gesehen zu haben, war wohl die letzte Guinee wert!

Aus der Westminsterabtei ging ich in den berühmten Park von St. James, wo ich weiter nichts als einige artige Lindenalleen und eine große Wiese fand, auf welcher Kühe weideten.

London, im Julius 1790.

Mit Hilfe meiner lieben Landsleute habe ich in der Oxforder Straße, nicht weit von Cavendish Square, drei hübsche Zimmer gefunden, wofür ich wöchentlich eine halbe Guinee zahle. Sie machen das zweite Stockwerk eines Hauses aus, das zwei Schwestern gehört, die nebst mir und einem Aufwartemädchen die einzigen Bewohner des Hauses sind. „Ein Mann mit drei Frauenzimmern allein in einem Hause! Wie fürchterlich oder auch wie angenehm!" — Keines von beiden. Meine Wirtinnen sind mit Tugenden und — grauen Haaren

geziert und ihr Mädchen, das mir schon die geheime Geschichte ihres Herzens entdeckt hat, liebt einen deutschen Handwerker, der sie bald heiraten wird. Des Morgens, wenn sie mir den Tee bringt, spricht sie von Fieldings und Richardsons Romanen. Sie hat einen besonderen Geschmack: Lovelace scheint ihr ungleich liebenswürdiger als Grandison. Sie liebt Clementinen und lacht über Miß Biron und Clarissen nennt sie eine weise Närrin.

An jeder Stadt ist mir das merkwürdigste die Stadt selbst. Ich bin schon London in der Länge und Breite durchstrichen. Es hat gegen 25 englische Meilen im Umfange und da es sich immer vergrößert, wird es die umliegenden Dörfer bald verschlingen, die sich, wie die Flüsse im Ozean, darin verlieren. Westminster und die City sind die beiden Hauptteile Londons. In dem ersteren wohnen größtenteils reiche Partikuliers und der andere wird von Kaufleuten, Arbeitsleuten und Matrosen bewohnt. Hier fließt die Themse, über welche die prächtigsten Brücken führen und hier ist die Börse. Die Straßen sind schmäler als in den anderen Teilen Londons und die Volksmenge größer. Man sieht hier nicht die außerordentliche Reinlichkeit, die in Westminster herrscht. Die schöne und majestätische Themse trägt nicht zur Verschönerung der Stadt bei, da ihr die herrlichen Kais fehlen, die z. B. die Newa in Petersburg oder die Rhone in Lyon hat. Sie ist auf beiden Seiten mit den schlechtesten Häusern besetzt, in welchen die ärmsten Leute wohnen. Nur an einer Stelle hat das Ufer eine Terrasse, die Adelphi genannt wird, aber zum Unglück ist das gerade eine solche Stelle, wo man den Fluß vor der Menge Steinkohlenbooten, mit welchen er unaufhörlich bedeckt ist, gar nicht sehen kann. Doch findet man auch in diesem unansehnlichen Teile der Stadt die reichsten Kaufläden und Magazine, wo Indiens und Amerikas kostbare Produkte zum Gebrauch Europens aufgestapelt liegen. Ein solcher Anblick des Luxus erhebt das Herz, indem er an die Kühnheit des Menschen, die moralische Verbindung der Völker und an die allgemeine Aufklärung erinnert. Mag der stolze Reiche, umringt von den Produkten aller Länder, wähnen, daß die Befriedigung seiner Wünsche das einzige Ziel des Handels sei! – Der Handel erhält die

Tätigkeit, indem er unzählige Hände beschäftigt und bringt Ideen, neue Erfindungen und neue Mittel, das Leben zu versüßen, aus einem Teile der Welt in den anderen.

Für die Fußgänger ist wohl keine Stadt so bequem als London. An den Häusern laufen breite Trottoirs, die alle Morgen gereinigt werden, so daß man bei dem ärgsten Kote trockenen Fußes geht. Nur eines gefällt mir an diesen Trottoirs nicht. Man stößt nämlich überall auf Öffnungen, die des Tages größtenteils offen stehen. Ist man nicht immer auf seiner Hut, so ist man in Gefahr in diese Mäusefallen hineinzustürzen. Diese Löcher sind entweder Luftlöcher für unterirdische Küchen und Tavernen, oder Fenster von Steinkohlenmagazinen, oder Treppen, die in Keller führen. Denn die meisten Häuser in London haben Kelleretagen, in welchen gewöhnlich die Küche, der Keller und Stuben für die Bedienten sind. Auch wohnen die armen Leute und Bettler größtenteils in solchen unterirdischen Gemächern. In Paris ist gerade das Gegenteil; da wohnt der Arme im sechsten Stockwerk, nahe an den Wolken. Dort trägt man die Armut auf dem Kopfe und hier tritt man sie mit Füßen.

Die Häuser in London sind fast alle klein, schmal, von Ziegelsteinen, nicht geweißt, damit man den Ruß der Steinkohlen weniger bemerkt und gewähren einen langweiligen einförmigen Anblick. Doch ist die innere Einrichtung sehr angenehm. Alles ist einfach, reinlich und fast ländlich. Die Treppen und Fußböden der Zimmer sind mit schönen Teppichen belegt; überall glänzt Mahagoniholz und nirgends sieht man ein Stäubchen. Man findet keine großen Säle, aber die Zimmer sind bequem und gemächlich. Fremde, die den Wirt oder die Wirtin sprechen wollen, führt man in ein Zimmer des untern Stockwerks, das Parlour genannt wird und nur Verwandte und Freunde gehen in die inneren Gemächer, welche die Familie bewohnt.

Was würde London sein, wenn es bei seinen schönen Straßen und bei der Menge reicher Kaufläden eben so schön gebaut wäre als Paris? — Gewiß könnte man sich nichts prächtigeres und majestätischeres denken. Der Fremde gewöhnt sich nur schwer an die hiesige Lebensart, besonders an das späte Mittagessen, das man fast Abendessen nennen

könnte. Um 7 Uhr des Abends setzt man sich erst zu Tisch! – Wer bis um 11 Uhr schläft, dem mag das recht sein, aber ich bin gewohnt um 8 Uhr aufzustehen. Da durchstreiche ich denn die Straßen, besehe die mancherlei Waren, die hier wie auf einer immerwährenden Messe zur Schau ausgestellt werden, betrachte die an den Türen der Kupferstich-Läden hängenden Zerrbilder und wundere mich über die Liebhabereien der Engländer. Wie der Franzose auf alles ein Chanson macht, so macht der Engländer jeden merkwürdigen Vorfall durch eine Karrikatur lächerlich. Dann frühstücke ich in einer Kuchenbude, wo man herrliche Schinken, frische Butter und treffliche Kuchen findet, wo alles so rein und ordentlich ist, daß man seine Freude daran hat. Zwar sind dergleichen Frühstücke nicht wohlfeil und man bezahlt, bei gutem Appetit, nicht viel weniger als zwei Rubel nach unserem Gelde. Ebensoviel kostet ein Mittagessen in dem Kaffeehause, das aus Roastbeef, Pudding und Käse besteht. Dafür wird man aber auch mit der größten Höflichkeit behandelt. Der Aufwärter öffnet dem Eintretenden die Tür und die freundliche Wirtin frägt mit einnehmender Stimme und Miene nach den Befehlen des Gentlemans. – Ich esse gewöhnlich bei unserem Gesandten, dem Grafen Woronzow, einem verständigen, schätzbaren und höflichen Manne, der ganz auf englische Art lebt. Er liebt die Engländer und wird von ihnen geliebt. Die Gesellschaft bei ihm besteht gewöhnlich aus fünf oder sechs Personen, meistenteils fremden Ministern. Der Graf ist ein wahrer Patriot. Er kennt die russische Geschichte und Literatur vollkommen und weiß die besten Stellen aus Lomanossows Oden auswendig. Ein solcher Gesandter macht seinem Hofe Ehre. Auch schätzen ihn Pitt und Grenville vorzüglich.

Die Konferenzen der Minister finden hier ohne alle Zeremonien und Gepräge statt. Zur bestimmten Stunde geht ein Minister zum anderen zu Fuße und im Frack. Der Wirt nimmt ihn im Surtout auf, läßt Tee geben, setzen sich auf den Diwan und nun, nachdem die Bedienten fortgeschickt worden, werden die wichtigsten politischen Angelegenheiten verhandelt. Man fragt hier nicht nach Pracht, sondern nur der Verstand gilt. Unser Gesandter trägt gewöhnlich einen blauen

Frack und einen kleinen Haarbeutel, der ihn von allen Bewohnern Londons unterscheidet. Den Sommer bringt er in Richmond zu, wo ich einigemal bei ihm übernachtet habe.

Gestern hatte mich der reiche Engländer Baxter, unser Konsul, auf sein Sommerhaus bei Hydepark zum Mittagessen eingeladen. Bis sechs Uhr, wo man sich gewöhnlich zu Tische einfindet, ging ich in dem Park spazieren, wo ich mehrere Engländerinnen zu Pferde sah. Die Kühnheit und Leichtigkeit, mit welcher sie einhertraben, läßt ihnen außerordentlich schön. Jede hat einen Jockey hinter sich. Der Tag war schön, aber auf einmal fing es an zu regnen und die Amazonen eilten, sich unter dem Schutze der alten Eichen vor dem Regen zu verbergen. Ich wagte es, eine von ihnen französisch anzureden. Sie antwortete mir zweimal oui, und zweimal non und weiter konnte ich kein Wort von ihr herausbringen. Alle Engländer und Engländerinnen, die eine gute Erziehung bekommen haben, verstehen Französisch, aber sie wollen es nicht sprechen und ich bedaure deswegen sehr, daß ich das Englische nicht besser spreche. Wie ganz anders ist es in dieser Hinsicht bei uns! In unserer sogenannten feinen Welt ist man ohne die Kenntnisse des Französischen stumm und taub und jeder, wenn er auch weiter nichts weiß als: Comment vous portez-vous? radebrecht das Französische, bloß um mit den Russen nicht russisch zu sprechen. Ist das nicht Schande für uns? Warum sollten wir uns unserer Muttersprache schämen und Papageien und Affen werden? — Unsere Sprache ist auch für den gesellschaftlichen Umgang nicht schlechter als andere Sprachen. Nur müssen unsere Herren und Damen nach der Mode sich bemühen, sie gehörig handhaben und ihre Gedanken ausdrücken zu lernen. — Aber nichts ist mir lächerlicher, als wenn unsere schönen Geister sich zu französischen Schriftstellern erheben! — Die Armen! Sie sind glücklich, wenn ein Franzose sagt: Pour un étranger, monsieur n'écrit pas mal! —

Verzeiht, meine Freunde, daß ich in meinem Eifer Baxter und sein Mittagessen fast vergessen habe. Außer der französischen Suppe war es ganz englisch. Roastbeef, Pataten, Pudding und ein Glas Clairet und Madeira nach dem andern. — Während die Männer

trinken, flüstern die Weiber heimlich miteinander und verlassen gleich nach Tisch das Speisezimmer. Dann wird das Tischtuch abgenommen, Bouteillen aufgetragen und nun geht es an das Toasttrinken. Jeder bringt seinen Toast vor. Der meine war: Ein ewiger Friede und blühender Handel! – Um 9 Uhr standen wir auf. Wir hatten alle die Farbe der Rosen. Man ging nun zu den Damen, wo Tee gegeben wurde, nach welchem die Gesellschaft auseinander ging. Das nennt man hier lustig sein. Für mich ist es nicht. Aber vielleicht trinken die Engländer darum so viel Wein, weil er in England teuer ist, denn sie prahlen gern mit ihrem Reichtum. Oder ihr kaltes Blut braucht ein solches Erwärmungsmittel.

London, im Julius 1790.

Den heutigen Tag habe ich wie Howard zugebracht; ich habe die Gefängnisse besehen und die menschenfreundliche Fürsorge der englischen Regierung bewundert.

Es wäre überall besser, wenn gar keine Gefängnisse nötig wären, aber so lange Torheit und Laster den Menschen beherrschen und Strafe nötig ist, wäre es wenigstens zu wünschen, daß alle Gefängnisse den englischen glichen, die man Wohltaten der Menschheit nennen kann und auf welche das französische Sprichwort: Il n'y a point de belles prisons, nicht zu passen scheint.

Ich machte den Anfang mit Newgate, das ich aus den englischen Romanen schon seit meiner frühesten Jugend kannte.

Newgate ist ein großes ansehnliches Gebäude. Als wir in den Hof traten, wurden wir von allen Seiten von den Gefangenen umringt, die um Almosen baten. Die meisten Gefangenen von Newgate sind Verbrecher und da ich aus Erfahrung wußte, daß man, selbst auf den Londoner Straßen, ein Auge auf seine Uhr und Börse haben muß, so fuhr ich, unter solchen ausgezeichneten Dieben und Räubern, sogleich nach meinen Taschen. Der Gefangenwärter, der meine Bewegung merkte, sagte mit einigem Unwillen: „Mein Herr, Sie können Ihre Guineen hier in den Hof werfen und niemand wird sie

anrühren, dafür stehe ich. Ich halte hier Ordnung." — Warum macht man Sie nicht zum Polizeimeister von London? antwortete ich und zum Beweise, daß ich seiner Versicherung glaubte, steckte ich meine Hände in die Westentaschen. Wir gingen nun durch die Korridore, wo wir überall Reinlichkeit und frische Luft fanden, die durch nichts verunreinigt war, als durch den giftigen Hauch des Verbrechens. Der Gefangenwärter präsentierte uns die Gefangenen in verschiedenen Stuben folgendermaßen: „Hier sitzt ein Herr Mörder, hier ein Herr Dieb, dort eine Madame Falschmünzerin." Ihr könnt Euch nicht vorstellen, was für häßliche Gesichter ich hier sah. Das Laster und das Verbrechen entstellen die Menschen fürchterlich. Ich gestehe, daß ich mit beklommenem Herzen hinter dem Gefangenwärter herging und einigemal fragte: „Sind wir zu Ende?" — Aber er wollte die ganze Weitläufigkeit seiner Herrschaft zeigen. — In einem Zimmer saß ein junger Mensch, den wir schreibend fanden. Bei unserem Eintritt hob er den Kopf auf und grüßte uns mit freundlicher Miene. Sein sanftes schwermütiges Gesicht schien nicht von Verbrechen zu zeugen und so bewegte mich die Erzählung des Gefangenwärters umsomehr, der uns sagte, daß er seine Gebieterin, die zugleich seine Geliebte war, habe ermorden wollen. Sie war ihm treulos gewesen und der junge Kammerdiener hatte sie überrascht. Er hatte den Dolch gezückt und sie am Arme verwundet. — Ich wünschte wohl die Entscheidung der Geschwornen zu wissen.

In Newgate sitzen außer den eigentlichen Verbrechern auch arme Schuldner. Sie sind von den erstern durch eine Mauer getrennt. Eine schreckliche Nachbarschaft! Denn auch ein guter Mensch kann in Schulden geraten. Und er muß nun hier mit den Verbrechern eine Luft atmen und aus dem Fenster sehen, wie sie gestraft werden. Denn die Verbrecher werden gleich neben Newgate hingerichtet. Seit einiger Zeit werden die Verurteilten nach der neuen Kolonie in Bontany-Bay verschickt, weswegen man Newgate den Vorhof von Botany-Bay nennt. Ist es aber nicht sonderbar, daß es mehrere gibt, die lieber mit Ehren in England gehangen zu werden wünschen, als daß sie sich soweit übers Meer transportieren ließen? Wir lieben unser Vaterland, sagen sie, und scheuen schlechte Gesellschaft.

Ich habe Archenholzens Beschreibung von Kings-Bench, oder dem Gefängnis der Schuldner, gelesen und diese Beschreibung macht Kings-Bench zu einem reizenden Aufenthalt. Dieser berühmte Angloman spricht von einer herrlichen Lage, von Gärten, von prächtigen Sälen, von Bällen, Konzerten und Lustbarkeiten aller Art. Mit einem Worte, er beschreibt dieses Gefängnis fast ebenso reizend, als Tasso das Zauberschloß Armidens schildert. Aber ich habe, die Wahrheit zu sagen, im Original wenig Ähnlichkeit mit diesem Porträt gefunden. Stellt Euch einen großen mit einer hohen Mauer umgebenen Platz vor, in welchem einige unansehnliche Häuserchen hin und her zerstreut liegen und wo man eine Menge schlechtgekleideter Menschen sieht, von welchen einige schwermütig umhergehen, andere Karten spielen oder bei den Zeitungen gähnen — und Ihr habt Kings-Bench. Ich habe nichts gesehen, das einem Garten gliche, nur einige Läden bemerkte ich, in welchen die Gefangenen allerhand verkaufen; auch Kaffeehäuser sind da, deren Wirte selbst wegen Schulden in Kings-Bench sitzen. Das ist in der Tat auffallend! Auch Schuster, Schneider und selbst Lustdirnen treiben hier ihr Handwerk. Nur findet man keine verheirateten Weiber in Kings-Bench; denn nach den englischen Gesetzen muß in Schuldsachen der Mann für die Frau haften. Die letzte Zuflucht für Mädchen oder Witwen, die ihre Gläubiger nicht befriedigen können, ist eine Heirat.

Von hier ging ich nach Bedlam. Dies ist ein großes ansehnliches Gebäude, das einem Schlosse gleicht. Vor dem Tore stehen zwei Statuen, wovon die eine die melancholische Verrücktheit und die andere die Raserei vorstellt. Sie sind beide sehr gut. Der Aufseher führte mich selbst herum. Eine sehr lange Galerie wird durch ein eisernes Gitter in zwei Teile abgeteilt. Auf der einen Seite sind die Frauenzimmer und auf der anderen die Männer. In dem Korridore, durch den wir gingen, umringten uns viele der ersteren, betrachteten uns mit großer Aufmerksamkeit, dann fingen sie an untereinander erst leise zu sprechen, dann lauter und immer lauter, bis sie endlich so schrien, daß wir uns die Ohren zuhalten mußten. Eine nahm mich bei der Hand, eine andere bei dem Zopfe, die dritte blies mir den Puder vom

Kopfe und andere trieben andere Possen. Aber einige saßen unterdessen still und schwermütig da. „Das sind die Verrückten aus Liebe," sagte der Aufseher, „sie sind immer still und ruhig." Also selbst in der Verrücktheit beschäftigt diese stärkste aller menschlichen Leidenschaften die ganze Seele, und die Unempfindlichkeit für alles, außer dem geliebten Gegenstand, dauert fort! Ich trat zu einer jungen blassen Weibsperson und der Aufseher erzählte mir ihre Geschichte. Sie ist eine Französin von Geburt und hat ihre Eltern und ihr Vaterland aus Liebe zu einem jungen Engländer verlassen. Bald nach ihrer Ankunft in London stirbt ihr Geliebter am hitzigen Fieber. Sie wird schwer krank und verliert den Verstand. Ich redete sie an, aber sie antwortete mir nicht. Eine andere Frau saß auf der Erde und blickte zu Boden. Die Unglückliche steht in dem Wahne, daß sie verbrannt werden soll und am Ende eines jeden Tages ruft sie aus: Morgen werde ich verbrannt! Was für ein schrecklicher Zustand! — Mehrere der Männer machten uns lachen. Einer z. B. hält sich für eine Kanone und ahmt unaufhörlich den Knall derselben nach. Ein anderer brummt wie ein Bär und kriecht auf allen Vieren. — Die Rasenden sitzen besonders. Manche sind an die Mauer geschlossen. Einer von diesen lacht unaufhörlich und ruft die Vorbeigehenden zu sich mit der Versicherung, daß er glücklich sei und gleichfalls glücklich machen wolle. Aber wer sich ihm nähert, auf den stürzt er los und beißt ihn. — Die Ordnung und Reinlichkeit, die hier herrschen, die Bedienung und Aufsicht über die Unglücklichen sind bewunderungswürdig. Neben den Gemächern sind kalte und warme Bäder angebracht, wo sie nach Verordnung der Ärzte baden. Mehrere werden geheilt entlassen und bei ihrer Entlassung erhalten sie unentgeltlich Arzneien zur Stärkung des Geistes und Körpers. — Zuletzt führte uns der Aufseher in den Garten, wo die stillsten spazieren gingen. Einer las Zeitungen und als ich einen Blick darauf warf und sah, daß es alte waren, sagte ich es ihm. Er lächelte mit einer sehr klugen Miene, nahm seinen Hut ab und sagte in einem feinen Tone: „Mein Herr, wir leben hier in einer anderen Welt; was bei ihnen alt ist, das ist bei uns noch neu."

In Bedlam starb der Trauerspieldichter L e e, von dem man folgende

lustige Anekdote erzählt. Ein Freund besuchte ihn im Tollhause. Lee bezeigte seine Freude darüber, sprach sehr vernünftig mit ihm und führte ihn endlich auf eine hohe Terrasse. Als sie dort waren, sagte er zu seinem Freunde: „Willst du mit mir unsterblich werden? So laß uns hinabspringen. Dort auf den spitzigen Steinen erwartet uns ein berühmter Tod.“ Der Freund sah die Gefahr, kam aber nicht aus seiner Fassung und antwortete gleichgültig: „Das ist nichts außerordentliches, von oben hinabzuspringen; aber das wäre etwas, von unten herauf auf die Terrasse zu springen. Komm, laß uns hinabgehen.“ — „Das ist wahr“, rief der Dichter und eilte die Treppe hinab. Unterdessen schlich sich sein Freund weg.

Ich konnte mich nicht enthalten, bei dem Anblick von Bedlam Betrachtungen anzustellen, die ich Euch hier zur Prüfung vorlegen will. Ist es nicht wahr, meine Freunde, daß in unseren Zeiten die Zahl der Verrückten ungleich größer ist, als sonst? Und woher kommt das? Mir scheint es, daß daran vorzüglich die stärkere Wirkung der Leidenschaften Schuld ist. Ich sage nichts von physischen Ursachen, die überhaupt seltener Tollheiten hervorbringen, als moralische. Hat es zum Beispiel wohl ehemals so viele Selbstmörder aus Liebe gegeben als jetzt? Der Liebhaber erschießt sich und die sanftere Geliebte verliert den Verstand. Unsere Vorfahren kannten keine Romane, die Ritter des Mittelalters waren standhaft und treu in der Liebe, aber das geräusch- und tatenvolle Leben, das sie führten, hielt dieser Leidenschaft das Gleichgewicht. Bei unserer ruhigen, weichlichen und verfeinerten Lebensart hingegen — in der Welt, wo die Sucht zu gefallen, die erste und letzte Empfindung der Alten und Jungen ist — auf dem Theater, wo die Liebe die erste Rolle spielt — in Büchern, die mit ihren Blumen bestreut sind — wird die Seele mit brennbarem Stoff gefüllt, in welchem die Flamme der Liebe nur zu viele Nahrung findet. Das zwölfjährige Mädchen, das einigemal im Theater gewesen ist, fängt schon an tiefsinnig zu werden und die Frau von 50 Jahren schmilzt noch in Zärtlichkeit. Die Eine liebt in Ahndungen und die Andere wärmt sich an der Erinnerung. In der Tat, ich erstaune nicht, wenn man mir jetzt eine zehnjährige oder sechzigjährige Sappho zeigt. Mit

den Männern ist es ebenso und nie hat es so viele junge und alte Seladons und Alcibiadesse gegeben als jetzt. — Eben so ist es mit dem Ehrgeiz. Ich behaupte, daß seine Wirkung in unseren Zeiten ungleich stärker ist als sonst. Ich glaube gern an alle großen Taten der alten Heroen; ich glaube es, daß Codrus und Decius sich für das Vaterland aufopferten und das Curtius sich in den giftigen Schlund stürzte; aber gewiß hatte ein religiöser Fanatismus noch mehr Anteil an diesen heroischen Taten, als die Liebe zum Ruhm und eben das läßt sich von den Rittern des Mittelalters sagen. Die Kriege waren in den ältesten Zeiten Nationalkriege. Jeder stritt für sein Athen, für sein Rom. Aber heutzutage ist es durchaus anders. Franzosen und Spanier dienen in der russischen Armee als Volontäre, bloß um der Ehre willen und sterben im tapferen Streite aus Liebe zum Ruhm.

Eine Seele, welche das Angenehme der Leidenschaften stark fühlt, empfindet das Bittere derselben ebenso stark. Das Paradies und die Hölle grenzen in ihr nahe an einander. Auf das Entzücken folgt die Verzweiflung oder die Melancholie, die nur zu oft ins Tollhaus führen.

London, im Julius 1790.

In England werden alle Religionen geduldet und es gibt wohl kaum eine christliche Religionspartei in Europa, die man hier nicht fände. Puritaner, Methodisten, Presbyterianer, Socinianer, Unitarier, Quäker, Herrnhuter, mit einem Worte, alle Sekten finden sich hier. Aber alle, die nicht zur bischöflichen Kirche gehören, werden Dissenters genannt. Ich war neugierig, den Gottesdienst verschiedener dieser Religionsparteien kennen zu lernen und heute fing ich meine Wallfahrt durch ihre Kirchen mit der Versammlung der Quäker an. Ihre Kirche ist ganz ohne Schmuck, die Wände sind kahl und man sieht nichts als Bänke und einen Predigerstuhl. Die Quäker sind sehr simpel gekleidet. Die Frauenzimmer sind nicht nur ohne Puder und Schminke, sondern tragen auch keine Bänder. Die Männer tragen dunkelfarbige Kleider ohne Knöpfe. Sie treten mit stillem frommen Blicke ein, ohne

jemanden anzusehen oder zu grüßen und scheinen in heiligen Tiefsinn versunken zu sein. Sie haben keinen öffentlichen Lehrer, sondern wer sich vom Geiste getrieben fühlt, besteigt den Predigerstuhl und spricht aus der Fülle des Herzens. Ich war sehr neugierig, eine solche Rede zu hören und betrachtete ein Gesicht nach dem andern, um die ersten Züge der Begeisterung zu erlauschen. Aber es verging eine Stunde nach der andern. Alle saßen im tiefsten Stillschweigen, das nur dann und wann durch – Husten unterbrochen wurde. Alle Gesichter blieben ruhig, niemand rührte sich. Mehrere schliefen ein und ich mit ihnen. Ich wache auf, sehe nach der Uhr – drei Uhr und alles ist noch still. Ich warte, fange aufs neue an zu gähnen, schlafe wieder ein – und beim Erwachen sehe ich, daß es schon 5 Uhr ist. – Nun verlor ich die Geduld und ging fort. – Nein, meine Herren Quäker, in Zukunft sollt ihr mich nicht wieder betrügen!

Die Börse und die königliche Gesellschaft der Wissenschaften

Der Engländer herrscht im Parlament und auf der Börse. Dort gibt er sich selbst Gesetze und hier der ganzen Handelswelt.

Die Londoner Börse ist ein großes viereckiges Gebäude mit einem hohen Turme, mit Kolonnaden, Portiken und prächtigen Arkaden über dem Eingange. Wenn man ins Innere tritt, so fällt einem sogleich die Statue Karls des Zweiten in die Augen, an deren marmornen Piedestal man die grobe Schmeichelei und Lüge liest: „Dem Vater des Vaterlandes, dem Besten der Könige, dem Troste des menschlichen Geschlechts usw." Ringsherum sieht man Liebesgötter, die hier am rechten Orte stehen, denn, wie bekannt, war Karl der Zweite ein großer Liebhaber der Liebe. Von hier aus sieht man nach allen Seiten Galerien mit Arkaden, wo sich die Kaufleute täglich um 11 Uhr versammeln und bis um 3 Uhr ihre Geschäfte treiben. Hier sagt niemand dem andern ein Wort umsonst, oder reicht ihm die Hand. Wer mit dem anderen redet, macht Geschäfte, so ist der Handel geschlossen und das Schiff geht nach New York oder nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Trotz der vielen Menschen, die hier ver-

sammelt sind, ist doch alles still. Man zischelt sich ins Ohr und ein lautes Wort wird selten gehört. An den Wänden liest man Nachrichten von abgehenden oder ankommenden Schiffen. Ihr könnt hinsegeln, wohin ihr wollt, auf die Küste von Malabar, nach China, nach Nutka-Sund oder nach Archangelsk. Ihr findet immer Schiffe fertig. Die Kapitäns der Schiffe sind da, ihr trefft Eure Verabredung, und — glückliche Reise! — Hier ist auch L l o y d s berühmtes Kaffeehaus, wo sich die Assekuradeurs versammeln und wo Neuigkeiten aus allen Teilen der Erde zusammenfließen, die hier in einem großen Buche aufgezeichnet werden, das für die Neugierigen offen liegt und aus welchem die Zeitungen und Tagblätter gewöhnlich schöpfen.

Neben der Börse findet man mehrere Kaffeehäuser, in welchen die Kaufleute frühstücken und schreiben. Herr S. führte mich in eines dieser Kaffeehäuser und wie erstaunte ich nicht, als mich hier alle Anwesenden r u s s i s c h anredeten! Mir kam es vor, als wäre ich durch den Schlag einer Zauberrute in mein Vaterland versetzt. In diesem Kaffeehause versammeln sich nämlich die Kaufleute, die nach Rußland handeln. Alle hatten sich eine Zeitlang in Petersburg aufgehalten und dort unsere Sprache gelernt.

Heute bin ich auch in der Versammlung d e r k ö n i g l i c h e n G e s e l l s c h a f t d e r W i s s e n s c h a f t e n gewesen, in welche mich Herr Par . . ., ein Mitglied derselben, einführte. Es begleitete uns ein junger schwedischer Baron, ein Jüngling von vielen Talenten und angenehmen Umgange. Als wir in den Versammlungssaal traten, reichte er mir die Hand und sagte lächelnd: „Hier sind wir Freunde*), mein Herr; der Tempel der Wissenschaften ist der Tempel des Friedens.“ Ich lächelte und wir umarmten uns brüderlich. Herr Par . . . rief: Bravo! Bravo! Die übrigen Engländer sahen auf uns mit Verwunderung, denn in England umarmen sich Männer gewöhnlich nicht. — Die Profanen! Sie verstanden uns nicht. — Sie ahnten nicht, daß wir zwei feindlichen Nationen ein gutes Beispiel gaben, das vielleicht durch eine geheime Wirkung der Sympathie bald von ihnen befolgt werden wird.

*) Rußland hatte damals Krieg mit Schweden.

Im Versammlungssaale der königlichen Gesellschaft steht ein großer, mit Büchern und Schriften bedeckter Tisch, hinter welchem der Präsident, Herr Banks, auf einem samtenen Sessel mit bedecktem Haupte saß; vor ihm lag ein goldenes Zepter, zum Zeichen, daß die Aufklärung des Geistes die Königin der Welt ist. Die Sekretäre lasen die eingegangenen Briefe, die größtenteils von französischen Gelehrten waren. Der Präsident nahm nach Verlesung eines Briefes jedesmal den Hut ab und sagte: „Wir danken dem Herrn N. für sein uns mitgeteiltes Geschenk.“ Darauf urteilte er über verschiedene Werke, aber mit großer Bescheidenheit und endlich wurden noch mehrere Schriften gelesen, von denen ich nur wenig verstand. Die Sitzung dauerte zwei Stunden, nach welcher mich Herr Par . . . dem Präsidenten vorstellte, der das Französische sehr gut versteht, aber es schlecht spricht. Herr Banks ist ein stiller bescheidener Mann und für einen Engländer höflich genug.

London, im Julius 1790.

London hat zwar nicht so viele Merkwürdigkeiten aufzuweisen, als Paris, aber doch gibt es auch manches hier zu sehen und ich wende jeden Tag einige Stunden dazu an, die merkwürdigsten Gebäude, die öffentlichen Anstalten und die Sammlungen verschiedener Art zu besehen. So bin ich heute bei Herrn Towley gewesen, der eine seltene Sammlung Antiken, ägyptischer Bildsäulen und alter Basreliefs besitzt unter denen er, wie der Geizige unter seinen Schätzen, lebt.

England, das reich an Philosophen und Schriftstellern aller Art ist, hat nur wenig gute Künstler hervorgebracht. Doch besitzt es einige vorzügliche Maler, deren beste Werke in der sogenannten Shakespearschen Galerie aufgestellt sind. Herr Boydel hatte die Idee zu diesem Unternehmen und die Künstler und das Publikum unterstützten ihn bei der Ausführung desselben mit wahrem patriotischen Eifer. Es sind hier nämlich die schönsten Szenen aus den Schauspielen des unsterblichen Dichters, eben so sehr zu seinem Ruhme, als zum Ruhme der englischen Kunst, dargestellt. Die Freunde der Kunst

unterstützten das Talent mit Geld und mehr als zwanzig Künstler sind unermüdlich beschäftigt, die Galerie zu bereichern. Ich habe sie einigemal mit großem Vergnügen besucht und da ich den Shakespeare fast auswendig weiß, so errate ich den Inhalt der Gemälde leicht, ohne eine Erklärung nötig zu haben. Vorzüglich gefallen mir die Arbeiten Füßlys, eines Schweizers und alten Freundes von Lavater*). Er malt besonders die phantastischen und Zauberszenen des Shakespeare und gibt seinen luftigen Gestalten mit bewunderungswürdiger Kraft und einem außerordentlichen Reichtum der Einbildungskraft Leben, Namen und Stätte, wie ein Engländer von ihm sagt. Wie würde der schöpferische Dichter, wenn er wieder aufstünde, sich des schöpferischen Malers freuen! — Die Gemälde eines Hamilton, einer Angelika Kaufmann und eines Weston sind gleichfalls vortrefflich und voller Ausdruck. — Hier sah ich auch die Zeichnungen von den Gemälden der Oxfordischen Sammlung, die unsere Kaiserin gekauft hat.

Die Paulskirche in London ist fast ebenso berühmt als die Peterskirche in Rom und sie verdient gewiß, in Rücksicht ihrer äußerlichen Pracht, den ersten Platz nach ihr. Ihr kennt die Zeichnungen von beiden. Sie haben Ähnlichkeit, aber doch viel Verschiedenes. Ich verschone Euch und mich mit einer näheren Beschreibung und bemerke nur die schöne Allegorie im Fronton, die mir ganz besonders gefallen hat, nämlich einen aus den Flammen fliegenden Phönix, mit der lateinischen Inschrift: Resurgo, welches sich auf die in einem Brande beschädigte und wieder aufgebaute Kirche bezieht. — Die Balustrade, welche die Paulskirche umgibt, hält man für die schönste in der ganzen Welt. Schade, daß diese Kirche rundherum mit Gebäuden umgeben ist und nicht auf einem freien Platze steht, wo sie einen ungleich stärkeren Eindruck machen müßte. Auch das ist schade, daß dieser prächtige Tempel durch den ewigen Londoner Rauch

*) In ihrer Jugend waren beide in ein Mädchen verliebt und Lavater opferte seinem Freunde seine Liebe. Füßly ging darauf nach Italien und weihte sich der Kunst; dort schien er seinen Freund vergessen zu haben. Aber Lavater sprach immer mit großer Wärme von ihm.

vom Fuße bis unter die goldene Kugel, die ihm zur Krone dient, so beräuchert ist! — Als ich ins Innere trat, ging ich, nach dem Rate meines Führers, in die Mitte, gerade unter die Kuppel und betrachtete dieses herrliche Werk lange; aber meine Empfindungen und Betrachtungen waren dabei ganz anders, als Ihr Euch vielleicht vorstellt. „Was sind doch," dachte ich, „alle unsere Kuppeln gegen die große Kuppel des Himmels! Und wie viel Talent und Mühe brauchts nicht, um etwas so Unbedeutendes, als unsere besten Werke sind, hervorzubringen! Ist nicht die Kunst ein unverschämter Affe der Natur, wenn sie es wagt, mit ihr an Größe zu wetteifern?" — Unterdessen zeigte mir mein Cicerone die Arkaden und alle übrigen Zierraten, machte mich auf die Malerei der Kuppel aufmerksam, wies auf die Orgel und die Kolonnen der Galerie und forderte mich zur Bewunderung auf. — Auf dem sogenannten Chor ist ein Thron für den Bischof von London und ein Platz für den Lord-Mayor. — Auf einmal hob ein so lieblicher Gesang an, daß ich ans Sehen nicht mehr dachte, sondern nur hörte. Schöne Knaben in weißen Kleidern waren die Sänger; sie schienen mir Engel zu sein. Ihr Gesang drang mir durch die Seele. Nichts ist doch schöner als Harmonie menschlicher Stimmen. Das ist das unmittelbare Organ göttlicher Seelen. Descartes, der alle Tiere, außer den Menschen, Maschinen nannte, konnte keine Nachtigall ohne Ärger hören. Die zärtliche Philomele schien ihm mit ihrem rührenden Gesang sein System zu verweisen und, wie bekannt, hat ein Philosoph nichts Teueres als sein System. Aber was muß der Materialist fühlen, wenn er den Gesang der menschlichen Stimme hört? — Er muß taub oder ungewöhnlich hartnäckig sein, wenn er sein System nicht ändert. — Als der Gottesdienst vorbei war, schlug mir mein Führer vor, zugleich mit einem französischen Marquis und seiner Frau die obersten Galerien zu besteigen. Der Marquis ward bald müde und blieb auf der obersten Galerie zurück, aber die muntere Französin stieg weiter. Die Treppen wurden mühsam, dunkel und enge, aber sie ließ sich dadurch nicht abschrecken und rief mir immer zu: Montez toujours! Der Weg auf den Straßburger Münsterturm und auf die Alpen hatte mich nicht so ermüdet, als diese Reise und hätte ich mich nicht

vor dieser Frau geschämt, so hätte ich gern auf die Ehre Verzicht getan, auf dem höchsten Punkte Londons gewesen zu sein. Wir waren nahe am Kreuze, und hier war denn unser non plus ultra, wo wir über der herrlichen Aussicht unsere Müdigkeit vergaßen. Die ganze große Stadt mit den umliegenden Gegenden lag vor unseren Augen — London wie ein Haufen glühender Dachziegel, die unzähligen Masten der Themse glichen Schilfrohr auf einem kleinen Bache und die Parks und Lustwälder schienen Gebüsche von Nesseln zu sein. Wir hielten uns über eine Stunde hier auf und die Französin benutzte diese Zeit, mir ihren Witz, ihre Philosophie und ihren Beobachtungsgeist zu zeigen. „In England", sagte sie, „muß man nur sehen. Das Hören lohnt sich hier nicht der Mühe. Die Engländer sehen wohl aus, aber sie sind unausstehlich langweilig. Die Engländerinnen vorzüglich sind schön, aber das ist auch alles. Sie verstehen nichts weiter, als Tee einzuschenken und Kinder zu warten. Die Parlamentsredner gleichen kalekuttischen Hähnen und Shakespeares Trauerspiele sind nichts weiter, als Fastnachtspossen und Beerdigungen. Die Schauspieler sind in nichts groß, als im Hinfallen. Ist das nicht unerträglich?" — Ich fürchtete mich, sie durch Widerspruch noch mehr zu reizen, und so gab ich ihr zum Zeichen meiner Beistimmung die Hand und wir traten unseren Rückweg an, indem wir freundschaftlich die Gefahren teilten und ohne Aufhören miteinander plauderten. „Craignez de faire un faux pas, Madame." — „Ah, les femmes en font ſi ſeuvent." — „C'est, que les chûres des femmes ſont quelquefois très — aimables." — „Oui, parceque les hommes en profitent." — „Elles ſ'en relevent avec grace." — „Mais non pas ſans en reſſentir la douleur le reste de leurs jours." — „La douleur d'une belle femme est une grace de plus." — „Er, tout cela n'est que pour ſervir ſa majesté, l'homme." — „Ce roi est ſouvent detronė, Madame." — „Comme notre bon et pauvre Louis XVI., n'est ce pas?" A peu près, Madame. — Auf der unteren Galerie fanden wir den Marquis wieder, der uns seine Bemerkungen über die Malerei der Kuppel mitteilte und wo wir uns an dem sonderbaren Spiele des Schalles ergötzten. Wenn man nämlich

an einem gewissen Punkte steht, so hört man alles, was ein anderer an dem entgegengesetzten Punkte in einer ziemlichen Entfernung ganz leise sagt. Dies erinnerte mich an die Salle du secret in Paris. — Wir besahen nun die Kirchenbibliothek, wo ein merkwürdiges Modell der Paulskirche steht, auf welches sich der Baumeister Christoph Wren besonders viel zugute tat, das aber nicht ausgeführt wurde, weil man behauptete, es gliche mehr einem heidnischen Tempel, als einer christlichen Kirche. Der Künstler ärgerte sich über dieses Vorurteil und bestritt es aus allen Kräften, endlich aber mußte er sich's doch gefallen lassen, einen anderen Plan zu machen.

Der Tower war sonst der Palast der englischen Könige und wurde endlich in ein Staatsgefängnis verwandelt. Jetzt ist dort die königliche Münze, das Zeughaus, die Schatzkammer und eine Menagerie wilder Tiere.

Ich hatte kurz zuvor Humes englische Geschichte gelesen und die Reihe unglücklicher Prinzen, die hier in Fesseln schmachteten und hingerichtet wurden, stand mir bei dem Anblick des Towers vor den Augen. Die englische Geschichte ist reich an Schandtaten. Man kann behaupten, daß verhältnismäßig in England mehr Menschen durch innerliche Unruhen umgekommen sind, als in irgend einem anderen Lande Europas. Bald haben die Katholiken, die Protestanten, bald diese jene gemordet. Die Royalisten standen gegen die Republikaner und die Republikaner gegen die Royalisten und eine Partei mordete die andere. In England ist mehr als eine französische Revolution gewesen. Wie viele tugendhafte Patrioten, wie viele weise Staatsmänner und Minister sind unter dem Beile des Henkers gefallen! Welche Erbitterung der Herzen, welche Ausschweifungen des Geistes auf jedem Blatte der britischen Annalen! Das Buch fällt einem aus der Hand und es ist unmöglich die Engländer zu lieben, wenn man ihre Geschichte liest. Was für Parlamenter! Der römische Senat unter Caligula war kaum so verdorben. Cromwell verdankte seine Größe nicht seinem Talent, sondern seiner arglistigen Politik und dem Fanatismus seiner Zeit. Die Reden, die er im Parlamente gehalten hat, sind voller Unsinn. Er verliert sich in einem Schwall von Worten, um

nichts zu sagen. Zu solchen kleinen Mitteln nimmt nur eine kleine Seele Zuflucht. So leer und gedankenlos aber alle Reden und Schriften Cromwells sind, so gehaltvoll und gedankenreich sind dagegen die Schriften seines Sekretärs, des berühmten Milton, den sein Gedicht, sein Ruhm und die allgemeine Achtung vom Schafott retteten, als Carl der Zweite den Thron bestieg.

Man zeigte uns erst im Tower die wilden Tiere und alsdann einen großen Saal, in welchen die Siegeszeichen von den ersten großen Siege zur See aufbewahrt werden, den die englische Flotte über die unüberwindliche spanische Armada erfocht. Der Blick auf diese Flaggen und Waffen aller Art hatte viel Interesse für mich. Ich dachte an Philipp und Elisabeth, an die stolze Demut des ersteren und die bescheidene Größe der letzteren. Ich dachte an den Augenblick, wo der Herzog von Sidonia vor seinem Monarchen niederfiel und ihm die Vernichtung seiner Flotte meldete und dieser ihm gnädig die Hand mit den Worten reichte: „Es war Gottes Wille." Ich dachte an den Enthusiasmus der Londoner Bürger und Soldaten, als Elisabeth wie eine Göttin unter sie trat und sie bat: Freunde, verlaßt mich und das Vaterland nicht; worauf sie alle einmütig antworteten: „Wir sterben für Dich und retten das Vaterland!" – Und so wie die spanische Armada haben fast alle großen Zurüstungen der älteren und neuer Zeiten mit Schande und Vernichtung geendigt. Gott ist in den Schwachen mächtig. Dort siegt eine Handvoll Griechen über das unzählbare Heer der Perser, und hier vernichten holländische Fischer und schweizerische Hirten die besten Armeen. Dort steht Venedig und hier Preußens Friedrich gegen ganz Europa und erzwingt sich einen rühmlichen Frieden.

Dann gingen wir in das Zeughaus. Ein schöner und furchterweckender Anblick! – Die Wände, die Säulen, die Pfeiler, alles ist mit glänzenden Waffen bedeckt; hunderttausend Menschen können hier in einem Augenblick bewaffnet werden.

In der königlichen Schatzkammer sahen wir unter anderen Kostbarkeiten auch die reich mit Edelsteinen besetzte Krone, welche die Könige von England tragen, wenn sie im Parlament erscheinen. Hier zeigt man auch das Beil, mit welchem Anna Grey enthauptet wurde!

Zuletzt führte man uns in die Münze, aber das ist die englische geheime Expedition und man hört hier nichts als die Worte: dahin gehen Sie nicht, dahin sehen Sie nicht, dorthin läßt man niemanden. — Es lag ein großer Haufen Guineen da, aber dessen ungeachtet nahm der Herr Aufseher unsere Schillinge an, die wir ihm für seine Bemühung boten.

Der Palast von St. James ist vielleicht der ärmlichste in ganz Europa. Der König gibt hier gewöhnlich Audienz. Sonst wohnt er im Palaste der Königin, in Buckinghamhouse, der geschmackvoll, zum Teil mit der eigenen Handarbeit der Königin, möbliert ist und wo vorzüglich die berühmten Raphaelischen Zeichnungen, deren hier sieben sind, die Aufmerksamkeit des Kenners auf sich ziehen. — Von Whité-Hall, dem sonstigen Palast der englischen Könige, der in einem Brande sehr beschädigt worden ist, stehen nur noch einzelne Teile, worunter besonders ein Saal erwähnt zu werden verdient, der ein Deckenstück von Rubens hat. Hier ist auch das nachher vermauerte Fenster, aus welchem der unglückliche Karl der Erste das Schafott bestieg. Auf dem Platze, wo er das Leben verlor, steht die Bildsäule Jacobs des Zweiten von Marmor, der mit aufgehobenem Finger auf den Ort zeigt, wo sein Vater hingerichtet wurde.

Die Admiralität, der Palast des Lord-Mayor und die Bank gehören gleichfalls unter die größten und ansehnlichsten Gebäude in London. Doch alle übertrifft an Größe und Weitläufigkeit Sommersethouse, das, ungeachtet es noch nicht vollendet ist, einer kleinen Stadt gleicht. Es hat eine schöne und imposante Bauart und dient zu verschiedenen Bureaus und zum Kommissariate. — Unter den Privathäusern zeichnen sich das Bedford'sche, das Chesterfield'sche, das Devonshire'sche und der Palast des Prinzen von Wales aus, der aber übrigens einen schlechten Begriff von dem Geschmack des Besitzers oder des Baumeisters gibt. Die übrigen Häuser Londons sind fast ohne Ausnahme klein und unbedeutend.

Am Schlusse dieser Beschreibungen kann ich mich einer Bemerkung nicht enthalten, die ich bei Besuchung der merkwürdigsten Gebäude zu machen Gelegenheit hatte. — Sie betrifft die Neugierde der Eng-

länder. Wohin man nur kommt, an jedem öffentlichen Ort, wo es etwas Merkwürdiges zu sehen gibt — überall findet man eine Menge Neugieriger, vorzüglich Damen. — Ich erkläre mir das zum Teil aus dem späten Mittagessen der Londoner. Wer nichts zu tun hat, der sucht sich die Zeit bis um sechs Uhr mit irgend etwas zu vertreiben.

Windsor.

Meine Landsleute wollten durchaus das berühmte Pferderennen bei Windsor sehen, wo ein schnellfüßiges Pferd seinem Besitzer manchmal ebensoviel einbringt, als ein mit Indiens Reichtümern beladenes Schiff. Ich ließ mich gleich überreden, sie zu begleiten und um neun Uhr des Morgens jagten wir in einem viersitzigen Wagen nach Windsor. Dem Kutscher wurde unaufhörlich zugeschrien, er solle geschwinder fahren und in wenigen Minuten waren wir auf der ersten Station. „Pferde, Pferde!" — „Es sind keine da!" — „Hier sind ja welche." — „Sie sind schon bestellt." — Wir mochten lärmen wie wir wollten, wir bekamen keine Pferde und endlich mußten wir uns entschließen, ungeachtet der Hitze und des Staubes, unsern Weg zu Fuße fortzusetzen. Welch ein Wechsel! Welche Demütigung für unsern Stolz! Diejenigen, an denen wir kurz vorher vorbeigeflogen waren, fuhren nun, einer nach dem andern, an uns vorbei und blickten hohnlächelnd auf die armen Fußgänger! Unerträgliche, grobe Briten, rief ich, bedeckt uns mit Staub, aber spottet unser nicht! — Aber das half nichts. Einige riefen uns zu: Glückliche Reise, meine Herren. Sie machen wahrscheinlich eine Wallfahrt! — Doch Russen lassen sich nicht leicht demütigen. Wir fingen auch an zu lachen, zogen unsere Röcke aus, wanderten lustig fort und sangen französische Lieder. Unterwegs aßen wir zu Mittag in einem Wirtshause, verließen gegen fünf Uhr die Landstraße und kamen nicht weit davon in den Park von Windsor.

Thy forests, Windsor! and thy green retreats
At once the Monarch's and the Muse's seats!

Pope.

Wir nahmen die Hüte ab, als wir den Park betraten, den, wie der Dichter sagt, die Götter bewohnen. – „Pan, umringt von zahlreichen Herden, Pomona mit ihrem goldenen Füllhorn, Flora im Schmucke der Blumen und Ceres mit den segenwallenden Fluren." – Die Beschreibung des Dichters ist prächtig, aber sie ist wahr. Dunkle Wälder, kleine schöne Gehölze, Feld, Wiese unabsehbare Alleen, Flüsse und Bäche; alles das wechselt hier miteinander ab. – Wie lustig sprangen wir hier mit den Hirschen, deren es eine große Menge hier gibt und wie angenehm ruhten wir wieder unter dem Schatten der dichtbelaubten Bäume bei dem Gezwitscher der Vögel! – Darauf eilten wir zum Wettrennen. Wie freuten wir uns die zephyrgleichen Jockeis auf den schönen Pferden zu sehen, wie sie sich in den Bügeln heben, den Atem an sich halten und unter Herzklopfen das Signal zum Rennen erwarten, wie sie dann ans Ziel fliegen den andern vorbei, die Fahne erhaschen und – ohne Bewußtsein zur Erde stürzen! – Wie freuten wir uns die geflügelten Rosse zu sehen, die gleich dem Pegasus mit ihren Hufen kaum die Erde berührten! – Wie angenehm schien es uns, die Blicke der Zuschauer und Teilnehmer zu betrachten, wie sich Hoffnung und Furcht und wieder Hoffnung und Entzückung oder Verzweiflung darin abmalen und wie jauchzten wir schon im voraus mit der unzähligen Menge dem Sieger Bravo und Vivat zu! – Aber umsonst! – Wir kamen zu spät. Es war schon alles vorbei. – Wir lachten einander aus und gingen nun, den Palast von Windsor zu besehen. Er steht auf einer Anhöhe, die sich zwar unmerklich erhebt, auf welcher man aber eine herrliche Aussicht hat. Auf der einen Seite ist eine Ebene, durch welche sich die majestätische Themse zwischen kleinen Gehölzen krümmt und auf der anderen ein mit dickem Walde bedeckter Berg. Auf der Terrasse vor dem Palaste spazierten die königlichen Prinzessinnen, in einfachen weißen Kleidern und Strohhüten mit Stöcken in der Hand; sie glichen mehr Schäferinnen als Königstöchtern. Sie scherzten, liefen hin und her und eine rief der anderen zu: Ma soeur, ma soeur! Meine Augen suchten Elisabethen, die mir wegen mancher Züge, die ich von ihr gehört und gelesen hatte, besonders interessant war. Sie ist nicht schön; aber ihre stille, sanfte Miene gefällt.

Der Palast von Windsor ist von Wilhelm dem Eroberer erbaut, in der Folge aber von anderen Königen verschönert worden. Er ist übrigens mehr wegen seiner schönen Lage berühmt, als wegen seiner Pracht. Doch sind einige vortreffliche Gemälde von Michel Angelo, Poussin, Correggio und Van Dyck da. Aus dem Schlafzimmer geht man in den Saal der Schönheit, wo die Porträts der reizendsten Schönheiten aus den Zeiten Karls des Zweiten hängen. Wenn die Maler nicht geschmeichelt haben, so sind sie, selbst in dem an Schönheiten so reichen England, von seltener und bewundernswürdiger Schönheit gewesen. — Einige Plafonds haben vortreffliche Malereien und schönes Schnitzwerk. — Ich betrachtete lange das Bildnis des großen Peters, das Kneller bei Peters Anwesenheit in London gemalt hat. Damals war er noch jung — er scheint der Kriegsgott in der preobraschenskischen Uniform zu sein. — Der Saal des heiligen Georg, oder der Ritter vom Hosenbande, ist groß und von schöner Architektur. In dem großen Oval des Plafonds sieht man Karl den Zweiten in der Ordenskleidung und hinter ihm die drei vereinigten Reiche, in weiblicher Gestalt, über welchen der Überfluß und die Religion eine Krone halten. Ferner ist da die Monarchie abgebildet, die sich auf die Religion und die Ewigkeit stützt. Die Gerechtigkeit, die Stärke, die Mäßigung und Überlegung verjagen die Meuterei und die Rebellion. Neben dem Throne liest man in einem Achteck, unter dem mit dem Strumpfband und Liebesgöttern umwundenen Kreuze des heiligen Georg, die Inschrift: Honny Soit, qui mal y pense. Mit einem Worte, so wie in Versailles alles an Ludwig den Vierzehnten erinnert, so erinnert hier alles an Karl den Zweiten, an welchen übrigens die englischen Patrioten nur ungern denken.

Im Park zu Windsor.

Unter dem Schatten der hohen Eichen des Parks zu Windsor, bei dem Gesange der Vögel und dem Geräusch der Themse und des Windes in den Zweigen, habe ich einige Stunden in süßem Vergessen

zugebracht. – Ich schlief nicht, aber ich träumte – entzückende und melancholische Träume.

Dunkle und reizende Hoffnungen des jugendlichen Herzens, werdet ihr einmal erfüllt werden? Ist die Lebhaftigkeit, mit welcher ich euch fühle, vielleicht ein Unterpfand eurer Erfüllung? Oder soll ich, bei allen Ansprüchen auf Glück, es vielleicht nur im Traume kennen? Soll ich es nur von weitem, gleich dem fernen Wetterleuchten, schimmern sehen und am Ende meines Lebens ausrufen: Ich habe nicht gelebt?

Ich bin traurig; aber wie süß ist nicht diese Traurigkeit? Ja, die Jugend ist die reizendste Epoche unseres Daseins. Das Herz in der Fülle des Lebens schafft sich eine liebliche Zukunft. Alles scheint möglich, alles ist nahe. Liebe und Ruhm, die zwei Idole gefühlvoller Seelen, stehen vor uns hinter einem dünnen Flor und strecken die Hand aus, um uns mit ihren Gaben zu überschütten. Das Herz schlägt in froher Erwartung, verliert sich in Wünschen, in der Auswahl des Glücks und genießt mehr in der Zukunft als in der Wirklichkeit.

Aber die Blume der Jugend welkt. Die Erfahrung trocknet das Herz aus und überzeugt es, wie schwer es sei, glücklich zu werden, das ihm anfangs so leicht schien. Wir sehen, daß die Phantasie die Annehmlichkeiten des Lebens verschönerte und seine Mängel bedeckte. Die Jugend ist vorüber. Die Liebe ist, gleich der Sonne, unter dem Horizonte verschwunden und nichts als einige liebliche und melancholische Erinnerungen bleiben in dem Herzen zurück. Eine zarte Sehnsucht, die viel Ähnlichkeit mit der Empfindung hat, die wir bei der Trennung von teuren Freunden fühlen, wenn wir sie auf dieser Welt nicht wieder zu sehen hoffen dürfen, nimmt die Stelle der Liebe ein. Und den Ruhm? – Man sagt, daß er der letzte Trost eines von der Liebe zerrissenen Herzens sei, aber er hat gleich der Rose der Liebe seine Dornen, seine Täuschungen und Qualen. Wie viele hat er wohl glücklich gemacht? Sein erstes Lächeln erweckt die Hydern des Neides und der Bosheit, die euch bis ins Grab anzischen und noch auf euren Sarg ihr Gift spritzen.

Unser Leben hat zwei Epochen. Die eine durchleben wir in Hoffnung und die andere in Erinnerung. Bis zu gewissen Jahren blickt

der Mensch im Stolze seiner Hoffnungen nur in die Zukunft mit dem Gedanken: Dort, dort erwartet mich ein meines Herzens würdiges Los! — Verlust kränkt ihn wenig; die Zukunft erscheint ihm als ein unerschöpflicher, zu seinem Vergnügen aufgehäufter Schatz, der ihm alles ersetzen wird. Aber wenn die Hitze der Jugend verflogen ist, wenn seine hundertmal beleidigte Eigenliebe endlich unwillkürlich Bescheidenheit lernt; wenn er, hundertmal in seinen Hoffnungen betrogen, ihnen weniger Glauben beimißt; dann wendet er seinen Blick voll Verdruß von der Zukunft auf die Vergangenheit, und sucht das verlorene Glück getäuschter Erwartungen durch einige angenehme Erinnerungen zu ersetzen, und sagt tröstend zu sich selbst: „Auch ich war in Arkadien." — Dann lernt er aber auch die Gegenwart würdigen. Ein schöner Tag, ein angenehmer Spaziergang, ein interessantes Buch, ein freundschaftliches Gespräch und selbst die Schmeicheleien eines treuen Hundes, der ihn nicht mit der flatterhaften Geliebten verließ, locken Tränen des Dankes und der Freude aus seinen Augen; aber dann füllt auch der Tod eines Lieblingsvogels das Herz mit bitterem Kummer.

Wo diese Epochen aneinander grenzen, sieht weder das Auge, noch fühlt das Herz. Einst ging ich in der Schweiz bei Sonnenaufgang ins Freie. Einige Leute, die mir begegneten, riefen mir einen „Guten Morgen" zu. Ich versank in Träumereien und was weiter mit mir geschah, weiß ich nicht. Aber auf einmal brachte mich ein freundliches „Guten Abend" wieder zu mir. Ich blickte auf — die Sonne war untergegangen. — So geht es mit unserem Leben. Erst sagt man von uns: wie jung er ist! — Und auf einmal heißt es: wie alt ist er? —

So phantasierte ich im Park zu Windsor, indem ich auf meine gegenwärtigen Gefühle blickte und die zu erraten suchte, die ich dereinst haben würde.

London, im Julius 1790.

Heute machte ich mich des Vormittags mit zwei Landsleuten auf, um nach Greenwich zu fahren. Wir nahmen ein Boot, der Tag war schön und wir waren heiter und fröhlich. Wir fuhren unter den majestä-

tischen Bogen der Brücken und zwischen unzähligen Schiffen hin, die auf beiden Seiten der Themse liegen und den mannigfaltigsten Anblick gewähren. Wir sprachen mancherlei und kamen endlich auf die herrliche Erfindung des Geldes, das solche Wunder wirkt und soviel zum Nutzen und zu den Annehmlichkeiten des Lebens beiträgt. Ein Stückchen Gold, oder noch mehr: ein Stück Papier, das von Moskwa nach London geschickt wird, gibt mir, gleich dem Talisman eines Zauberers, Macht über Menschen und Dinge. Ich wünsche und mein Wunsch ist erfüllt; ich sage und es geschieht. Alles scheint meine Befehle zu erwarten. Es fällt mir ein, nach Greenwich zu fahren, ich zeige die blinkenden Münzen und die stolzen Engländer erfüllen meinen Willen, die Themse schäumt unter ihren Rudern und ich habe das Vergnügen, die mannigfaltigen Szenen des menschlichen Fleißes und der Natur zu sehen. — Unter solchen Gesprächen gelangten wir nach Greenwich.

Der erste Gegenstand, der uns in die Augen fiel, war gerade das Ziel unserer Reise: das Hospital zu Greenwich, wo das dankbare England das Alter seiner Seehelden, die Stützen seiner Macht und Größe, mit Blumen bestreut. Wenige Könige wohnen so schön, als diese Veteranen. Das große schöne Gebäude besteht aus zwei Palästen, die vorne durch einen freien Platz getrennt sind und hinten durch Kolonnaden und das Haus des Gouverneurs vereinigt werden, hinter welchem ein großer Park anfängt. Die braven Greise sehen von ihrer Terrasse die auf der Themse vorübersegelnden Schiffe. Welche Erinnerungen! So durchschnitten sie ehemals mit Anson und Cook die Wellen! Und auf der anderen Seite müssen die Matrosen auf den Schiffen, die diese Veteranen in Ruhe und Bequemlichkeit erblicken, denken: Dort ist auch für unser Alter ein Hafen. Das Vaterland ist dankbar; es nimmt sich unser an, wenn wir unsere Kräfte in seinem Dienste zugesetzt haben.

Die inneren Verzierungen des Hospitals beziehen sich alle auf die Schiffahrt. Bei der Tür stehen Globen; in der Kuppel des Saales ist ein Kompaß. Hier stürzt der Eurus aus Osten und verscheucht den Morgenstern; dort gießt der Auster, umringt von schwarzen Wolken und Blitzen, Regenströme herab. Der Zephyr streut

Blumen auf die Erde und der Boreas mit seinen Drachenflügeln wirft Schnee und Hagel herab. Hier sieht man die englische Flagge mit Trophäen geziert; und die vornehmsten Flüsse Britanniens mit Schätzen belastet. Dort sind die Bildnisse der berühmtesten Astronomen, die durch ihre Entdeckungen die Schiffahrt erleichtert haben. — Die Namen der Patrioten, die Wilhelm den Dritten bei der Erbauung des Hospitals mit ihren Reichtümern unterstützten, sind mit goldenen Buchstaben an den Wänden verzeichnet und das Bildnis des von den Engländern so geliebten Königs, Wilhelm des Dritten, unter ihnen, wie er die Willkür und Tyrannei mit Füßen tritt. Unter mehreren, größtenteils allegorischen Gemälden, liest man die Inschriften: Anglorum spes magna — salus publica — securitas publica.

Wir mußten jeder etliche Schillinge für die Erlaubnis uns umzusehen, bezahlen, die wir mit Freuden gaben, da sie zum Nutzen einer so vortrefflichen Anstalt bestimmt sind.

Ihr erinnert Euch wahrscheinlich an die schöne Antwort, die Peter der Große Wilhelm dem Dritten gab, als ihn dieser fragte, was ihm am meisten in England gefiele; das, antwortete Peter, daß das Hospital der invaliden Matrosen einem Palaste gleicht und der Palast Ew. Majestät einem Hospitale.

In England ist vieles gut, aber vorzüglich sind es die öffentlichen Einrichtungen, die so redende Beweise der wohltätigen Weisheit der Regierung sind. Salus publica scheint in der Tat ihr Wahlspruch zu sein und die Engländer müssen ihr Vaterland lieben.

Greenwich ist eine artige Stadt. Hier wurde Elisabeth geboren. — Nachdem wir in einem Kaffeehause zu Mittag gegessen hatten, gingen wir im Park spazieren und fuhren dann auf der Themse zurück nach London, wo wir des Abends um zehn Uhr anlangten und — die Wohnung einer Fee oder eines Zauberers betraten.

Stellt Euch unabsehbare Alleen und ganze Wälder, aufs prächtigste erleuchtet, vor — Galerien, Kolonnaden, Pavillons, Nischen, aufs schönste gemalt und mit den Büsten großer Männer geziert. Mitten im dichten Grün der Gebüsche brennende Triumphbogen, unter denen rauschende Musik ertönt — überall eine unzählbare Menge

Menschen – überall festlich geschmückte Tische. Meine geblendeten Augen suchten die Dunkelheit. Ich trat in eine schmale bedeckte Allee und man sagte mir, daß dies der Spaziergang der Druiden sei. Ich ging weiter und sah beim Lichte des Mondes und dem Schimmer der fernen Erleuchtung, eine Einöde und eine Menge kleiner Hügel, die man das römische Lager nennt. Hier wachsen Zypressen und Zedern. Auf einer Anhöhe steht Miltons Bildsäule von Marmor; weiterhin ist ein Obelisk und ein chinesischer Garten. – Ich kehre nun zurück zu dem Orchester.

Ihr werdet erraten, daß ich von Vauxhall spreche, eine englische Erfindung, die man in anderen Ländern vergebens nachzuahmen sucht und die eines aufgeklärten und reichen Volkes würdig ist.

Das Orchester spielt größtenteils Lieblingslieder der Engländer, die Schauspieler und Schauspielerinnen der Londoner Theater singen hier und oft werfen ihnen die Zuhörer, zum Zeichen ihrer Zufriedenheit, Geld zu.

Auf einmal hörte ich den Schall einer Glocke und sah, daß alles nach einem Orte hinströmte. Ich eilte gleichfalls dahin, ohne zu wissen warum? Ein Vorhang flog in die Höhe und wir sahen in feurigen Buchstaben die Worte: Take care of your pockets. Nehmt eure Taschen in Acht! – Denn in diesen Augenblicken sind die Taschendiebe am geschäftigsten. Dann zeigte sich ein transparentes Gemälde, das eine ländliche Szene darstellte. Es war hübsch, aber es verlohnte sich nicht der Mühe, sich halbtot drücken zu lassen.

Im Londoner Vauxhall findet man Leute aus allen Ständen: Lords und Lakeien, Lady und Freudenmädchen. Die einen sind Schauspieler und die anderen Zuschauer.

Die Gemälde der Galerien sind größtenteils aus Shakesspeare und aus der englischen Geschichte genommen. In der großen Rotunde, wo bei schlechtem Wetter das Orchester ist, sind alle Wände mit Spiegeln bedeckt und auf allen Seiten sieht man sein Bild.

Um elf Uhr speiste man in den Pavillons. Nie hatte ich eine so große Menge Menschen bei Tisch gesehen – und das war der größte Schmaus, dem ich jemals beiwohnte.

Vauxhall ist zwei Meilen von London und wird im Sommer alle Abende geöffnet. — Gegen Mittag kehrte ich nach Hause zurück, sehr zufrieden mit meinem Tage.

London, im Julius 1790.

Während des Sommers wird nur auf dem Theater von Haymarket gespielt, auf welchem man aber dann die besten Schauspieler des Conventgarden- und Drurylanetheaters vereinigt sieht. Das Haus ist gewöhnlich voll. — Ich sah hier Shakespeares Hamlet, wünschte ihn aber lieber nicht gesehen zu haben. — Die Schauspieler reden bloß, aber spielen nicht; ihre Kleidung ist schlecht und die Dekorationen sind ärmlich. Hamlet war in einem schwarzen französischen Rock, mit einem dicken, nach englischer Art aufgebundenen Zopfe und einem blauen Ordensbande. Die Königin trug einen Reifrock und der König war im spanischen Mantel. — Livreebediente brachten Dekorationsstücke während der Vorstellung auf die Bühne, setzten sie zurecht und zogen sie hin und her! — Was für ein Unterschied mit den Pariser Theatern! — Ich zürnte auf die Schauspieler, aber mehr Shakespeares als meinetwegen und bewunderte die Geduld der Zuschauer, die sich durch alles das in ihrer Andacht nicht stören ließen. Es wurde nur wenig geklatscht, die Szene aber, die mit dem größten Beifall aufgenommen wurde, war — die Totengräberszene! — Die einzige Ophelia beschäftigte mich. Eine liebenswürdige, sehr gut gekleidete Schauspielerin spielte diese Rolle und trug sie, vorzüglich in den Auftritten, wo sie als Verrückte erscheint, äußerst rührend vor. Sie erinnerte an die Dugazon in der Nina. — Noch sah ich die Oper Inkle und Yariko, die zwar auch nicht besonders, aber doch ungleich besser als Hamlet gegeben wurde und noch einige Komödien, in welchen sehr viel gelacht wurde. — Man rühmt die tragische Schauspielerin Siddons sehr: aber diese ist jetzt nicht hier.

Ungleich mehr Vergnügen aber hat mir die hiesige italienische Oper gewährt. Ich sah die Andromache, in welcher Marchesi

und die Mara sangen. Eine himmlische Musik! Das rührende Duett: quando mai, astri tiranni, etc. tönt mir noch immer in den Ohren.

London, im Julius 1790.

Heute begegnete mir nicht weit von Cabendish Square ein alter blinder Bettler, der von einem — Hunde geleitet wurde. Der Hund blieb bei mir stehen und leckte mir schmeichelnd die Füße. Zugleich sagte der Alte mit schwacher Stimme: „Guter Herr, ich bin arm und blind.“ Ich gab ihm etwas. Er dankte mir, zog die Schnur, an welche der Hund gebunden war und dieser führte ihn weiter. Ich folgte ihnen. Der Hund leitete den Blinden in der Mitte der Trottoirs, so weit als möglich, vor allen Löchern vorbei. Oft blieb er stehen und schmeichelte den Vorübergehenden, aber mit einer gewissen Auswahl, als verstünde er sich auf die Physiognomien. Auch gaben fast alle, bei denen er stehen blieb, dem Bettler etwas. So folgte ich ihnen durch einige Straßen und endlich blieb der Hund bei einem Weibe stehen, die zwar nicht mehr jung war, aber ziemlich wohl aussah. Sie war sehr ärmlich gekleidet und sang mit einer wehmütigen Stimme ein Lied, zu welchem sie sich auf einer Laute akkompagnierte. Ein hübscher, aber gleichfalls ärmlich gekleideter Knabe stand neben ihr und hielt einige gedruckte Blätter in der Hand. Als er den Alten erblickte, lief er auf ihn zu und grüßte ihn. Der Blinde dankte ihm und fragte gleich nach seiner Mutter. „Wie schön sie singt,“ setzte er hinzu, „ich höre sie immer mit Vergnügen!“ Darauf fing der Knabe an, sich mit dem Hunde zu beschäftigen und der Alte trat zur Frau und sprach mit ihr. Sie wiederholte ihren Gesang und ich legte ihr im Vorübergehen einige kleine Münzen auf den Schoß. Als dieses der Knabe bemerkte, kam er mit freundlichen dankbaren Blicken auf mich zu und gab mir eins von seinen Blättern. Das war das Lied, das seine Mutter sang. Es enthielt nichts weiter, als eine fromme Bitte um Barmherzigkeit, aber hättet Ihr es, meine Freunde, von der Frau singen hören, so würdet Ihr es, ebensowenig als ich, nicht ohne Tränen lesen können.

London, im Julius 1790.

Die verflossene Nacht habe ich in einem Wagen geschlafen. – Um acht Uhr ging ich nämlich mit meinen Landsleuten nach Ranelagh; wir waren zu Fuße und um nicht zu spät zu kommen – denn Ranelagh ist von meiner Wohnung in der Oxforder Straße mehr als zwei englische Meilen entfernt – liefen wir mehr als wir gingen. Gegen zehn Uhr traten wir in einen großen runden, sehr schön erleuchteten Saal, in welchem eine rauschende Musik ertönte. Hier versammelt sich im Sommer die feine Welt von London. Um den Saal laufen zwei Reihen Logen, wo man Tee trinkt und auf die Menge Menschen blickt, die sich im Saal umherdrehen. – Nach einiger Zeit gingen wir in den Garten, wo ein Feuerwerk abgebrannt wurde. Aber so sehr uns das gefiel, so mußten wir doch immer befürchten, daß Schicksal der Semele zu haben, denn die Funken bedeckten uns vom Kopfe bis zu den Füßen. Als wir in den Saal zurückkamen, setzte ich mich in einer Loge neben einen alten Mann, der wie Onkle Toby pfiff, übrigens aber meine Betrachtungen über die vor meinen Augen vorüberrauschende Menge nicht störte. Vielleicht blendeten die vielen Lichter meine Augen, aber mir schien es, als hätte ich noch nie so viele schöne Weiber und Männer beisammen gesehen, als hier. Ein solcher Anblick ist gewiß interessant. Zum Unglück hatte ich Kopfweh und mußte meine Gefährten verlassen, um mich nach Hause zu begeben. Mit Mühe fand ich einen Mietwagen und, nachdem ich dem Kutscher meine Wohnung gesagt hatte, schlief ich im Wagen ein. Als ich aufwachte, hielt der Wagen vor meiner Wohnung und als ich nach der Uhr sah, fand ich, daß es schon 5 Uhr des Morgens sei. Ich fragte den Kutscher, wie das käme und dieser sagte mir, der Wagen habe über zwei Stunden an einem Orte still gehalten, weil er vor der Menge anderer Wagen nicht weiter habe fahren können.

London, im Julius 1790.

Heute Morgen bin ich im Britischen Museum gewesen, wo ich unter manchen Seltenheiten auch das Original der berühmten

Magna Charta gesehen habe. Dieser Vertrag des Volkes mit dem Könige ist im dreizehnten Jahrhundert unter dem Könige Johann gemacht worden und ist bis jetzt noch der Grundstein der britischen Konstitution. In einer Zeit, wo das übrige Europa noch in der finstersten Barbarei schmachtete, sicherten Englands Könige schon ihre Untertanen vor willkürlicher Gewalt. – Sicherheit des Eigentums und Schutz der Gesetze sind die beiden großen Vorteile, welche Magna Charta den Briten sichert.

Darauf ging ich in das ostindische Haus, wo ich mit Erstaunen die ungeheuren Warenlager betrachtete. Eine Gesellschaft von Kaufleuten besitzt reiche und weitläufige Landstriche und ganze Reiche, setzt Gouverneurs und andere Befehlshaber ein, hält Armeen, führt Kriege und schließt Frieden! Das ist wohl einzig in seiner Art! – Ein Präsident und vierundzwanzig Direktoren besorgen die Geschäfte der ostindischen Kompagnie. Ihre Waren werden immer in öffentlicher Auktion verkauft und ob sie gleich fast ganz Europa damit versorgt und Millionen dafür empfängt, so hat sie doch bei ihren großen Ausgaben noch Schulden. Es ist also mehr Ehre als Vorteil bei dieser Unternehmung. Aber dafür muß man auch gestehen, daß ein englischer großer Kaufmann niemanden in Europa, von welchem Stande er auch sei, zu beneiden braucht.

London, im August 1790.

Die Ufer der Themse sind schön. Man könnte sie Blumenbeete nennen; denn trotz dem ewigen Nebel, der auf England liegt, herrscht hier Flora in ihrer ganzen Pracht. Wie angenehm sind nicht die kleinen ländlichen Häuser, die bis unter das Dach mit Blumen und grünen Ranken bedeckt sind, oder die im Schatten dichter Bäume stehen, durch welche kaum ein Sonnenstrahl dringt!

Aber noch mehr als diese Gemälde der ländlichen Natur ergötzt mich das Bild der guten Sitten und des häuslichen Glücks, das man hier auf den Dörfern sieht. Viele reiche Bewohner Londons bringen den Sommer auf dem Lande zu und alle Sonntage gehe ich in ein benach-

bartes Dorf, wo ich erst dem Gottesdienst beiwohnte und eine gute moralische Predigt in Yoriks populärem Geschmack höre. Mit Vergnügen sehe ich da auf die zufriedenen Gesichter der Väter und Gatten, die inbrünstig nur um die Erhaltung desjenigen zu bitten scheinen, was sie schon besitzen. Die Mütter sind von ihren Kindern umringt. Nie habe ich solche herrliche Kinder gesehen, ganz wie Milch und Blut — alles kleine Emile und Sophieen. Aus der Kirche geht jede Familie in ihren Garten, der einer lebhaften Einbildungskraft leicht wie ein Winkel aus Miltons Paradiese vorkommt. Nur ist zum Glück keine verführende Schlange da. Die holde Gattin spaziert Hand in Hand mit ihrem Gatten und kein lustiger Stutzer, kein Cicisbeo umflattert sie. Mit einem Wort, der Hagestolz kann sich bei dem Blicke auf die schönen glücklichen Kinder und die bescheidenen keuschen Mütter unmöglich eines Seufzers enthalten. Ja, meine Freunde, hier sind die Weiber keusch und sittsam und folglich die Männer glücklich. Hier lebt ein glückliches Paar nur sich und nicht der Welt. Zwar ist das vorzüglich vom Mittelstande wahr; aber auch ein englischer Lord oder Herzog weiß nichts von der unaufhörlichen Zerstreuung, die gleichsam das Element unserer sogenannten feinen Welt ist. Ein Ball oder ein Konzert ist hier ein wichtiger Vorfall, von welchem selbst die Zeitungen sprechen; aber bei uns ist es nun einmal unverbrüchliches Gesetz, entweder immer zu Gaste zu sein, oder Gäste bei sich zu haben. Der Engländer sucht sein Glück zu Hause und wünscht sich nur selten Zeugen seines Glücks. Und welches sind die Folgen des ewigen Umherschwärmens? Die Damen, nach der Welt, die immer auf der Bühne stehen, bemühen sich nur um Theatertugenden. Sich mit Geschmack zu kleiden, reizend einherzutreten, bezaubernd um sich her zu blicken, das sind die einzigen Verdienste, um welche sich die Weiber bemühen, die immer in Gesellschaft sind und nur zu Hause schlafen, oder ihre Toilette machen. Heute ist ein Souper, morgen Ball; man tanzt bis an den Morgen — kann man sich dann wohl am Tage darauf um seine häuslichen Pflichten bekümmern? — Nicht so die Engländerinnen! Erzogen für das häusliche Leben, erlangen sie diejenigen Neigungen und Gewohnheiten, welche die Einsamkeit angenehm machen und werden gute

Gattinnen und Mütter. Tritt man hier des Morgens in ein Haus, so findet man die Wirtin immer beschäftigt. Sie näht oder strickt, oder sitzt bei einem guten Buche oder am Pianoforte, oder sie zeichnet, oder sie unterrichtet ihre Kinder, in der süßen Erwartung der Stunde, wo ihr Gatte nach Endigung seiner Geschäfte von der Börse kommt, oder aus seinem Kabinette tritt und ihr zuruft: „Nun bin ich dein, nun bin ich euer!"

Ich glaube immer, daß es ein Zeichen von wahrer und großer Aufklärung ist, wenn wir das häusliche Leben lieben. Nur die Leere des Geistes reißt in den Strudel der Zerstreuung und die wahre Philosophie kennt keinen größeren Zweck, als die Menschen zu den reinen Freuden der Natur zurückzuführen.

Voltaire sagt am Ende seines unförmlichen Romans Candide: „Kommt, Freunde, wir wollen im Garten arbeiten!" – Ein Wort, das mir immer einfällt, wenn ich über Schicksal und Glück nachdenke. Ich setze dann oft hinzu: Kommt, Freunde, in den Zirkel des häuslichen Lebens. Wir wollen die Unserigen lieben und das Übrige der Vorsehung überlassen!

Und wenn ich auch die Paulskirche und die Themse mit ihren prächtigen Brücken und den Flaggen aller Nationen nicht gesehen hätte; – wenn ich auch nicht in den Magazinen der ostindischen Kompagnie und in der Versammlung der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften gewesen wäre; so würde ich doch keinen Anstand nehmen, die Engländer für höchst aufgeklärt zu halten, denn sie kennen den Wert des häuslichen Glücks.

London, im August 1790.

Die Literatur der Engländer hat, wie ihr Charakter, ihre Eigenheiten und ist in manchen Teilen unnachahmlich. Hier ist das Vaterland der beschreibenden Dichtkunst und die Franzosen und Deutschen sind darin nur Nachahmer der Engländer, welche in ihren Gemälden, von der Natur die kleinsten Züge zu heben wissen. Noch bis jetzt sind Thomsons Jahreszeiten einzig in ihrer Art. Sie sind ein wahrer Spiegel der Natur, Saint Lambert gefällt zwar den

Franzosen besser, aber mir kommt er wie ein Pariser Elegant vor, der aus der Stadt auf sein Landhaus fährt, die Natur aus dem Fenster betrachtet und nun schöne Verse darüber macht.

Thomson hingegen scheint ein schottländischer Jäger, der, mit seiner Flinte auf dem Rücken, sein ganzes Leben in Wäldern und im Freien zubringt, hier und da auf einem Hügel oder Felsen ausruht und die Gegend umher mit leichter Hand und hellem Auge aufzeichnet. Saint Lambert ist ein angenehmer Gast der Natur, aber Thomson ist ihr Hausfreund und Verwandter. – Die englischen Dichter besitzen eine gewisse Einfalt, die Ähnlichkeit mit der homerischen hat. In ihren Gedichten herrscht eine sanfte Melancholie, die mehr aus dem Herzen, als aus der Phantasie fließt und eine sonderbare aber angenehme Abenteuerlichkeit, die, wie in einem englischen Garten, tausend unerwartete Gegenstände vor die Augen führt, zeichnet sie aus. Die schönsten Blumen der englischen Dichtkunst sind unstreitig Miltons Zeichnung Adams und Evens und Drydens Ode auf die Musik. Wie bekannt, machte man sich lange Zeit aus Miltons so schönem und erhabenem Gedichte nichts, bis es Addison zur Schau aufstellte und die Aufmerksamkeit darauf lenkte.

In der dramatischen Dichtkunst besitzen die Engländer nichts Vorzügliches, als die Werke eines Schriftstellers; aber dieser eine Schriftsteller ist Shakespeare und so sind die Engländer reich in diesem Fache der Literatur.

Es ist leicht über Shakespeare zu spotten und es gehört dazu nicht Voltaires Genie, sondern nur ein ganz gewöhnlicher Geist. Aber wer die großen Schönheiten nicht fühlt, die Shakespeare hat, der verdient nicht, daß man mit ihm streitet. Seine meisten Kritiker gleichen mutwilligen Knaben, die einen fremdartig gekleideten Menschen auf der Straße umringen und über ihn spotten.

Jeder Schriftsteller trägt das Gepräge seines Jahrhunderts. Shakespeare buhlte um den Beifall seiner Zeitgenossen und so richtete er sich nach ihrem Geschmack. Was damals witzig schien, ist jetzt langweilig und widrig und das sind die natürlichen Folgen der Fortschritte des Geistes und des Geschmacks, die auch das größte Genie nicht berechnen

kann. Aber jedes wahre Talent, das für sein Zeitalter arbeitet, baut auch für die Nachwelt. Die lokalen und konventionellen Schönheiten verschwinden, aber alles, was sich aufs menschliche Herz und die Natur der Dinge gründet, bleibt und behält seine Stärke im Homer so gut wie im Shakespeare. Die Größe und Wahrheit der Charaktere, das Interesse der Begebenheiten, die Aufschlüsse über das menschliche Herz und die erhabenen Gedanken, die man in den Werken des britischen Dichters antrifft, werden immer auf Menschen von Gefühl unwiderstehlich wirken. Ich kenne keinen Dichter, der eine so alles umfassende, fruchtbare und unerschöpfliche Einbildungskraft besäße, als Shakespeare. Alle Gattungen der Dichtkunst finden sich in seinen Werken. Er ist der Lieblingssohn der Göttin Phantasie, die ihm ihren Zauberstab überlassen zu haben scheint, mit welchem er auf jedem Schritte, den er in ihren wilden Gärten tut, Wunder schafft.

Die neueren Trauerspieldichter der Engländer wollen stark sein, sind aber in der Tat schwach und in ihren Werken findet man wohl Shakespearschen Bombast, aber nicht Shakespearsches Genie. In der Vorstellung der Leidenschaften gehen sie fast immer über das Ziel der Natur und Wahrheit hinaus, vielleicht deswegen, weil das Gewöhnliche oder Wahre die schläfrigen und phlegmatischen Engländer wenig rührt und nur das Entsetzliche und Ungewöhnliche Eindruck auf sie macht. Sie brauchen wenigstens immer Donner und Blitz, Mord und Begräbnis, Verbrechen und Raserei, wenn sie aufmerksam sein sollen. Ein zarter Zug geht hier ganz verloren und die stillen Töne des Herzens verhallen ohne alle Wirkung vor den Londoner Parterren. — Addisons berühmtes Trauerspiel ist nur in den Szenen gut, wo Cato spricht und handelt; die übrigen aber und vorzüglich die Liebesszenen sind unerträglich. Die jetzigen Lieblingsstücke der Engländer, wie Grecian Daughter, Fair Penitent, Jean Shore und andere zeichnen sich mehr durch die Fabel und einige schöne Gemälde, als durch Empfindung und Dichtertalent aus. — Ihre Lustspiele endlich enthalten nichts als unanständige Intriguen und Karrikaturen. Sie haben wenig wahren Witz, aber desto mehr Hanswurstereien und die englische Thalia, anstatt zu lächeln, lacht aus vollem Halse.

Es ist merkwürdig, daß ein Land die besten Romanschreiber und Historiker hervorgebracht hat. Richardson und Fielding lehrten die Franzosen und die Deutschen Romane wahrscheinlich und natürlich zu schreiben, so daß sie Biographien gleichen und Robertson, Hume und Gibbon schrieben die Geschichte mit aller Annehmlichkeit eines anziehenden Romans und nach dem Thukydides und Tacitus läßt sich nichts mit diesen drei Briten vergleichen.

Die neueste englische Literatur verdient keine Aufmerksamkeit. Man schreibt nichts als mittelmäßige Romane und vorzügliche Dichter gibt es gar nicht: Young und Sterne scheinen die Reihe der unsterblichen britischen Schriftsteller beschlossen zu haben.

London, im August 1790.

Als ich heute gegen Abend in meinem kleinen Kabinett klingelte, erschien anstatt meiner Jenny, die eben nicht besonders reizend ist, ein schönes Mädchen von ungefähr siebzehn Jahren. Ich wußte nicht, was ich denken sollte und betrachtete sie stillschweigend; endlich fragte sie mich mit einem Knicks, was mir gefällig wäre und ward dabei über und über rot. Zugleich erklärte sie mir, daß Jenny heute, am Sonntage, vor die Stadt spazieren gegangen sei und daß sie sie gebeten habe, ihren Dienst auf einige Stunden zu versehen. Ich fragte nach ihrem Namen. – „Sophie." – Ihrem Stande. – „Aufwärterin in einer Pensionsanstalt" – nach ihren Vergnügungen und Zeitvertreiben – „Arbeit und ein gutes Buch" – nach ihren Hoffnungen – „einige Guineen zusammen zu bringen und dann in ihre Heimat, in der Grafschaft Kent, zu ihrem alten Vater zurückzukehren, der sich in dürftigen Umständen befindet." – Sophie brachte mir Tee und schenkte mir ein. Auch trank sie auf mein anhaltendes Bitten selbst eine Tasse; aber zum Sitzen konnte ich sie nicht bringen und bei jedem Worte ward sie rot, so sehr ich auch vermied, etwas Unbescheidenes zu sagen. Zu meinem Erstaunen sprach ich ganz geläufig mit ihr und die Ausdrücke fielen mir von selbst ein, so daß ich glaubte, wenn ich täglich mit der reizenden

Sophie spräche, so würde ich in der Zeit von einem Monat eben so gut englisch sprechen, als der beste Parlamentsredner. – Ich gestehe es, meine Freunde, die Engländerinnen, selbst die von niedrigem Stande, sind sehr liebenswürdig.

Am heutigen Sonntage will ich Euch ein paar Worte vom Sonntage sagen, der hier besonders heilig und feierlich ist. Der ärmste Taglöhner arbeitet nicht am Sonntage. Alle Kaufläden und Buden sind geschlossen, die Börse ist leer, die Theater werden nicht geöffnet und nirgends ist Musik. Alles geht in die Kirche und viele, die während der Woche durch ihre Geschäfte in der Stadt zurückgehalten wurden, eilen aufs Land. Die Spaziergänge sind voller Menschen und auch der Ärmste kleidet sich, so viel als möglich, gut. Was die Pariser Guinguettes sind, das sind hier die Tea Gardens, wo Punsch und Tee, Butter und Käse zu haben ist. Hier erscheinen die Kammermädchen in ihrem schönsten Putz und suchen sich Bräutigams und Glück, oder sehen ihre Bekannten und Freunde, traktieren einander und sammeln Anekdoten und Bemerkungen auf eine ganze Woche. Ferner sieht man hier neben den Bedienten und Kammermädchen Handwerker, Kaufmanns- und Apothekerburschen – mit einem Worte solche Leute, die das Leben schon ein wenig mit Geschmack genießen. In diesen Gärten herrscht Stille und Anständigkeit und man gewinnt da die Engländer lieb. – Aber wer entgegengesetzte Empfindungen fühlen will, der braucht nur des Abends in die unterirdischen Tavernen zu blicken, wo der niedrigste Londoner Pöbel rast. – So ist es in allen bürgerlichen Gesellschaften. Das Gute ist oben und in der Mitte; aber unten – da kehrt man den Blick weg, die Hefen sind im besten Weine eben so widrig als im schlechtesten.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin zu bemerken, daß ich des Abends auf den Londoner Straßen noch mehr Spuren von Lüderlichkeit gesehen habe, als selbst in Paris. Um das übrige zu verschweigen, wovon sich überhaupt nicht gut reden läßt, will ich nur das erwähnen, daß man unter den unglücklichen Opfern der Ausschweifung sogar zwölfjährige Mädchen findet und daß es solche Auswürfe von Müttern gibt, die ihre Töchter selbst an die Kupplerinnen verhandeln.

Ich fing diesen Brief mit der Unschuld an und endige ihn mit den Gegenständen des Abscheus und Ekels. — Verzeihe, liebenswürdige Sophie!

London, im August 1790.

Gestern war ich in der Taverne, wo Foxens Anhänger die Wahlmänner von Westminster traktierten. Es ist nämlich gerade jetzt Parlamentswahl und die Minister unterstützen den Admiral Hood, die Oppositionspartei aber Foxen, um sie als Parlamentsmitglieder für Westminster wählen zu lassen, das zwei Glieder ins Parlament schickt. So wie ich die Taverne betrat, mußte ich ein Glas Wein auf Foxens Gesundheit austrinken. Die Anwesenden lärmten und schrien: „Fox for ever! Vivat Fox, unser braver, kluger Fox, dem Namen nach nur ein Fuchs, aber in der Tat ein Patriot und der Freund des Volks von Westminster!"

Heute morgen ganz früh machte ich mich mit meinen Landsleuten auf den Weg von Coventgarden, wo die Wahl geschieht. Mit Mühe drängten wir uns durch die Volksmenge, bis zu der hölzernen Galerie, wo die Wahlmänner ihre Stimmen aufschreiben. Die Kandidaten waren noch nicht da. Aber ihre Freunde waren geschäftig, sie hielten Reden an das Volk, schwenkten die Hüte und riefen: Hood for ever! Fox for ever! Männer mit Sternen und Ordensbändern drückten Schustern freundschaftlich die Hand. — Auf einmal zeigte sich ein unordentlich gekleideter Mann von unansehnlichem Äußern, nahm den Hut ab und machte Miene zu reden. Alles wurde still. „Mitbürger," hub er an, indem er einigemal Tabak nahm, mit welchem seine ganze lange Weste bestreut war, „Mitbürger, die wahre englische Freiheit ist schon längst aus der Mode. Aber ich bin ein altväterisch gesinnter Mann und liebe das Vaterland nach alter Weise. Man sagt euch, daß der heutige Tag der Triumph eurer Bürgerrechte sei; aber seid ihr wirklich im Besitze dieser Rechte, wenn man euch vorschlägt, aus zwei Kandidaten zwei Parlamentsglieder zu wählen? — Sie sind schon gewählt. Die Minister sind mit der Oppositionspartei übereingekommen

und beide Teile spotten euer." – Hier nahm er wieder einige Prisen Tabak und das Volk rief: „Das ist wahr. Man spottet über uns." – Darauf fuhr er fort: „Mitbürger, um eure Rechte zu erhalten, die meinem Herzen teuer sind, schlage ich mich selbst zum Kandidaten vor. Ich weiß es vorher, daß man mich nicht wählen wird: aber wenigstens werdet ihr dann unter mehreren wählen. Ich bin Horne Took. Ihr werdet von mir gehört haben und wißt es ohne Zweifel, daß mich die Minister eben nicht lieben." – „Bravo!" schrien mehrere, „wir geben ihm unsere Stimmen." – Da trat ein alter eisgrauer Mann, der auf Krücken ging, zu ihm und um mich her hörte ich rufen: Wilkes, Wilkes! – Ihr kennt die Geschichte dieses Mannes, der einige Jahre lang eine so bedeutende Rolle in England spielte, der gegen die Minister und selbst gegen das Parlament stand und der Abgott des Volkes war. Bei alledem leitete ihn persönlicher Vorteil und er zeigte sich nur deswegen so fürchterlich, um einen einträglichen Posten zu erhalten. Er erhielt ihn und zog sich nun von dem geräuschvollen Theater zurück. – Jetzt redete er Horne Took folgendermaßen an: „Mein Freund, mit dieser zitternden Hand schreibe ich ihren Namen auf und ich sterbe ruhig, wenn sie Parlamentsmitglied werden." – Horne umarmte ihn mit kalter Miene und – nahm Tabak.

Horne Took war zur Zeit des amerikanischen Krieges Prediger zu Brendsfort; er schrieb gegen den Hof und wurde deswegen verhaftet. Das hat ihn aber nicht zahm gemacht und noch bis jetzt hält er es sich zur Ehre, ein Feind der Minister zu sein. Er spricht stark und schreibt noch stärker und viele halten ihn für den Verfasser der berühmten „Briefe des Junius".

Jetzt schrie man: „Platz für die Kandidaten!" – und es erschien eine Prozession. Voraus wurden Fahnen, mit Hoods und Foxens Namen und mit der Inschrift: „Für das Vaterland, das Volk und die Konstitution" getragen. Darauf folgten die Freunde der Kandidaten mit buntfarbigen Kokarden an den Hüten und endlich die Kandidaten selbst. – Fox, ein kleiner, dicker Mann, von 45 Jahren, mit schwarzen Haaren und buschigen Augenbrauen, von roter, frischer Gesichtsfarbe in einem blauen Frack – Hood, ein langer, hagrer, fünf-

zigjähriger Mann in der grünen Admiralsuniform. Sie traten auf die mit Teppichen belegte bretterne Bühne und jeder hielt eine Rede an das Volk. Darauf fing die Wahl an. Die Wähler traten zur Galerie und schrieben auf, wem sie ihre Stimme gaben. Dies dauerte einige Stunden. Unterdessen kroch ein Junge von etwa dreizehn Jahren auf die Galerie und schrie über den Köpfen der Kandidaten: „Vivat Fox und Hood hole der Henker!" Und einen Augenblick darauf: „Vivat Hood und Fox hole der Henker!" Niemand verwies dies dem ungezogenen Jungen und die Kandidaten selbst taten, als wenn sie es nicht hörten.

Endlich rief man die Namen der neuerwählten Volksrepräsentanten aus. Es waren: Hood und Fox. Horne Took hatte nicht mehr als 200 Stimmen; aber doch dankte er ebenso gut dem Volke, als jene. „Ich hätte nicht geglaubt," sagte er, „daß Westminster 200 Patrioten enthielte; aber jetzt sehe ich's und freue mich herzlich darüber!" — Nun setzte man Foxen auf einen mit Lorbeeren gezierten Sessel und trug ihn im Triumph nach Hause. Fahnen wehten über seinem Haupte, Musik ertönte und tausend Stimmen riefen Hurra und Vivat. Dies ist das fünftemal, daß Fox zum Parlamentsglied für Westminster gewählt wird und so war es kein Wunder, daß er auf seinem Triumphsessel so ruhig und unbefangen saß und bald lächelte, bald seine dichten schwarzen Augenbrauen zusammenzog. — Auch Hood wollte man tragen; aber er verbat sich's und einer seiner Freunde sagte: „Unser Admiral liebt nur die Triumphe zur See."

Jetzt, meine Freunde, werde ich Euch einen Vorfall anderer Art erzählen. Unlängst ist Herr N. aus P. hieher als Kurier gekommen. Dieser Mann ist nicht mehr jung und ungeachtet seines dicken Bauches fliegt er aus einem Land ins andere, um mit den von seinem Reisegelde ersparten Dukaten Frau und Kinder zu ernähren; also werdet Ihr ihn nicht tadeln, wenn ich Euch sage, daß er ziemlich ökonomisch ist und sich hier keinen neuen Rock machen lassen wollte, sondern in seiner kurzen blauen Uniform, mit einer roten langen Weste und einem schwarzsamtenen Schifferhut auf den Straßen von London einherging. Aber der hiesige Pöbel ist nicht so tolerant. Die Straßenjungen liefen

hinter ihm her, nannten ihn einen Popanz und neckten ihn auf mancherlei Weise. Wir, seine Landsleute, setzten ihm zu, er möchte sich wie andere ordentliche Menschen kleiden und endlich trugen wir den Sieg davon. Herr N. ließ sich einen neuen modischen Frack machen, kaufte einen schönen Hut und gab uns sein Wort, diese Sachen am Tage der Parlamentswahl von Westminster einzuweihen. Wir holten ihn des Morgens ab und erstaunten bei seinem Anblick. Er hatte über seinen neuen Rock einen dicken blauen Mantel gezogen und den schönen Hut verhüllte, schützend vor Staub und Regen, ein Überzug von Wachsleinwand. Wir rissen ihm das eine sowie das andere weg, mit der Versicherung, daß der Himmel heiter sei und kein Regen zu befürchten stünde — und so traten wir unseren Weg an. Der Unglückliche! Es blieb gutes Wetter bis um fünf Uhr, als wir schon zurückgingen. Da umzog sich der Himmel auf einmal und es fing an zu regnen. Unser N. eilte sogleich unter das Schirmdach einer Kuchenbude, indem er weidlich auf uns schimpfte. Wir blieben stehen und es dauerte keine Minute, so waren wir von einer Menge Volkes umringt. Einige Augenblicke darauf bemerkten wir, daß unser Freund, der sehr lebhaft mit jemanden gesprochen hatte, blaß wird und wie versteinert dasteht. — Man hatte ihm seinen Geldbeutel gestohlen, den er beständig in der Tasche mit der Hand gehalten hatte; aber in der Unterredung mit dem Unbekannten hatte er, um eine ausdrucksvolle Bewegung zu machen, die Hand aus der Tasche getan, und in zwei Sekunden war sein Beutel weg. Erstaunt ihr nicht über die Geschicklichkeit der hiesigen Diebe? — Wir hatten dem armen N. geraten, sein Geld zu Hause zu lassen; aber er folgte uns nicht.

Nirgends werden die Diebe so öffentlich geduldet, als in London. Sie haben hier ihre Klubs, ihre Tavernen und teilen sich in verschiedene Klassen. Es gibt Diebe zu Pferde und zu Fuße (Highwayman ond Footpat), Hausdiebe und Taschendiebe (housebreaker, pickpocket). Die Engländer sind keine Freunde einer strengen Polizei, und lassen sich lieber bestehlen als bewachen. Dafür sind sie aber auch sehr auf ihrer Hut. Sie nehmen wenig Geld mit sich und geben, vorzüglich in der Stadt, nicht gern des Nachts aus. Wir Russen

hatten einmal den Einfall, des Nachts um elf Uhr nach Vauxhall zu fahren. Als wir vor die Stadt kamen, bemerkten wir, daß fünf Kerls von fürchterlichem Ansehn hinten auf dem Wagen saßen. Wir ließen still halten und jagten sie fort; doch hielten wirs für das ratsamste, zurückzufahren. Die Spitzbuben würden uns gewiß im Freien angefallen und beraubt haben. — Ein andermal jagten ich und D. zwei Diebe in die Flucht. Wir spazierten zu Fuße in der Gegend um Richmond. Es wurde spät, wir hatten uns verirrt und kamen an einen wüsten Fleck an der Themse. Die Nacht war stürmisch und es war schon Mitternacht. Auf einmal sehen wir zwei Menschen unter einem Baume sitzen. Was hatten sie hier im freien Feld und in der regnerischen Nacht zu tun? Natürlich waren sie uns verdächtig. Aber was sollten wir machen? — Wir entschlossen uns endlich, uns durch Kühnheit zu retten, payer d'audace, wie man im Französischen sagt, und gingen mit schnellen Schritten gerade auf sie los. Sie sprangen auf und liefen davon.

In England setzt man nie einen Menschen ins Gefängnis, weil er als Dieb verdächtig ist. Er muß auf der Tat ertappt werden und es müssen Zeugen aufgestellt werden. Derjenige würde übel wegkommen, der jemanden ohne hinlängliche Beweise des Diebstahls beschuldigte*).

London, im August 1790.

Wenn man sieht, wie still und eingezogen die reichen Lords in der Hauptstadt leben, so kann man gar nicht begreifen, wo sie ihre Einkünfte lassen; aber kommt man auf die Landhäuser, so begreift man leicht, wie bei manchen auch die größten Einkünfte nicht hinreichen. Große Paläste, weitläufige Gärten, Pferde, Hunde, ländliche Feste — das ist das weite Feld ihrer Verschwendung! — Der russische Adel ruiniert sich in der Hauptstadt und auf Reisen und der Eng-

---

*) Ich lasse hier die Beschreibung der Westminsterabtei, sowie die Nachrichten über die Sitzungen des Ober- und Unterhauses und über Hastings Prozeß weg, da sie nichts enthalten, was in Deutschland nicht schon längst bekannt wäre. Anm. des Übers.

länder auf seinem Landgute. Der Lord, der nach London kommt, sieht sich nur für einen Durchreisenden an und glaubt, keine Gäste bitten zu dürfen. Er schämt sich nicht, in einem alten Rock und zu Fuße zum Mittagsessen bei dem Prinzen von Wales zu gehen, oder auf einem gewöhnlichen Mietspferde zu reiten; und wenn irgend einmal ein genauer Bekannter oder Freund bei ihm speist, so hat er höchstens fünf Schüsseln.

Was für Schätze an Gemälden und Antiken stecken nicht auf dem Lande! Schon seit vielen Jahren besuchen die Engländer Italien und kaufen da das Beste aus der alten und neuen Kunst auf. Der Enkel vermehrt die Sammlung seines Großvaters und Werke der Kunst, an welchen sich sonst Kenner und Künstler in Italien vergnügten, werden jetzt in seinem ländlichen Palaste vergraben, wo er sie wie das goldene Vlies verwahrt und der neugierige Künstler irrt wie ein zweiter Jason in den Labyrinthen umher und sucht es oft vergebens.

Die schönsten Landhäuser um London, auf welchen ich gewesen bin, sind folgende:

Das sogenannte Belvedere des Lord Thurlow, von wo man eine prächtige Aussicht auf die umliegende Gegend und die mit Schiffen bedeckte Themse hat. — Das Schloß des Grafen von Mansfield, wo ein vortrefflicher Saal ist, den man für das schönste Werk der Baukunst in England hält. — Das Landhaus des Herzogs von Devonshire, das vielleicht das weitläufigste und ansehnlichste Gebäude in England ist. Es liegt zwischen dunkeln Alleen von Zedern. — Das mit einem wilden Park umgebene Schloß des Grafen Dorset, wo eine sehr schöne Eremitage im gotischen Geschmack und sehr künstliche Ruinen sind. — Der Landsitz des Grafen von Buckinghamshire, mit sehr angenehmen Gehölzen von Kastanienbäumen und einer schönen mit wohlriechenden Sträuchern umgebenen Grotte. — Sion-House — des Herzogs von Northumberland, das wegen seiner großen Gärten merkwürdig ist, durch welche die Themse fließt. — Endlich die Landhäuser des Lord Walpole im gotischen Geschmack; des Grafen Tiekney, wo man von der Terrasse auf

einen Fluß, auf Kanäle, auf Alleen, Einöden und Gehölze blickt; des Alderman Thomas naked beauty genannt; der Herren Bing und Carew, wo man hundertjährige Pomeranzenbäume findet, welches eine große Seltenheit in England ist.

Auf allen diesen Landhäusern sind reiche Gemäldegalerien und eine Menge anderer Kunstwerke; ferner große Orangerien, in denen man Pflanzen aus allen Weltteilen findet; weitläufige Ställe, wo die Pferde ungleich besser wohnen, als viele Menschen. Ihr habt Gullivers Reise gelesen, und erinnert Euch wohl, daß er ins Land der Pferde kam, wo die Menschen den Pferden dienten, die es durchaus nicht glauben wollten, daß es irgend ein Land gäbe, wo das edle Pferd dem schwachherzigen Menschen unterworfen sei. Diese Satyre des witzigen Swift habe ich erst hier recht verstehen lernen. Er spottet über seine Landsleute, die ihre Pferde wie die geliebtesten Freunde behandeln. Die schnellfüßigen Wettrenner sind in England nur nicht Parlamentsmitglieder, übrigens aber können sie sich ohne alle Parteilichkeit für die Herren der Menschen ansehen.

Die Bauart der ländlichen Paläste und Häuser ist gut. Der aus London verscheuchte Geschmack herrscht auf den Dörfern.

Die Gegenden um London sind von allen Seiten schön; aber gute Ansichten hat man nur auf Türmen oder Anhöhen; denn hier ist alles, selbst Felder und Wiesen, umzäunt, und wohin man sieht, erblickt man Zäune und Mauern.

Die schönsten Örter sind an der Themse und die besten Aussichten hat Windsor und Richmond. Richmond, in alten Zeiten die Residenz der britischen Könige, ist jetzt gewiß das schönste Dorf der Welt und führt den Namen des englischen Frascati mit Recht. Der hiesige Palast und Garten sind unbedeutend, aber die Aussicht von dem Berge, auf welchem sich Richmond amphitheatralisch erhebt, ist außerordentlich reizend. Man verfolgt den Lauf der Themse mehrere Meilen weit durch fruchtbare Ebenen, durch Wiesen, Gehölze und Gärten. Das Land umher gleicht überhaupt einem großen Garten. Wie herrlich ist nicht das Schauspiel des Sonnenaufgangs hier! – Zwischen Richmond und Kingston ist ein großer Park, der zwar nicht

mit dem Park von Windsor verglichen werden kann, aber doch für einen der besten in England gehalten wird. In diesem Park ist ein Hügel, von welchem man gleichfalls eine herrliche Aussicht hat und, wie man versichert, sechs Provinzen übersehen kann.

Der Garten von Kew, den der König so besonders ausschmücken läßt, verdient es eigentlich nicht. Der Platz ist niedrig und nirgends sind gute Aussichten. Der chinesische, arabische, türkische, römische und griechische Geschmack sind hier untereinander gemischt, und man sieht bald ein chinesisches Lusthaus, bald eine Moschee, und bald einen griechischen oder römischen Tempel.

Von Richmond lustwandelte ich einmal nach Twickenham, einem artigen Dörfchen, in welchem Pope gelebt hat. Es sind hier eine Menge hübscher Landhäuser, aber ich bekümmerte mich nur um das, welches Pope bewohnte und das jetzt dem Lord Stanhope gehört. Ich sah sein Kabinett, seinen Lehnstuhl, den mit Bäumen besetzten Ort, wo er den Homer übersetzte, eine Grotte, in welcher seine Büste von Marmor steht und aus welcher man auf die Themse blickt, und endlich eine hundertjährige Weide, unter welcher der Dichter gern saß. Ich brach einen Zweig ab, und werde ihn zum Andenken aufheben. In der Kirche steht Popens Denkmal, das ihm sein Freund, der Doktor Warburton, hat setzen lassen. Es ist seine Büste, unter welcher die von Pope selbst verfertigte Grabschrift steht:

„Entfernt euch, Helden und Könige, und laßt den armen Dichter in Ruhe schlummern, der euch, zur Schande Horazens und Virgils, nie schmeichelte!"

Wirklich? — In dieser Kirche liegt auch der unsterbliche Thomson begraben, hat aber weder Monument noch Grabschrift.

Ich war auch nahe bei dem Städtchen Barnet, auf dem Platze, wo im Jahre 1471 am Ostertage eine blutige Schlacht das Schicksal der Häuser York und Lancaster entschied. Auf diesem Platze steht eine steinerne Säule.

In dem Dorfe Bromton sah ich die Ruinen von Cromwells Hause. Der Flecken Charlestown ist teils wegen seiner schönen Lage merkwürdig, teils wegen des Hornjahrmarktes, der jähr-

lich hier gehalten wird. Alle Einwohner tragen dann Hörner auf der Stirne. Man erzählt, daß der König Johann einst von der Jagd ermüdet nach Charlestown gekommen und in einem Bauernhause abgetreten sei. Die Wirtin, ein artiges Weibchen, habe ihm gefallen und er habe sich dies so deutlich merken lassen, daß der Wirt darüber böse geworden und im Begriff gewesen sei, ihn zu ermorden. Als sich aber Johann zu erkennen gegeben, sei der Bauer höflich geworden und der König, um ihn für den Verdruß, den er ihm verursacht hatte, schadlos zu halten, habe ihm den Flecken Charlestown geschenkt, nur mit der Bedingung, daß an dem jährlichen Jahrmarkte jedermann Hörner tragen müsse! — Ich überlasse es Euch, über diesen Hornjahrmarkt nach Gefallen zu scherzen.

Hampton-Court, das der Kardinal Wolsey erbaut hat, war sonst so prächtig, daß Grotius es eine Götterwohnung nennt. Zweihundertundachtzig vergoldete Betten mit seidenen Vorhängen standen immer für die Gäste bereit; die Speisegeräte waren von Silber und die Trinkgeschirre von Gold. Der englische Richelieu und Dubois — denn so kann man Wolsey nennen — fürchtete endlich den habsüchtigen Neid Heinrichs des Achten und entschloß sich, ihm den Palast von Hampton-Court zu schenken und hier wohnte in der Folge die kluge und tugendhafte Königin Maria, die Tochter Jacobs des Zweiten. Die Bauart dieses Palastes ist zum Teil gotisch, aber durchaus prächtig. Im Innern findet man eine Menge schöner Gemälde, unter denen eine Susanne von Paul Veronese und die Sündflut von Bassano die besten sind. Das Kabinett Mariens ist mit ihrer eigenen Handarbeit geziert. — Die Gärten von Hampton-Court sind im alten Geschmack.

Nirgends ist die ländliche Natur so verschönert als in England und nirgends freut man sich so über einen heiteren Sommertag als hier. Der düstere phlegmatische Brite verschlingt gleichsam mit Heißhunger die Strahlen der Sonne, welche die beste Arznei gegen seinen Spleen sind. Ja, gebt den Engländern den Himmel von Languedoc und sie werden singen und tanzen, wie die Franzosen.

London, im September 1790.

Es gab eine Zeit, wo ich, ohne kaum einen Engländer gesehen zu haben, die Engländer mit Enthusiasmus liebte und England für das schönste Land der Welt hielt. Mit welchem Entzücken las ich nicht in meiner frühern Jugend von ihren Siegen im nordamerikanischen Kriege. Rodney und Howe kamen nicht von meinen Lippen, ich feierte ihre Triumphe und gab meinen Mitschülern Schmäuse zu ihren Ehren. Tapfer, großmütig, gefühlvoll, mit einem Worte, ein wahrer Mensch sein, hieß bei mir soviel, als Engländer sein. Jetzt sehe ich die Engländer in der Nähe und ich lasse ihnen Gerechtigkeit widerfahren, ich lobe sie – aber mein Lob ist so kalt, wie sie selbst.

Ich möchte nicht in England leben, erstlich, wegen des traurigen, feuchten und trüben Klimas. Ich weiß zwar, daß man auch in Sibirien glücklich sein kann, wenn das Herz ruhig und zufrieden ist; aber es ist auch gewiß, daß ein heiterer Himmel viel zu unserer eigenen Heiterkeit beiträgt und ein finsterer unseren Kummer und unsere üble Laune vermehrt. Gehölze, Parks, Wiesen, Gärten – alles das ist vortrefflich in England; aber alles ist mit Nebel bedeckt und mit dem Rauch und Dunste der Steinkohlen. Selten, selten scheint die Sonne durch und ohne Sonne, was ist das Leben? – „Grüße die Sonne," schrieb jemand aus London an seinen Freund in Neapel, „ich habe sie schon lange nicht gesehen." – Der englische Winter ist zwar nicht so kalt, als der unsrige; aber bei uns hat man im Winter die schönsten Tage, die man hier auch im Sommer selten sieht. Wie sollten die Engländer nicht dem September gleichen?

Dann behagt mir auch der kalte englische Charakter nicht. Zwar hörte ich einen französischen Emigranten sagen: „Das ist ein mit Schnee und Eis bedeckter Vulkan" – aber ich stehe und warte – es kommt keine Flamme und unterdessen erfriere ich. Mein russisches Herz ergießt sich gern in offenherzigen und lebhaften Unterhaltungen. Es liebt das Spiel der Augen, die raschen Veränderungen der Mienen und die ausdrucksvollen Bewegungen der Hände. Der Engländer schweigt größtenteils und wenn er spricht, so spricht er gleichgültig, als wenn er läse und läßt sich nichts von den schnellen Erschütterungen

des Innern merken, die, gleich dem elektrischen Funken, unser ganzes Wesen durchbeben. Man hält ihn für tiefdenkend; vielleicht deswegen, weil er es scheint. Denn die Beispiele von Bacon, Newton, Locke, Hobbes und anderen beweisen nichts, da überall große Geister geboren werden. Das Vaterland des Genies ist das Weltall, und Descartes und Leibniz dachten ebenso tief, als Locke und Newton.

Daß übrigens die Engländer ein aufgeklärtes und verständiges Volk sind, gestehe ich gern zu. Der Handwerker liest hier Humes englische Geschichte; das Dienstmädchen kennt Yoriks Predigten und die Clarissa; der Krämer urteilt gründlich von den Handelsverhältnissen seines Vaterlandes und der Landmann spricht von Sheridans Reden. Zeitungen und Journale sind in jedermanns Händen, in den kleinsten Dörfern ebensowohl, wie in der Hauptstadt.

Fielding behauptet, daß keine andere Sprache ein Wort für das englische humour habe, das zugleich Heiterkeit, Lustigkeit und Witz bezeichne und schließt daher, daß seine Nation diese Eigenschaft vorzüglich besitze. Aber worin besteht der englische Witz? Vielleicht in ihren Karrikaturen? – Und ihre Lustigkeit? Etwa in den plumpen Farcen ihrer Theater? – Heiterkeit endlich sehe ich nirgends; denn selbst die lächerlichsten Karrikaturen können sie nicht zu lachen machen. Und lachen sie denn endlich einmal, so glaubt man, sie lachen in der Hysterie. Nein, ihr stolzen Beherrscher der Meere, die ihr so trübe als die Nebel seid, die über dem Elemente euren Ruhms schweben, überlaßt euren Widersachern, den Franzosen, die Spiele des Witzes. Seid verständig soviel ihr wollt; aber erlaubt mir zu glauben, daß euch die Feinheiten und Annehmlichkeiten des Geistes, nebst jener Ergießung der Ideen fehlen, die allein die gesellschaftliche Liebenswürdigkeit hervorbringen. Ihr seid vernünftig und – langweilig! – Doch fern sei es von mir, daß ich dasselbe von den Engländerinnen sagte. Diese sind liebenswürdig durch ihre Schönheit und durch das Gefühl, das sich so lebhaft in ihren Augen zeigt. Doch darüber habe ich Euch schon mehrmals unterhalten. Ich rede hier bloß von den Männern.

Die Engländer gefallen sich in der Großmut und Wohltätigkeit,

und sie helfen gewiß dem Unglücklichen, wenn sie überzeugt sind, daß er es wirklich ist. Im Gegenteil aber sind sie unerbittlich; denn ein Betrug ist ihrer Eigenliebe zu empfindlich. Doch sind sie im Auslande noch ungleich mildtätiger als in der Heimat, indem sie voraussetzen, daß in England, wo Fleiß immer belohnt wird, ein braver Mensch unmöglich bis zum Betteln herabsinken könne. Daher auch ihr Sprichwort: Wer arm ist, der verdient kein besseres Schicksal. Ein empörender Gedanke, der die Armut zum Laster macht! Und wie falsch dabei! Hier muß der Arme schmachten und sich verbergen. Mitten unter den Schätzen des Überflusses und unter Haufen von Guineen empfindet er die Qual des Tantalus. Und ist denn Armut immer verschuldet? Bringt nicht auch Krankheit und Alter an den Bettelstab?

Aber die Engländer sind ehrlich und brav. Sie haben Sitten. Sie kennen die Häuslichkeit und die Bande der Freundschaft und Verwandtschaft. Darin müssen wir sie beneiden. Ihr Wort, ihre Höflichkeit, ihr Umgang ist aufrichtig und man kann sich darauf verlassen. Vielleicht ist das eine Folge ihres Handelsgeistes, welcher Zutrauen achten und bewahren lernt. Bei der strengsten Rechtschaffenheit aber sind sie feine Egoisten in ihrem Handel, in ihrer Politik und in ihren Privatverbindungen. Alles wird vorher überdacht und berechnet und das Resultat ist ein persönlicher Vorteil. Überhaupt sind kalte Menschen gewöhnlich die größten Egoisten, denn bei ihnen wirkt mehr der Verstand, als das Herz; der Verstand aber lenkt sich immer nach dem eigenen Nutzen, wie sich der Magnet nach Norden zieht. „Das Gute tun, ohne zu wissen, warum" — das ist die Sache unseres armen einfältigen Herzens. So kommt zum Beispiel Herr Par..., mein hiesiger Bekannter alle Morgen zu mir und fragt mich, wohin ich gehen will, was ich sehen will und bietet sich zu meinem Führer an. Aber diese Dienstfertigkeit ist nicht ganz uneigennützig, denn erstlich streicht Herr Par... des Morgens gern umher und ein Gefährte ist ihm also willkommen; und dann gebe ich ihm nicht selten durch meine einfältigen Fragen und Bemerkungen Stoff zum Lachen. Überdies mag ihm vielleicht mein aufrichtiger Dank für seine Gefälligkeiten gefallen. Auf solche Art verbinden denn die Engländer andere sehr gern.

Ferner sind die Engländer stolz, und am meisten tun sie sich auf ihre Konstitution zugute. Ich habe während meines hiesigen Aufenthaltes Delolmes mit großer Aufmerksamkeit gelesen. Die Gesetze sind gut, aber um die Nation in der Tat glücklich zu machen, fehlt es an nichts, als daß sie gehörig beobachtet würden. Ein englischer Minister braucht einige Formalitäten zu beobachten, welche die Konstitution vorschreibt, und er kann tun, was er will. Mit Guineen und einträglichen Stellen gewinnt er die meisten Parlamentsmitglieder und die wenigen, die ihm entgegenstehen, machen ein unnützes und leeres Geschrei, das am Ende zu nichts hilft. Doch ist das wichtig, daß der Minister immer ein vorzüglicher Kopf sein muß, um die Einwendungen seiner Gegner rasch, deutlich und stark zu beantworten. Aber noch wichtiger ist das, daß er nur mit großer Gefahr seine Gewalt mißbrauchen kann. Die Engländer sind über ihre wahren Vorteile sehr aufgeklärt und wenn es irgend ein Pitt wagen wollte, geradezu gegen die allgemeine Wohlfahrt zu handeln, so würde er gewiß sogleich die Stimmenmehrheit im Parlamente verlieren; und dann wäre er ein Zauberer ohne Zauberstab. Also nicht sowohl die Konstitution, als vielmehr die Aufklärung, ist das wahre Palladium der Engländer. Übrigens muß sich jede bürgerliche Einrichtung nach dem Charakter des Volkes richten, für welche sie bestimmt ist, und was in England gut ist, taugt vielleicht anderswo nichts.

Man wirft endlich den Engländern Grobheit gegen die Fremden vor. Doch ist dieser Vorwurf jetzt nicht mehr so begründet als sonst. Die höfliche Benennung french dog, womit der Londoner Pöbel alle Nichtengländer beehrte, ist seit einiger Zeit nicht mehr in der Mode. Ich fuhr mit einem Landmann auf dem Postwagen und als er hörte, daß ich ein Ausländer sei, so wandte er sich mit ernsthafter Miene zu mir und sagte: „Es ist gut, ein Engländer zu sein, aber noch besser ist es, ein guter Mensch zu sein. Franzose oder Deutscher — wer gut ist, der ist mein Bruder." — Doch so denken nicht alle englischen Landleute. Im allgemeinen sieht der gemeine Engländer die Ausländer als bedauernswürdige Halbwilde an. Laßt ihn gehen, tönt es auf den Londoner Straßen, es ist ein Ausländer, und zwar in einem

Tone, daß das ebensoviel heißt: es ist ein armer Mensch, ein armes Kind.

Wer da glaubt, daß das Glück in Reichtum und Überfluß besteht, der muß die hiesigen Nabobs sehen, wie sie, umgeben von allen Mitteln zum Genuß, den Geschmack an allem verlieren, und lange vor ihrem Tode sterben. Dies ist der englische Spleen, eine moralische Krankheit, die auch wohl anderswo unter dem Namen Langweile und Lebensüberdruß bekannt ist. Doch ist sie in England häufiger, als in anderen Ländern, wozu die feuchte neblichte Luft, die schwere Nahrung und die viele Ruhe wohl am meisten beitragen. Wie sonderbar ist nicht der Mensch! Er klagt über Sorgen und Unruhe, und wenn er alles hat und ohne Sorgen ist, so — gähnt er vor Langweile. Der reiche Engländer reist, wählt sich eine Liebhaberei, wird Verschwender, nimmt eine Frau und erschießt sich endlich, und das alles aus Langweile. Er ist unglücklich vor lauter Glück. Doch ist das nur vorzüglich von den müßigen Krösussen wahr, deren Väter und Großväter in Indien reich wurden. Der tätige Reiche, den der Handel beschäftigt, wird nur selten vom Spleen angefallen.

Ist nicht der Spleen vielleicht auch die Quelle der unzähligen Sonderbarkeiten, die man anderswo geradezu Tollheit nennen würde, die aber hier den unschuldigen Namen „whim“ führen? — Derjenige, der den Geschmack an den wahren Annehmlichkeiten des Lebens verloren hat, fällt auf falsche Genüsse und sucht andere wenigstens durch etwas Ungewöhnliches in Erstaunen zu setzen, wenn es ihm unmöglich ist, sie durch sein Glück zu blenden. Ich könnte Euch eine Menge solcher whims anführen, wovon die englischen Zeitungen und Journale voll sind, aber wir wollen den Briten das Vorrecht überlassen, sich ihrer Narrheiten zu rühmen. Zu unserem Troste wollen wir uns sagen: „Wenn es in England erlaubt ist närrisch zu sein, so ist es bei uns nicht verboten klug zu sein. Und dieses letzte ist manchmal eben so lächerlich als das erste.“

Diese unbegrenzte Freiheit zu leben, wie man will, und bei jeder Gelegenheit zu tun, was man will, wenn es nur dem Wohle anderer nicht hinderlich ist, bringt in England eine Menge selbständiger Cha-

raktere hervor, und ist eine reiche Quelle für die Romanschreiber. Die übrigen Länder Europas gleichen regulären Gärten, wo ein Baum so groß ist als der andere, wo die Wege gerade sind und wo in allen Stücken die größte Einförmigkeit herrscht. Die Engländer hingegen wachsen, im moralischen Sinne, wie wilde Eichen empor. Sie sind zwar alle von einem Stamme; aber dabei alle verschieden, und F i e l d i n g brauchte die Charaktere seiner Romane nicht zu erfinden, sondern nur der Natur getreu nachzukopieren.

Wenn ich endlich den englischen Nationalcharakter mit einem Worte zeichnen sollte, so würde ich die Engländer mürrisch nennen, so wie man die Franzosen leichtsinnig und die Italiener listig nennt. England zu sehen, ist sehr angenehm. Die Nationalsitten und Gewohnheiten, die Fortschritte der Kultur, der Wissenschaften und Künste, sind würdige Gegenstände der Aufmerksamkeit für den Reisenden. Aber in England leben, um die Freuden des gesellschaftlichen Umganges zu genießen, hieße Blumen in einer Sandwüste suchen. Darin stimmen alle Ausländer mit mir überein, die ich hier habe kennen lernen. Gern würde ich dereinst eine zweite Reise nach England machen; aber jetzt verlasse ich es ohne Bedauern.

Auf dem Schiffe, September 1790.

Euer Freund ist schon zur See, und eilt ins teure Vaterland zurück. Als ich das Schiff bestiegen hatte, führte mich der Kapitän in die Kajüte und zeigte mir mein Bett. Es gleicht einem Sarge. Zu meinem Trost sagte er mir, daß darin ein schönes Mädchen, das mit ihm aus New-York nach England gesegelt sei, auf der Reise am hitzigen Fieber gestorben sei. Sei es, dachte ich, vielleicht dient es auch mir zum Sterbebette — und so legte ich mich ruhig hinein.

Ein starkes Geräusch erweckte mich. Man lichtete die Anker. Ich ging auf das Verdeck — die Sonne war eben aufgegangen. Das Schiff bewegte sich, und flog mit allen Segeln durch die Reihen der auf der Themse liegenden Schiffe. Die Matrosen riefen uns eine glückliche Reise nach und schwenkten die Hüte. Ich blickte mit Ver-

gnügen auf die schönen Ufer der Themse, die mit ihren Wiesen, Parks und Landhäusern vor uns vorüberflogen, und bald kamen wir ins offene Meer, wo ich mich an dem Anblick der unübersehbaren Fläche, an dem Schäumen der Wellen, dem Pfeifen des Sturms und an den Gedanken an die menschliche Kühnheit vergnügte. Die englischen Küsten dämmerten in der Ferne — ich rief ihnen ein freudiges Lebewohl zu.

Aber bald dämmerte es mir selbst vor den Augen und der Kopf ward mir drehend. Was für ein schreckliches Übel, die Seekrankheit! Das Herz schien mir aus dem Leibe springen zu wollen, die Tränen liefen mir stromweise über die Wangen und ich fühlte eine unerträgliche Beängstigung. Der Kapitän riet mir zu essen und versicherte, dies sei das beste Mittel gegen die Seekrankheit. In meiner Angst warf ich mich hundertmal aufs Bett, und hundertmal stand ich wieder auf und setzte mich aufs Verdeck, wo mich der Schaum der Meereswellen bespritzte. Glaubt nicht, daß dies eine rednerische Figur sei; nein, die See ging in der Tat so hoch, daß die Wellen sich über das Verdeck wälzten, und es fehlte wenig, so hätte mich eine in das tiefe Loch geworfen, wo die Anker liegen. Meine Krankheit hielt drei Tage an. Endlich schlief ich fest ein und als ich die Augen wieder aufmachte, fühlte ich nicht das geringste Übelbefinden mehr. Ich glaubte meinem eigenen Gefühl kaum. Munter stand ich auf und kleidete mich an, als der Kapitän mit trauriger Miene in die Kajüte trat und zu mir sagte: „Es ist Windstille; das Schiff bewegt sich nicht von der Stelle.“ — Ich eilte auf das Verdeck — ein herrliches Schauspiel! Das Meer glich einem von der Sonne beschienenen Spiegel. Die Segel hingen ohne Bewegung, und die Matrosen saßen traurig da. Alles auf dem Schiffe trauerte, nur ich nicht. Ich freute mich wie ein Kind, teils über meine wiedererlangte Gesundheit, teils über das schöne Bild des ruhigen Meeres. Überall eine glatte unendliche Fläche und überall das strahlende Bild der Sonne! In der Tat ein würdiger Spiegel des Phöbus! — Nach einer Stunde ungefähr, erhob sich ein leichter Wind, die Oberfläche des Meeres fing sich an zu kräuseln und die Segel schwollen. — Da begegneten uns norwegische Schiffer. Der Ka-

pitän winkte ihnen und in einigen Minuten war das Verdeck voll Fische. Ihr kennt Euch leicht vorstellen, wie sehr ich mich freute, da ich in drei Tagen nichts gegessen hatte, und an dem gesalzenen Fleische und dem Erbsenpudding, womit die englischen Seeleute ihre Passagiere gewöhnlich traktieren, eben kein Behagen finde. Jetzt trägt man zwei Schüsseln mit Fisch auf, und Ihr werdet mir erlauben, die Feder niederzulegen.

Der Wind weht wieder stark, aber er ist günstig. Ich bin vollkommen gesund und munter. Der Gedanke, daß ich mich jeden Augenblick dem geliebten Vaterlande nähere, macht mich froh und heiter. Ich höre das Geräusch der Wellen, sehe wie das schnelle Schiff mit seiner schwarzen Brust die Wogen durchschneidet, und lese dabei den Ossian. Die vergangene Nacht war sehr stürmisch. Der Kapitän saß am Steuer, weil er die Klippen der norwegischen Küste fürchtete. Ich saß neben ihm zitternd vor Kälte, aber schwelgend in den Bildern meiner mit Ossian gefüllten Seele. Die grauen Wolken flogen über uns hin und der durch sie schimmernde Mond versilberte die brausenden Wellen. Ich strengte mich vergebens an, die wilden norwegischen Küsten zu sehen, vor denen wir vorübersegelten; aber mein Blick verlor sich in der Dunkelheit. Auf einmal hörten wir Kanonenschüsse. Ich fragte den Kapitän, was das sei, und er antwortete mir: „Vielleicht Notschüsse – denn dieses Meer ist sehr gefährlich." – Die Armen! Wer hilft ihnen in der finsteren Nacht? – Dem Kapitän war bange, den rechten Weg zu verlieren und er sah bei dem Schein einer Laterne unaufhörlich nach dem Kompaß. – Die Matrosen schliefen, außer dem wachthabenden, der bei der geringsten Veränderung des Windes schrie, worauf die anderen im Augenblick aufsprangen, auf die Masten kletterten und andere Segel aufzogen. Denn ob unser Schiff gleich ziemlich groß ist, so ist es doch nur mit neun Matrosen bemannt. – Ich legte mich um drei Uhr nieder und das starke Schwanken des Schiffes schien mir zum erstenmal eine angenehme wiegenartige Bewegung zu sein.

Maria W... war in England geboren. Ihr Vater, einer der

eifrigsten Anhänger der Oppositionspartei, ward endlich seines vergeblichen Kampfes und des Aufenthaltes in England, wo seine Gegner triumphierten, so überdrüssig, daß er England verließ und sich nach New-York begab. Maria, das Opfer seines politischen Eigensinns, hinterließ in London ihr Herz und ihr Glück. – Sie liebte einen liebenswürdigen und edlen Jüngling und ward von ihm geliebt. Nach einem fünfjährigen Aufenthalt in Amerika verlor sie ihren Vater. Sie weinte aufrichtige Tränen über seinem Sarge und eilte nun, um ins Vaterland zu ihrem Geliebten zurückzukehren, an dessen Beständigkeit sie nicht zweifelte. Sie bestieg das Schiff, allein mit ihrer Liebe und ihren Hoffnungen. Aber schon am ersten Tage ihrer Reise ward sie schwer krank. Der Kapitän riet ihr, zurückzukehren. „Nein," antwortete Maria, „ich will nach England oder sterben. Jeder Tag ist mir teuer." – Das Fieber vermehrte sich und sie phantasierte. Sie glaubte neben ihrem Geliebten zu sitzen und erzählte ihm von der langen Trennung und von ihrem Kummer. Jetzt, setzte sie hinzu, jetzt bin ich glücklich! Jetzt sterbe ich ruhig in deinen Armen. Aber ihr Geliebter war weit und Maria verschied fern von ihm, auf den Händen ihres Mädchens. Und man warf den Leichnam der Holden ins Meer! Und ich schlafe jetzt in ihrem Bette! – „Also werfen Sie mich auch ins Meer, wenn ich auf ihrem Schiffe sterbe?" fragte ich den Kapitän. „Wie anders?" antwortete er mir achselzuckend. – „Nein, nein," rief ich, „gute Mutter Erde, du wirst schon noch ein stilles Plätzchen in deinem Schoße haben, das meinen Staub aufnimmt!"

Heute fehlte nicht viel, so hätten wir Schiffbruch gelitten. Der Steuermann hatte etliche Gläser zu viel getrunken, und so bemerkte er die Flagge nicht, die zur Warnung der Seefahrer auf einer Klippe aufgesteckt ist. Zum Glück bemerkte der Kapitän die Gefahr in dem Augenblicke, wo noch Rettung möglich war. Wir waren kaum noch einige Klafter von den Klippen entfernt – da schrie der Kapitän, die Matrosen flogen die Masten hinan, die Segel fielen und das Schiff ging auf die andere Seite. Bewunderungswürdige Geschwindigkeit! Das Meer ist das wahre Element des Engländers. Der Kapitän war sehr aufgebracht gegen den Steuermann. Er wollte ihn

schlagen und über Bord werfen. Der Trunkenbold weinte heiße Tränen. „Ja, Kapitän," rief er, „ich habe gefehlt. Aber werfen Sie mich lieber über Bord, nur schlagen Sie mich nicht. Für einen Engländer ist der Tod leichter, als die Schande."

Unterdessen, liebe Freunde, habe ich mich seit acht Tagen, daß ich zur See bin, so an dieses Reich des Neptuns gewöhnt. daß ich eine Reise um die Welt nicht scheute. Der Sturm wütet unaufhörlich. Das Schiff geht beständig auf der Seite und auf dem Verdecke kann man keinen Schritt machen, ohne sich am Seil zu halten. In der Kajüte, wo alle Sachen mit Nägeln angeschlagen sind, wird doch manchmal durch die heftigen Stöße alles untereinander geworfen. — Ich kenne schon die Flaggen aller Nationen und jedem Schiffe, das uns begegnet, rufe ich durchs Sprachrohr zu: „from whence dou you come?"

Gestern Abend waren wir gerade Kopenhagen gegenüber. Ich wünschte sehr, diese Stadt zu sehen, aber der harte Kapitän gab mir kein Boot.

Kronstadt, im September 1790.

Land! Land! — Ich segne dich, Vaterland! — Ich bin in Rußland, und in wenigen Tagen bei Euch, meine Freunde! — Ich halte jedermann an und rede mit ihm, um nur russisch zu sprechen und zu hören. Ihr wißt, daß es nicht leicht ein elenderes Nest als Kronstadt gibt; aber mir erscheint es als ein reizendes Städtchen. Das Wirtshaus ist eine wahre Bettelherberge; aber ich gefalle mir da.

Mit welchem Vergnügen packe ich meine gesammelten Schätze zusammen! Die Zettel, Rechnungen, Bücher, Steinchen, Kräuter und Zweige, die mich an die perte du Rhone, oder an Lorenzos Grabhügel oder an die Weide erinnern, unter welcher P o p e seine schönsten Gedichte schrieb. Sind nicht alle Nabobs der Erde arm gegen mich?

Ich überlese jetzt manche meiner Briefe, die ich an Euch schrieb. Sie sind ein Spiegel meiner Seele, während meiner Reise — und nach zwanzig Jahren werden sie mir gewiß noch Vergnügen machen —

und wenn auch nur mir allein. Ich sehe dann, wer ich war, wie ich dachte und träumte, und — unter uns sei es gesagt — was ist wohl dem Menschen interessanter, als sein eigenes wertes Ich? — Doch vielleicht finden auch andere Vergnügen an meinen Skizzen — vielleicht — doch das ist ihre Sache und nicht die meinige.

Und Ihr, meine Lieben, geschwind macht mir ein niedliches Hüttchen zurecht, wo ich mich nach Gefallen an den Schattenbildern meiner Einbildungskraft ergötzen kann, wo ich trauere mit meinem Herzen und mich vergnüge mit meinen Freunden.

Inhaltsangabe der Briefe

Erster Teil

Reise durch Deutschland

Seite

Zweiter Teil

Reise durch die Schweiz

Seite

Dritter Teil

Reise durch Frankreich

Vierter Teil

Reise durch England

Zeittafel und Erläuterungen

Zeittafel

für das Jahr 1789 und 1790

Rußland: Katharina II. Ära Potemkin. Krieg gegen die Türken im Bunde mit Österreich, Krieg gegen Schweden.

Deutschland: Josef II., Römisch-deutscher Kaiser. Friedrich Wilhelm II., König von Preußen.

Frankreich: Ludwig XVI. 5. Mai 1789 Generalstände, 20. Juni Nationalversammlung, 14. Juli Bastillesturm, 4. August Aufhebung der Standesprivilegien, 6. Oktober Verlegung der Residenz nach Paris.

England: Georg III. Ministerium des jüngeren Pitt.

Niederlande: Wilhelm V., Erbstatthalter, mit Wilhelmine, der Schwester Friedrich Wilhelms II. von Preußen, verheiratet. Opposition der Patrioten.

Dänemark: Christian VII. Regentschaft des Kronprinzen Friedrich (VI.). Reformtätigkeit des Ministeriums Bernstorff.

Schweden: Gustav III. Absolutistisches Regime. Krieg mit Rußland.

Erläuterungen

Addison, 1672—1719, britischer Staatssekretär, Anhänger der Whigs, Deist, bekannt durch seine sittenschildernden Essays, vor allem aber durch die Wochenschrift „Spectator" 1711 ff.

Adelung, 1732—1806, Grammatiker und Lexikograph. Grundlegend für die historische Auffassung der Sprache ist sein „Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart" 1774—1786.

d'Alembert, 1717—1783, Philosoph und Mathematiker, stand in Beziehungen mit Friedrich dem Großen und Katharina II. Seiner skeptischen Tendenz geben Ausdruck die „Éléments de philosophie" 1759.

Alexei Michailowitsch, 1629—1676, zweiter Zar aus dem Hause Romanow, Vater Peters des Großen, erweiterte durch Kämpfe mit Polen das russische Reich bis zum Dnjepr. Seine Armee organisierte er mit Hilfe von Ausländern und bemühte sich um politische und wirtschaftliche Beziehungen mit Westeuropa.

Allgemeine Literaturzeitung, redigiert von A. Schütz, erschien 1785—1803, mit einem Intelligenzblatt versehen, in Jena.

Alpheus, Fluß im Peloponnes, stand nach Ansicht der Alten in unterirdischem Zusammenhang mit der Quelle Arethusa auf der Insel Ortygia bei Syrakus. Auf diesem Glauben beruht der Mythos von der Liebe des Flußgottes Alpheus zur Quellennymphe Arethusa, die er unter dem Meere bis nach Ortygia verfolgte.

Amalia Anna, 1739—1807, Herzogin von Sachsen-Weimar, Mutter des Großherzogs Karl August.

Anacharsis, Skythe, der auf seinen Reisen Solon aufsuchte. Die Briefe, die seinen Namen tragen, sind eine spätere Fälschung. Siehe Barthélemy.

André, gewöhnlich d'André, 1759—1825, vom provençalischen Adel in die Generalstände entsandt, war dreimal Präsident der Nationalversammlung, vertrat in der Konstituante die gemäßigte Reaktion. 1792 emigrierte er nach England, während der Restauration Generaldirektor der königlichen Polizei.

Androniewkloster, im Osten Moskaus, am linken Ufer der Jausa, in der Nähe des Royoschky-Tores, gelegen.

Anna Jwanowna, 1693—1740, Nichte Peters des Großen, bestieg nach dem Tode Peters II 1730 den russischen Thron; sie stand vollständig unter dem Einfluß ihres Günstlings Biron, des späteren Herzogs von Kurland.

Annonay, Stadt im Departement Ardèche, Geburtsort der Luftschiffer Etienne und Joseph Montgolfier, die daselbst am 5. Juni 1783 den ersten mit Heißluft gefüllten Ballon steigen ließen.

Anson, 1697—1762, englischer Admiral, zeichnete sich im Kriege zwischen

Spanien und Großbritannien 1740–1744 in Südamerika aus, schlug die französische Flotte 1747 bei Kap Finisterre und leitete 1758 die Blockade von Brest.

Archenholz, 1743–1812, deutscher Geschichtsforscher, lebte 1769–1779 in England. 1785 erschien in Leipzig sein glänzendes Buch „England und Italien".

Aristarch, Vorstand der alexandrinischen Bibliothek im zweiten Jahrhundert v. Chr. Berühmt sind seine kritischen Kommentare zu Homer und anderen griechischen Autoren.

Armida, in Tassos Gerusalemme liberata die Tochter des Königs von Damaskus, die den tapferen Rinaldo in ihrem Zaubergarten festhält. Das Armida-Motiv wurde von Gluck in der Bearbeitung Quinaults 1777 als Operntext verwendet.

d'Artois, Graf, 1757–1856, Enkel Ludwig XV., emigrierte im Juli 1789, folgte seinem Bruder Ludwig XVIII. 1824 als Karl X. in der Regierung, mußte infolge der Julirevolution 1830 abdanken. Er starb in Görz.

Baggesen, 1764–1826, dänischer Dichter, trat durch seine Reisen in Deutschland mit Voß, Schiller und anderen Persönlichkeiten in Beziehung und schrieb in der Folge auch in deutscher Sprache. In seinen deutschen Schriften nahm er gegen die Romantiker Stellung; seine dänischen Dichtungen zeigen eine vollendete Sprachbeherrschung; im literarischen Streite mit dem gefeierten dänischen Dichter Öhlenschläger unterlag Baggesen. Seine Frau, eine Enkelin Hallers, lernte er 1789 am Thunersee kennen.

Bailly, 1736–1793, erwarb sich durch Mondbeobachtung und Berechnung von Kometenbahnen große Verdienste um die Astronomie. 1789 kam er als Deputierter des dritten Standes in die Generalstände. Am 3. Juni 1789 zum Präsidenten der Nationalversammlung gewählt, leitete er die Sitzung im Ballhause am 20. Juni; nach dem Bastillesturme wurde er Maire von Paris. Streng konstitutionell gesinnt, endete er als „Königsfreund" auf der Guillotine. Die „Histoire de l'astronomie ancienne" 1775 und „Histoire de l'astronomie moderne" 1785 waren seine Hauptwerke.

Balzac J. L. S., 1597–1654, Historiograph von Frankreich, spielte im Kreise des Hotel Rambouillet eine große Rolle. In seinen Schriften, die als Musterstücke französischer Prosa galten, vertrat er eine streng reaktionäre Tendenz.

Banks, Sir J., 1744–1820, Naturforscher, nahm 1768–1771 an der ersten Weltumseglung Cooks teil. Von 1777 an war er Präsident der Royal Society in London.

Baron, richtig Beyren, 1653–1729, erster Schauspieler am Theater Molières.

Barthélemy, 1716–1795, Altertumsforscher, Direktor des königlichen Münzkabinetts in Paris. Sein Kulturbild aus dem klassischen Griechenland „Voyage du jeune Anacharsis en Grèce" erschien 1788.

Bassano (da Ponte), 1510—1592, malte Porträts in der Art Tintorettos, Genrebilder und religiöse Motive.

Batteux, 1713—1780, Begründer der französischen Kunstphilosophie. Seine Schrift „Cours de belles-lettres, ou principes de la littérature“ erschien 1747—1750 in Paris und wurde von Ramler ins Deutsche übersetzt.

Baumgarten A. G., 1714—1762, war seit 1740 Professor der Philosophie in Frankfurt a. O. Er gestaltete das Wolffsche System aus und begründete die Wissenschaft vom Schönen: „Aesthetica“ 1750—1758.

Beaumarchais, 1732—1799. Sein Rührstück „Eugénie“ 1767 wurde von Goethe für den „Clavigo“ benützt. Die Lustspiele „Le barbier de Séville ou la précaution inutile“ (1775) und „La folle journée ou le mariage de Figaro“ (1784) geißelten die Mängel des ancien régime unter dem ungeheuren Beifall der betroffenen Gesellschaftsschicht. Durch seine zum Teil recht bedenklichen Finanzoperationen kam er häufig in äußerst unerquickliche Verhältnisse und starb in Armut.

Beck C. D., 1757—1832, Professor der Philosophie in Leipzig. Außer einer Reihe von Ausgaben griechischer und römischer Autoren verfaßte der vielseitige Gelehrte auch historische Werke.

Bertuch, 1747—1822, Schriftsteller und Buchhändler in Weimar. Seine Übersetzung des „Don Quichotte“ 1775 und sein „Magazin der spanischen und portugiesischen Literatur“ 1780—1782 weckten das Interesse des deutschen Publikums für das spanische Schrifttum.

Biester, 1749—1816, seit 1784 königlicher Bibliothekar in Berlin. Er gab mit Gedike seit 1783 die „Berlinische Monatsschrift“ heraus, die für die Aufklärung im Sinne Nicolais arbeitete.

Bode J. E., 1747—1826, begründete 1774 das „Berliner Astronomische Jahrbuch“; seit 1786 Direktor der Berliner Sternwarte.

Bode J. J., 1730—1793, Kompagnon Lessings bei der „Buchhandlung der Gelehrten“. Seine Übersetzung von Sternes „Yoriks empfindsame Reise“ erschien 1768, „Tristram Shandys Leben“ 1774, Goldsmith's „Vicar of Wakefield“ 1776, Fieldings „Tom Jones“ 1786—1788.

Bodmer, 1698—1783, einer der Begründer der „Diskurse der Maler“ ist literarhistorisch wichtig durch die Fehde der Schweizer gegen Gottsched und durch sein Eintreten für Klopstock. Sein religiöses Epos „Noah“ erschien 1750.

Boileau-Despréaux, 1636—1711. Von seinen neun Satiren sind vier ausschließlich literarischen Inhalts, aber auch die fünf restlichen strotzen von treffenden Angriffen gegen die zeitgenössischen Literaten, die nach spanischen und italienischen Mustern schrieben. Die Satiren fallen in die Jahre

1660–1668, also in die Jugendzeit Boileaus. Die von Karamsin zitierte Stelle über Mignot entstammt der VII. Satire: „Le repas ridicule". „L'art poétique" 1674 formuliert seine literarischen Theorien.

Bonnet, Ch. de, 1720–1793. Seine naturwissenschaftlichen Arbeiten erstreckten sich hauptsächlich auf die Insektologie; er ist der Entdecker der parthenogenetischen Fortpflanzung der Blattläuse: „Traité d'insectologie" (1745!). In der Philosophie schließt er an Locke und Cordillac an. Alle Vorstellungen sind abhängig von den Sinnesempfindungen, die durch Oszillation der Gehirnfibern entstehen; die Seele ist nur denkbar in Verbindung mit einer organischen Substanz. „Essai analytique sur les facultés de l'âme" (1759). „Contemplation de la nature" (1764–1765); „Idées sur l'état futur des êtres vivants, ou Palingénésie philosophique" (1769). Die letzte Schrift wurde teilweise von Lavater ins Deutsche übersetzt (1771). Bonnet starb in Genthod bei Genf.

Bouchardon, 1698–1762, Bildhauer, schuf 1739 den Springbrunnen in der Rue Grenelle.

Bouilly, 1763–1842, fruchtbarer Dramatiker, verfaßte auch viele Jugendschriften. Sein erstes Stück, die Komödie „Pierre le Grand" wurde am 13. September 1790 in der Comédie Italienne aufgeführt; die darin vorkommenden Arien sind von Grétry vertont.

Boydel, 1719–1804, Begründer einer Kupferstichhandlung in London, wo er als Alderman und Lord Mayor starb. Die „Shakespeare-Gallery" und die „Houghton-Gallery" sind seine Schöpfungen.

Brantôme, 1527–1614, Geistlicher und Kriegsheld, Günstling Karls IX. und Katharinas von Medici. Seit 1589 zurückgezogen in der Abtei Brantôme lebend, verfaßte er die „Mémoires" über das Leben am französischen Hofe. Sie erschienen erst 1666–1667 in Leiden im Druck. Aus ihnen sind besonders bekannt: „Vies des dames illustres" und „Vies des dames galantes".

Breitinger, 1701–1776, wie Bodmer, Gegner Gottscheds. Seine „Kritische Dichtkunst" erschien 1740 in Zürich.

Broglie, V. F. **Herzog von**, 1718–1804, Marschall von Frankreich, schlug den Herzog Ferdinand von Braunschweig bei Bergen (1759).

Bullinger, 1504–1575, Anhänger und Nachfolger Zwinglis, trat gegen Katholiken und Lutheraner auf und vereitelte in Zürich die Union zwischen Lutheranern und Reformierten.

Burke E., 1729–1797, englischer Schriftsteller und Politiker, Gegner Pitts, trat anläßlich der Ausstoßung Wilkes aus dem Parlament für die Unverletzlichkeit des Wahlrechtes ein. In Gemeinschaft mit Fox wirkte er für die Autonomie der amerikanischen Kolonien und für die Aufhebung der

Katholikengesetze. Der französischen Revolution stand er, im Gegensatze zu Fox, feindlich gegenüber.

Büsching A. F., 1724–1793. Seine „Neue Erdbeschreibung" (1754 bis 1792) ist die grundlegende Behandlung der politisch-statistischen Geographie.

Cagliostro, 1743–1795, befand sich zur Zeit der Studienreise Karamsins in Rom, wo er für die „ägyptische Maurerei" Propaganda trieb. Am 27. Dezember 1789 wurde er deswegen in der Engelsburg inhaftiert und die Inquisition verurteilte ihn wegen Ketzerei zum Tode. Von Pius VI. zu lebenslänglicher Haft begnadigt, wurde er in ein Strafkloster gebracht, in dem er auch starb.

Campe J. H., 1746–1818, seit 1786 Schulrat in Braunschweig, Verfasser vieler pädagogischer Schriften. Sein „Robinson" erschien 1779–1780. Die Briefe Moritzens von Campe sind in J. H. Leysers „Campe", II. Band, S. 329–355, abgedruckt.

Caylus, 1692–1765, französischer Archäolog, brachte von seinen Reisen in Italien, Griechenland und Kleinasien reiche Sammlungen nach Paris, stiftete Preise in den Akademien der Malerei und der Inschriften und verfaßte eine Reihe von Sammelwerken. Er war auch belletristisch tätig; die „Contes orientaux" wurden 1781 ins Deutsche übersetzt. „Recueil d'antiquités . . . ." erschien 1752–1767.

Chamfort, 1741–1794, französischer Literat, trat für die Revolution ein, endete durch Selbstmord im Gefängnis.

Chantilly, Städtchen im Departement Oise, in dem einst die Spitzenindustrie blühte. Das Schloß war seinerzeit die Residenz der Familien Montmorency und Condé. Unter dem emigrierten Besitzer ist Ludwig Prinz von Condé gemeint, der später in russischen und österreichischen Diensten gegen die Republik kämpfte.

Chardin J., 1643–1713. Nach zweimaligem, längeren Aufenthalte in Ostindien und Persien, ging er als bevollmächtigter englischer Minister und Agent der ostindischen Kompagnie nach Holland. Sein „Journal de voyage en Perse et aux Indes orientales" erschien 1686 in Amsterdam.

Chenard S., 1758–1832, sang in der Oper und in der Comédie Italienne und war sowohl als Schauspieler wie als Sänger hervorragend. Während der Revolution hatten seine Vorträge patriotischer Lieder ungeheuren Erfolg.

Chénier, Marie Joseph de, 1764–1811. Seine revolutionäre Tragödie Charles IX. (1789) hatte großen Erfolg. Die Titelrolle spielte Talma.

Cheraskow, 1733–1807, genoß als epischer Dichter in seiner Zeit großes Ansehen. Die Rossiade (1779) schildert die Bezwingung Kasans

durch Iwan den Schrecklichen. Der „Wladimir" (1786) erzählt in mystisch-didaktischer Weise die Bekehrung Wladimirs des Heiligen. Beide Epen bringen den nationalrussischen Stoff teils in altklassischer, teils in mittelalterlicher Form und stellen Nachahmungen der Ilias, der Aeneide, des Befreiten Jerusalem und der Henriade vor, ohne Anspruch auf historische Treue zu machen.

Chesterfield, 1694–1773, liberaler Politiker. Seine „Letters to his son" (1774) sind im Sinne einer utilitaristischen Ethik geschrieben.

Choiseul E. F., 1719–1785, Günstling der Marquise von Pompadour, brachte das Bündnis mit Österreich im siebenjährigen Kriege zustande. Durch die Dubarry 1770 gestürzt, zog er sich auf sein Gut an der Loire zurück und wurde 1774 von Ludwig XVI. wieder an den Hof berufen.

Christine, 1626–1689, Königin von Schweden von 1644–1654. Die „Pallas suedica" trat nach ihrer Abdankung zum Katholizismus über. Während ihres Aufenthaltes in Fontainebleau 1657 ließ sie ihren Oberstallmeister, den Marquis Monaldeschi, wegen angeblichen Hochverrats von ihren Trabanten ermorden.

Clairon, 1723–1803, Opernsängerin, wirkte 1743–1765 an der Comédie française. Von 1773–1791 lebte sie am Hofe des Markgrafen von Ansbach. Ihre Glanzrollen waren Medea, Phädra, Dido.

Clemens XIV., 1705–1774, römischer Papst seit 1769. Er hob den Jesuitenorden durch die Bulle Dominus ac redemptor noster im Jahre 1773 auf.

Colbert, 1619–1683, unter Ludwig XIV. Finanz- und Marineminister, sowie Oberintendant der königlichen Bauwerke. Er hob die Finanzen, organisierte die Flotte, förderte die Großindustrie auf Kosten der Agrarkreise, zentralisierte die Verwaltung, starb aber doch in Ungnade des Königs; bei seinem Begräbnis mußte ein militärisches Aufgebot feindselige Kundgebungen des Volkes gegen den Toten unterdrücken.

Condillac, 1715–1780, französischer Philosoph, Begründer des Sensualismus: „Traité des sensations" 1754.

Cook J., 1728–1779. Seine erste Weltumseglung fiel in die Jahre 1768–1771, die zweite 1772–1775. Auf der dritten Reise wurde er auf Hawai von den Eingeborenen getötet.

Coronelli, 1650–1718, italienischer Geograph. Mitglied des Minoritenordens, lehrte er Geographie in Venedig. Im Auftrage Ludwig XIV. verfertigte er große Himmels- und Erdgloben, die sich jetzt in der Pariser Nationalbibliothek befinden.

Coxe, 1747–1828, Historiker und Reiseschriftsteller: „Travels in Switzerland" (1789), „Travels in Poland, Russia, Sweden and Denmark" (1784–1790).

Cramer J. A., 1723–1788, Theolog und Moralist. Literarisch betätigte er sich vorzugsweise in geistlichen Oden und Liedern. „Gellerts Leben" erschien 1774, „Sämtliche Gedichte" 1782–1783.

Crébillon, 1674–1762, liebte es, schaudervolle Verbrechen zu Motiven für seine Trauerspiele zu benützen: „Le terrible." Sein „Atrée et Thyeste" erschien 1707.

Dacier André, 1651–1722, und Dacier Anne, 1654–1720, ein gelehrtes Ehepaar. Anne überragte ihren Gatten weitaus an philosophischer Gelehrsamkeit. Von ihr stammt eine Reihe von Ausgaben und Übersetzungen antiker Autoren.

Delharpe, gewöhnlich Laharpe, 1739–1803, scharfer Kritiker, als Dramatiker Nachahmer Voltaires. Seine Vorlesungen am Lycée 1786–1798 hatten großen Zulauf; sie wurden von ihm im „Mercure de France" veröffentlicht.

Delille, 1738–1813, übersetzte Vergils „Georgica" ins Französische. 1782 erschien sein Lehrgedicht „Les jardins ou l'art d'embellir les paysages".

Delolme, 1740–1806, mußte wegen seiner Schrift „Examen des trois points des droits" aus seiner Vaterstadt Genf flüchten und kehrte erst nach mehrjährigem Aufenthalt in England 1775 in die Heimat zurück. Sein berühmtestes Werk „Constitution de l'Angleterre" (1771) übersetzte er selbst 1772 ins Englische.

Denis, 1729–1800, Jesuit, Lehrer am Theresianum, seit 1784 Kustos der Hofbibliothek. Er war ein begeisterter Verehrer Klopstocks; seine „Lieder Sineds des Barden" erschienen 1772 in Wien.

Denis, Mme., 1712–1790, Nichte Voltaires, lebte nach dem Tode der Mme. du Châtelet ständig in der Nähe ihres Oheims, der sie zur Universalerbin einsetzte.

Deshoulières, 1638–1694, französische Dichterin, schrieb unter dem Namen Amaryllis. Ihr bestes Werk, die „Idylles", ist in der „Oeuvres", erschienen 1687, enthalten.

Despréaux, siehe Boileau.

Didot, französische Buchhändlerfamilie. Karamsin meint Pierre Didot, 1761–1853, der 1789 das Geschäft übernahm und sich nicht nur durch korrekte Klassikerausgaben verdient machte, sondern sich auch selbst literarisch betätigte. Von ihm stammt: „Essai de fables nouvelles" (1786).

Dmitrewski J. A., eigentlich Diakonow, 1734–1821, berühmter Schauspieler, Regisseur, Lehrer der dramatischen Kunst. Außer vielen Bearbeitungen und Übersetzungen französischer und italienischer Dramen arbeitete er im Auftrage der russischen Akademie zwanzig Jahre lang an einer Geschichte des

russischen Theaters, aber das Manuskript fiel einem Brande zum Opfer; Dmitrewski machte sich von neuem an die Arbeit, aber sein Werk blieb ungedruckt.

Dorat C. J., 1734–1780, Dramatiker, Lyriker und Novellist, gab das „Journal des Dames" heraus. In „L'idée de la poésie allemande" lenkte er die Aufmerksamkeit des französischen Publikums auf das deutsche Schrifttum. Die Gesamtausgabe seiner Werke erschien 1764–1780.

Douglas R., 1611–1662, ein gebürtiger Schotte, General Gustav Adolfs. Er besiegte den masovischen Adel bei Krakau 1655, übernahm dann das Kommando der schwedischen Truppen im Danziger Werder und verteidigte 1658 das von Rußland und Polen bedrängte Livland.

Dryden John, 1631–1700, Kritiker und Dichter, schrieb außer Dramen politische Satiren und Lehrgedichte. Die berühmte Ode „Alexander's feast or the power of music" dichtete er in seinem letzten Lebensjahre; sie wurde 1725 von Händel vertont, 1770 von Ramler ins Deutsche übersetzt.

Dubois G., 1656–1723, Kardinal und Minister unter der Regentschaft des Herzogs von Orléans, brachte die Quadrupelallianz Frankreich, England, Holland, Österreich zustande.

Dugazon, 1746–1809, seit 1772 an der Comédie Française, Anhänger der Revolution, verfaßte einige mittelmäßige Komödien politischen Charakters.

Dulaure, 1755–1835, Publizist und Historiker. Als Girondist machte er sich durch eine Reihe freisinniger Schriften populär. Karamsin meint die „Description des principaux lieux de France" (1788–1790!.

Dupaty, 1746–1788, war eine Zeitlang Präsident des Parlaments von Bordeaux. Seine „Réflexions historiques sur les lois criminelles" (1788) deckten die Mißstände des geheimen Gerichtsverfahrens auf. Die „Lettres sur l'Italie en 1785" erschienen anonym 1788.

Eckhof Konrad, 1720–1778, „der Vater der deutschen Schauspielkunst", Mitglied des Hamburger Nationaltheaters 1767–1769, später Direktor des Gothaer Hoftheaters. Gleich groß als Schauspieler wie als Lehrer der dramatischen Kunst, fand er durch sein lebensvolles Spiel, durch seine Mimik und seine Stimme begeisterte Bewunderung. Er war auch literarisch tätig; er schrieb Prologe, Gedichte, und übersetzte Lustspiele aus dem Französischen.

Epée, 1712–1789, Theolog und Jurist, verlor die Stelle als Kanonikus in Troyes wegen seiner jansenistischen Ansichten. Er begründete 1770 auf eigene Kosten in Paris die erste Taubstummenschule, die erst seit 1785 einen staatlichen Zuschuß erhielt. Seine Methoden begünstigten die Gebärdensprache gegenüber der Lautsprache, sie ist in seinen Werken „Institution des sourds et muets par la voie des signes méthodiques" (1776) und „La véritable manière d'instruire les sourds et muets" (1784) dargestellt.

Engel J. J., 1741–1802. Seit 1776 Professor der Philosophie am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin, Lehrer des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm III. Von 1786 bis 1794 führte er gemeinsam mit Ramler die Direktion des Berliner Nationaltheaters. Auf dem Boden des aufklärenden Rationalismus stehend, vertrat er gegenüber den Stürmern und Drängern den Standpunkt des moralisierenden Schrifttums. Unter seinen Schriften erschienen „Der Philosoph für die Welt" (1775–1777), die „Ideen zu einer Mimik" (1785–1786). Im breiten Publikum fand sein Charakterroman „Herr Lorenz Stark", 1795–1796 in den „Horen" erschienen, großen Anklang.

Erasmus von Rotterdam, 1466–1536, lebte 1521–1529 in Basel; in die Basler Periode fällt die Mehrzahl seiner philologischen und theologischen Schriften. Nach dem Siege der Reformation in Basel siedelte er nach Freiburg über, starb aber auf einer Reise in die Niederlande in Basel. Das „Encomium moriae" (Lob der Narrheit) erschien in Paris 1509. Die Randzeichnungen Hans Holbeins finden sich in einem Exemplar der Frobenschen Ausgabe von 1514.

Fabre d'Eglantine, 1755–1794, französischer Schauspieler und erfolgreicher Lustspieldichter. Nach Ausbruch der Revolution bereicherte er sich in Gemeinschaft mit Danton, wurde auch mit seinem Gönner guillotiniert. Von ihm stammt der republikanische Kalender. „Philinte ou la Suite des Misanthropes", erschienen 1790.

Falconet, 1716–1791, französischer Bildhauer und Kunstschriftsteller. 1766–1778 schuf er in Petersburg das Reiterstandbild Peters des Großen. Seit 1778 Direktor der Maler- und Bildhauerakademie in Paris.

Fielding H., 1707–1754, Bühnen- und Romanschriftsteller. Seine humoristischen Romane sind gelungene Gegenstücke zu Richardsons sentimentalen. Sehr bekannt ist sein „Tom Jones, or the history of a foundling" (1749).

Fleck F., 1757–1801. Seit 1783 in der Döbbelinschen Theatertruppe an der Berliner Bühne, dem späteren Nationaltheater, als Schauspieler und Regisseur tätig. Seine Glanzrollen: Götz, Karl Moor, Otto von Wittelsbach, Lear, Wallenstein, Oberförster in den „Jägern".

Florian, 1755–1794, Verfasser von Schäferromanen im Geschmack seiner Zeit und anmutigen Possen. Am berühmtesten sind seine „Fables" (1792). Die „Nouvelles", der Prinzessin Lamballe zugeeignet, erschien 1784.

Fontenelle, 1657–1757, Neffe Corneilles, seit 1691 Mitglied der Akademie. Er war ein äußerst fruchtbarer, vielseitiger Schriftsteller, ohne Originalität, aber mit stilistischer Begabung. Seine „Éloges des académiciens" 1708 und 1719 sind Muster der akademischen Lobrede.

Fontenoy, Dorf im Hennegau an der Schelde. Hier besiegte im österreichischen

Erbfolgekrieg der Marschall von Sachsen 1745 die Engländer und brachte dadurch Brüssel in französische Hände.

Formey, 1711–1797, eklektischer Philosoph, Freund Friedrich des Großen, seit 1788 Direktor der philosophischen Klasse an der Berliner Akademie der Wissenschaften. Unter seinen Werken, die er, ein Sproß einer französischen Emigrantenfamilie, in französischer Sprache schrieb, sind besonders charakteristisch: „La belle Wolfienne“ (1741–1753), ein Abriß der Wolffschen Philosophie, „Émile chrétien“, Berlin 1764, „Frédéric le Grand, Voltaire, Jean-Jacques, d'Alembert“ (1789).

Foulons, 1717–1789, Finanzintendant, wurde nach Neckers Entlassung am 11. Juli 1789 zum Finanzminister ernannt. Er war infolge seiner Geldgier und Habsucht beim Volke äußerst verhaßt, wurde von den Aufständischen aus seinem Landhaus nach Paris gebracht und an einem Laternenpfahl aufgeknüpft.

Fox Ch. J., 1749–1806, berühmter englischer Staatsmann, stand mit Burke in Opposition gegen Pitt, trat für die Autonomie der amerikanischen Kolonien ein und sympathisierte im Gegensatz zu Burke mit der französischen Revolution.

Froissart, 1333–1419, schrieb seine „Chronique“ als Gefolgsmann von Fürsten und edlen Frauen während seiner Reisen. Sie trägt den Charakter improvisierter, kritikloser Fülle, gibt aber ein treues Bild des kriegerischen und feudalen Lebens im 14. Jahrhundert.

Füßli J. H., 1742–1825, aus der schweizerischen Malerfamilie Füßli, seit 1788 Mitglied der Londoner Akademie, schuf neue Gemälde für die Boydel'sche Shakespeare-Galerie und einen Bilderzyklus zu Miltons „Verlorenem Paradies“.

Gabrielle d'Estrées, Geliebte Heinrich IV., Stammutter der Herzoge von Vendôme.

Garve, 1742–1798, Nachfolger Gellerts an der Leipziger Universität, übersetzte Fergusons „Moralphilosophie“ (1772), Burkes „Über den Ursprung unserer Begriffe über das Erhabene und Schöne“ 1773). Er selbst schrieb „Über die Neigungen“ (1764), „Über die Verbindung der Moral mit der Politik“ (1788).

Gellert, 1715–1769. Die „Fabeln und Erzählungen“ erschienen 1746 in Leipzig.

Genfer Unruhen. Gemeint sind die Kämpfe der Genfer Bürger gegen die Patrizier, welche 1782 durch das Einrücken französischer und piemontesischer Truppen zugunsten des Rats entschieden wurden. Doch dauerte die Unzufriedenheit fort und erst die französische Revolution brachte eine Änderung in den Genfer Verhältnissen im Sinne der Volksherrschaft.

Geßner Salomon, 1730–1788. Der Stoff seiner Prosaidylle „Daphnis“ (1754) ist der Amiot'schen Übersetzung des Longos entnommen.

Gibbon, 1737–1794. Seine „History of the decline and fall of the Roman Empire" erschien 1782–1788 in London; er hatte 18 Jahre an diesem Werke gearbeitet, vollendet wurde es 1787 in Lausanne.

Gilibert, 1741–1814, Professor der Botanik in Wilna, später in Lyon. Die „Flora lithuanica" erschien 1782 in Wilna, die „Synopsis plantarum horti Lugdunensis" 1810 in Lyon.

Girardon, 1630–1715, französischer Bildhauer im Geschmacke der Antike. Am bekanntesten sind unter seinen Werken das Grabmal Richelieus in der Sorbonnekirche und die Statuen im Garten von Versailles.

Gleichen, Ernst Graf von, geriet nach der Sage im Jahre 1228 in Palästina in Sklaverei. Er entfloh mit Melechsala, der Tochter seines Herrn, und erwirkte vom Papst die Erlaubnis, zwei Frauen zu haben. Die getaufte Türkin wurde von der Gräfin freundlich aufgenommen. Der angebliche Grabstein des Grafen befindet sich jetzt im Erfurter Dom. Die Sage von der Doppelehe des Grafen wurde von Musäus im Volksmärchen „Melechsala" benützt.

Gluck, 1714–1787. Seine Oper „Orfeo ed Euridice" wurde 1762 in Wien zum erstenmal aufgeführt. In Paris hatte er an dem Vertreter der italienischen Oper Piccini einen gefährlichen Rivalen, den er durch seine „Iphigénie en Tauride" 1779 niederrang.

Goethe, 1749–1832. „Werther" erschien 1774.

Goldsmith, 1728–1774. „Vicar of Wakefield" (1766).

Grammont Philibert (1621–1707). Die seinen Namen tragenden Mémoires sind angeblich nach seinem Diktat von Hamilton (1646–1720) geschrieben. Sie erschienen 1713 und gelten als das interessanteste Werk der französischen Memoirenliteratur.

Grey Anna, 1537–1554, wurde von ihrem Schwiegervater John Dudley, Herzog von Northumberland, am 10. Juli 1553 auf Grund des Testamentes Eduard VI. zur Königin ausgerufen. Aber als Maria die Katholische in London einzog, fiel den Strafmaßnahmen gegen die Protestanten auch Johanna Grey zum Opfer; sie wurde am 12. Februar 1554 hingerichtet.

Grenville, 1759–1834, war 1790 Staatssekretär des Innern und Präsident des indischen Kontrollamtes. Als Anhänger Pitts stand er der französischen Revolution ablehnend gegenüber.

Grétry, 1741–1813, von seinen Zeitgenossen „Molière de la musique" genannt, personifiziert die französische Schule der Komischen Oper: „Raoul Barbe-bleue" (1789) „Pierre le Grand" (1790).

Haller, A. v., 1708–1777. „Die Alpen", 1729, „Versuch schweizerischer Gedichte" (1732), „Vom Ursprung des Übels" (1734).

Hamilton H. D., 1734–1806, irischer Maler, Mitglied der Dubliner Akademie seit 1791, tüchtiger Porträtist.

Händel, 1685–1759. Das Oratorium „Messias" wurde zum erstenmal in Dublin 1741 aufgeführt.

Hastings W., 1732–1818, war 1773–1785 Generalgouverneur von Ostindien. Nach seinem Rücktritt wurde er von Burke vor dem Unterhause wegen Amtsmißbrauch angeklagt. Der Staatsprozeß begann im Februar 1788 und endete 1795 mit einem Freispruche.

Haydn, 1732–1809. „Stabat mater" (1771).

Helvetius, 1715–1771, Philosoph materialistischer und sensualistischer Richtung, stand im Verkehr mit Friedrich II., Diderot, d'Alembert und anderen bedeutenden Männern. Sein Werk „De l'esprit" (1758) wurde als staats- und religionsgefährlich vom französischen Parlament verbrannt.

Herder, 1744–1803. „Älteste Urkunde des Menschengeschlechtes" (1774–1776), „Paramythien", mythische Erzählungen diktatischen Inhalts 1785, im ersten Bande der „Zerstreuten Blätter", „Gott", ein Gespräch, 1787.

Heß J. J., 1741–1828, war, als Karamsin in Zürich weilte, Diakonus dortselbst, 1795 wurde er Oberpfarrer. Er begründete die Leben Jesu-Literatur durch seine „Lebensgeschichte Jesu" 1773.

Heyne, C. G., 1729–1812, war in seiner Zeit der berühmteste Lehrer der Göttinger Universität, an der er seit 1762 als Professor der Philologie wirkte. Sein hervorragendstes Verdienst ist die Begründung der Mythologie und die Einbürgerung der Archäologie unter dem Einfluß Winckelmanns.

Hogarth, 1697–1764. Seine Sittenbilder sind meist in Öl gemalt und in Kupferstich reproduziert.

Holbein Hans der Jüngere, 1497–1543. Seine Freskomalereien im Großratssaal zu Basel stellten Muster von Bürgertugend und Gerechtigkeit dar; sie stammten größtenteils aus den Zwanzigerjahren des 16. Jahrhunderts. Die Lois Corinthiaca malte er 1526. Der Totentanz stammt ebenfalls aus der Basler Zeit. Ein Probedruck befindet sich jetzt im Basler Museum.

Hood S., 1724–1816, britischer Admiral, zeichnete sich im nordamerikanischen Kriege aus, errang im letzten Dezennium des 18. Jahrhunderts große Erfolge gegen die Franzosen. 1788 wurde er Lord der Admiralität.

Horne Took, 1736–1812, englischer Geistlicher und Schriftsteller, wies durch seine 1765 erschienene „Petition of an Englishman" die gegen ihn gerichteten Angriffe der anonymen „Briefe des Junius" zurück; freilich schrieben manche ihm selbst die Autorschaft dieser Briefe zu. Durch seine Stellungnahme für die Unabhängigkeit der amerikanischen Kolonien zog er sich viele Schikanen seitens der Regierung zu. In literarischer Hinsicht betätigte er sich durch seine „Epea pleroenta, or the diversions of purley" (1786).

Howard J., 1726–1790, reformierte das englische Gefängniswesen; seine Besuche in den englischen Gefängnissen zeitigten die Schrift „Slate of the prisons in England and Wales“ (1777).

Howe W., 1729–1814, zeichnete sich im siebenjährigen und im amerikanischen Kriege aus. 1776 schlug er die Amerikaner auf Long Island, besetzte New York und behauptete Philadelphia den Winter 1777–1778 hindurch. Howe wurde durch Clinton abgelöst.

Hume, 1711–1776: „Enquiry concerning human understanding“ (1748), „History of England from the invasion of Julius Caesar to the revolution in 1688“ (1754–1763).

Iffland, 1759–1814, wirkte als Schauspieler und Dramatiker in Gotha, Mannheim und Berlin. Unter seinen Dramen, die sich durch treffende Sittenschilderung und geschickte Mache auszeichnen, erschien „Der Verbrecher aus Ehrsucht“ 1784, „Die Jäger“ 1785.

Irus, der unverschämte Bettler in Ithaka, den Odysseus im Faustkampfe überwand: Odyssee XVIII.

Iwan der Schreckliche, 1530–1584, unterwarf Kasan, Astrachan, begann die Eroberung Sibiriens und brach die Macht der Bojaren durch die grausamsten Maßregeln ebenso wie Ludwig XI. die Macht der Vasallen der französischen Krone vernichtete.

Jaroslaw, Sohn Wladimir des Heiligen, Großfürst von Kiew 1019–1054. Von ihm stammt das Nowgoroder Stadtrecht. Seine Tochter Anna wurde 1051 an Heinrich I. von Frankreich vermählt.

Johnson S., 1709–1784, englischer Essayist und Lexikograph. Sein „Dictionary of the English language“ erschien 1755. Aus seiner reichen literarischen Tätigkeit seien seine Shakespeare-Ausgabe (1765) und sein Kampf gegen Macpherson in der Echtheitsfrage der Ossian-Lieder um 1775 hervorgehoben.

Jommelli, 1714–1774, Opernkomponist und Kirchenmusiker. Sein zweistimmiges Miserere und das Requiem, die bedeutendsten seiner Kirchenwerke, schrieb er kurz vor seinem Tode.

Jouvenet, 1644–1717. Seine Bilder, die religiöse Motive behandeln, gehören der Richtung Poussins an. Von ihm stammen u. a. „Die zwölf Apostel“ in der Invalidenkirche in Paris, die „Kreuzabnahme“ im Louvre und das „Magnifikat“ in der Notre-Dame-Kirche.

Kant Immanuel, 1724–1804, Die „Kritik der praktischen Vernunft“ erschien 1788.

Kauffmann Angelika, 1741–1807, hielt sich 1765–1781 in London auf.

Keith, 1696–1758, gebürtiger Schotte, zuerst in spanischem, dann in russischem Kriegsdienste, wurde 1747 von Friedrich dem Großen zum Feldmarschall und später zum Gouverneur von Berlin ernannt. Er kämpfte bei Lobositz, Prag und Roßbach, belagerte 1758 Olmütz. Bei Hochkirch fiel er durch einen Brustschuß. Friedrich ehrte sein Andenken durch Aufstellung seiner Statue auf dem Wilhelmsplatz (1786).

Kircher Athanasius, 1601–1680, gelehrter Jesuit, Professor der Mathematik, sowie des Hebräischen und Syrischen in Würzburg, später in Rom. Er befaßte sich auch mit Archäologie und Ägyptologie, erfand unter anderem den Brennspiegel, die laterna magica. Seine umfassende Gelehrsamkeit kam in einer Reihe lateinisch geschriebener Werke zum Ausdruck.

Klaproth M. H., 1743–1817, Professor der Chemie an der Berliner Universität, hat das Uran, Titan, Tellur entdeckt und zahlreiche Mineralanalysen geliefert.

Kleist, E. v., 1715–1759, „Der Frühling" 1749.

Klopstock, 1724–1803, war auf Einladung Bodmers nach Zürich gekommen, wo er von Juli 1750 bis Februar 1751 lebte. Die Ode „Der Zürchersee" erschien 1750.

Kotzebue, A. v., 1761–1819. Sein sentimentales Drama „Menschenhaß und Reue" (1789) fand großen Beifall und regte sogar mehrere Fortsetzungen an.

Kramer, siehe Cramer.

Kulibin, 1735–1818, russischer Mechaniker, verfertigte als Autodidakt ungemein künstliche Uhrwerke, Teleskope, Mikroskope. Seit 1770 stand er im Dienste der Petersburger Akademie der Wissenschaften. Er baute das Modell einer einbögigen Brücke ohne Stützpfeiler, konstruierte Tascheneleklrophore, einen riesigen Brennspiegel, einen dreirädrigen Selbstfahrer und sogar ein Schiff, das „gegen das Wasser mit Hilfe des Wassers ging".

Lafayette, 1757–1834. Der Freund Washingtons spielte, aus Amerika zurückgekehrt, im Beginn der französischen Revolution eine große Rolle. Vom Adel aus Riom in der Auvergne in die Generalstände gewählt, brachte er am 11. Juli 1789 in der Nationalversammlung die „Menschen- und Bürgerrechte" ein. Am 25. Juli wurde er Kommandant der Nationalgarde. Am Föderationsfeste, 14. Juli 1790, leistete er als Vertreter der Nationalgarde den Eid. Da er auf ein konstitutionelles Königtum hinarbeitete, stand er damals zwischen der Hofpartei und den Republikanern.

Lafontaine, 1621–1695, wurde von Ludwig XIV. wenig geschätzt, am Hofe wußte bloß Fénelon den Naturdichter zu würdigen.

Laharpe, siehe Delharpe.

Lalande, 1732–1807, seit 1761 Professor der Astronomie am Collège de France. Seine „Astronomie" erschien 1764.

Lamballe, Prinzessin von, 1749–1792, seit 1774 Freundin und Hausintendantin der Königin Marie Antoinette.

Lavater, 1741–1801: „Physiognomische Fragmente ...", 1775–1778 wurden von Goethe begeistert aufgenommen; „Handbibliothek für Freunde" (1790–1794).

Lavoisier, 1743–1794. Seine Arbeiten waren in der Chemie epochemachend; sie bezogen sich auf die Theorie des Verbrennungsprozesses, der alkoholischen Gärung usw. Der „Traité de chemie" erschien 1789. Lavoisier endete, als ehemaliger Generalpächter wegen Erpressung verurteilt, auf dem Schafott.

Law, 1671–1729. Seine Theorie über das Kreditwesen „Money and trade" (1705): „Papiergeld als Ersatz für das Metallgeld, Vereinigung kleiner Kapitalien" fand 1716 durch Errichtung einer Privatbank auf Aktien in Paris ihre Verwirklichung. Die Bank, seit 1718 Staatsbank, hatte ebenso wie die von Law begründete Compagnie des Indes ungeheuren Erfolg und Law wurde 1720 Generalkontrolleur der Finanzen. Doch schon im selben Jahr trat der Bankerott ein; Law floh und starb in Venedig in Armut.

Lebrun C., 1619–1690, studierte Poussin und die Antike in Rom, wurde unter Ludwig XIV. Hofmaler und Direktor der Pariser Akademie. Er schuf die Alexander-Schlachten im Louvre (1660–1662), schmückte die Schlösser von St. Germain und Seeaux aus und begann die Dekoration der großen Galerie in Versailles, wobei er die Taten Ludwig XIV. als Motive verwendete. Lebrun galt zu seiner Zeit als erste Größe seines Faches.

Lecouvreur, 1692–1730, seit 1717 berühmte Tragödin an der Comédie Française, stand im Verkehr mit den bedeutendsten Männern ihrer Zeit. Voltaire richtete Gedichte an sie; ihr Verhältnis zum Grafen Moritz von Sachsen ist von Scribi in „Adrienne Lecouvreur" dramatisch behandelt.

Lekain, 1728–1778, gründete 1748 in Paris ein Privattheater, war seit 1752 Mitglied der Comédie Française. Voltaire nannte ihn den einzigen wahrhaft tragischen Schauspieler.

Le Moine, 1688–1737. Von ihm stammt die Deckenmalerei im großen Saale zu Versailles: „Die Apotheose des Herkules."

Lenclos, Ninon de, 1616–1706. Im Hause der geistreichen und feingebildeten Hetäre verkehrten Scarron, Molière, Fontenelle, Larochefaucould; der Selbstmord ihres Sohnes Villiers wegen seiner Liebe zur eigenen Mutter wurde von Lesage im „Gil Blas" benützt.

Lenôtre, 1613–1700, Maler und Architekt, legte den Garten der Villa Ludovisi in Rom im Renaissancestil an. In den Jahren 1650–1653 schuf er den Garten von Versailles, dem die Gärten von Trianon, Meudon, St. Cloud, Chantilly, St. Germain folgten, ebenso ist der ältere Teil des Jardin des Tuileries von ihm ausgeführt. Nach Lenôtres Entwürfen sind auch die Gärten von Greenwich und der St. James-Park in London angelegt.

Lenz, 1751–1792, weilte von März bis November 1776 in Weimar; 1777 wurde er wahnsinnig, 1779 brachte ihn sein Bruder in seine Heimat Livland zurück; 1781 kam er nach Moskau, wo er auch starb.

Levaillant, 1753–1824, bereiste 1780–1785 Innerafrika: „Voyage dans l'intérieur de l'Afrique" (1790) und „Second voyage dans l'intérieur de l'Afrique" (1796); außerdem verfaßte er einige ornithologische Werke.

Levesque, 1736–1812, wurde von Diderot der Kaiserin Katharina II. empfohlen und wirkte 1773–1780 als Professor der schönen Wissenschaften an der Petersburger Kadettenschule. Unter seinen historischen Werken erschien die „Histoire de Russie" 1782 in Paris.

Lips J. H., 1758–1817, Maler und Kupferstecher, 1789–1794 Professor an der Weimarer Zeichenakademie, starb in seiner Heimat Zürich. Unter seinen Kupferstichen befinden sich viele Porträts berühmter Zeitgenossen.

Lloyd, Cafétier in der Londoner City, gründete 1696 für seine Gäste das wöchentlich erscheinende Handelsblatt „Lloyd's News", das nach einer Pause seit 1726 als „Lloyd's List" weiter erschien und hauptsächlich dem Seeversicherungswesen diente. Die interessierten Kreise gründeten 1771 die Gesellschaft „New Lloyds".

Lomonossow, 1711–1765, Naturforscher, Historiker, Philologe und Dichter. Lomonossow hat die russische Literatursprache geschaffen, seine epochemachende „Russische Grammatik" erschien 1755. Als Lyriker schrieb er Oden und Lehrgedichte nach französischem Muster; am bekanntesten waren die Oden „Auf die Einnahme Chotins" und „Auf den Sieg bei Poltawa".

Lucas, 1664–1737, bereiste 1688–1736 Griechenland, Kleinasien, Ägypten und Spanien und brachte viele Altertümer, besonders Medaillen, von seinen Reisen mit: „Voyage au Levant" (1704–1714), „Voyage dans la Grèce, l'Asie Mineure, la Macedoine et l'Afrique" (1710), „Voyage dans la Turquie, l'Asie, Sourie, Palestine, Haute et Basse Egypte" (1719).

Luther, 1483–1546, trat am 17. Juli 1505 ins Augustinerkloster zu Erfurt ein, empfing daselbst am 2. Mai 1507 die Priesterweihe. In den Gewissenskämpfen, die er in der Erfurter Zelle durchmachte, fand er in dem Ordensprovinzial Staupitz einen wohlwollenden Berater, der ihn 1508 an die Universität Wittenberg brachte. Vom Herbst 1509 bis Ostern 1511 wirkte Luther wieder in Erfurt.

Mably, 1709–1785, Theologe und Diplomat, verurteilt die staatliche Ordnung seiner Zeit und will die Politik auf moralischer Grundlage aufbauen. „Parallèle des Romains et des François par rapport an gouvernement" (1740), „Le droit public de l'Europe" (1748!, „Entretien de Phocion sur le rapport de la morale avec la politique" (1763).

Maintenon, Madame de, 1655–1719, Enkelin des Hugenottenführers Agrippa von Aubigné, Gattin des Dichters Scarron, erzog die Kinder der Marquise von Montespan, wurde die Freundin und 1685 die morganatische Gattin Ludwig XIV.

Malebranche, 1638–1715, Theologe und Philosoph. Aus dem Studium der Cartesianischen Philosophie erwuchs sein Werk „De la recherche de la vérité“ (1674). Seine Erkenntnistheorie, charakterisiert als vision en Dieu, bildet den Übergang von Descartes zu Spinoza.

Malherbe, 1556–1628, Dichter am Hofe Heinrich IV. und der Maria de Medici. Seine Oden, Sonette, Paraphrasen, Chansons zeichnen sich durch Reinheit der Sprache und des Reimes aus, aus dem er den Hiatus verbannte, er gab auch dem Alexandriner die feste Cäsur im sechsten Fuß. Die von Karamsin zitierten Stanzen stammen aus der „Consolation à M. du Perier, gentilhomme d'Aix en Provence, sur la mort de sa fille“ (1607).

Mara, 1749–1833, Opernsängerin in Berlin, Wien, 1782 in Paris, später in London, wo sie in den Händelschen Oratorien große Erfolge hatte; sie starb in Reval als Lehrerin. Zelter nennt sie „die erste, deutsche Sängerin“.

Maréchaussée, berittene Polizeiwache in Frankreich, seit der Revolution durch die Gendarmerie ersetzt.

Marmontel, 1723–1799, Dramatiker und Romanschriftsteller, versuchte sich auch in der Theorie des literarischen Schaffens. Die „Poétique française“ (1763) klingt in ihrer Kritik Racines und Boileaus an die Tendenzen der Romantik an. Karamsin spricht von den „Contes moraux“ (1761).

Marot, 1497–1544, stand durch seine anmutigen Verse am Hofe Franz I. bei dessen Maitresse der Herzogin von Etampes und bei der Geliebten des Dauphins Diana von Poitiers in hoher Gunst. Wegen seiner Neigung zum Protestantismus endete er nach vielen Verfolgungen im Exil in Turin. Der „Roman de la rose“ erschien 1527.

Marschall von Sachsen ist der Graf Moritz von Sachsen, Sohn Augusts des Starken und der Gräfin Königsmark (1696–1750). Wegen seiner militärischen Erfolge wurde er 1744 zum Marschall von Frankreich ernannt. Er stand in engen Beziehungen zu Adrienne Lecouvreur. Die Schriftstellerin George Sand ist ein Nachkomme seiner natürlichen Tochter. In der Thomaskirche in Straßburg befindet sich sein Grabmonument, von Pigalle 1765–1776 gearbeitet.

Matthisson, 1761–1831, deutscher Dichter. 1781–1784 Lehrer am Philanthropin in Dessau, begleitete den jungen livländischen Grafen von Sievers auf dessen Reisen durch Deutschland. 1788–1790 hielt er sich bei seinem Freunde Viktor von Bonstetten zu Nyon am Genfersee auf. Seine Gedichte fanden den Beifall Wielands und Schillers, wurden aber von A. W. Schlegel

im „Athenäum" wegen der unwahren Empfindung und gekünstelten Sprache getadelt.

Maury J. S., 1746—1817, bekannter Kanzelredner. Vom Klerus von Lions 1789 in die Nationalversammlung entsandt, führte er die monarchisch-feudalen Rechte und stand in Opposition gegen Mirabeau. Nach Auflösung der Constituante ging er nach Rom, wo er 1794 zum Kardinal ernannt wurde. Seine Ernennung zum Erzbischof von Paris durch Napoleon (1810) wurde vom Papst nicht anerkannt. Nach der Restauration ging er nach Rom, wo er auf seine geistlichen Würden Verzicht leisten mußte.

Mendelssohn, 1729—1786, jüdischer Popularphilosoph deistischer Richtung. Die „Philosophischen Gespräche" wurden von Lessing 1755 zum Druck befördert; sie verteidigen den Leibnitz'schen Optimismus gegen Voltaire. Seine „Phädron, oder über die Unsterblichkeit der Seele, in drei Gesprächen" (1767) sucht im Anschlusse an Wolffs Metaphysik das persönliche Dasein Gottes zu beweisen. „Jerusalem, oder über religiöse Macht und Judentum" (1783) zeigt freie religiöse Ansichten, doch blieb Mendelssohn dem konfessionellen Judentum treu und wies den Bekehrungsversuch Lavaters entschieden zurück.

Mercier S., 1740—1814, geistvoller Historiker und Dramatiker, Deputierter des Konvents, später im Rate der Fünfhundert. Die Sittenschilderung „Tableau de Paris" (1781—1789) setzte er durch „Le nouveau Paris" (1800) fort. „L'essai sur l'art dramatique" (1773) wendet sich gegen den Klassizismus, „L'an 2440" (1770) ist ein Zukunftsbild im Sinne der Revolution. Das Drama „Montesquieu à Marseille" erschien 1784. Er gab die erste Übersetzung von Schillers „Jungfrau von Orleans" heraus.

Mesmer, 1733—1815, Arzt und Naturforscher, propagierte mit Pater Hell in Wien den „tierischen Magnetismus": „Sendschreiben an einen auswärtigen Arzt über die Magnetkur" (1775). Im Jahre 1778 ging er nach Paris, wo der Magnetismus Modesache wurde; eine von Staats wegen durchgeführte Untersuchung seiner Heilmethode fiel ungünstig aus und Mesmer kehrte nach Deutschland zurück.

Mignard, 1612—1695, genannt le Romain, weil er den größten Teil seines Lebens in Rom zubrachte. Im Auftrage Ludwig XIV. (1657) schuf er die Freskomalereien in der Kuppel der Kirche Val de Grâce und viele Gemälde im Versailler Schloß. Seine Porträts gelten als die besten der älteren französischen Schule.

Milton, 1608—1674, bekleidete während der ganzen Dauer der englischen Republik (1649—1660) das Amt eines Geheimschreibers für die lateinischen Ausfertigungen, „Latin Secretary".

Mirabeau, 1749—1791, kam 1789 als Deputierter des dritten Standes von Aix in die Generalstände. Am 7. Mai 1789 gründete er das „Journal des États-Generaux", das später unter dem Titel „Lettres du compte de

M. à ses commettants" erschien. Am 23. Juni 1789 gab er im Namen der Deputierten des dritten Standes die Erklärung ab, daß sie nicht auseinandergehen, sondern nur der Macht der Bajonette weichen würden. Im Streben nach einer freien, jedoch monarchischen Verfassung trat er am 6. November 1789 für die beratende Stimme der Minister in der Nationalversammlung ein, aber ohne Erfolg. Im Mai 1790 setzte er das Recht der Krone, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, durch.

Molé F. R., 1734—1802, war mehr als vierzig Jahre eine der Größen der Comédie Françoise, wurde mit seinen Berufsgenossen Monvel und Grandmesnil zum Mitglied des Instituts ernannt.

Moltke J. S., 1765—1843, Enkel des dänischen Staatsministers Adam Gottlob Grafen von Moltke. Er nannte sich zur Zeit der französischen Revolution „citoyen Moltke". Später trat er unter Dahlmanns Führung für die Verfassung Schleswig-Holsteins ein. Seine literarische Tätigkeit ist unbedeutend.

Monsieur, Titel des ältesten Bruders des Königs von Frankreich.

Montaigne, 1533—1592, französischer Skeptiker und Moralist. Seine „Essais" (1580—1588) stellen eine skeptisch epikureische praktische Philosophie vor. Sein „Journal du voyage de Michel M. en Italie, par la Suisse et l'Allemagne" kam erst 1774 in die Öffentlichkeit.

Montesquieu, 1689—1755: „Les Lettres Persanes" (1721), „Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence" (1734), „De l'ésprit des lois" (1748).

Montfaucon, 1655—1741, gelehrtes Mitglied des Benediktinerordens, bereiste 1698—1700 behufs gelehrter Forschungen Italien. Seine antiquarische und philologische Gelehrsamkeit legte er in zahlreichen lateinischen, französischen Werken und Klassikerausgaben nieder. „Les monuments de la monarchie française" (1729—1733).

Monvel, 1745-1812, bedeutender Schauspieler an der Comédie Française, verfaßte eine Reihe erfolgreicher Lustspiele und komischer Opern.

More, Sir Thomas, 1478—1535, Kanzler Heinrich VIII. von England, wurde wegen seiner Weigerung, die Scheidung des Königs von Katharina anzuerkennen, als Hochverräter hingerichtet. Sein berühmtes Werk „De optimo statu rei publicae deque nova insula Utopia" erschien 1516 in Löwen.

Moriz K. Ph., 1757—1793: „Magazin für Erfahrungsseelenkunde" (1783—1793), „Die Reisen eines Deutschen in England" (1783), der autobiographische Roman „Anton Reiser" (1785—1790), „Die Reisen eines Deutschen in Italien" (1792—1793).

Moskowisches Journal, wurde von Karamsin nach seiner Heimkehr herausgegeben.

Münnich, Graf, 1683–1767, seit 1721 als Ingenieurgeneral in russischen Diensten. Er baute den Ladoga-Kanal, den Kronstädter Hafen und die Rigaer Festungswerke; 1732 von der Kaiserin Anna zum Generalfeldmarschall ernannt, organisierte er die russische Armee und das Militärbildungswesen. Im polnischen Erbfolgekrieg eroberte er 1734 Danzig, im Türkenkrieg besetzte er 1736 die Krim, erstürmte 1737 Otschakow, eroberte 1739 die Walachei. Er stürzte Biron, mußte aber nach der Thronbesteigung der Kaiserin Elisabeth selbst das von ihm für Biron bestimmte sibirische Exil beziehen. 1762 wurde er von Peter III. rehabilitiert.

Murten im schweizerischen Kanton Freiburg, bekannt durch den Sieg der Schweizer über Karl den Kühnen am 22. Juni 1476.

Musäus, 1735–1787. Die „Physiognomischen Reisen", eine Satire gegen Lavater, erschienen 1778–1779; die „Volksmärchen der Deutschen" (1782–1786) geben die Märchenstoffe wohl nicht volksmäßig naiv wieder, fesseln aber durch liebenswürdigen Humor und anmutige Darstellung.

Myron, griechischer Bildhauer aus dem fünften vorchristlichen Jahrhundert, arbeitete vorzugsweise für den Erzguß. Berühmt sind seine Statue des Schnelläufers Ladas, der Diskobolos, der Martyas u. a.

Nahl, 1710–1781, deutscher Bildhauer. Sein Sohn, der Maler Nahl, ist durch seine Arbeiten für den Weimarer Hof bekannt.

Necker, 1732–1804. Im Jahre 1777 von Ludwig XVI. mit der Leitung der Finanzen betraut, wurde er 1781 wegen des „Compte rendu au roi" entlassen und lebte seit 1784 in der Herrschaft Coppet bei Genf. 1788 von neuem in den Staatsdienst berufen, eröffnete er am 5. Mai 1789 die États généraux. Am 11. Juli 1789 wurde er wieder entlassen und ging nach Coppet zurück. Nach dem Bastillesturm vom König zurückberufen, nahm er September 1790 seine Entlassung, da die Nationalversammlung nicht in eine Anleihe willigte, sondern Mirabeaus Assignatenprojekt votierte.

Nestor, Mönch des Kiewer Höhlenklosters, schrieb um 1091 die Biographie der Fürsten Boris und Gleb. Die „Nestorsche Chronik" ist nicht von ihm, sondern wahrscheinlich vom Igumen Silvester im XI. Jahrhundert verfaßt. Sie wurde zum erstenmal von der Petersburger archäologischen Gesellschaft 1767 ediert.

Nicolai, C. F. 1733–1811, Buchhändler und Literat, befreundet mit Lessing und Mendelssohn. „Beschreibung der Königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam und aller daselbst befindlichen Merkwürdigkeiten" (1769).

Nikon, 1605–1681, russischer Patriarch. Er veranlaßte die Reform der slavischen, kirchlichen Texte nach den griechischen Originalen, wodurch die Sektiererbewegung (Starowjerzi) entstand. Die „Nikonsche Chronik" führt deshalb seinen Namen, weil er sie der Bibliothek des Woskresenskij-Klosters schenkte; sie wurde das erstemal 1767–1792 herausgegeben.

Olschakoff, Hafenstadt und Festung im Gouvernement Cherson; zum erstenmal 1737, zum zweitenmal 1788 von den Russen erobert, seither in russischem Besitz.

Ossian, in den Ossianepen von Macpherson erscheint Find Mac Cumaill, der Held der gälischen Nationalsage, als Fingal.

Öser, 1717–1764, Direktor der Kunstakademie in Leipzig, Lehrer Goethes. In Malerei und Plastik war er Nachahmer der Antike.

Paracelsus, Bombastus von Hohenheim, 1493–1541, war gebürtiger Schwyzer. 1526–1528 wirkte er als Stadtarzt in Basel. Bei seinen Bemühungen, den „Stein der Weisen", die Universalmedizin zu finden, machte er viele Entdeckungen chemischer und pharmakologischer Natur. Nach einem unsteten Leben in Süddeutschland, starb er in Salzburg, wo sich in der St. Sebastianskirche sein Grabmal befindet.

Pascal, 1623–1662, schrieb 1656–1657 „Les provinciales, ou lettres écrites par Louis de Montalte à un provincial de ses amis", ein Meisterwerk von Ironie und Beredsamkeit, anläßlich eines Disputes in der Sorbonne über eine Schrift Arnaulds; er tritt hier als Jansenist gegen die Jesuiten auf.

Pelisson, 1624–1693, Höfling und Literat, stand in intimer Verbindung mit Mlle. de Scudéry. Seine geschichtlichen Arbeiten wurden 1749 unter dem Titel „Histoire de Louis XIV." publiziert.

Pergolese, 1710–1736, italienischer Komponist: „Stabat mater", „Salve regina".

Perrault, 1613–1688, Arzt, Schriftsteller (übersetzte Vitruv); von ihm sind die Ostfassade des Louvre und die Pariser Sternwarte entworfen.

Pfenninger J. K., 1747–1792, Züricher Prediger, neben Lavater Diakonus am Züricher Waisenhaus. „Jüdische Briefe, Erzählungen, Gespräche usw. aus der Zeit Jesus von Nazareth oder eine Messiade in Prosa" (1783 ff).

Pfyffer F. L., geb. 1716 zu Luzern. „Plan de Suisse en relief" von Mechel gestochen (1783).

Philidor, 1726–1795. Opern: „Ernelinde", „Sancho Panse", „Le maréchal ferrant", „Le sorcier". Er war auch Schachtheoretiker: „Analyse du jeu d'échecs".

Piccini, 1728–1800, der gefeiertste italienische Opernkomponist seiner Zeit. In Paris hielt er sich mehrere Jahre hindurch gegen Gluck, bis die Gluckshe „Iphigenie in Tauris" (1779) die Superiorität Glucks entschied. Die Oper „Athis" wurde 1780 aufgeführt.

Pigal, 1714–1785, schuf das dekorative Grabmal des Marschalls von Sachsen in Straßburg.

Piron, 1689–1773, schrieb außer Dramen geistreiche Epigramme.

Pitt William, der Ältere, 1708–1778, war 1756–1761 Staatssekretär, 1766–1768 Ministerpräsident. Die Erfolge der englischen Politik in den Jahren 1757–1761 sind sein Werk. Berühmt ist die Rede, durch die er kurz vor seinem Tode im Oberhaus einen demütigenden Frieden mit den Vereinigten Staaten verhinderte.

Pitt William, der Jüngere, 1759–1806. Wie sein Vater, Mitglied der Whigpartei, bekämpfte er Fox. 1783 wurde er Ministerpräsident; in dieser Stellung setzte er die Indiabill durch, welche die Ostindische Kompanie der Kronkontrolle unterwarf. 1786 schloß er einen vorteilhaften Handelsvertrag mit Frankreich. Der französischen Revolution und Napoleon stand er feindlich gegenüber, er brachte die dritte Koalition zustande. „Les plaideurs", die einzige Komödie Racines (1668), eine Satire auf gerichtliche Willkür, mit Benützung von Aristophanes' Wespen und Rabelais verfaßt.

Platner E., 1744–1818, Professor der Physiologie und Philologie in Leipzig. „Anthropologie für Ärzte und Weltweise" (1772). „Philosophische Aphorismen" (1776–1782).

Platon, 1737–1812, Metropolit von Moskau seit 1775. Er war ein berühmter Kanzelredner, der mehr als 500 Predigten hinterlassen hat. Auch verfaßte er mehrere sehr geschätzte Lehrbücher der Katechese und der Geschichte der orthodoxen Kirche.

Polowzer, ein mongolischer Stamm. Sie verdrängten in der zweiten Hälfte des XI. Jahrhunderts die Petschenegen aus den südrussischen Steppen und unternahmen fortwährend Raubzüge ins russische Gebiet, so daß die russischen Fürsten vom 11. bis 13. Jahrhundert in ununterbrochener Abwehr gegen sie standen.

Pomeranzew, sehr begabter, dramatischer Schauspieler, wirkte 1785–1806 in Moskau; am besten spielte er edle Väter in Dramen und Komödien.

Pope, 1688–1744. „Essay on man" 1733, ein rationalistisches Lehrgedicht über den Ursprung des Übels, stieß auf den Widerspruch Lessings. Die Übersetzung der „Ilias" in Versen erschien 1715–1720.

N. Poussin, 1594–1665, französischer Hofmaler (1640–1642), war der Meister der „heroischen Landschaft".

Ptrw., Abkürzung für Petrowitsch, Sohn des Peter.

Rabaut de Saint-Etienne, 1743–1793, Pastor der Kirche zu Nimes, erwirkte im November 1787 für die Protestanten den état civil. Vom dritten Stande aus Nimes in die Generalstände entsandt, sprach er am 4. September 1789 gegen die königliche Sanktion, am 22./23. August 1789 wurde in die Menschenrechte auf seine Veranlassung die Freiheit des Gewissens aufgenommen. Am 14. März 1790 wurde er gegen die aristokratische und katholische Partei zum Präsidenten der Nationalversammlung gewählt. 1793

endete er als Girondist unter der Guillotine. Von ihm stammt eine Reihe politischer Werke.

Rabelais, 1483–1553. „Gargantua und Pantagruel" in fünf Büchern 1532–1565.

Ramler, 1725–1798; 1790 Direktor des königlichen Nationaltheaters in Berlin. „Oden" nach französischem Muster erschienen 1767. Die Umsetzung der Geßnerschen Idyllen in Hexameter wurde vom Dichter zurückgewiesen.

Rasumowsky, russische gräfliche Familie; von A. G. Rasumowsky, dem morganatischen Gatten der Kaiserin Elisabeth von Rußland, abstammend. Karamsin meint den Sohn Cyrills Grigoryewitsch Rasumowsky (1728–1803).

Raucourt, 1753–1815, berühmte Schauspielerin des Théâtre Français, Darstellerin heroischer Charaktere, war unter dem Wohlfahrtsausschuß arretiert; nach dem Sturze Robespierres wurde sie freigelassen. In ihrer letzten Lebenszeit leitete sie einige Jahre ein Theater in Neapel.

Ravaillac, 1578–1610, ermordete am 14. Mai 1610 Heinrich IV. in der rue de la Ferronerie durch Messerstiche.

Reinhold K. H., 1758–1823, anfänglich Novize bei den Jesuiten zu St. Anna, dann Kleriker bei den Varnabiten zu St. Michael in Wien, trat in Weimar zum Protestantismus über, wurde Mitarbeiter am „Deutschen Merkur" und Wielands Schwiegersohn. 1787–1794 war er Professor der Philosophie in Jena, sodann in Kiel. In seinen philosophischen Werken vollzog er den Übergang von Kant zunächst zu Fichte, später zu Herbert. Der „Versuch einer neuen Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens" (1789) steht noch auf dem Boden der Kantischen Philosophie.

Richardson, 1689–1761, Schöpfer des empfindsamen Familienromanes: „Pamela", das tugendhafte Kammermädchen (1742) in Briefform; „Clarissa Harlowe" (1748) verführt vom Wüstling Lovelace; „Sir Charles Grandison" (1753) der Tugendheld und seine Freundin Miß Biron.

Rivarol, 1753–1801. Französischer Satiriker und Biograph, emigrierte nach Ausbruch der Revolution 1792 und fand nach längerem Aufenthalte in Brüssel und Hamburg ein Asyl am Berliner Hofe. Sein „Discours sur l'universalité de la langue française" (1784) wurde von der Berliner Akademie preisgekrönt. 1828 erschien unter seinem Namen ein „Dictionnaire de la langue française", das aber nicht von ihm stammt.

Robertson W., 1721–1793, Königlicher Historiograph Schottlands. „History of Scotland during the reigns of Queen Mary and King James VI." (1759); „History of the reign of the emperor Charles V." (1769); „History of America" (1777).

Rodney, 1718–1792, englischer Admiral, eroberte 1762 Martinique, besiegte 1780 die spanische Flotte bei Kap St. Vincent, eroberte 1781 die Inseln St. Eustache, Mortisa und Saba. 1782 erfocht er einen glänzenden Sieg

über die französische Flotte bei St. Domingo, wofür er zum Peer und Baron ernannt wurde.

Rohan, bretonisches Fürstengeschlecht. Ein Sproß desselben, Henri, duc de Rohan (1579—1638) war Führer der Hugenotten nach dem Tode Heinrich IV. 1633 verdrängte er im Auftrage Ludwig XIII. die Spanier und Österreicher aus dem Veltlin; er starb an einer Wunde, die er 1638 in der Schlacht von Rheinfelden erhalten hatte, wo er unter dem Herzog von Sachsen-Weimar focht.

Rousseau J. J., 1712—1778, schrieb in der Eremitage im Tal von Montmorency die „Nouvelle Heloïse" (1759), den „Contrat social" und den „Émile" (1762). Einem Haftbefehl, den das Parlament wegen dieses Buches gegen ihn erließ, entzog er sich durch die Flucht nach Motiers-Travers in Neuchâtel, wo die „Lettres écrites de la montagne" entstanden. Die „Confessions" sind ein posthumes Werk. Mit seinem Singspiel „Le devin du village" (1752) beginnt die Entwicklung der opéra comique.

Rumjanzow P. A. (Romanzow), 1725—1796. Er kommandierte in der Schlacht bei Kunersdorf (1759) im siebenjährigen Krieg das Zentrum der russischen Armee, errang große Erfolge gegen die Türken, die zum Frieden von Kütschük Kainardschi (1774) führten. Für seine ruhmvolle Heeresführung erhielt er von Katharina II. den Titel Sadunajsky (Überschreiter der Donau) und den Feldmarschallsrang. Ihm zu Ehren wurden Obelisken in Zarskoje Sjelo und Petersburg errichtet.

Sacchini, 1734—1786, schrieb seine Erstlingswerke in Rom, kam nach glänzenden Erfolgen in Venedig, Stuttgart, München und London 1782 nach Paris, wo er bei Maria Antoinette in besonderer Gunst stand. Dort fanden seine Opern „Chimène", „Dardanus", „Oedipe à Colone" durch ihre dramatische Lebendigkeit und geistvolle Orchestrierung großen Beifall.

Saint Evremont, 1613—1703, wurde 1652 für seine ausgezeichneten Kriegsdienste zum „Maréchal de camp" des Königs ernannt, mußte 1661 wegen eines satirischen Briefes über den pyrenäischen Frieden nach England flüchten und verbrachte den Rest seines Lebens in London. Sein Grab befindet sich in Westminster. Seine satirischen Schriften zeichnen sich durch stilistische Vollendung und weltmännische Philosophie aus. „La comédie des académiciens" erschien 1644. Eine Gesamtausgabe seiner Werke wurde erst nach seinem Tode (1705) in London gedruckt.

Saint Foix, 1698—1776, französischer Literat. Seine „Essais historiques sur Paris" (1754—1776) geben ein interessantes Bild der Sitten und Bräuche der damaligen Zeit.

Saint-Huberty, 1756—1812, berühmte Opernsängerin, an den Publizisten und Diplomaten Antraignes verheiratet, der in den „Mémoires sur les États-généraux, leurs droits et la manière de les convoquer" (1788)

die Abschaffung des Absolutismus predigte. In diplomatischen Sendungen vertrat er in Petersburg und Wien die Interessen der Bourbonen, entrann 1798 durch die Hilfe seiner Frau aus einer durch Bonaparte angeordneten Haft. Das Ehepaar wurde 1812 in einem Dorfe bei London durch den Hausdiener ermordet.

Saint-Lambert, 1716—1803, Mitglied der Akademie. Sein frostig pathetisches Gedicht „Les Saisons" (1769) fand den Beifall der Enzyklopädisten und Voltaires. Die „Poésies fugitives" waren 1759 erschienen. Sein materialistischer „Catéchisme universel" (1798) diente als Lehrbuch der Moral.

Salvator Rosa, 1615—1673, italienischer Maler, Dichter und Komponist, lebte, einen zehnjährigen Aufenthalt (1642—1652) bei den Medicis ausgenommen, in Rom. Berühmt sind seine wildromantischen Landschaften, aber auch einzelne seiner Schlachtenbilder. Seine literarische Produktion bestand in Briefen und Satiren. Sein romanhaftes Leben, er lebte eine Zeitlang als Bandit in den Abruzzen, wurde von Lady Morgan beschrieben.

Sarasin, Bankier, 1605—1654, gehörte mit Pelisson und Menage zum Kreise der Mlle. de Scudéry. Er schrieb geistvolle Improvisationen über nichtige Dinge.

Saurin, 1677—1730, berühmter Kanzelredner der reformierten Kirche, wirkte in London, später in Genf. Die „Sermons" erschienen 1749 in Druck.

Sauval, 1623—1676, Advokat des Pariser Parlaments, verkehrte im Kreise des Hôtel de Rambouillet. Die „Histoire et Recherches des antiquités de la ville de Paris" erschien erst 1724; diesem Werke sind „Les Amours des rois de France" beigefügt.

Scheraskow, siehe Cheraskow.

Schiller, 1759—1805; „Fiesko" erschien 1783, wurde zum erstenmal 1784 in Mannheim aufgeführt. „Don Carlos" wurde 1787 vollendet.

Schröder F. L., 1744—1816, Schauspieler und dramatischer Dichter. Sein „Vetter in Lissabon. Bürgerliches Familiengemälde in 3 Aufzügen" wurde am 2. Oktober 1784 im Hofburgtheater zum erstenmal aufgeführt.

Schuschun, im mittleren Rußland gebräuchliche Weiberjacke mit Taille, auch kurzer Pelz.

K. C. Schwerin, 1684—1757, preußischer Feldmarschall, siegte bei Mollwitz 1741, zwang 1744 Prag zur Kapitulation, fiel am 6. Mai 1757 vor Prag.

Scudéry, Madeleine de, 1607—1701, eine der berühmtesten Précieuses des Hôtel de Rambouillet, schrieb Schlüsselromane in antiker Form. Ihr berühmtester Schlüsselroman „Artamène, ou le grand Cyrus" (1649—1658) ist um Condé-Cyrus gruppiert. Die Kritik Boileaus vernichtete ihr literarisches Renommee.

Scudéry, Georges de, 1601—1667, verfaßte zahlreiche dramatische Werke und wurde von Richelieu gegenüber Corneille begünstigt. Die Romane, die seinen Namen tragen, stammen von seiner Schwester.

Seydlitz, 1721—1773, verdienter Kavalleriegeneral Friedrich des Großen, der ihm den Sieg über die Franzosen und die Reichsarmee bei Roßbach 1757 verdankte.

Sheridan R. B., 1751—1816, dramatischer Dichter. Als Politiker stand er mit Fox in Opposition gegen Pitt und wurde durch sein Auftreten im Hastings-Prozeß populär. Seine Dramen kämpfen gegen die Heuchelei der englischen Gesellschaft seiner Zeit. Die komische Oper „The Duenna" wird von Byron die beste englische Oper, „The critic" die beste englische Farce genannt. 1777 erschienen die trefflichen Sittenkomödien „A trip to Scarborough" und „The school for scandal".

Sicard, 1742—1822, seit 1789 Nachfolger des Abbé de l'Epée an der Taubstummenanstalt in Paris. Zufällig entging er der Guillotine und konnte ins Ausland fliehen. 1816 wurde er Mitglied der Akademie. Seine „Théorie des signes pour l'instruction des sourds et muets" erschien 1808.

Siddons Sarah, 1755—1831, große Tragödin am Coventgarden-Theater in London 1782—1818. Ihre Hauptrollen waren Lady Macbeth und Katharina in „Heinrich VIII." Sie war auch eine treffliche Bildhauerin.

Simon ist ein Kloster und liegt im Südosten Moskaus am linken Ufer der Moskwa. Vor dem Simonowski-Tore liegt der „Lisenteich."

„Sinaw und Truwor", Brüder des ersten russischen Fürsten Rurik, Hauptfiguren des gleichnamigen Dramas von A. P. Sumarokow; Erstaufführung 1750 am Petersburger Hofe.

Socinianer, eine Sekte, benannt nach ihren Begründern Laelius und Faustus Socinus. Es sind Unitarier, welche die kirchliche Lehre von der Prädestination, Erbsünde und Dreifaltigkeit verwehren, Taufe und Abendmahl nützliche, aber nicht notwendige Zeremonien nennen. Die Unitarier, ursprünglich in der Schweiz heimisch (Mitte des 16. Jahrhunderts), mußten nach Polen, von dort nach Siebenbürgen flüchten, wo sie durch das Toleranzedikt Josefs II. den anderen Konfessionen gleichgestellt wurden. Aus England kamen sie nach Amerika.

Spallanzani, 1729—1799, Professor an verschiedenen italienischen Universitäten, lieferte 1785 den experimentellen Nachweis der Befruchtung des Eies durch den Samenkörper, untersuchte die Fortpflanzung der Frösche, der Infusionstierchen, die Wirkung des Magensaftes und Blutkreislaufes und beschrieb die naturhistorischen Merkwürdigkeiten der von ihm bereisten Länder (1779 war er in der Schweiz, 1785 im Orient). Sein Werk „Expériences pour servir à l'histoire de la génération des animaux et des plantes" erschien 1786 in Genf.

Sterne Lawrence, 1713–1768, gehörte dem geistlichen Stande an. „Sermons" (1760 ff); „The life and opinions of Tristram Shandy" (1759–1767); „Sentimental journey through France and Italy" (1768); „Letters to his most intimate friends" (1775). Yorick ist die Maske des Verfassers, Amandus-Amanda im 232., Corporal Trims Beschreibung der Freiheit im 283. Kapitel des „Tristram Shandy".

Stilling, eigentlich J. H. Jung, 1740–1817. „Heinrichs Stillings Jugend. Eine wahrhafte Geschichte. Berlin und Leipzig, 1777". Der erste Teil seiner zwischen Roman und Bericht gehaltenen Selbstbiographie wurde von Goethe zum Druck befördert.

Stollberg am Harz, Standort der ehemaligen Grafschaft Stollberg, deren Landeshoheit 1815 an Preußen überging. Die Dichter Christian und Fr. L. Stollberg gehörten einer Nebenlinie des regierenden Hauses an. Christian (1748–1821) weilte mit seinem Bruder Friedrich Leopold (1750–1819) und dem Grafen von Haugwitz im Jahre 1775 in der Schweiz. Christian übersetzte die „Homerischen Hymnen", 1782 (einzelne waren schon 1775 im Göttinger Musenalmanach erschienen). Friedrich Leopold verdeutschte Homers „Ilias", 1778.

Sueur, Le, 1617–1655, malte 1645–1649 die jetzt im Louvre befindlichen Bilder „Leben des hl. Bruno" und „Predigt des Apostels Paulus in Ephesos".

Swift J., 1667–1745. Die Satire „Travels of Gulliver" erschien 1726.

Tavernier, 1605–1689, durchreiste in jungen Jahren Europa, 1638–1663 unternahm er Reisen nach Persien, Indien, Sumatra, Batavia. Sein Werk „Voyage en Turquie, en Perse et aux Indes" erschien 1679.

Telemachs Liebe zu Eucharis, der Nymphe Kalypsos, erscheint in Fénelons „Aventures de Télémaque" (1699).

Thomson J., 1700–1748. Seine didaktischen Blankversdichtungen „Winter" (1726), „Summer" (1728), „Spring" (1729), „Autumn" (1730) erschienen später vereint unter dem Namen „Seasons"; Haydn hat das Gedicht im Auszug komponiert.

Tobler, 1732–1808, Archidiakonus in Zürich. Seine Übersetzung der Thomsonschen Jahreszeiten erschien 1766; ihr hat Tobler das „Gemälde von der Weinlese" beigefügt.

Tournefort, 1656–1708, Professor der Botanik und Medizin in Paris. Er bereiste Griechenland und Kleinasien, von wo er eine reiche Ausbeute neuer Pflanzenarten mitbrachte. Sein Pflanzensystem „Institutiones rei herbariae" (1700) war bis Linné allgemein anerkannt. „Éléments de botanique" erschienen 1694, „Voyage au Levant", 1717.

Trenck, Franz von, 1711–1749, der berühmte Pandurenoberst, endete am Spielberg in Brünn. Seine Autobiographie erschien 1748. „Franz von der

Trenck, dargestellt von einem Unparteiischen" mit einer Vorrede von Schubart erschien 1788.

Trenck, Friedrich von, 1726–1794, war ein Vetter des Pandurenführers. Er stand in preußischen Diensten, wurde wegen eines Briefwechsels mit seinem Vetter von Friedrich II. auf der Festung Glatz interniert. Von dort entkommen, trat er in österreichische Dienste und wurde 1754 in Danzig abermals verhaftet. 1763 in Freiheit gesetzt, bereiste er 1774–1777 England und Frankreich, kam beim Ausbruch der Revolution nach Paris und wurde auf Befehl Robespierres als Agent fremder Mächte guillotiniert. Er war auch literarisch tätig; seine Selbstbiographie erschien 1787. „Trencks sämtliche Gedichte und Schriften" erschienen 1786.

Trévoux, Kleinstadt im Departement Ain an der Saône. Die „Mémoires pour l'Histoire des Sciences et des Beaux-Arts" oder „Journal de Trévoux" war eine von den Jesuiten gegründete, literarisch-kritische Zeitschrift, welche die Aufklärungsphilosophie bekämpfte. Sie erschien 1701–1782.

Veronese, 1528–1588. „Familie des Dareus" in der Londoner Nationalgalerie gilt als typisch für Veroneses Farbenfreude.

Vestris, italienische Tänzerfamilie. Gaetano Apollineo Vestris, 1729–1808, feierte 1749–1781 Triumphe an der Pariser Großen Oper, sein Sohn Marie Auguste Vestris (nach seiner Mutter auch Vestris-Allard genannt), 1760–1842, wirkte seit 1772 gleichfalls an der Großen Oper. Er ist der Erfinder der Pirouette.

Voiture, 1598–1648. Berühmt sind seine launigen Chansons und Rondeaux, seine Briefe waren für die französische Prosa epochemachend; als sein Meisterwerk gilt der Brief über die Einnahme von Corbie 1636.

Voltaire, 1694–1778. Die Tragödie „Zaïre" erschien 1732. Mit seiner gelehrten Geliebten Marquise du Châtelet weilte Voltaire 1734–1749 auf dem Landgut Cirey in Lothringen. In Ferney verlebte Voltaire die letzten 20 Jahre seines Lebens in fürstlichem Luxus. In diese Zeit fällt sein Eintreten für den unschuldig hingerichteten Calas. Der Roman „Candide" erschien 1758.

W., Baron, ist der weimarische Oberhofmeister Wilhelm von Wolzogen, 1762 bis 1809, ein Jugendfreund Schillers von der Karlsschule; er heiatete 1796 Karoline von Beulwitz, geborene von Lengefeld, die bekannte Schillerbiographin.

Weisse C. F., 1726–1804, dramatischer Dichter und Jugendschriftsteller, erhielt, nachdem er sich eine Reihe von Jahren als Hofmeister fortgebracht hatte, die Stelle eines Kreissteuereinnehmers in Leipzig. Die „Lieder für Kinder" (1765) wurden ebenso populär wie die pädagogischen Zeitschriften Weisses „Der Kinderfreund" (1776–1782) und „Der Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes" (1783–1792).

Wieland, 1733–1813. „Agathon", 1760–1767; „Komische Erzählungen", 1766; „Musarion", 1768; „Der Mönch und die Nonne auf dem Mittelstein (Sixt und Klärchen), 1775; „Oberon", 1780; „Clelia und Sinibald", 1783.

Wilkes J., 1727–1797, Herausgeber der oppositionellen Zeitschrift „North Briton", wurde wegen seiner Angriffe gegen König und Regierung (1768) aus dem Parlament gestoßen und ins Gefängnis gebracht. Dadurch gewann er eine große Popularität, wurde 1774 zum Lord Major gewählt und behauptete einen Sitz im Parlament 1774–1790.

Willemer, Bankier in Frankfurt a. M. Er heiratete in dritter Ehe die Tänzerin und Sängerin Marianne Jung, Goethes „Suleika".

Winterfeld, 1709–1757, schlug 1745 den General Nádasdy bei Landshut. 1756 schloß er die Kapitulation von Pirna ab, 1757 führte er vor Prag den linken preußischen Flügel und wurde am Halse verwundet. Am 7. September 1757 erhielt er bei dem Versuch, den Jäkelsberg bei Moys zu stürmen, einen tödlichen Brustschuß. Von Friedrich II. wurde er nicht nur als Heerführer, sondern auch als Diplomat sehr geschätzt.

Wladimir der Heilige, erweiterte das Gebiet Rußlands vom Dnjepr bis an die Düna und den Ladogasee. Er trat 988 anläßlich seiner Vermählung mit der byzantinischen Prinzessin Anna zum Christentum über. Vor seinem Tode 1050, schwächte er das Reich durch dessen Teilung unter seine Söhne.

Wolsey, 1471–1530, Kardinal und Erzbischof von York. Er wurde 1515 Lordkanzler, 1529 wurde er gestürzt, da es ihm nicht gelang, die Einwilligung des Papstes zur Lösung der Ehe Heinrich VIII. mit Katharina von Aragonien zu erreichen. Hampton Court Palace wurde 1515 erbaut.

Woronzow, Graf Semen, 1744–1832, russischer Gesandter in London, Neffe des Günstlings der Kaiserin Elisabeth, des Michael Larionowitsch, Grafen von Woronzow.

Wren, 1632–1723, englischer Architekt, erbaute 1675–1710 die Paulskirche in London.

Wyttenbach, geboren 1746, Pfarrer in Bern, verfaßte und übersetzte zahlreiche Reisebücher. „Beiträge zur Naturgeschichte des Schweizerlandes" (1774).

Young E., 1681–1765. „The complaint or Nightthoughts" (1742) sind düstere Betrachtungen über Tod und Unsterblichkeit. Sie hatten ebenso wie seine Satiren „The universal passion" (1726), „The centaur not fabulous" (1755) großen Erfolg. 1759 erschien die Epistel „On original composition".

Zimmermann J. G., 1728–1795, Leibarzt des Königs von England in Hannover, behandelte auch Friedrich den Großen. Seine philosophische Schriftstellerei richtete sich gegen die Aufklärung. „Über die Einsamkeit" erschien 1756.

Aus unserem Verlag

Briefe von Josef Kainz

Herausgegeben und eingeleitet von

Hermann Bahr

Mit drei bisher unbekannten Bildern

4.–10. Tausend

„Hier ist ein Lebensbild von Josef Kainz entstanden, wie es die ziemlich große Literatur über diesen Schauspieler bisher noch nicht annähernd besitzt und wie es wahrscheinlich auch der kunstreichste Biograph nicht stärker geben könnte." (Julius Bab in den Frankfurter Nachrichten)

Karl Goldmark

Erinnerungen aus meinem Leben

Achtzig Jahre alt, schrieb der Komponist der „Königin von Saba" seine Lebenserinnerungen. Ein Buch voll der Reize des Persönlichen, das die bedeutendsten Menschen Wiens von 1848 bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts an uns vorüberführt.

Hugo Wolf

Briefe an Rosa Mayreder

Mit einem Nachwort von Rosa Mayreder

Herausgegeben von

Heinrich Werner

„Das Buch, vornehm ausgestattet (die beiden Bilder Professor Mayreders werden jedem Wolf-Verehrer lieb sein!) bietet dem kunstbeflissenen deutschen Publikum eine Fülle von Anregungen."

(Zeitschrift für Musik, Leipzig)